Zweite Auflage

F. v. Raësfeld

Das Rotwild

Never be betrübt
if
You miss

Das Rotwild.

---

but
very betrübt if
You miss!

A. A.

Das Rotwild.

Naturbeschreibung, Hege und Jagd

des heimischen Edelwildes in freier Wildbahn.

Von

Ferdinand v. Raesfeld,

Königlich Preußischer Forstmeister in Born auf dem Darß.

Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 180 Textabbildungen und 6 Farbentafeln nach Zeichnungen

von

Karl Wagner.

0

Berlin.

Verlagsbuchhandlung Paul Parey.

Verlag für Landwirtschaft, Gartenbau und Forstwesen.

SW., Hedemannstraße 10.

1911.

Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten.

Vorwort zur ersten Auflage.

Die vorliegende Arbeit verdankt ihre Entstehung einer Aufforderung des Verlegers der illustrierten jagdlichen Wochenschrift „Wild und Hund", Herrn Dr. Parey. Wenn ich ihr nachgekommen bin, so habe ich das einerseits mit großer Freude, andererseits mit einem gewissen Zagen getan. Mit Freude, weil mir Gelegenheit geboten wurde, mich längere Zeit eingehend mit einem Stoff zu beschäftigen, der seit vielen Jahren mir lieb und vertraut geworden ist; mit Zagen, weil ich mir der Unzulänglichkeit der eigenen Kraft nur zu gut bewußt bin.

Während der Arbeit hat die Liebe zur Sache mir über das zagende Gefühl hinweggeholfen — aber jetzt, wo ich meine Gedanken, Beobachtungen und Erfahrungen aus der Stille des Waldes hinaus in die Welt sende und sie der Prüfung so vieler, besserer Weidmänner unterbreite, will es sich wieder vordrängen. Indes, einmal im Anschlag, mag ich nicht absetzen — und so bitte ich für das Buch um eine nachsichtige Aufnahme.

Was es enthält, ist dem Leben im Wald, dem Leben mit dem Wild abgelauscht. Dem praktischen Jagdbetrieb entsprungen, will es diesem in

erster Linie dienen. Dazu ist eine genaue Kenntnis der Naturgeschichte des Wildes unerläßlich. Es ist daher der Naturbeschreibung ein breiter Raum gegeben.

Die Behandlung der Hege geht von dem Grundsatz aus, unter Hebung der Stärke des Einzelstückes an Körper und Geweih, der Zahl nach mäßige Wildstände in freier Wildbahn zu erhalten und sie im Walde zu ernähren.

Der über die Jagd handelnde Teil ist überwiegend subjektiver Natur; er will nicht die auf persönlicher und — wie ich mit Dank gegen ein freundliches Geschick sagen darf — reicher Erfahrung beruhenden Ansichten des Verfassers als die allein richtigen hinstellen; er will sie nur der Prüfung des Lesers unterbreiten und dem Anfänger im edlen Weidwerk Gelegenheit zum Lernen und Nachdenken geben.

Mit der Bestimmung des Buches für den Dienst des praktischen Jagdbetriebes war die Hervorhebung und Behandlung alter Gebräuche und Sagen, wie der nur noch bei besonderen Gelegenheiten vorkommenden Jagdarten nicht vereinbar. Wer sich darüber unterrichten will, dem geben die alten Jagdschriftsteller erschöpfende Auskunft.

Mancher wird es wunderlich finden, am Ende des 19. Jahrhunderts noch ein Buch erscheinen zu sehen, das einer in unserem Vaterland angeblich dem Untergang geweihten Wildart gewidmet ist. Diesen Pessimisten möchte ich das Jahr 1848 und seinen jagdlichen Tiefstand entgegenhalten. Unsere Vorfahren haben uns den edlen Hirsch erhalten, und wir werden ihn auch unseren Nachkommen erhalten, wenn wir nur — wollen.

Wo fremde Werke benutzt sind, sind sie im Text angegeben; nur das Buch der Natur ist nicht besonders erwähnt, obgleich es viel zu Rate gezogen ist.

Denjenigen Herren, welche dieser Arbeit ihre freundliche Unterstützung geliehen haben, besonders aber meinem Verleger, Herrn Dr. Parey, für die meine Wünsche weit übertreffende Ausstattung aufrichtigen Dank und Weidmannsheil!

Born auf dem Darß, am Hubertustag 1898.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage sind zwölf Jahre dahingegangen. Einige Jahre ist das Buch vergriffen gewesen. Gern wären Verlag und Verfasser früher mit der vorliegenden Auflage hervorgetreten, wenn dieses nicht durch anderweitige Inanspruchnahme des letzteren vereitelt worden wäre.

Die starke Vermehrung des Buches ist gewiß nicht erwünscht; doch war sie unvermeidlich, wenn die Vollständigkeit gewahrt werden sollte. So haben die über die Geweihbildung, Hege mit der Büchse, Büchse und Schweißarbeit handelnden Teile teils eine völlige Umarbeitung, teils eine erhebliche Vermehrung erfahren.

Möge die neue Auflage eine ebenso freundliche Aufnahme finden, wie sie der ersten zuteil wurde, möge sie dazu beitragen, weidmännischen Sinn zu pflegen, weidgerechtes Jagen zu fördern und so dem deutschen Weidwerk seinen alten Ruhm zu erhalten.

Aber ich kann diesen Wunsch nicht aussprechen, ohne mit dankbarem Sinn aller derer zu gedenken, die durch freundliche Hilfe, Mitteilungen, Darleihung von Untersuchungsgegenständen usw. die Ziele dieses Buches gefördert haben. Unter diesen verdanke ich neben meinem Freunde Karl Wagner, dessen Hand der Buchschmuck entstammt, besondere Unterstützung bei der Korrektur und Aufstellung des Sachverzeichnisses den Herren Forstreferendaren Bredemeier und Paulus.

Der Verlagshandlung bzw. ihrem Inhaber, Herrn Arthur Georgi, sei mein aufrichtiger Dank dargebracht für das stete, opferwillige Entgegenkommen in bezug auf Ausstattung und Buchschmuck.

Born auf dem Darß im Herbst 1910, während die Hirsche schreien.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erster Teil.

Die Naturbeschreibung.

Seite

Erster Abschnitt: Die Stellung der Hirsche im Tierreich, Arten, Verbreitung, ältestes Vorkommen . . . . . 3—6

Zweiter Abschnitt: Beschreibung des Rotwildes. Weidmännische Ausdrücke, das Haar, Spielarten, Haarwechsel, Zahnbildung, Zahnwechsel und Abnutzung, innere Organe, Körpermaße und Gewicht. Das Geweih, innerer Aufbau, Werdegang, Geweihwechsel, die Rose, Fegen, Färbung, chemische Zusammensetzung, Entwicklungsstufen, Geweihmißbildungen, Eigenschaften und Lebensweise, Brunft, Kämpfe, Fegezeit, Setzzeit, Verbreitung . . . . . 7—172

Dritter Abschnitt: Gefahren und Feinde. Erkrankungen durch Einflüsse der anorganischen Natur, durch parasitische Pflanzen, Milzbrand, Wild- und Rinderseuche, Maul- und Klauenseuche, Tollwut, Kreuzlähme. — Innere Schmarotzer: Rachen- und Hautbremsen, Leberegel, Fadenwürmer, Bandwürmer. — Äußere Schmarotzer: Mücken, Stechfliegen, Schmeißfliegen, Lausfliegen, Läuse, Zecken. — Feinde in der höheren Tierwelt: Wolf, Luchs, Fuchs, Marder, Adler, Uhu. Mißbildungen der Geschlechtsteile, des Nasenbeins, der Gehöre, der Schalen. Steine. Merkwürdigkeiten . . . . . 173—196

Vierter Abschnitt: Verhalten zu Feld und Wald. Einschränkung und Verhinderung des Schadens im Feld, im Wald. Schälen, Verbeißen, Zertreten, Herausschlagen von Eicheln und Bucheln aus den Saaten, Fegen und Schlagen. Schutzmittel . . . . . 197—224

Zweiter Teil.

Die Hege.

Erster Abschnitt: Wildpflege. Äsung und Fütterung. Mastiragende Bäume und Sträucher. Erhaltung und Anbau der Weichhölzer. Führung des Holzhiebes im Winter. Anlage und Pflege von Waldwiesen. Freilegung der Heide- und Beerkräuter durch den Schneepflug. Erhaltung und Anbau von äsungspendenden Sträuchern. Anbau von Futtergewächsen: Besenpfriem, Wacholder, Hülsenstrauch, Stachelginster, wilder Jasmin, Brombeere, Waldkorn, perennierende Lupine, Topinambur, Sandwicke, Buchweizen, gemeine Lupine. Wildäcker. Beschränkung der Waldweide und der Waldgräserei. Fütterung, Tränke, Salzlecke, Suhle . . . . . 225—264

Zweiter Abschnitt: Wild- und Jagdschutz. Schutz vor Kälte, Hitze, Insekten, Wasser, Raubwild. Jagende Hunde, Ruhe im Revier. Vermeidung lärmender Niederjagden. Holzlese, Sammeln von Beeren und Pilzen. Mittel gegen Austreten. Die Wildschadenfrage. Abgatterung. Vorbeugung und Verhinderung der Wildfrevel. Suchen nach abgeworfenen Stangen 265—286

Seite

Dritter Abschnitt: Die Hege mit der Büchse. Regelung des Abschusses nach Stückzahl, Geschlecht und Alter. Wildzählung, Beschußplan. Beschußplan für längere Zeiträume. Abschuß von Kälbern, Gelt- und Schmaltieren. Wahlabschuß der Hirsche. Der Platzhirsch. Bildungsfehler, Schönheitsfehler des Geweihes. Verkümmerte und fehlende Augsprossen, unvereckte Enden, enggestellte, endenarme Stangen, Leitergeweih, Tonnenreifengeweih. Idealgeweihe . . . . . 287—342

Vierter Abschnitt. Blutauffrischung und Kreuzung . . . . . 343—350

Dritter Teil.

Die Jagd.

Erster Abschnitt: Einleitung 353

Die zur Jagd erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten. Des Jägers Ausrüstung und Hunde. Die Fährtenkunde. Losung. Die Büchse und ihre Leistung. Zielfernrohr. Hirschfänger und Weidmesser. Jagdtasche. Rucksack. Pürschglas. Horn. Kleidung. Die Hunde. Schweißarbeit. Ältere und neuere Schriftsteller. Nachsuche. Warme, kalte Fährte; Einzelfährte. Niederziehen, Anschneiden, Krankschießen. Totverbellen. Totverweisen. Vorsuche, Bestätigen. Lancieren. Riemenarbeit, Hetze. Schweißhund, Vorstehhund, Teckel. Schweißriemen . . . . . 351—448

Zweiter Abschnitt: Die Jagdarten. Die Pürsche zu Fuß, zu Wagen, mit dem Schießpferd. Der Anstand. Das Drücken oder Riegeln. Die Jagd mit Hunden. Die Lappjagd . . . . . 449—504

Dritter Abschnitt: Die Nachsuche. Schußwirkungen. Pürschzeichen. Kugelschlag, Zeichnen, Eingriffe, Abschuß- oder Schnitthaar, Schweiß, Knochensplitter, Wildpretstücke. Die Feststellung des Anschusses. Der Plan füe die Nachsuche. Die Arbeit des Jägers mit dem Hund. Verlorensuche . . . . . 505—549

Vierter Abschnitt: Das Aufbrechen, Zerwirken, Zerlegen. Die Benutzung und Verwertung des Wildes . . . . . 550—561

Anhang.

I. Übersicht der Jagd- und Schonzeiten des Rotwildes in den deutschen Bundesstaaten und einiger Nachbarländer . . . . . 563—565

II. Weidmännische Ausdrücke, die bei der Jagd auf Rotwild gebräuchlich sind . . 567—578

III. Sachverzeichnis . . . . . 579—583

Verzeichnis der Farbendrucktafeln.

Tafel — Nach Seite

I. Darstellung der Schußwirkungen 512

II. Sommerhaar des Hirsches 520

III. Winterhaar des Hirsches 520

IV. Winterhaar des Alttieres 520

V. Winterhaar des Hirschkalbes 520

VI. Schweißarten 528

Erster Teil.

Die Naturbeschreibung.

„ . . . . . .
Streift er schon durch Wald und Flur,
Und in ernster Stille
Sieht er, lächelnde Natur,
Deiner Reize Fülle.“

Jägerlied.

In grauer Vorzeit. — Irische Riesenhirsche.

Erster Abschnitt.

Die Stellung der Hirsche im Tierreich, Arten, Verbreitung, ältestes Vorkommen.

Die Fortschritte in der Erkenntnis der körperlichen Eigenschaften, der Lebensbedingungen und der Lebensweise der Jagdtiere ergeben sich aus der Vereinigung der Erfahrungen des Weidmannes und der Forschungen des Gelehrten. Was der eine in unmittelbarster Berührung mit der Natur gesehen und erlauscht, wird in der stillen Stube des anderen vertieft und geläutert.

Bilden die Erscheinungen des Tierlebens, wie sie nach außen zu Tage treten, den Gegenstand der Beobachtungen des Jägers, so bleibt die Ergründung des Warum und Woher, der Wechselbeziehungen der Erscheinungen und die Zurückführung derselben auf allgemeine Naturgesetze die Aufgabe des Gelehrten.

Es gebührt daher dem letzteren für die allgemeine Naturbeschreibung das erste Wort; und ich bitte den geneigten Leser, zunächst einem auszugsweise und dem Sinne nach wiedergegebenen Vortrage des Direktors des zoologischen Gartens zu Hannover, Dr. Ernst Schäff, gehalten in der Naturhistorischen Gesellschaft daselbst, zu folgen:

Das Rotwild gehört zur Familie der Hirsche. Die unterscheidenden Merkmale werden wie folgt zusammengefaßt: „Paarhufige Wiederkäuer mit Haarbürsten an der Außenseite der Hinterläufe, Tränengruben unter dem vorderen Augenwinkel, meist mit kurzen oberen Eckzähnen beim Männchen, sowie bei diesem mit periodisch abgeworfenem und erneutem Geweih, welches aus solider Knochensubstanz besteht und auf Fortsätzen der Stirnbeine aufsitzt." Die Haarbürsten an den Hinterläufen finden sich als ein Merkmal von besonderer Bedeutung bei den Hirscharten entweder an der Außenseite des Mittellaufes oder an der Innenseite der Fußwurzel oder an beiden Stellen zugleich.

Die Tränengruben kommen zwar allen Hirscharten, aber diesen nicht ausschließlich zu, sondern sie finden sich auch bei vielen anderen Wiederkäuern. Sie bilden daher kein unterscheidendes Merkmal anderen Familien gegenüber.

Die Eckzähne fehlen vielen Hirschen, bei anderen treten sie nur gelegentlich auf.

Das Geweih, für den Weidmann der wichtigste und begehrenswerteste Teil des Hirsches, stellt sich dem Zoologen nur als ein sekundärer Geschlechtscharakter dar, welcher sich mit Ausnahme des Ren, wo es auch beim Weibchen vorkommt, nur bei dem Männchen, und bei diesem nur zeitweise vorfindet. Es ist daher für die zoologische Bestimmung einer Art nur von untergeordnetem Werte.

Die Schädelbildung der Hirsche ist zylindrisch mit fast gar nicht geknickter Schädelaxe. Bemerkenswert ist der große Gesichtsteil und besonders die große Ausdehnung des Nasenrohres zur Aufnahme desjenigen Organes, das manchen Jägers gespannte Hoffnung jäh vernichtet hat. Charakteristisch ist das Tränenbein mit seiner tiefen Grube und die große „Ethmoidallücke", die sich zwischen Nasenbein, Stirnbein und Oberkiefer ausdehnt.

Auch diese kommt wie die Tränengrube bei anderen Wiederkäuern vor, aber nie in der mächtigen Entwicklung wie bei den Hirschen.

Das Einzelne der vorbezeichneten Merkmale findet sich auch bei anderen Wiederkäuern; doch ist die Gesamtheit derselben genügend, um die Familie der Hirsche hinreichend genau zu umgrenzen.

Brehm bezeichnet die Familie der Hirsche kurz als „geweihtragende Wiederkäuer" und legt damit dem Geweih eine ungleich größere zoologische Bedeutung bei als Dr. Schäff. Doch betont auch er als Unterscheidungsmerkmal der Hirsche von den, von verschiedenen Forschern zu den Hirscharten gezählten Moschustieren die Tränengruben und die Haarbürste an den Hinterläufen.

Folgen wir weiter den Schäffschen Ausführungen: Es lassen sich die Hirscharten in zwei natürliche Gruppen teilen, und zwar auf Grund der Bildung des vorderen Fußskeletts. Zwischen demjenigen Teil, den man im gewöhnlichen Leben das Knie nennt, der jedoch zoologisch als Handwurzel zu bezeichnen ist, und dem Ansatz der Zehen befindet sich ein starker Röhrenknochen (Kanon). Hinten und seitlich an diesem sitzen zwei dünne, stabförmige Knochen, an die sich die beiden Afterklauen (Geäfter) ansetzen. Diese Knochen kommen in zweierlei Art vor: 1. Es sind zwei kurze, am oberen Ende des Kanon sitzende, nur ungefähr bis zu seiner Mitte reichende Knochen, die weit von den zu ihnen gehörigen, die Geäfter tragenden „Fingern" getrennt sind. 2. Diese Knochen liegen hinten und seitlich vom unteren

Ende des Kanon, und sie gelenken mit den Knochen der zugehörigen „Finger", sind dagegen von der Handwurzel weit entfernt. Der englische Zoologe Brooke nannte die Hirsche, die die erstere Bildung zeigen, „plesiometakarpal", diejenigen mit der zweiten „telemetakarpal". Die Hirsche der alten Welt, mit alleiniger Ausnahme des Rehes, gehören der ersteren Gruppe, die der neuen Welt, mit alleiniger Ausnahme des Wapiti, der zweiten Gruppe an. Der englische Anatom Garrod entdeckte ferner an den Schädeln, daß bei der ersteren, also plesiometakarpalen Gruppe, sowie eigentümlicher Weise auch bei dem telemetakarpalen Reh die auf der unteren Fläche des Pflugscharbeins befindliche senkrechte Knochenplatte nicht bis auf die Gaumenbeine reicht und nur eine unvollständige Scheidewand in der Nasenhöhle bildet, während bei der telemetakarpalen Gruppe, jedoch wie eben gesagt mit Ausnahme des Rehes, diese Knochenplatte viel länger ist, ganz bis zu den Gaumenbeinen reicht und eine vollständige Scheidewand in der Nasenhöhle bildet.

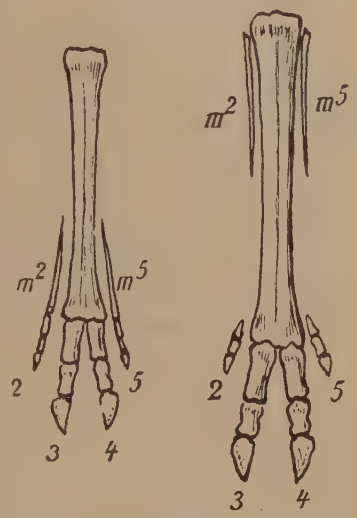


Abbildung 1.
Reh, telemetakarp. Hirsch, plesiometakarp.
Nach Schäff: Jagdtierkunde.

Auch die an den Hinterläufen befindlichen Haarbürsten entsprechen, soweit sie überhaupt vorhanden sind, der Bildung des Vorderlaufskeletts, insofern als sie bei den plesiometakarpalen Hirschen, sowie wiederum bei dem telemetakarpalen Reh, stets in der oberen Hälfte des Hinterlaufes, bei den telemetakarpalen Hirschen jedoch, wieder mit Ausnahme des Rehes, in der unteren Hälfte auftreten. Dementsprechend teilt Brooke die alt- und neuweltlichen Hirsche mit den Ausnahmen des Rehes und des Wapiti in zwei natürliche Gruppen. Schäff selbst teilt die Familie in zirkumpolare, altweltliche — plesiometakarpale — und neuweltliche — telemetakarpale Hirsche. Er rechnet zu der ersten Gruppe das Ren und den Elch, zu der zweiten u. a. das Rotwild und den Axishirsch, zu der dritten u. a. den Virginischen und den Spießhirsch. Eine besondere Stellung nehmen bei dieser Einteilung das Reh und der Wapiti ein. Der letztere, der als nächster Verwandter des Rothirsches hier eine besondere Beachtung verdient, ist plesiometakarpal wie dieser und vielleicht in Amerika eingewandert. Morphologisch unterscheidet er sich von unserem Rothirsch in keiner Weise. Er wird später noch näher erwähnt werden.

Gegenwärtig wird die Zahl der noch lebenden Hirscharten auf 63 angenommen; von diesen bewohnen 2 die nördlichen Teile der Erdhälften. Die übrigen verteilen sich mit 39 auf die alte, mit 22 auf die neue Welt. Australien weist gar keine, Afrika nur eine Art auf. Von den 39 altweltlichen Hirschen gehören 33 der östlichen paläarktischen und der indischen Region an, der letzteren allein 22 Arten. Von den 22 amerikanischen Hirscharten bewohnen 8 die nördliche, 14 die südliche Hälfte Amerikas. Soweit Dr. E. Schäff.

In der Entwicklungsgeschichte der Tierwelt weisen die Hirscharten kein hohes Alter auf. Die ersten hirschartigen Formen treten in der Tertiärformation auf mit

den ersten Wiederkäuern überhaupt.*) Es entwickeln sich zunächst hirschartige Tiere mit noch unvollständig reduzierten Füßen, mit starken Eckzähnen im Oberkiefer und ohne Geweih, deren nur wenig veränderte Nachkommen heute noch in den Moschustieren leben; aus diesen gehen geweihlose und später geweihtragende Hirsche hervor. Als ein Vertreter dieser alten Hirsche ist die Gattung Paläomeryx zu nennen, in der sich Hirsche mit und ohne Geweih vereinigen. Die ältesten Geweihformen zeigen immer nur Gabelbildung; später finden sich solche von sechs Enden, und im jüngsten Pliocän finden sich Hirsche, die an Stärke und Formenreichtum der Geweihe diejenigen aus neuerer Zeit weit übertreffen.

Abbildung 2. Stange eines tertiären Gabelhirsches mit sehr langem Rosenstock und geringer, hoch gelegener Rose. Nach Neumayer „Erdgeschichte".

Von besonderem Interesse ist die Verwandtschaft der Hohlhörner (Antilopen, Schafe, Rinder) mit den geweihtragenden Wiederkäuern, den Hirschen, in vorgeschichtlicher Zeit; die ersteren unterscheiden sich bekanntlich von den letzteren u. a. dadurch, daß bei ihnen die Knochenzapfen des Schädels — entsprechend den Rosenstöcken der Hirsche — groß und stark entwickelt und mit einer einfachen Hornscheide überzogen sind, die nicht gewechselt wird. Bei den letzteren dagegen ist dieser Knochenzapfen — der Rosenstock — kurz, und das Geweih wird jährlich gewechselt.

Nun ist bei den miocänen Gabelhirschen (Abbildung 2) der Gattung Paläomeryx in der Regel der Rosenstock schwach und sehr lang, so daß die Rose etwa in der Mitte der Stange sitzt. Außerdem kommen Formen vor, deren Geweih keine Rose trägt, sondern einen homogenen Knochenfortsatz des Schädels bildet, so daß also ein jährlicher Wechsel nicht stattgefunden zu haben scheint. Diese Gebilde sind zweifellos ein Bindeglied zwischen den Hohlhörnern und den Hirschen. Sie haben sich in dem amerikanischen Gabelbock (Antilocapra americana) bis in die Jetztzeit erhalten, der ein Geweih wie ein Hirsch trägt. Dieses besteht aber aus einem langen, feststehenden Knochenzapfen mit einer schwachen Hornscheide, welch letztere gewechselt wird wie das Geweih des Hirsches.

Im Diluvium finden sich die Reste einer großen Anzahl von Hirscharten, von denen einige sich bis in die Jetztzeit hinein erhalten haben. Hier begegnet man auch zuerst dem Edelhirsch in Gemeinschaft mit dem irischen Riesenhirsch (Cervus euryceros), dessen schaufelartiges Geweih eine Auslage von fast 4 m hatte, dem Reh, dem Damwild, dem Elch und dem Rentier.

*) Vergleiche: Dr. Melchior Neumayer: Erdgeschichte.

Zweiter Abschnitt.

Beschreibung des Rotwildes.

In der Familie der Hirsche wird die Art Rotwild nach Altum durch folgende Merkmale gekennzeichnet: „Eckzähne (Haken) vorhanden. Vorderkörper stark, Läufe hoch und schlank, Hals schlank, unten mit verlängertem Haar; Stirn lang, „Schnauze" schmal; Ohr (Gehör) zugespitzt, von halber Kopflänge, Schwanz (Wedel) von halber Ohrlänge, kurz behaart, Oberhaar derb, gewellt; Farbe im Sommer rötlich-braun (Rotwild), im Winter graubraun; bei den Kälbern bis Oktober braunrötlich mit weißen Flecken. Das Geweih drehrund, geperlt, mit runden Enden."

Bevor auf die nähere Beschreibung eingegangen wird, sollen für den Anfänger im Weidwerk die gebräuchlichsten Kunstausdrücke zusammengestellt werden.

Das männliche Wild heißt Edelhirsch, Rothirsch, Hirsch, das weibliche Wild einschließlich der Kälber Kahlwild*) oder Wild schlechthin, das einzelne Stück Edeltier, Rottier, Tier; dasjenige Tier, welches bereits ein Kalb gesetzt oder doch gebrunftet hat, wird Alttier genannt; das männliche Kalb heißt Hirschkalb, das weibliche Wildkalb; das letztere führt nach Verlauf des ersten Lebensjahres, bis es ein Alttier wird, die Bezeichnung Schmaltier. Die Vereinigung einer Mehrzahl von Stücken heißt Rudel, auch Trupp; das Rudel wird in der Regel von einem Leittier, Kopftier, geführt. Man spricht von

*) Es ist mir wohl bekannt, daß man hier und da auch Spießer und sogar geringe Hirsche zum Kahlwild rechnet, ich kann aber diesem Brauch kein Verständnis abgewinnen. Hirsche sind auf dem Kopf doch nur kahl, wenn sie gerade abgeworfen haben.

einem Rudel Wild, wenn es aus Kahlwild besteht, von einem Rudel Hirsche, wenn es aus Hirschen gebildet wird.

Das Hirschkalb wird zum Spießer, wenn es das erste Geweih (Spieße) trägt; das Geweih wird aufgesetzt und abgeworfen; es ist gut, brav, stark, wenn es sich durch Höhe und Dicke auszeichnet. Es sitzt auf den Rosenstöcken, womit die bleibenden Stirnbeinzapfen bezeichnet werden, besteht aus zwei Stangen, die die Enden und die Krone tragen, und an ihrem unteren Teil von einem wulstigen Ring, der Rose, umgeben sind. Die rundlichen Erhabenheiten an der Oberfläche des Geweihes heißen Perlen; das Geweih ist gut, stark geperlt; die langen rinnenförmigen Vertiefungen heißen Furchen, auch Riefen, Rillen; die mit feinen Haaren bedeckte Haut, die das Geweih während des Wachstums überzieht, heißt Bast, das Geweih selbst in dieser Zeit Kolben, Bastgeweih, der abgefegte Bast das Gefege, die Zeit des Wachstums Kolbenzeit, Bastzeit. Die Endenzahl wird angesprochen, indem man die Enden derjenigen Stange, die die meisten trägt, verdoppelt. Sind sie auf beiden Stangen in gleicher Anzahl vorhanden, so spricht man von einem Hirsch von beispielsweise geraden zwölf Enden, im anderen Fall von ungeraden zwölf Enden; man sagt ein gerader Achter oder Achtender; ein ungerader Zehner. Der Spießer wird durch die hinzukommende Augsprosse zum Gabelhirsch oder Gabler, dieser durch die Mittelsprosse zum Sechsender oder Sechser, dieser durch Teilung der Spitze zum Achter oder Achtender. Aus diesem geht entweder durch weitere Teilung der Endsprosse der Zehnender oder Zehner, Kronzehner, oder durch Hinzutreten der Eissprosse der Eissprossenzehner hervor; die Krone besteht aus drei oder mehr Enden, die über der Mittelsprosse stehen. Durch weiteres Hinzukommen von Enden entsteht der Zwölfender, Vierzehnender usw. Wenn die Enden in der Bastzeit völlig ihre spitze Form erreicht haben, ausgereift sind, so sind sie vereckt; richtiger würde es heißen verreckt; das Wort hat aber eine so unschöne andere Bedeutung, daß es mit Recht wenig gebraucht wird. Das vereckte Geweih wird vom Bast befreit durch Reiben an Stämmen und Aesten, es wird gefegt; der Hirsch fegt. Wenn der Hirsch nach Entfernung des Bastes mit dem Geweih Bäume und Sträucher bearbeitet, so schlägt er.

Der Kopf des Rotwildes heißt Kopf, Haupt, nicht Grind, die Nase Windfang, das Maul Geäse, die Zunge Lecker, Graser, die Eckzähne im Oberkiefer Haken auch Gräne, Graneln oder Kusen; die Augen Lichter, die unter ihnen befindlichen vertieften Hautfalten Tränenhöhlen, Tränengruben; die Ohren Gehöre, Lauscher, Luser, Loser, auch Loßen. Der Hals heißt Hals, auch Träger, die Mähne beim Hirsch Kragen, in Süddeutschland und Österreich Mähne; der Rücken heißt Rücken; die Schulterblätter werden Blätter, auch Vorschlag genannt; der untere Brustteil unter dem Halse vorn heißt Stich, zwischen den Vorderläufen Brustkern; die Beine werden Läufe genannt; die Klauen heißen Schalen, die hornigen Zehen, die in langsamer Bewegung den Boden nicht berühren, Geäfter oder Oberrücken, auch Aftern. Die Seiten des Bauches werden als Flanken oder Flämen bezeichnet; das Wildpret am ganzen Rückgrat heißt der oder das Ziemer oder Zimmer, der Schwanz Wedel,

der After Weidloch, das weibliche Glied Feuchtblatt auch Feigenblatt; der heller behaarte Teil der hinteren Keulen ist der Spiegel, das Euter Gesäuge; das männliche Glied ist die Brunftrute oder Rute; das Geschröte heißt Kurzwildpret, die Hoden Brunftkugeln. Der schwarze Fleck am Bauch des Hirsches in und nach der Brunftzeit ist der Brunftfleck oder Brunftbrand. Er ist wohl zu unterscheiden von dem dunklen bis schwarzen Bauchhaar des Hirsches, das sich mit dem Haarwechsel im Herbst auf der ganzen Unterseite einfindet. Der Brunftbrand ist ein mehr oder minder großer, durch den Austritt der Samenflüssigkeit hervorgebrachter, metallisch schillernder Fleck auf der dunklen Winterfärbung. Die Haut wird Haut oder Decke genannt, das Haar Haar, in Norddeutschland auch Farbe. Die Luftröhre ist die Drossel, der Kehlkopf der Drosselknopf; die Speiseröhre heißt Schlund. Herz, Lunge und Leber bilden das Geräusch; der Magen heißt Pansen, Wanst, Weidsack; er bildet das große Gescheide; die Gedärme heißen kleines Gescheide; Magen und Gedärme zusammen sind das Gescheide. Geräusch und Gescheide zusammen sind der Aufbruch. Das Fleisch heißt Wildpret, das Blut Schweiß, im Süden Farbe, das Fett Feist. Sehen heißt Äugen, Riechen Winden, Wittern, Hören Vernehmen; in Österreich versteht man unter Sichern die besondere Anspannung des Gehörsinnes, unter Verhoffen die Orientierung unter Anspannung aller Sinne zugleich. Der Haarwechsel heißt Färben, das Wild färbt sich; es hat verfärbt, wenn der Haarwechsel beendet ist; die Zeit des Haarwechsels ist die Färbezeit.

Der Eindruck, den die Schalen eines Laufes im Boden zurücklassen, ist der Tritt; mehrere hintereinander stehende Tritte bilden die Fährte. Die festen Ausscheidungen sind die Losung; das Wild löst sich, lost; es näßt, wenn es Wasser läßt.

Wenn das Wild mit den Läufen Moos, Laub usw. wegschlägt, so plätzt es; die Stelle, wo es sich niedergetan, gesetzt hat, heißt das Bett; wenn es sich niedergetan hat, so sitzt es; das Wild steht in einem Revier, es hat seinen Stand darin; es wechselt aus, wenn es das Revier verläßt; es wechselt, wenn es von einem Ort zum anderen zieht; den Pfad, den es dazu benutzt, nennt man Wechsel. Fressen heißt sich äsen, die Nahrung Äsung, das Geäse; es tränkt sich, wenn es trinkt. Ist es fett, so sagt man, es ist feist, gut bei Leibe, gut von Wildpret. Bei schlechter Äsung wird das Wild schlecht; kommt es weiter herunter, so kümmert es; derartige Stücke heißen Kümmerer. Es zieht früh von der Blöße oder vom Felde zu Holze. Kirchgang nennen es die Alten, und sie haben recht; denn wer je ein Rudel Feisthirsche in der Morgenfrühe hat zu Holze ziehen, und eine Anzahl feister Mönche ernst, würdig and gemessen psalmierend hat hintereinander wandeln sehen, dem muß sich die Ähnlichkeit der Erscheinung aufzwingen. Das Wild tritt aus auf die Felder oder auf Waldblößen. Es ist vertraut, zieht vertraut, wenn es sich in vollkommener Ruhe befindet oder bewegt; es trollt, wenn es trabt, wird flüchtig, wenn es galoppiert; es überflieht oder überfällt das Jagdzeug oder Gestell, Weg oder Graben; es durchrinnt einen See, wenn es hindurchschwimmt. Die Begattungszeit heißt Brunftzeit; das Wild brunftet, wenn es sich begattet; der Hirsch beschlägt das Tier; wenn dieses empfangen hat, so ist es tragend oder beschlagen; Döbel, Winckell

u. a. sagen zwar hochbeschlagen; doch dürfte schon des Sinnes wegen in dieser Beziehung Hartig zu folgen sein, der ein Stück hochbeschlagen nennt, wenn es hoch trächtig ist, also sich dem Ende der Tragezeit nähert. Man sagt ja auch nicht, daß der Hirsch das Tier hochbeschlägt, sondern nur, daß er es beschlägt.

Der Hirsch schreit, orgelt, trenzt, knört in der Brunftzeit; Hirsch und Tier schrecken oder melden sich, wenn sie einen kurzen Angstlaut ausstoßen; das Tier mahnt, wenn es dem Kalb mit der Stimme ein Zeichen gibt; das Wild klagt, wenn es aus Schmerz oder Angst schreit. Gebären heißt Setzen; die Zeit, in der die Kälber in der Regel gesetzt werden, heißt Setz- oder Satzzeit, auch Hegezeit. Ein Tier, das in der Brunftzeit nicht fruchtbar beschlagen wurde, heißt ein geltes oder Gelttier.

Wird das Wild verwundet, so ist es krank, angeschweißt oder verwundet; es stürzt oder bricht zusammen, wenn es fällt, endet oder verendet; geht ein, wenn es infolge alten Schusses, Krankheit, Hunger und dergl. stirbt.

In der Brunftzeit kämpft der Hirsch mit seinem Nebenbuhler; er schlägt ihn ab, wenn er ihn verjagt; er forkelt ihn, wenn er ihn mit dem Geweih verwundet. Ein jagdbarer oder guter Hirsch ist nach Dietrich aus dem Winckell „bei der deutschen Jagd der, welcher wenigstens zwölf Enden hat und 300 Pfund wiegt, mit zehn Enden ist er nur schlecht jagdbar". Das mögen sich die Herren gesagt sein lassen, die jeden ungeraden Zehnender, der mit Not und Angst 150 Pfund wiegt, als jagdbar totschießen zu sollen glauben, anstatt aus dem Schneider*) erst einen Hirsch werden zu lassen.

Der alte, starke und gute Hirsch mit starkem Geweih heißt Kapitalhirsch, Haupthirsch.

Wenn das Wild sich im Schlamme badet, so suhlt es sich. Es wird, wenn es zusammengebrochen ist und noch lebt, entweder im Genick abgenickt, oder hinter dem Blatt mit dem Hirschfänger abgefangen, dann aufgebrochen, d. h. die Eingeweide werden herausgenommen. Das Geweih wird abgeschlagen; das aufgebrochene Stück wird aus der Haut geschlagen oder zerwirkt, das heißt, es wird ihm die Haut abgezogen, und zerlegt, das heißt, in einzelne Braten zerteilt.

In seiner äußeren Erscheinung bietet das Rotwild ein Bild der Anmut und der Kraft; beim Hirsch wird dieser Eindruck durch das Geweih noch bedeutend erhöht, so daß es der Ausdruck wahrer Empfindung ist, wenn die Jagdpoesie ihn den König der Wälder nennt. Der Körper des Rotwildes zeigt nirgends eine Übertreibung, alles an ihm ist in edlem Verhältnis gestaltet und wohl gerundet. Am schärfsten tritt der Adel der Erscheinung in gespannter Körperhaltung hervor, besonders dann, wenn das Wild sichert.

Auf schlanken, sehnigen Läufen mit starkem Oberlauf ruht ein kräftiger Körper mit hohem Widerrist, starker Rücken- und Nierenpartie und gut aufgesetztem, nach vorn durchgebogenem Halse. Dem trockenen Kopf verleihen die großen, braunen Lichter mit länglicher, schwarzer Pupille einen lebhaften Ausdruck, während das Spiel der leicht beweglichen, großen, eiförmigen Gehöre Klugheit und Temperament

*) Scherzhafte Bezeichnung für einen geringen Hirsch.

verrät. Die Oberlefze ist nackt, und trägt nur drei Reihen schwarzer, langer Borsten; ihre bräunliche, flachwarzige Haut ist feuchtglänzend, der Windfang lang geschlitzt mit beweglichen Flügeln. Stirn und Nasenrücken sind gerade gestreckt; über den Lichtern stehen ähnliche Borsten wie auf der Oberlefze; unter ihnen befinden sich zwei schräg verlaufende Hautfalten, die Tränenhöhlen. Sie enthalten eine schmierige Masse, die durch Reiben mit den Ballen der Hinterläufe, an Bäumen und dergl. ausgepreßt wird. Oft bleibt ein Teil jedoch in den Tränenhöhlen zurück, wird fest und verhärtet. Das ist der Hirschbezoar, dem man in früheren Zeiten Heilkräfte zuschrieb und hoch bewertete.

Am oberen Teil der hinteren Mittelläufe befindet sich eine Haarbürste. Diese Bürste ist, wie wir im ersten Abschnitt gesehen haben, für die Morphologie der Hirsche von großer Bedeutung. Sie findet sich, wie ebenfalls die noch zu besprechende Brunftfalte, näher beschrieben in: „Beiträge zur Morphologie und Histologie einiger Hautorgane der Cerviden", von Dr. Emil Hugo Zietschmann, Zürich 1902, denen ich das nachstehende entnehme.

Die Metatarsalbürste des Rotwildes zeichnet sich durch hellere Färbung und stärkeres Hervortreten der gesträubten Haare aus. Sie liegt an der äußeren Seite des Metatarsus (Mittellaufes) im oberen und hinteren Teil, etwa 3 cm, beim Hirsch, von der oberen Gelenkfläche entfernt, ist etwa 6 cm lang und hat eine eiförmige Gestalt. Die einzelnen Haare sind von allen Seiten nach einem Mittelpunkt zu gerichtet; ihre Länge beträgt etwa 2 cm, während das Haar der Umgebung nur 8 mm lang ist. In dieser Laufbürste befindet sich auch beim Rotwild, wenn auch nicht immer eine haarlose Stelle. Die Haut unter der Bürste ist mehr oder weniger verdickt; in den Verdickungen sind Drüsenanhäufungen vorhanden.

Die Brunftfalte des Rotwildes, zuerst von Nitsche 1883 aufgefunden, ist eine Faltenbildung der Haut, die jederseits genau die Stelle des Rosenstockes einnimmt. Sie findet sich infolgedessen nicht bei Spießern und Hirschen, sondern nur bei dem Kahlwild. Sobald sich bei den Hirschkälbern die Rosenstöcke ausbilden, schwinden die Falten. Nitsche wählte deshalb die Bezeichnung Brunftfalte, weil das Gebilde mit der Brunftfeige der Gemse einige Ähnlichkeit hat, besonders weil es während der Brunft etwas anschwillt. Die Lage der Falte wird durch Haarwirbel deutlich gekennzeichnet; sie selbst ist besonders im Sommerhaar knorpelig durchzufühlen. „Nach dem Abscheren der Haare finden sich jederseits zwei ca. 15 mm lange, quer von vorn und außen nach hinten und innen gerichtete Falten vor, von denen die vordere stärker ist als die hintere. An ihrer Oberfläche läßt sich kein Sekret bemerken, auch nicht zur Brunftzeit." Zietschmann stellt auf Grund eingehender Untersuchungen fest, daß ein Vergleich der Brunftfalte des Rotwildes mit der Brunftfeige des Gemswildes nicht gerechtfertigt ist, weil bei ersterer die riesige Vermehrung der Talgdrüsen, die der letzteren eigentümlich ist, fehlt.

Zwischen den Gehören steht beim Hirsch auf kurzen Rosenstöcken das Geweih, des Hirsches Waffe und Kampfschmuck, des Weidmanns Traum und Hoffen. Es wird alljährlich abgeworfen und in der Regel stärker wieder aufgesetzt.

Die Läufe endigen unten in je zwei schwarzen hornigen Schalen, deren Ballen nur ein Drittel der Sohlenlänge erreichen; an der Rückseite der Läufe stehen die

Oberrücken oder Geäfter (Afterzehen), die nur in beschleunigter Gangart oder auf weichem Grunde, in den das Wild eintritt, den Boden berühren.

Der Wedel spitzt sich rund nach unten zu, bedeckt Weidloch und Feuchtblatt und erreicht die halbe Länge der Gehöre. Das Gesäuge des Alttieres hat vier Zitzen.

Das Haar ist an den einzelnen Körperteilen von verschiedener Farbe, das Sommerhaar von dem des Winters abweichend. Im allgemeinen kann man sagen, daß im Sommer das Wild rot, im Winter graubraun erscheint. Abgesehen von besonders auffallenden Farbenabweichungen, die nachher besprochen werden sollen, zeigt das Sommerhaar folgende Farben: Kopf grau, oben dunkler, an den Seiten heller, an jeder Seite der Unterlefze ein schwarzer Fleck; Gehöre außen grau, nach den Rändern zu dunkler, innen schmutzigweiß mit dunkelgrauem Rand; Hinterkopf rot, Nackenstreif dunkel; Hals rötlichgrau, unten dunkelgrau; Rumpf oben rot (hirschrot), unten fahlrot bis gelblichweiß; Läufe an der Vorder- und Außenseite grau, an den Innenseiten hellgrau. Am oberen Teile der hinteren Mittelläufe befindet sich die schon erwähnte Haarbürste. Wedel rot; Spiegel fahlrot bis schmutzigweiß, von einem Kranz dunkler Haare eingefaßt; Schalen schwarz.

Die Kälber zeigen im Sommerhaar reihenweise geordnete weiße Flecke auf dunkelrötlichem Grund.

Das Winterhaar zeigt nach dem Geschlecht nicht unerhebliche Verschiedenheiten. Beim Hirsch ist die Stirn braungrau, das Haar leicht gewellt; Vorderkopf und Seiten grau, an jeder Seite der helleren Unterlefze ein halbkreisförmiger schwarzer Fleck. Gehöre außen grau, mit dunklen Rändern, innen schmutzigweiß, nach außen in dunkelgrau übergehend; Hinterkopf rotbraun. Hals mit langem zottigen Haar (Kragen) bewachsen, oben dunkelbraun bis schwarz, in der Mitte rötlich grauschwarz, nach der Drossel wieder in schwarz übergehend; Oberseite des Rumpfes hellrostrot ins Gelbliche überspielend; Unterseite mit deutlich abgesetzter Grenze schwarz; Vorderläufe an den Außenseiten glänzend braungrau, in der Nähe des Blattes ins Schwärzliche übergehend, an der Innenseite heller, an der Hinterseite schmutzigweiß; Hinterläufe an den Außenseiten schwärzlich braungrau, glänzend, an der Hinterseite am oberen Teile des Mittellaufes ein fahler Fleck von wirbeligen Haaren; zwischen und unterhalb der Geäfter rötlichbraun; Innenseite der Keulen schmutzigweiß; Wedel rostrot; Spiegel schmutzigweiß, nach dem Rande zu in fahlrot übergehend, an den Seiten schwarz umrändert.

Das Tier zeigt ähnliche Kopfzeichnung wie der Hirsch; der Hals hat dunklen bis schwarzen Nackenstreif, der sich als Rückenstreif fortsetzt; vom Nacken nach der Drossel geht das Haar allmählich in helleres Grau über, von einzelnen längeren schwarzen Grannen durchsetzt. Die Unterseite zeigt zwischen den Vorderläufen hellgraues Haar, das nach hinten zu in reines Weiß übergeht. Der Spiegel hat bedeutend längeres Haar als der des Hirsches, von weißer bis fahlrötlicher Farbe, das sich durch auffallende Dicke und Sprödigkeit auszeichnet.

Die Kälber lassen im Winterhaar bereits den Unterschied der Geschlechter erkennen, indem das Hirschkalb, zwar minder scharf ausgeprägt, die Behaarung des Hirsches, das Wildkalb in gleicher Weise die des Tieres zeigt. Die weißen Flecken des Sommerhaares treten nicht mehr oder nur in Andeutung auf.

Die Färbung des Rotwildes ist vielfachen Abweichungen unterworfen, die teilweise auf erblichen Einflüssen beruhen, teilweise sich als Einzelveranlagung darstellen. So sieht man oft in demselben Rudel ganz helle und ganz dunkle, auffallend rot und ganz fahl gefärbte Stücke, und alle Schattierungen von gelb bis rot, von grau bis braun vertreten.

Außer diesen gewöhnlich vorkommenden Farbenverschiedenheiten kennt man weißes, silbergraues, gescheckes und schwarzes Edelwild, auch solches mit Bläße.

Weißes Edelwild ist am häufigsten beobachtet worden. Döbel sagt in „Neueröffnete Jäger-Practica", Leipzig 1754, Seite 3: „So gibt es auch weiße Hirsche und Thiere, welche aber gar rar sind, dergleichen Ihro Königl. Maj. in Pohlen und Churfürstliche Durchlaucht zu Sachsen bey Kolditz im Thiergarten haben; desgleichen auch ein weißes Thier in der Merseburgischen Aue sich schon einige Jahre aufhält. Auch ist mir bekannt, daß vor dreyßig Jahren ein weißer Hirsch und ein Thier bey Dobriluck in der Niederlaußnitz ist gefangen worden. Vor nunmehro sechs und dreyßig Jahren habe ich ganz weiße Hirsche und Thiere im Württemberger Lande in dem bey Ludwigsburg und Asperg seyenden Thiergarten gesehen, deren damals 15 Stück beisammen waren, welche theils gantz Schnee-weiß und einige Silberfarbigt waren; ingleichen waren bey Eisenach im Thiergarten auch von Silber-Farbe etliche zu sehen."

Hartig „Lehrbuch für Jäger" 11. Aufl. 1884 berichtet von ganz weißem Edelwild „das im Württembergischen nicht selten war." R. v. Dombrowski erlegte 1876 auf der dem Fürsten zu Schwarzenberg gehörigen Herrschaft Frauenberg einen weißen Edelhirsch. (Das Edelwild, R. v. Dombrowski, Wien 1878, Seite 12.)

Recht häufig ist das weiße Edelwild im Taunus vorgekommen, wo auch jetzt noch, wenigstens 1903, einige Stücke stehen sollen. Die nachstehende Schußliste, die ich der Güte des Herrn Hofjägermeisters Freiherrn v. Brandis verdanke, und die sich nur auf Hirsche bezieht, gibt ein Bild von dem ehemaligen Stande dieser Spielart.

Von Seiner Hoheit dem Herzog Adolph von Nassau
in den Jahren 1836 bis 1866 erlegtes

a) weißes Edelwild.

Jahr	Oberförsterei	Jagddistrikt	Ender							Gewicht Pfund
			18	16	14	12	10	8	6	
1836	Platte	Gehackte Stück	1	—	—	—	—	—	—	—
1837	„	Eichelberg	—	—	—	1	—	—	—	296
1837	„	Försterwendelsrod	—	—	—	—	1	—	—	339
1837	„	Langeberg	—	—	—	1	—	—	—	338
1838	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1839	Chausseehaus	Katzenloh	—	—	—	1	—	—	—	362
1839	Platte	Christoffelsrod	—	—	—	1	—	—	—	—
		Zusammen	1	—	—	4	1	—	—	

Jahr	Oberförsterei	Jagddistrikt	Ender 18	16	14	12	10	8	6	Gewicht Pfund
			1	—	—	4	1	—	—	
1840	Naurod	Obere Rittersrod	—	—	—	—	1	—	—	—
1840	„	Wenzenrod	—	—	—	—	1	—	—	315
1840	Chausseehaus	Gräbenstück	—	—	—	1	—	—	—	320
1841	Idstein	Hohe Kanzlerwand	—	—	—	—	1	—	—	409
1841	Platte	Linden	—	—	—	1	—	—	—	321
1841	„	Rabengrund	—	—	1	—	—	—	—	373
1841	„	Fürstenrod	—	—	—	—	1	—	—	300
1841	„	Abrahamsrod	—	—	—	—	—	—	1	316
1842	„	Rabengrund	—	—	—	—	—	1	—	270
1843	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1844	Chausseehaus	Hammereisen	—	—	—	—	1	—	—	423
1844	„	„	—	—	—	1	—	—	—	383
1844	Platte	Pfarrersborn	—	—	—	1	—	—	—	356
1844	„	Mühlrod	—	—	1	—	—	—	—	335
1845	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1846	Idstein	Dammrod	1	—	—	—	—	—	—	373
1846	Platte	Gehackte Stück	—	—	—	1	—	—	—	332
1847	„	Mühlrod	—	—	—	—	1	—	—	370
1847	„	Fürstenrod	—	—	—	1	—	—	—	300
1847	„	Seibelsrod	—	—	—	—	1	—	—	280
1847	„	Linden	—	—	—	—	1	—	—	270
1848	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1857	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1858	Platte	Schulzischer Schlag	—	1	—	—	—	—	—	324
1859	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1860	Platte	in der Bornwiese	—	—	—	1	—	—	—	338
1861	Chausseehaus	Pfuel	—	—	—	—	1	—	—	335
1861	Platte	am Höfchen	—	—	1	—	—	—	—	284
1862	„	Rentmauer	—	—	—	—	1	—	—	379
1862	„	Müllerwiese	—	—	—	1	—	—	—	351
1862	„	Gewachsener Stein	—	—	1	—	—	—	—	284
1863/6	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
		Zusammen	2	1	4	12	11	1	1	—
		b) graues Edelwild.								
1846	Naurod	Dörrerod	—	—	—	—	1	—	—	322
1864	Platte	Heidenkrügen	1	—	—	—	—	—	—	295
1864	„	Rittersrod	—	—	—	—	—	1	—	302
		Zusammen	1	—	—	—	1	1	—	—

Außerdem wurden erlegt von Sr. Durchlaucht dem Prinzen Moritz von Nassau folgende weiße Hirsche:

1837	Oberförsterei	Naurod	1	12-Ender	306	Pfund	schwer
1838	„	Idstein	1	16 „	320	„	„
1839	„	Chausseehaus	1	10 „	336	„	„
1840	„	Platte	1	12 „	320	„	„

Über den gegenwärtigen Stand (1903) gibt der folgende Bericht Auskunft:

Großherzogl. Luxemburgische
Oberförsterei Platte. Wiesbaden, den 3. Dezember 1903.

Betr.: Die Beantwortung der Anfrage über das Vorkommen von weißem Rotwild in dem Großherzoglichen Park zur Platte und in den angrenzenden fiskalischen und Gemeindewaldungen. Weißes Rotwild ist in dem Großherzoglichen Park bei der Platte nicht vorhanden. Nach angestellten Recherchen ist mir die Mitteilung geworden, daß zurzeit in der Oberförsterei Chausseehaus an weißem Rotwild 1 geringer (8er) Hirsch, 1 Alttier, 1 Schmaltier, 1 Kalb bestätigt worden ist, und daß zu diesen noch einige in den angrenzenden Revieren stehende Tiere hinzukommen dürften. Leider ist im vergangenen Sommer ein hochbeschlagenes Alttier kurz vor der Setzzeit auf dem Seitzenhahner Feld bei aufgehobener Schonzeit sowie vor mehreren Jahren in der Nähe des Altensteins im Winter bei der Treibjagd ebenfalls ein weißes Alttier geschossen worden.

An Der Forstmeister a. D.
Großherzogl. Luxemburgische gez. Krückeberg.
Finanz-Kammer
zu
Nr. 193. Biebrich a. Rh.

Dazu schreibt mir Freiherr v. Brandis: „Die in der Schußliste erwähnten Oberförstereien Chausseehaus, Idstein, Naurod sind der vormaligen Oberförsterei Platte benachbart, so daß sich das weiße Edelwild auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet konzentrierte.

Zur Beantwortung Ihrer letzthin geäußerten Fragen habe ich mich an den Sohn des früheren Leibjägers des Herzogs, späteren Oberförsters auf der Platte, Koepp, der jetzt als Pächter auf der Platte, wo er auch geboren ist, lebt, gewandt, da er vielleicht am besten über frühere jagdliche Verhältnisse hier im Lande orientiert ist.

Seinen Angaben nach ist die Färbung der Geweihe weißer Hirsche dieselbe wie solcher von roten gleichen Standortes. Die Farbe der Schalen war gerade so dunkel wie bei roten, und auch die Lichter wiesen keine andere Färbung der Iris als die der roten auf.

Der Überlieferung nach wäre das weiße Edelwild durch einen nassauischen Fürsten, der österreichischer General gewesen sei, Ende 18. Jahrhunderts aus Bosnien hierher verpflanzt."

Auf der Geweihausstellung in Berlin 1908 war Kopf und Geweih nebst einer Anzahl von Abwürfen eines weißen Hirsches vom Grafen von Fürstenberg-Stammheim aus dem Revier Schwarzau in Niederösterreich ausgestellt.

Im XIII. Jahrgang von „Wild und Hund" berichtet Forstmeister Freiherr v. Nordenflycht über das Vorkommen weißen Edelwildes aus den Akten der Oberförsterei Lödderitz nach einer Niederschrift seines dereinstigen Amtsvorgängers v. Meyerinck aus dem Jahre 1840: „Als einer Seltenheit darf ferner noch der

Farbe des hiesigen Edelwildes gedacht werden, das teils ganz weiß, teils in allen Schattierungen von weiß zu rotbraun hier vorkommt. Ein weißer Edelhirsch, welchen der verstorbene Herzog von Anhalt-Dessau aus Böhmen erhielt und hier aussetzen ließ, ist der Stammvater dieser weißen Rasse, welche sich in der Jugend durch rote Lichter und Weichlichkeit charakterisiert. Es scheint übrigens, daß das Edelwild fast durchgängig nach der Farbe des Vaters fällt, da das weiße Mutterwild sehr häufig rote Kälber und die roten Tiere weiße Kälber setzen." Freiherr v. Nordenflycht fügt hinzu: „Dieser letzte Umstand trifft auch heute noch zu, wenn auch begreiflicherweise in der freien Wildbahn über die Vaterschaft sich nichts feststellen läßt. Auch die Bemerkung über die Weichlichkeit in der Jugend muß ich als zutreffend bezeichnen; noch vor wenigen Jahren gingen fünf weiße Kälber zugrunde, ohne daß der Winter besonders schneereich gewesen war. Älteres Edelwild erliegt in der Elbniederung den Unbilden des Winters nicht leicht.

Die Bemerkung über die roten Lichter trifft zurzeit nicht zu; da Herr v. Meyerinck, der Vater des späteren Oberjägermeisters, im Rufe eines großen Jägers vor dem Herrn gestanden hat, ist ein Beobachtungsfehler seinerseits nicht anzunehmen. Die geschilderte Eigenschaft muß sich allmählich verloren haben.

Was die Schattierungen in der Färbung anbetrifft, so kann ich nicht zugeben, daß solche von weiß bis rotbraun vorkommen. (Vielleicht kamen sie aber vor. v. R.) Die sogenannten weißen Stücke zeigen wohl Verschiedenheiten, die von weiß bis silbergrau und gelblichweiß gehen, aber zwischen diesen und den gewöhnlich gefärbten Stücken ist noch ein großer Unterschied, kurz und gut, es kommen kaum Stücke vor, bei denen man im Zweifel sein könnte, welcher von beiden Rassen sie angehören. Darüber habe ich mich allerdings gewundert, daß keine Mischung beider Farben auftritt, auch keine Schecken vorgekommen sind."

Gegenwärtig befindet sich weißes Edelwild u. a. im Königlichen Wildpark bei Potsdam; es stammt von wenigen weißen Stücken ab und hat sich gut vererbt und vermehrt. Der regierende Kaiser erlegte dort u. a. 1880 einen weißen Edelhirsch von 16 Enden mit ganz hervorragendem Geweih, 1896 einen gleichfalls sehr starken weißen Hirsch von 14 Enden. Nach einer Mitteilung des Königlichen Wildmeisters Drzymalla beträgt der augenblickliche (1910) Stand an weißem Edelwild 31 Stück und zwar 2 starke Hirsche von 14 und 12 Enden, 4 geringe Hirsche, 3 Spießer, 9 Alttiere, 3 Schmaltiere und 10 Kälber. Außerdem stehen in demselben Wildpark 12 Stück Bläßwild.

Silbergraues Wild ist erheblich seltener beobachtet worden als weißes. Döbel erwähnt es an der vorhin wiedergegebenen Stelle. Ferner sei auf die vorstehende Mitteilung des Freiherrn v. Nordenflycht und auf den späterhin abgebildeten silbergrauen Perückenhirsch verwiesen.

Reichlicher fließen die Quellen über gescheckes Wild. Landau in „Beiträge zur Geschichte der Jagd" 1849 erzählt, daß in Kurhessen im Jahre 1564 ein solcher Hirsch von Wilderern zu Holze geschossen, und daß im Jahre 1661 in Schleusingen auf dem Thüringer Walde einer eingefangen wurde.

Nach Wildungen „Taschenbuch" 1808 sollen zu Anfang dieses Jahrhunderts im Württembergischen in freier Wildbahn zwei gescheckte Edelwildkälber eingefangen

sein, die sich im Tiergarten zu Solitüde namhaft vermehrt hätten. Derartig gefärbtes Wild scheint im vorigen Jahrhundert häufig gewesen zu sein; denn Döbel sagt a. a. O. über die Schecken: „Ich könnte zwar noch mehrere dergleichen anführen, da ich Hirsche und Thiere mit einigen weißen Flecken auch weißen Läuften gesehen. Um aber Weitläuftigkeiten zu vermeiden, will ich solches bey Seite setzen.“ Hartig a. a. O. erwähnt rotes Edelwild „mit weißen Läufen und mit weißen Flecken.“ Aus neuerer Zeit sind gleichfalls Mitteilungen über gescheckes Wild vorhanden. Im „Weidmann“, Band 6, Seite 244, berichtet Ludwig v. Buttlar-Elberberg über zwei gescheckte Stücke aus Kurhessen, die sich 1875 in seinem Tiergarten befanden, ein Tier und ein Spießer: „Während die Farbe sonst vollkommen mit der des anderen Wildes übereinstimmt, sind Läufe, Kopf bis zu den Lauschern und bei dem Spießer der untere Hals (Kragen), also gerade die sonst dunkelgefärbten Teile, schmutzigweiß.“

Im Band XXI des „Weidmann“, Seite 30, findet sich folgende Nachricht: „Einen Rothirsch mit weißem Kopfe und weißen Läufen erlegte Seine Majestät König Albert von Sachsen am 26. September (1889) im Cunersdorfer Revier.“ In demselben Band wird auf Seite 173 berichtet: „Am 16. Dezember v. Js. (1888) befand sich auf der von fünf Gästen bei Graf Dohna-Mallmitz zusammengebrachten Strecke von 21 Stück Rotwild ein Spießer mit hochweißem Hinterlauf und weißer Schale.“ Nach einer Mitteilung des königl. sächsischen Oberförsters Schulze zu Crottendorf im Erzgebirge kommt dort gescheckes Wild häufiger vor.

Abbildung 3. Gescheckte Hinterläufe eines Hirschkalbes.

In dem vorerwähnten Beitrag, Jahrgang XIII von „Wild und Hund“, berichtet Freiherr v. Nordenflycht über die Erlegung eines gescheckten Alttieres: „Hier hat am 5. Januar d. Js. (1907) der Major z. D. Herr von Bünau ein Alttier geschossen, das hinter dem rechten Blatt eine weiße Zeichnung hatte, die einem breiten, gezackten Bande gleicht; auch auf dem oberen rechten Vorderlauf befindet sich ein weißer Fleck. Im übrigen zeigte dieses Tier nichts Ungewöhnliches.“

Herr Professor Knotec, Bruck a. d. Mur, teilt im Band XIII von „Wild und Hund“ folgendes mit: „Albinotische Erscheinungen treten beim Rotwild nicht allzu häufig auf. Die abgebildeten Hinterläufe eines Hirschkalbes (Abb. 3), das bei einer Jagd Anfang Januar 1904 in Tragöß in den Ausläufern des Hochschwabgebietes in Obersteier erlegt wurde, zeigen auf den „Zehen“ von den Schalen an eine weiße Behaarung, die am rechten Laufe fast bis zum Mittelfußknochen hinaufreicht. Der vordere sonst dunkelbraune Teil des Mittelfußes ist hellschokoladenbraun, wie auch dessen Hinterseite bis zum Fersengelenk bedeutend lichter ist. Die Hornwand der Schalen und die Ballen sind weißlich, die Oberrücken aber dunkel.“

Über das Bläßedelwild berichtet Döbel a. a. O.: „Es hatte auch der Durchl. Hertzog Ludewig Rudolph zu Braunschweig in dem Thiergarten bey Blankenburg etliche rothe Hirsche und Thiere, welche eine weiße, lange Bläße vom Kopfe bis auf die Nase herunter hatten und deren alle vier Läufte weiß von der Schale hinauf bis an den halben Lauft waren. Dergleichen auch der regierende Fürst, Victor Friederich, zu Anhalt-Bernburg bey Ballenstädt am Hartz, im Thiergarten hat."

Nach R. v. Dombrowski „Das Edelwild" steht Bläßwild in den Hirschparks der Fürsten Schwarzenberg, des Fürsten Franz von Lobkowitz zu Konopischt in Böhmen, usw.

Herr Oberförster Hänichen schreibt mir (1909) aus Ullersdorf in der Dresdener Heide: „Die im Staatsforstrevier Ullersdorf vorkommende Spielart des Rotwildes hat Blässe und weiße Läufe. Sie würde also wohl zum Bläßedelwild zu rechnen sein. Irgend etwas Albinoartiges hat dieses Wild nicht an sich. Seit 1896 — also seit 13 Jahren —, da ich das Revier Ullersdorf verwalte, sind fünf Stück solchen Bläßwildes beobachtet, beziehentlich erlegt worden. Die erste mir hier bekannt gewordene Blässe war ein Hirsch, der zuletzt zehn Enden trug und am 20. Februar 1900 erlegt wurde. Der Hirsch wog aufgebrochen und ohne Geweih 188 Pfund. In der Folgezeit sind noch ein Bläßhirsch, der aber weniger auffallend weiß gezeichnet war als jener, sowie ein Alttier und ein Kalb dieser Spielart zur Strecke gekommen. Außerdem steht zurzeit noch ein zirka dreijähriges Alttier mit Blässe und weißen Läufen auf dem Revier. Die Spielart kommt aber nur selten vor; dennoch liegt augenscheinlich eine gewisse Vererbung vor, und deshalb ist der Abschuß von Blässen zweifellos angezeigt. Über den Ursprung der Spielart hier ist mir nichts bekannt. Es liegt aber die Vermutung nahe, daß vor der 1893 erfolgten Errichtung des Wildzaunes der Dresdener Heide ein solches Stück, das vielleicht aus dem Moritzburger Tiergarten ausgebrochen war, hier eingewechselt ist; denn im Moritzburger Tiergarten gab es meines Wissens vor Jahren Bläßedelwild."

Ich selbst habe in der Oberförsterei Darß Gelegenheit gehabt, ein Alttier, daß auf jeder Seite eine weiße Schelle trug, etwa in ähnlicher Art, wie die mondförmigen Schellen der Ringelnatter, lange Jahre hindurch zu beobachten. Es wurde allgemein als ein sehr altes Stück angesprochen und führte jedes Jahr ein Kalb. Als es eines Jahres gelt ging, wurde es erlegt. Der Zustand der Zähne erwies durchaus kein hohes Alter; das Alttier wird also die weiße Zeichnung vermutlich von Jugend auf gehabt haben.

Ebenso habe ich in demselben Revier der Erlegung zweier Hirsche mit völlig silbergrauen Köpfen beigewohnt. Auch hier gab die Prüfung des Gebisses, daß es sich durchaus nicht um ältere Hirsche handelte, bei denen ein Ergrauen angenommen werden könnte.

Die seltenste Spielart ist wohl das schwarze Edelwild. Es findet Erwähnung im „Sylvan" 1813, in v. Kobells „Wildanger" 1859, in Landau „Beiträge zur Geschichte der Jagd" 1849 und in Bechstein „Die Jagdwissenschaft" 1820.

Aus neuerer Zeit kann ich nur auf eine kurze Mitteilung in Band IV der „Deutschen Jägerzeitung" von 1884/85 verweisen, die folgendermaßen lautet:

[Schwarzes Edelwild.] Die „Sportzeitung" macht folgende Mitteilung: „Ein ganz ungewöhnlich häufiges Vorkommnis bilden heuer schwarze Edelhirsche und Tiere, und zwar sind solche in mehreren Hochwildrevieren erlegt worden, woselbst der Edelwildstand früher gar keine abnormen Färbungen aufwies. Wir haben selbst Gelegenheit gehabt, einen starken Vierzehnender zu besichtigen, der als tief schwarz gefärbt anzusprechen war; kurz darauf sahen wir zwei Tiere von ebenso dunkler, ganz ungewöhnlicher Färbung, wie wir sie bisher höchstens bei Damwild als ein ganz gewöhnliches Vorkommnis zu beobachten öfter Gelegenheit hatten." Leider ist nicht gesagt, wo diese seltene Spielart aufgetreten ist.

Obwohl nicht allein mit der Farbe des Haares in Verbindung stehend, verdient hier eine Erscheinung erwähnt zu werden, über die der Jagdmaler Ch. Kröner im Band XXIII des „Weidmann", Seite 204/205, berichtet. Danach hat der Oberförster Meißner in Ilsenburg im Herbst 1891 einen starken Hirsch von aufgebrochen 300 Pfd. erlegt, bei welchem sich der Kragen bis auf die Mitte des Blattes fortsetzte und sich hier von der kürzeren Behaarung des Körpers scheinbar wie durch einen schwarzen Strich trennte. „Der Hirsch hatte hierdurch das Aussehen, als habe er eine Decke überhängen."

Das ursprüngliche Auftreten weißen, silbergrauen, gescheckten, mit Bläße versehenen und schwarzen — falls es solches gegeben hat — Edelwildes ist zweifellos auf Albinismus oder Melanismus zurückzuführen. Ich sehe an dieser Stelle davon ab, näher auf diese Erscheinungen einzugehen und verweise auf mein „Rehwild"*), Seite 26—28. Aber aus den mitgeteilten Beobachtungen scheinen zwei interessante Tatsachen hervorzugehen: Erstens spricht die Vermutung für ein teilweises Verschwinden des im jugendlichen Zustand ausgesprochen vorhandenen Kakerlaken-Typus bei fortschreitendem Alter. Die roten Lichter und weißen Schalen nehmen nach und nach die natürliche Färbung an, während das weiße Haar bleibt. Das bezieht sich also auf ein und dasselbe Stück.

Zweitens aber scheint im Laufe weiterer Vererbung sich derselbe Vorgang zu vollziehen. Auch hier gehen die Kakerlaken-Erscheinungen der roten Lichter und hellen Schalen verloren, während das weiße Haar entweder bleibt oder in Mischung als silbergrau, in Mengung als Schecke und Bläße wieder zutage tritt.

Das Haar des Rotwildes ist am Kopf und an den Läufen kurz und glatt anliegend, am Rumpf von mittlerer Länge, am Halse am längsten; hier tritt es beim Hirsch im Herbst und Winter als mächtiger, zottiger Kragen auf, der seinem Träger einen herrlichen, trotzig selbstbewußten Ausdruck verleiht. Am spärlichsten ist die Behaarung an der hinteren Bauchseite und zwischen den Keulen.

Die Kenntnis des Einzelhaares ist für den Jäger von großer Wichtigkeit, weil aus den abgeschossenen Haaren (Schnitthaaren) ziemlich sicher auf den getroffenen Körperteil geschlossen werden kann. Es erscheint mir aber zweckmäßig, obgleich der

---

*) „Das Rehwild. Naturbeschreibung. Hege und Jagd der Rehe in freier Wildbahn". Berlin 1906, Paul Parey. Mit 324 Abbildungen. Gebunden, Preis 15 M.

Gegenstand zur Naturbeschreibung gehört, hier nicht näher darauf einzugehen, sondern ihn im Abschnitt von der Nachsuche näher zu behandeln.

Über den Haarwechsel sind vielfach irrige Ansichten verbreitet. Die Angabe in dem „Handbuch für Jäger usw." von Dietrich aus dem Winckell, 2. Auflage, 1820, S. 10: „Gegen den Winter nimmt das Haar des Rothwildes eine gelbbräunlich-fahle Farbe an, verlängert sich merklich und dient nun zum Schutze gegen Frost und Kälte" ist von diesem verdienstvollen Schriftsteller meistens gutgläubig hingenommen worden. Auch R. v. Dombrowski scheint hier der Fährte Winckells nachgehangen zu haben. In „Das Edelwild", Seite 11, sagte er: „Im Herbste färbt sich das Edelwild dunkelgraubraun und das Haar verdichtet und verlängert sich vor Eintritt des Winters". Da er den naturgeschichtlichen Teil seines Buches dem Winckellschen Handbuch entnommen hat, so ist die Annahme nicht unberechtigt, daß er mit diesem Satz die Winckellsche Lehre hat wiedergeben wollen.

Andere Jagdschriftsteller erwähnen den Gegenstand gar nicht oder sprechen sich unklar aus. Zu den letzteren gehört auch Hartig. In seinem „Lehrbuch für Jäger", 11. Auflage, Seite 138, nennt er das Frühjahr die eigentliche Färbezeit, ob im Herbst ein Haarwechsel stattfindet, sagt er nicht ausdrücklich; man kann das, aber auch das Gegenteil in Winckellschem Sinne aus seinen Worten lesen. Und doch findet ein solcher Wechsel auch im Herbst statt. In meinem „Rehwild" habe ich unter Beigabe von Zeichnungen nach meinen mikroskopischen Schnitten in bezug auf das Reh hierfür den Nachweis geführt. Die Verhältnisse sind beim Rotwild genau die gleichen; es sei daher hier, um Wiederholungen zu vermeiden, auf das genannte Buch, Seite 7—11 verwiesen. Das Sommerhaar ist bei Hirsch und Tier etwa von der halben Länge des Winterhaares und platt, im Querschnitt linsenförmig, so daß etwa die breitere Seite das Doppelte der schmalen beträgt; das Winterhaar ist im Querschnitt fast kreisrund bis gänzlich kreisrund, dabei an den meisten Körperteilen stark gerippt (wellenförmig hin und her gebogen), während das Sommerhaar weit weniger gerippt ist. Dieses platte Sommerhaar fällt im September und Oktober aus, wie ich durch vielfache Beobachtungen ermittelt habe, und wird durch das Winterhaar ersetzt. Freilich vollzieht sich dieser Wechsel, am Kopf anfangend, nur sehr allmählich; im Gegensatz zum Haarwechsel im Frühjahr, der sehr schnell verläuft. Aus diesem Grunde ist er vielleicht der Beobachtung entgangen. Es mag auch die auffallende Tatsache, daß das Wild auf der Höhe seines Daseins, zur Brunftzeit, sich im Haarwechsel befindet, manchen Weidmann von vornherein von der Annahme eines solchen Vorganges und damit von näherer Beobachtung abgehalten haben. In der Regel hat der Hirsch, während er seinen Brunftschrei ertönen läßt, Kopf- und Halshaar gewechselt; er trägt bereits den mächtigen, schwarzgrauen Kragen; der übrige Teil des Körpers wird aber noch vom Sommerhaar bedeckt, das erst nach und nach dem Winterhaar Platz macht.

Bei den Tieren ist der Wechsel im Lauf des Oktober beendet. Alte Tiere, die Kälber führen, werden etwa zwei Wochen später mit dem Haarwechsel fertig als die Schmaltiere und Gelttiere, die besser bei Wildpret sind. Letzteres ist für

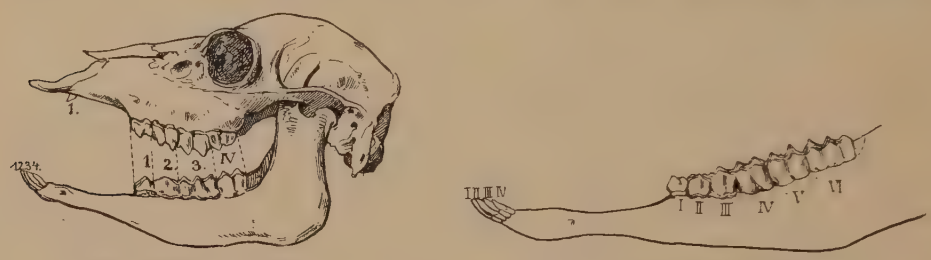
den Jäger deshalb wichtig, weil die gelten Stücke in dieser freilich nur kurzen Zeit von den säugenden Alttieren unterschieden werden können.

Unter dem eigentlichen Haar befindet sich noch kurzes Wollhaar, das am stärksten beim Winterhaar und auf den oberen Körperteilen, Hals und Rücken vorkommt.

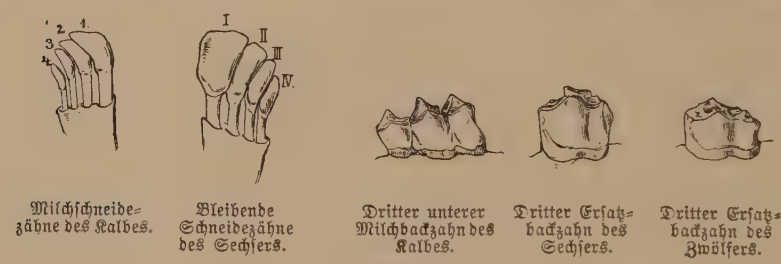
Es sei hier noch eine Eigentümlichkeit des Haares am Spiegel erwähnt. Dieses Haar, das stärkste und sprödeste am Wildkörper, kann vom Wild willkürlich aufgerichtet und zusammengelegt werden; in der Ruhe befindet es sich im letzteren Zustand; sobald aber das Wild beunruhigt wird, werden die Spiegelhaare aufgerichtet; dadurch erscheint der Spiegel selbst erheblich größer als in der Ruhe. Ähnliches findet sich auch beim Rehwild. Im Spiegel spiegeln sich also auch die Empfindungen der Tierseele.

Kalenderjahr	Kalendermonat	Lebensmonat	Zahnformel: Schneidezähne	Zahnformel: Haken	Zahnformel: Backzähne
I.	Juni	1			
	Juli	2	1 2 3 4		
	August	3		1	1 2 3
	September	4	1 2 3 4		1 2 3
	Oktober	5			
	November	6			
	Dezember	7			
				1	1 2 3 IV
II.	Januar	8	1 2 3 4		1 2 3 IV
	Februar	9			
	März	10			
	April	11			
	Mai	12		1	1 2 3 IV V
	Juni	13	1 2 3 4		1 2 3 IV V
	Juli	14		1	1 2 3 IV V
	August	15	1 2 3 4		1 2 3 IV V
	September	16		I	1 2 3 IV V
	Oktober	17	I II 3 4		1 2 3 IV V
	November	18			
	Dezember	19		I	1 2 3 IV V
III.	Januar	20	I II III 4		1 2 3 IV V
	Februar	21			
	März	22			
	April	23		I	1 2 3 IV V
	Mai	24	I II III IV		1 2 3 IV V
	Juni	25			
	Juli	26			
	August	27		I	I II III IV V
	September	28	I II III IV		I II III IV V
	Oktober	29		I	I II III IV V VI
	November	30	I II III IV		I II III IV V VI
	Dezember	31			

Die Zahnbildung ist die den Wiederkäuern im allgemeinen eigentümliche. Im Oberkiefer fehlen die Schneidezähne; er hat dafür einen schwielig-knorpeligen Gaumenrand; die Eckzähne (Haken), die der Oberkiefer trägt, fehlen dem Unterkiefer, der mit 8 schaufelförmigen Schneidezähnen versehen ist. Beide Kiefer haben je 12 Backzähne. Die Haken treten bei beiden Geschlechtern auf; beim Tier bleiben sie klein, erreichen aber bei manchen Hirschen eine ansehnliche Größe. Vize-Oberjägermeister von Meyerinck führt im „Weidmann", Band X, 1879, Seite 32 an, daß wahrscheinlich gewisse Holzarten oder Kräuter, die vom Rotwild geäst werden, einen Einfluß auf das Braunwerden der Haken ausüben. Wenigstens sei es ihm aufgefallen, daß in großen Erlenwaldungen, z. B. in der Lewitz bei Schwerin in Mecklenburg, im Wietzenbruch in Hannover, auch schon junge Hirsche ganz dunkelbraune Haken hatten. Ich kann diese Ansicht aus eigener Beobachtung bestätigen.



Hirschkalbschädel v. 27. Oktober. Unterkiefer eines Sechsers v. 5. Januar.



Milchschneidezähne des Kalbes. Bleibende Schneidezähne des Sechsers. Dritter unterer Milchbackzahn des Kalbes. Dritter Ersatzbackzahn des Sechsers. Dritter Ersatzbackzahn des Zwölfers.

Abbildung 4.

Oberforstrat H. Reuß schreibt in der Österreichischen Vierteljahresschrift, Jahrgang 1900, Heft I, namentlich kränkelndem, herabgekommenem, an inneren Schmarotzerkrankheiten, namentlich an Leberegeln, leidendem Wild meist eine besonders schöne Färbung der Haken zu. Oberforstmeister Nehring glaubt, die braune Färbung der Haken beruhe mehr in individueller Veranlagung als im Alter.

Über die Entwicklung der Zähne im jugendlichen und zum Teil auch im höheren Alter sind wir durch die Arbeiten der Oberförster Joseph und Dr. Cogho, wie der Professoren Dr. Nitsche, Dr. Nehring u. A. unterrichtet. Ich folge daher in den nachstehenden Ausführungen diesen Forschern. Die umstehende, von Prof. Dr. Nitsche entworfene, aus dem Judeichschen Forst- und Jagdkalender entnommene Darstellung veranschaulicht die Entwicklung deutlich. Voraussetzung ist dabei, daß das Kalb am 1. Juni gesetzt ist. Die Zahnformel ist dargestellt, wie sie sich ergibt, wenn der Kiefer im Profil von der linken Seite des Wildes betrachtet wird; sie stellt dann die Hälfte des in der Längsrichtung durchschnittenen

Gebisses dar (Abbildung 4). Über dem Strich stehen die Zähne des Oberkiefers, unter demselben die des Unterkiefers. 1 (I) bedeutet den linken inneren Schneidezahn, bzw. den ersten Backzahn von vorn gerechnet, 4 (VI) den äußeren Schneidezahn bzw. letzten Backzahn. Die arabischen Zahlen bedeuten die Milchzähne, die römischen Zahlen die Ersatz- oder Dauerzähne.

Diese Darstellung ist so übersichlich, daß sie keiner weiteren Erklärung bedarf. Als allgemeine Regel mag noch hervorgehoben werden, daß der Spießer seine Schneidezähne wechselt, während er die ersten Spieße trägt, die Backzähne aber, während das zweite Geweih sich bildet oder getragen wird. Die Dauerzähne sind fortwährender Veränderung durch Abschleifen unterworfen.

In den Jagdzeitschriften war mehrfach betont worden, durch die Wildmarkenkontrolle seitens des Allgemeinen deutschen Jagdschutzvereins sei die bisherige Lehre von der Zahnentwicklung erschüttert. Um hierüber einwandsfrei unterrichtet zu werden, habe ich mich an Herrn Professor Dr. Karl Eckstein in Eberswalde gewandt, der als Mitglied der zur Begutachtung der eingesandten Schädel eingesetzten Kommission alljährlich Gelegenheit zu eingehender Prüfung hat. Die Auskunft vom 3. Juni 1909 lautet:

„1. Die wenigen — im ganzen — vorliegenden Rotwildschädel sind für jegliche Schlußfolgerung ungeeignet und unzulänglich.

2. Die Wildmarkenzeichnungen haben die seitherige Regel über die Zahnentwicklung in nicht einem einzigen Punkte erschüttern können; da Ausnahmen nicht festgestellt werden konnten, bestätigt die Wildmarkenforschung die seitherige Lehre von der Zahnentwicklung des Rehwildes."

Nachdem man früher allerlei über die Abnutzung der Zähne bei fortschreitendem Alter als Hilfsmittel der Altersbestimmung geschrieben und gestritten hat, ist Oberforstmeister Nehring in Braunschweig, ich möchte sagen, im stillen tätig gewesen und hat gesammelt. An mehr als 450 Schädeln von Rotwild aus dem Harzgebiet hat er die Zahnreihen studiert, hat verglichen, gesichtet und ist schließlich mit den Ergebnissen langjährigen Forschens an die Öffentlichkeit getreten. U. a. hat er im Jahrgang 1904 von „Wild und Hund" unter Beigabe vieler photographischer Abbildungen Beiträge zur Naturgeschichte und Kenntnis des Rot- und Rehwildes veröffentlicht, in denen er nach meiner Meinung einwandsfrei den Nachweis einer gewissen Regelmäßigkeit der Abnutzung des Gebisses und der Verwertung für die Altersbestimmung erbringt. Bei dieser Würdigung habe ich nur einen einzigen Vorbehalt zu machen:

Die Altersermittlungen sind nicht die Grundlage für die Veränderungen des Gebisses gewesen, sondern sie sind erst durch vergleichende Studien der Gebisse gewonnen. Darin liegt eine Schwäche des Systems, die hinsichtlich der scharfen Zahlenangaben zu einiger Vorsicht zwingt, zumal sie im Gegensatz zu anderen zu einer Annahme der durchschnittlichen Lebensdauer von nicht viel über 20 Jahren führt. Wenn der Verfasser sagt: „die Kunde von uralten, z. B. über 30 Jahre alten starken Hirschen verweise ich an der Hand meiner Gebißuntersuchungen unbedingt in das Gebiet der Fabel," so kann er damit vielleicht Recht haben; es wird aber zweckmäßig sein, bevor wir über diesen Fall endgültig die Akten schließen,

noch — vielleicht ein Menschenalter — zu warten, bis die Wildmarkenkontrolle des Allgemeinen deutschen Jagdschutzvereins oder sonstige zufällige Ergebnisse uns über diese Frage weiter aufgeklärt haben.

Oberforstmeister Nehring hatte die große Güte, mir auf meine Bitte einen Teil seiner Zahnreihensammlung zur Ansicht zu senden. Indem ich dafür auch an dieser Stelle meinen aufrichtigen Dank ausspreche, werde ich im nachstehenden, hierauf und auf seine Beiträge in „Wild und Hund" gestützt, kurz das Wesentliche seines Systems bringen.

Wie aus der Nitscheschen Tabelle ersichtlich, läßt sich das Alter eines Stückes Rotwild bis zum 26. Lebensmonat leicht aus dem Verhältnis der Milchzähne zu den Ersatzzähnen bestimmen. Mit dem 27. Monat sind alle Milchzähne gewechselt, und von nun an bildet im wesentlichen der Grad der Abschleifung der Kauflächen der Backzähne — von den Schneidezähnen wird noch besonders die Rede sein — den Anhalt für die Altersbestimmung. Es geht parallel mit dieser Abschleifung noch ein Hinausschieben der Zahnwurzel aus den Alveolen des Kiefers, sowie eine Veränderung des Zahnquerschnittes vor sich, indem die Backzähne in der Längsrichtung des Kiefers schmaler, in seiner Querrichtung breiter werden. Diese letztere Entwicklung ist so bedeutend, daß bei einer mir vorliegenden Oberkieferzahnreihe die ganze Länge der vollständigen Reihe von 11,3 cm im Alter von $2^1/_2$ Jahren auf 9,2 cm im Alter von 20 und mehr Jahren in regelmäßiger Fortsetzung sinkt. Doch sei hiervon abgesehen.

Nehring hat mit gutem Grund als bestes Vergleichsstück die Zahnreihe des Oberkiefers gewählt, weil sie bedeutend stärkere Größenverhältnisse zeigt als die des Unterkiefers. Zudem sitzt sie beim Hirsch gleich mit dem Geweih an einem Stück. Die 6 Backzähne, falls, was nicht ganz selten ist, der 6., letzte, nicht fehlt, sind insofern schon auffallend verschieden, daß die vorderen 3 einteilig, die hinteren aber zwei-, gelegentlich auch dreiteilig sind.

Die Kauflächen bestehen dementsprechend aus zwei (vorn) und vier (hinten) Schmelzfalten, die durch eine Grube getrennt sind. Beim Hervorbrechen aus dem Kiefer sind die Schmelzfalten oben noch geschlossen, beim weiteren Abschleifen tritt das zwischen ihnen befindliche, sich schnell braun färbende Zahnbein zutage. Die ursprünglich hohen, spitzen Höcker, die die durch die Grube getrennten Schmelzfalten darstellen, werden bei fortschreitendem Alter immer mehr abgekaut und zwar — nach Nehring — ausschließlich oder überwiegend durch ihre gegenseitige Härte, nicht oder weniger durch die Äsung, bis sie schließlich ganz glatte Kauflächen bilden, die nur noch Brücken zwischen den Zahnwurzeln darstellen. Ob Nehring in seiner Auffassung von der gleichmäßigen Abnutzung der Kauflächen im Verhältnis zur Länge der Zeit, worauf er seine Altersbestimmung wesentlich stützt, Recht behält, das wird späterer Zeit zu entscheiden vorbehalten werden müssen. Die Brauchbarkeit seines Systems für die Zeit, wo wir keinen Beweis dafür und dagegen haben, wird dadurch nicht wesentlich beeinträchtigt.

Nach diesen Darlegungen lasse ich in Abb. 5 die von meinem Freund Karl Wagner in entsagungsvoller Arbeit, für die ich ihm auch hier besonders danke, hergestellten Zeichnungen einer Auswahl von Zahnreihen nach Nehring folgen,

Abbildung 5. Oberkiefer-Gebißtafel nach Nehring.

1. Zahnreihe im Alter von etwa 2½ Jahren, 2. von etwa 5 Jahren, 3. von etwa 11 Jahren, 4. von etwa 15 Jahren, 5. von 20 und mehr Jahren. Unten links vierter Backzahn 2½jährigen Gebisses. Unten rechts 4. Backzahn 15jährigen Gebisses, a Schmelz, b Zahnbein, c Grube.

aus denen die Abnutzung des Gebisses schärfer als auf photographischen Darstellungen ersichtlich ist. Abb. 6 bringt nach Nehrings photographischer Aufnahme die Entwicklung der Schneidezähne von vorn gesehen.

Abbildung 6. Schneidezähne.
1. Im Zahnwechsel, 2. jung, 3. mittelalt, 4. alt.

Wenn Nehring, worin ihm beizupflichten sein wird, der Abnutzung der Vorderzähne, weil sie mehr von äußeren, zufälligen Verhältnissen abhängig sind als die Backzähne, nicht dieselbe Zuverlässigkeit zuschreibt wie derjenigen der Backzähne, so sind sie doch, wie er sagt, „als Weiser nicht ganz zu verachten," weil sie „ohne weitere Mühe die Frage beantworten, ob man es mit einem jungen, mittelalten oder alten Stück zu tun hat".

Ohne den Nehringschen Ausführungen, die ich für außerordentlich wertvoll halte, zu nahe zu treten, kann ich jedoch hier eine von der seinen in einem Punkt abweichenden Ansicht eines gleichfalls guten Beobachters nicht unterdrücken. Während Nehring den Grund für das Abschleifen der Zähne ausschließlich oder überwiegend in der Arbeit der gegeneinander wirkenden harten Höcker und Flächen der Zähne selbst sucht, betont Oberförster Seitz im Jahrgang 1900 von „Wild und Hund" aus seinen Fütterungserfahrungen an Tiergartenhirschen die starke Zahnabnutzung infolge der Fütterung. Sandige Kartoffeln, trockene Kastanien, glasharter Mais u. dgl. sollen nach seiner Ansicht, weil sie das ganze Jahr über gereicht wurden, die Ursache frühzeitiger Abnutzung des Gebisses sein. Freilich würden seine Ausführungen eine sehr starke Einschränkung erfahren müssen, wenn Nehring mit seiner Anschauung von einer nur wenig mehr als 20jährigen Lebensdauer des Rotwildes Recht behält.

Die Verdauungsorgane sind mehrfach geteilt. Hinter der Drossel liegt der Schlund, der die aufgenommene, grob zerkaute Äsung in den Pansen führt; von dort aus gelangt sie in den mit gitterartigen Falten versehenen Netzmagen, auch Löser genannt; hier werden aus der Äsung kleine Bissen geformt, die durch Aufstoßen durch den Schlund wieder in das Geäse gelangen, wo sie nunmehr fein gekaut werden. Durch zwei im Schlund befindliche häutige Falten (Schlundrinne) gelangt die fein zermahlene Äsung in den Blättermagen, Psalter oder Mannigfalt, aus diesem durch den Labmagen in den Darm.

Die Leber hat keine Gallenblase; da das Wildpret des Wedels eine eigentümliche braungrünliche Farbe hat, so glaubte die alte Jägerei, daß die Galle im Wedel bereitet würde. Es ist aber zweifellos, daß dieses in der Leber geschieht, auch ohne eine ins Auge fallende Blase. Nach Zietschmann a. a. O. ist das Gebilde im Wedel des Rotwildes ein kaffeebraun gefärbtes Drüsenorgan, das beim Abstreichen mit dem Messer auf der Schnittfläche einen gelbbräunlichen Saft ergibt. Es handelt sich jedoch nicht um eine Häufung von Schweißdrüsen, „sondern es setzt sich zusammen aus einem viele Blutgefäße und vereinzelte Nerven enthaltenden bindegewebeartigen Retikulum, in dessen Maschen ein aus zahlreichen Kapillaren und typischen, großen, meist runden Zellen bestehendes Gewebe eingelagert ist.“ „Die einzigen bei Mensch und Tier vorkommenden, mit diesem Organ in histologischer Hinsicht vergleichbaren Gebilde sind die Steißdrüse und die Karotisdrüse.“ Da Zietschmann kein Untersuchungsmaterial gehabt hat, das früher als 36 Stunden nach dem Verenden in seine Hände gelangte, so möchte ich hinzufügen, daß bei frischen Schnitten in dieses Organ des Wedels die Schnittfläche braungrün erscheint.

Im Inneren des Herzens findet sich bei alten Stücken öfter ein durch die Verkalkung der um die Aortenklappen liegenden Teile entstandenes, knöchernes, kreuzförmiges Gebilde, das Herzkreuz, von welchem die alte Jägerei viel Aufhebens machte. Diese Verkalkung gehört jedoch keineswegs zu den Naturseltenheiten; sondern sie kommt nicht selten an den Gefäßwandungen pflanzenfressender Tiere und ~~auch des~~ Menschen vor.

Die Körpermaße und das Gewicht des Rotwildes haben vielen Jagdschriftstellern Veranlassung zu Klagen über den körperlichen Rückgang gegeben; und leider mit gutem Grund. Die Fortschritte der Kultur auf dem Felde und im Walde haben die Lebensbedingungen des Wildes wesentlich beeinträchtigt, und unverständiger Jagdbetrieb hat ungünstig auf die körperliche Entwicklung gewirkt; aber es ist auch nicht zu vergessen, daß die mächtigen Geweihe, die wir in älteren Sammlungen bewundern, nicht den Durchschnitt der Stärke in früheren Zeiten darstellen, sondern nur infolge ihrer Eigenschaft als hervorragende Sehenswürdigkeiten bis auf unsere Zeit gekommen sind. Und wenn auch leider in vielen Revieren nur noch Hirsche gestreckt werden, die an die Recken der Vorzeit auch nicht annähernd heranreichen, so steht doch auch heute nicht nur in den Donaustaaten, sondern in unserem Vaterland in freier Wildbahn, z. B. in Pommern und Preußen, noch mancher starke Hirsch, der seiner Vorfahren im grauen Altertum würdig ist. Der körperlichen Entwicklung am verderblichsten ist neben anderen Einflüssen wohl die Leidenschaft früherer und heutiger Jäger gewesen, immer die stärksten Hirsche zu schießen. Das mußte da, wo örtliche Verhältnisse die alten starken Hirsche nicht in unzugänglichen Dickichten und Brüchern schützten, langsam aber sicher zu einer Verringerung der Körpermaße führen und hat es auch tatsächlich getan. Im zweiten Teil: „Die Hege“ wird dieser Gegenstand weiter auszuführen sein. Man wird annehmen dürfen, daß in früheren Zeiten, ebenso wie noch heute, das Wild nach örtlichen und klimatischen Verhältnissen von verschiedener Stärke war. Der Hirsch des Gebirges wird gedrungener, kürzer gebaut gewesen sein, als der der Ebene, wie wir es heute noch beobachten können. Es wird ebenso anzunehmen sein, daß ein Grund

für das bedeutend höhere Gewicht der vor 2—3 Jahrhunderten erlegten Hirsche in dem außerordentlich feisten Zustand zu suchen ist, in welchem sich nach sicheren Überlieferungen viele Hirsche befunden haben, über deren Gewicht wir staunen.

Im 4. Band des „Weidmann" 1873, Seite 136 und 144, ist ein Auszug aus einem von dem Oberjägermeister von Tettwitz zu Anfang des 18. Jahrhunderts geführten Tagebuch, das sich in der Registratur der Oberförsterei Pödelist zu Freiburg a. d. Unstrut befindet, veröffentlicht; darin sind aus den Jahren 1713 bis 1715 aufgeführt: ein Hirsch von 12 Enden von 6 Ztr. 12 Pfd. Gewicht, dessen Feist auf dem Ziemer $6^1/_2$, auf der Brust $4^3/_4$ cm dick war; dieser Hirsch hatte eine Länge von $3^1/_2$ Ellen und 3 Zoll, eine Höhe (vermutlich am Widerrist) von $2^1/_2$ Ellen, ein Dicke (Umfang) von 3 Ellen. Diese Maßangaben sind jedenfalls auf das sächsische Maß bezogen, bei welchem eine Elle gleich zwei Fuß gleich 56,64 cm war. Danach würde sich in Zentimetern eine Länge von 205,32, eine Höhe von 141,60 und ein Umfang von 169,92 ergeben. Es werden weiter angeführt: ein Vierzehnender von 5 Ztr. 75 Pfd. mit $6^1/_2$ cm Feist (Ziemer) und $5^1/_2$ cm (Brust), ein Zwölfender von 5 Ztr. 50 Pfd. mit 7 bzw. $5^1/_2$, ein Zwölfender von 5 Ztr. 34 Pfd. mit $6^1/_4$ bzw. 5, ein Zehnender von 4 Ztr. 62 Pfd. mit $5^1/_2$ bzw. $4^1/_2$, ein Zwölfender von 4 Ztr. 25 Pfd. mit $5^3/_4$ bzw. $4^3/_4$, ein Zehnender von 5 Ztr. 55 Pfd. mit $8^1/_2$ bzw. 7, ein Zehnender von 6 Ztr. 38 Pfd. mit $9^3/_4$ bzw. 8, ein Zehnender von 5 Ztr. 5 Pfd. mit 10 bzw. $8^1/_2$, endlich ein Hirsch von 16 Enden von 8 Ztr. 38 Pfd. mit 10 bzw. 6 cm Feist.

Von zweien der letzteren Hirsche sind auch die Maße angegeben. Sie betragen:

Bei 6 Ztr. 38 Pfd. Gewicht: Länge $3^1/_4$ Ellen 3 Zoll = 191,16 cm, Höhe 2 Ellen 5 Zoll = 125,07 cm, Umfang $2^1/_2$ Ellen 3 Zoll = 148,68 cm.

Bei 8 Ztr. 38 Pfd. Gewicht: Länge $3^1/_2$ Ellen = 198,24 cm, Höhe 2 Ellen 2 Zoll = 118,00 cm, Umfang 2 Ellen 11 Zoll = 140,22 cm.

Man vermißt bei den vorstehenden Angaben nähere Mitteilung darüber, ob die Gewichte reine Wildpretgewichte, also ohne Aufbruch und Geweih, bedeuten, oder ob, was ich für wahrscheinlich halte, Aufbruch und Geweih mitgewogen sind. Im letzteren Fall würde das reine Wildpretgewicht sich um etwa 20—25 vom Hundert oder $^1/_5$ bis $^1/_4$ geringer darstellen als angegeben. Auch scheinen bei den Maßen Fehler unterlaufen zu sein; denn der Hirsch von 8 Ztr. 38 Pfd. Gewicht wäre wesentlich niedriger gewesen als derjenige von 6 Ztr. und 12 Pfd., was möglich, aber nicht wahrscheinlich ist. Die Zentner sind jedenfalls Zollzentner zu 50 kg. Nichtsdestoweniger können die Maße ein im allgemeinen zutreffendes Bild geben. Vor allem ist das eine zu bemerken, daß das Gewicht der Hirsche durch die bei einzelnen bis zu 10 cm starke Feistlage ganz wesentlich beeinflußt sein muß, so daß man kaum anzunehmen braucht, die Hirsche wären damals im Knochenbau erheblich stärker gewesen als starke preußische und pommersche Hirsche von heute.

Im 24. Band des „Weidmann" 1893, Seite 196, werden vom Archivrat Theodor Distel zu Blasewitz-Dresden über die Stärke des Wildes in früherer Zeit weitere wertvolle Mitteilungen gemacht. Aus 5 Jagdverzeichnissen in zusammenhängender Reihenfolge aus den Jahren 1611—1717 des königlich sächsischen Hauptstaatsarchivs stellt er die bravsten Hirsche zusammen. Er führt in Zollzentnern

an: Einen Hirsch von 9 Ztr. (1671), einen von 8 Ztr. 25 Pfd. (1646), vier von 8 Ztr. (1688, 1685, 1688, 1693), einen von 7 Ztr. 67 Pfd. (1613), sieben von $7^1/_2$ Ztr. (1664, 1667, 1672, 1676, 1686, 1687, 1693), und neun von 7 Ztr. (1660—1684). Leider fehlt auch hierbei die Angabe, ob die Gewichte mit oder ohne Aufbruch und Geweih gelten. Von den Geweihen berichtet der genannte Gewährsmann, daß die Listen unter 15 745 Hirschen nur je einen von 30, 28, 26, drei von 24, neun von 22, fünfundzwanzig von 20 Enden, unter ferneren 13 636 Hirschen sechs von 22 und sechsundzwanzig von 20 Enden, unter 7048 Hirschen einen von 24, zwei von 22 und neun von 20 Enden, unter 2615 Hirschen endlich einen von 26 und zwei von 20 Enden aufführen.

Auch bei den vorhin angeführten Gewichten spielt das Feist wieder eine wichtige Rolle; die Stärke der Feistlage ist auf den nach Art der Wandkarten hergestellten Listen bildlich dargestellt.

Von der Wirkung eines solchen Feistes auf das Gewicht läßt sich eine ungefähre Vorstellung gewinnen, wenn man das Gewicht des Feistes, soweit seine Stärke angegeben ist, berechnet. So würde z. B. das äußere Feist des vorhin erwähnten Hirsches von 6 Ztr. 38 Pfd., der 191,16 cm lang war und einen Umfang von 148,68 cm hatte, bei einer Feistlage von $9^3/_4$ bzw. 8 cm überschläglich auf etwa 2 Ztr. berechnet werden können. Rechnet man auf das Feist im Inneren noch $^1/_2$ Ztr., was nicht zu viel sein würde, so würde ein reines Feistgewicht von $2^1/_2$ Ztr. herauskommen, und damit das Wildpretgewicht ohne Feist auf etwa 4 Ztr. sinken. Hirsche von 4 Ztr. ohne Aufbruch und Geweih werden auch jetzt in Deutschland nicht so selten erlegt; aber so feiste Hirsche, wie die vorhin angeführten, kommen gegenwärtig nicht mehr vor.

Es ist nicht zu verwundern, daß Hirsche von solchem Gewicht und in solchem Äsungsüberfluß, wie er die Voraussetzung eines derartigen Feistzustandes ist, auch sehr starke Geweihe aufsetzten. Indessen in der Endenzahl waren sie den heutigen Hirschen nicht überlegen; der bekannte Sechsundsechzigender in der Moritzburg ist ein Unikum; und wie früher die Dreißig-, Achtundzwanzig-, Sechsundzwanzig-, Vierundzwanzig- und Zwanzigender nur vereinzelt unter Tausenden erlegter Hirsche vorkamen, so werden auch heute noch vereinzelte Hirsche mit so zahlreichen Enden von Zeit zu Zeit erlegt.

Zum Beleg mögen einige zuverlässige Nachrichten aus neuerer Zeit dienen:

Nach dem „Weidmann" wurde 1881 in Neuvorpommern ein Hirsch von 22 Enden vom Oberlandforstmeister v. Ulrici gestreckt; Gewicht mit Aufbruch 413 Pfd., Geweihgewicht 17 Pfd. (Band XIII. Seite 77); 1882 wurde ein ungerader Zwanzigender im Revier Herzogswalde bei Tharand im Königreich Sachsen erlegt; in demselben Jahr im Revier Pinnow der Standesherrschaft Lieberose in der Niederlausitz ein ungerader Zwanzigender; 1881 in der Oberförsterei Golchen in Pommern ein ungerader Zwanzigender, Gewicht des letzteren ohne Geweih und Aufbruch 296 Pfd., Geweihgewicht 13 Pfd., 1882 in der Oberförsterei Nassawen in Ostpreußen zwei ungerade Achtzehnender, Gewicht aufgebrochen 359 Pfd., Geweihgewicht 15 Pfd., und 349 bzw. 15 Pfd. (Band XIV. Seite 63, 77), 1883 wurde im Revier Steffenshagen bei Greifswald in Pommern ein ungerader

Achtzehnender zu Holze geschossen aufgefunden, Geweihgewicht 15 Pfd. In demselben Jahr wurde zu Friedrichsdorff, Kreis Dramburg, Hinterpommern, ein Hirsch von zwanzig Enden, Geweihgewicht 18 Pfd., erlegt (Band XV. Seite 101, 433). 1884 wurde auf den Hofjagden im Thüringer Wald ein ungerader Vierundzwanzigender geschossen, Geweihgewicht 12 Pfd., (Band XVI, Seite 150). 1887 wurde ein Vierundzwanzigender im Revier Samita, Provinz Posen, dem Grafen Kwilecki zu Wroblewo gehörig, erlegt, Geweihgewicht 16 Pfd.; desgleichen im Viernheimer Walde, Großherzogtum Hessen, ein ungerader Zwanzigender; desgl. 1888 in der Oberförsterei Stoberau in Schlesien ein Achtzehnender, Gewicht aufgebrochen 244 Pfd. (Band XIV, Seite 31, 190, 201). 1890 erlegte Se. Majestät der regierende Kaiser zu Klitschdorf in Schlesien, dem Grafen zu Solms-Baruth gehörend, neben anderen starken Hirschen einen solchen von 22 Enden (Band XXII. Seite 15, 130/31), und 1891 in der Romintener Heide einen Achtzehnender. In demselben Jahr wurde vom Fürsten von Pleß in der Promnitz ein Achtzehnender und 1892 vom regierenden Kaiser wiederum ein Achtzehnender in Schaumburg-Lippe erlegt. In demselben Jahr wurde in der Oberförsterei Schloppe in Westpreußen ein ungerader Achtzehnender gestreckt, Gewicht aufgebrochen 288 Pfd., Geweihgewicht 13 Pfd. (Band XXIII. Seite 28, 36, 151, 436). 1892 wurde noch zu Sorquitten in Ostpreußen, dem Grafen von Mirbach gehörig, ein ungerader Achtzehnender von der Gräfin Mirbach erlegt (Band XXIV, Seite 177).

Nach „Wild und Hund", Berichte über die deutschen Geweihausstellungen, wurden 1894 in Deutschland u. a. erlegt: ein Zweiundzwanzigender in Gieren bei Friedeberg in Oberschlesien, ein Zwanzigender in Semlow bei Damgarten, Neuvorpommern, ein ungerader Zwanzigender im Revier Vockerode in Anhalt, ein Achtzehnender in Pleß, Oberschlesien, ein Achtzehnender in der Oberförsterei Morbach, Regierungsbezirk Trier, und ein Achtzehnender von Kaiser Wilhelm II. in Rominten von 364 Pfd. Gewicht, ohne Aufbruch, und 15 Pfd. Geweihgewicht.

1895 wurde erlegt: ein Achtzehnender in Rominten von 297 Pfd., aufgebrochen, und $14^1/_2$ Pfd. Geweihgewicht, 5 Achtzehnender in Pleß, ein Achtzehnender im Revier Heiligensee in Schlesien, dem Grafen Solms-Baruth gehörig; 1896 streckte der Kaiser einen Zweiundzwanzigender in der Oberförsterei Goldap in Ostpreußen von 330 Pfd. aufgebrochen und $17^1/_2$ Pfd. Geweihgewicht, einen zweiten Zweiundzwanzigender in der Schorfheide (Mark) von 200 Pfd. aufgebrochen und $10^1/_4$ Geweihgewicht, außerdem zwei Achtzehnender in Rominten, der König von Sachsen einen Achtzehnender im Revier Grillenburg, Königreich Sachsen; in demselben Jahr wurden in Pleß, Oberschlesien, erlegt: ein Zwanzigender und vier Achtzehnender.

Ich habe es mir nicht versagen können, die Perlen aus den Strecken der neueren Zeit hier zusammenzustellen, um kleinmütigen Seelen zu zeigen, daß das edelste Wild des deutschen Waldes auch heute noch stattliche Vertreter aufzuweisen hat, und daß keinerlei Veranlassung vorliegt, über das angeblich sicher der baldigen, gänzlichen Entartung verfallende Rotwild den Stab zu brechen.

Die Körpermaße in der Gegenwart unterliegen weiten Schwankungen, je nach der Stärke überhaupt, die nach örtlichen und klimatischen Verhältnissen sehr

verschieden ist, und wieder nach den einzelnen Schlägen. Der Hirsch des Gebirges ist kürzer und gedrungener, erreicht auch nicht das Gewicht und das starke Geweih des Hirsches in fruchtbarer Ebene. Unter diesen wieder gibt es kurze und lange Schläge.

Der jagdbare Hirsch hat je nach Örtlichkeit und Abstammung vom Geäse bis zum Wedel eine Länge von 1,90 bis 2,45 m. Die Höhe am Widerrist schwankt zwischen 1,20 und 1,50 m, das Gewicht zwischen 230 und 650 Pfd. unaufgebrochen. Der Aufbruch und das Geweih wiegen zusammen etwa 20 vom Hundert des Gesamtgewichtes; bei abgebrunfteten Hirschen bis zu 25 vom Hundert. Diese Maße beziehen sich auf das in Deutschland lebende Wild; sie werden von den Hirschen in den Donauländern z. T. noch weit übertroffen.

Das Geweih erreicht bei braven Hirschen eine Höhe bis zu 1,00, eine Auslage bis zu 1,33 und eine Stangenstärke im Umfang bis zu 0,24 m und darüber.

Der Hirsch ist bei weitem stärker als das Tier, etwa in dem Verhältnis, daß in Gegenden, in denen ein starker Hirsch in der guten Zeit aufgebrochen, 300 bis 330 Pfd. wiegt, ein Alttier ein Gewicht ohne Aufbruch von etwa 150 bis 190 Pfd. erreicht.

Über die Stärke des Wildes in den verschiedenen Gegenden Deutschlands gibt eine im Band XX. des „Weidmann" von E. v. Dombrowski verfaßte Zusammenstellung Auskunft. Danach kamen in Pfunden in neuerer Zeit Gewichte guter Hirsche ohne Aufbruch vor: in Ostpreußen von 280 bis 516, in Pommern von 280 bis 544, in Mecklenburg von 236 bis 344, in der Provinz Brandenburg von 218 bis 350, in Schlesien von 208 bis 350, im Königreich Sachsen von 200 bis 340, in der Provinz Sachsen von 242 bis 360, im Harz von 190 bis 310, im Thüringerwald von 222 bis 306, in Hessen von 240 bis 466, in der Rheinprovinz von 206 bis 400, in Hannover von 200 bis 360, in den Reichslanden von 140 bis 300, in Baden von 210 bis 310, in Bayern von 200 bis 360 und in Württemberg von 160 bis 360 Pfd.

Aus neuester Zeit sind hier noch nachzutragen: Der stärkste — nicht der endenreichste — von S. M. dem Deutschen Kaiser erlegte deutsche Hirsch trug 28 Enden, das Geweih wog 22 Pfd., die Stangenlänge betrug 90 cm, die Auslage 119 cm, der Rosenumfang 26 cm. Der Hirsch wurde 1904 in der Oberförsterei Rominten gestreckt und wog 374 Pfd., ohne Aufbruch und Geweih 303 Pfd.

Das Durchschnittsgewicht der von demselben hohen Herrn 1905 erlegten Hirsche (Brunftzeit) betrug 378 Pfd. mit Aufbruch, der in den Pleßer Revieren gestreckten Hirsche (mit Wapiti- und Ungarblut) 365 Pfd. Die schwersten Romintener Hirsche wogen 1895 = 437/360, 1899 = 410/341 Pfd.

Das Geweih des stärksten bekannten Edelhirsches aus der Moritzburg hat nach Prof. Dr. G. Rörig eine Auslage von 1,920 m, bei

1,210 und 1,200 Stangenhöhe,
0,355 und 0,355 Rosenumfang.

Das Gewicht des Geweihes soll 38 Pfd. betragen.

Der stärkste Gebirgshirsch aus Hohenelbe, böhmisches Riesengebirge, 1905, wog aufgebrochen 334 Pfd. bei 17,9 Pfd. Geweihgewicht.

Das längste Berghirschgeweih trug ein von S. A. M. dem Kaiser von Österreich 1892 am Brachberg erlegter Hirsch. Die Stangen maßen über die Krümmung 105,36 m. Dagegen wiesen die längsten Geweihe aus Ungarn und Galizien eine ebenso gemessene Länge von 136,21 und 136,05 m auf. Verglichen mit dem längsten bekannten Wapitigeweih, das 165,10 m Stangenlänge hat, sind das ganz riesige Maße.

Bemerkenswert ist das Vorkommen eines ganz geringen Schlages in den Reichslanden, dessen Hirsche höchstens ein Gewicht von 180 Pfd. erreichen.

Die Stärke der Geweihe steht in der Regel zur Höhe des Gewichtes in geradem Verhältnis; so haben die starken Hirsche Ostpreußens und Pommerns auch die stärksten Geweihe aufzuweisen. Ebenso zeichnen sich die Pleßer Hirsche in Oberschlesien infolge ehemaliger Zuführung von Wapitiblut und hervorragendster Pflege durch Stärke an Wildpret und Geweihen aus.

Was indes die besten dieser Hirsche nur ausnahmsweise erreichen, das ist bei den starken Hirschen in den Donauländern die Regel. Dort sind Gewichte von 400 bis 550 Pfd. aufgebrochen keine seltenen Erscheinungen, und Geweihgewichte von 20 Pfd. kommen öfter vor; ja es wird ein solches bis 28 Pfd. (Prinz Louis Rohan jun. 1883 Radanc) zuverlässig gemeldet. Auf der Budapester Ausstellung 1896 war ein Geweih aus dem Tolnaer Komitat im Gewicht von 27 Pfd. ausgestellt.

Das Geweih

ist ein auf kurzen, walzenförmigen Stirnbeinfortsätzen aufsitzendes Knochengebilde, das jährlich abgeworfen und, solange der Hirsch nicht kümmert oder infolge seines Alters zurückgeht, stärker und formenreicher wieder aufgesetzt wird. Die Stirnbeinfortsätze heißen Rosenstöcke, der auf diesen unmittelbar aufsitzende, wie ein Kranz nach außen überstehende Teil, die Rose; darüber erhebt sich die Stange, an der die Enden oder Sprossen sitzen; in der Längsrichtung der Stangen und Enden verlaufen flachere oder tiefere Furchen; zwischen ihnen stehen mehr oder weniger hervortretende Erhabenheiten, die Perlen; die Farbe des Geweihes ist gelbbraun bis schwarzbraun; die Spitzen der Enden sind drehrund und mehr oder minder weiß abgeschliffen.

Zur Erforschung der Geweihbildung, des Geweihwechsels und seiner Gesetzmäßigkeit hat Blasius in seiner „Naturgeschichte der Säugetiere Deutschlands" usw. 1857 den Anstoß gegeben. Es folgen dann fast 40 Jahre ehrlichen Strebens, das aus Mangel an geeigneten Untersuchungsobjekten nicht recht von der Stelle kam. Viel Dilettantismus spielte mit hinein; manche wertvolle Beobachtung blieb wegen unzureichenden Verständnisses ungenutzt, die leidige Rechthaberei in den Jagdzeitschriften wirkte in der Jägerwelt, die doch im wesentlichen das Beobachtungsmaterial liefern mußte, mehr verwirrend als klärend. So war der Weg bis zu unserem heutigen Wissen ein recht verschlungener Steilpfad. Die wertvollste Veröffentlichung ist die von Professor Dr. Hinrich Nitsche, Tharand; seine „Studien über Hirsche", Leipzig 1898, bieten eine Fülle der Aufklärung, die mit einem Schlage das Dunkel erhellte. Seine „Morphologische Vergleichung der Hörner der Huf-

tiere" weist schlagend nach, daß die Geweihe der Hirsche Apophysen des Stirnbeins, d. h. organisch aus dem Stirnbein hervorgewachsene Endknochen sind, und nicht Epiphysen, d. h. in der Lederhaut und aus dieser entstandene, mit dem Schädel nachträglich nur durch Bindegewebe verbundene Knochen, wie beispielsweise die Gamskrickel. Nitsche bestätigte die Landoisische Auffassung, daß die Bildnerin des Geweihes nicht der Bast, sondern die Knochenhaut des Rosenstockes sei, die im eigenen Weiterwachsen nach dem Abwerfen der alten die neuen Stangen aufbaut.

Damit stellte er die Lehre von der Geweihbildung auf feste wissenschaftliche Grundlagen, die ihr bis dahin nicht immer eigen gewesen waren. Viele meiner eigenen Untersuchungen verdanken ihre Entstehung der Anregung durch Nitsche; und wenn ich das nicht mehr bei jeder einzelnen hervorhebe, so möchte ich doch nicht unterlassen das hier festzustellen.

Ein so mächtiges, für Kampf und Schmuck geschaffenes Gebilde, wie das Geweih eines starken Hirsches, setzt natürlich einen Schädel voraus, der es zu tragen und als Waffe zu führen befähigt ist. Wie die einzelnen Knochen des Schädels, Stirnbein, Scheitelbein, Schläfenbein, Hinterhauptsbein usw. untereinander durch In- und Überlagerung und Nähte verbunden sind, das möchte ich, um Wiederholungen zu vermeiden, hier nicht nochmals bringen. Ich verweise daher auf mein „Rehwild", in dem, Seite 41, 42, 45, die ganz ähnlich denen des Rotwildes gestalteten Schädelknochen des Rehes dargestellt sind.

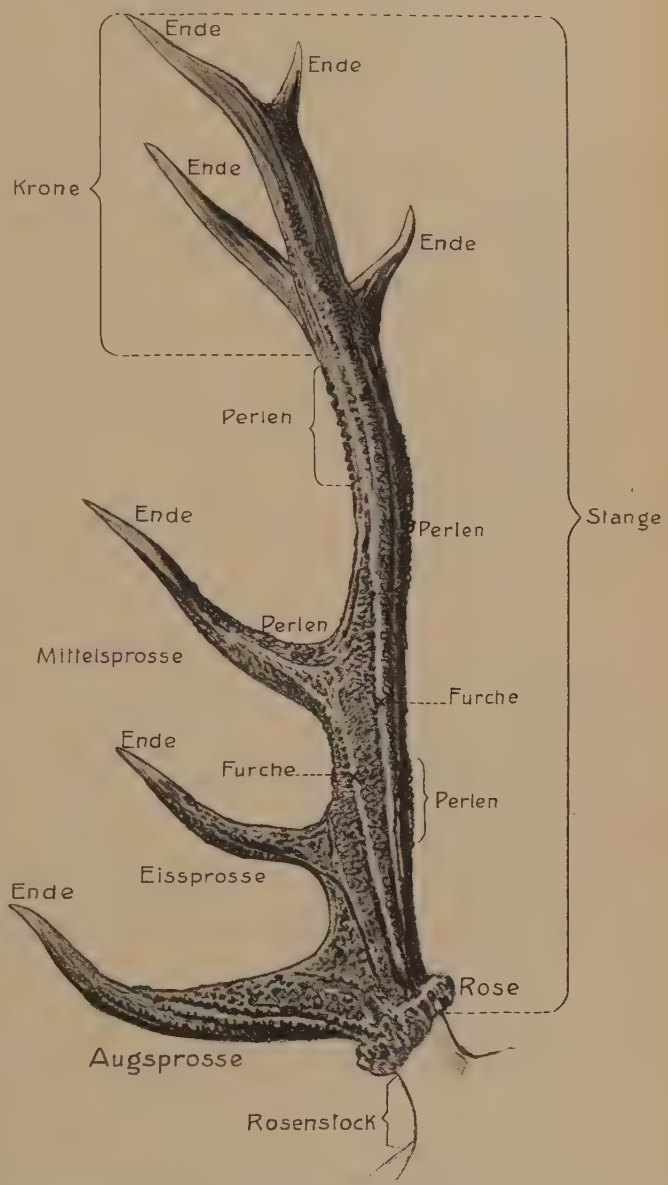


Abbildung 7. Das Geweih. Kunstausdrücke.

Den äußeren Werdegang eines Geweihes hat Hofrat Dr. Sömmering in „Brehms Tierleben" auf Grund seiner Beobachtung an einem gefangen gehaltenen Edelhirsch so eingehend und anschaulich beschrieben, daß ich seine Schilderung hier wörtlich wiederzugeben nicht unterlassen kann.

Er sagt: „Schon am zweiten Tage nach dem Abwerfen ist die Mitte der Wundfläche mit schwärzlich rotbraunem Schorfe bedeckt, welcher sich immer mehr nach der Mitte zusammenzieht, während der Ringwulst breiter und höher wird. Am vierten Tage ist die eigentliche Wundfläche schon sehr verkleinert, im Durchmesser 28 mm, der Ringwulst dagegen 12 mm breit, letzterer erhabener gewölbt und gefurcht, seine dünne Oberhaut so empfindlich, daß sie leicht blutet. Dasselbe beobachtet man auch noch am achten Tage, nur ist inzwischen der Ringwulst wieder merklich breiter und höher geworden, jedoch noch völlig rund geblieben, ohne den behaarten Hautrand seitlich zu überragen. Am vierzehnten Tage hat die mittlere Wundstelle sich wiederum bedeutend verkleinert. Der Wulst ist im Umfange allenthalben, am meisten aber nach vorn über den Rand des behaarten Rosenstockes, ausgedehnt, so daß man sehr deutlich den Anfang zu dem zuerst sich bildenden untersten Ende des Geweihes, des Augensprosses, wahrnimmt. Von der Spitze aus gemessen hat der Wulst oder Kolben nur einen Durchmesser von 72 mm, während jener der mittleren Vertiefung nur noch 16 mm beträgt. Am zwanzigsten Tage beginnt der nun nach allen Seiten stark hervortretende grauschwarze Kolben mit weißlichen Haaren sich zu bedecken, seine Oberhaut ist fester geworden, und nicht allein der Ansatz zu den Augensprossen stärker hervorgetreten, sondern namentlich der hintere Teil des Kolbens, aus welchem die Stange sich erheben soll, breiter, höher, massenhafter ausgebildet. Von nun an verschwindet die kleine vertiefte Mittelfläche bald gänzlich, und der Kolben wächst rascher in die Breite und Höhe. Außer dem am dreiundzwanzigsten Tage bereits 60 mm langen Augensproß, teilt er sich in eine kleine vordere und eine stärkere hintere Halbkugel, aus welcher das zweite Ende, der Eissproß und die Stange selbst sich bilden. Er ist nun dicht mit weißen Haaren bedeckt, und hat daher eine graue Färbung bekommen. Im Verlauf der nächsten zehn Tage hat sich das Ansehen der Kolben bedeutend verändert. Das ganze Geweih ist gleichsam in der Anlage schon vorhanden; alle Enden sind durch mehr oder minder hervorragende Abteilungen und Einschnitte des Kolbens angedeutet. Letzterer gleicht einer Pflanze, welche im Frühjahr nach der Winterruhe schon ihren Stengel gebildet hat, aus dem Blätter und Blüten hervortreiben, nachdem das Wachstum der Wurzel vollendet ist. (Dieser Vergleich ist nicht wörtlich zu nehmen; er soll offenbar nur grob versinnbildlichen. Denn bei einem starken Kronenhirsch ist beispielsweise von der Rose, d. h. von einer Verdickung oder Verbreiterung der Stange noch nicht das geringste zu bemerken zu der Zeit, wenn Aug- und Eissprosse schon völlig ausgebildet sind. v. R.) Nun erst sieht man deutlich einen über den Rand des behaarten Rosenstockes hervorragenden, bläulichen gefäßreichen Ring, den Anfang der sich bildenden Rose und ihrer Perlen, am Grunde des Geweihes. Darüber ragt der Augensproß hervor. Die Spitze ist sehr breit geworden und beginnt durch Furchung sich zu gabeln. Zwölf Tage später, am fünfundvierzigsten des Wachstums, ist die letzte Gabelung oder Teilung der Kolben noch nicht vollständig; am neunundfünf-

zigsten Tage sind alle vorhandenen Enden bereits ziemlich lang geworden, und der Augensproß hat sich bereits zugespitzt. Der obere Teil des Geweihes teilt sich jedoch erst am zweiundsechszigsten Tage und ist am neunundsiebzigsten Tage fertig, aber noch mit stark behaartem und gefäßreichem Bast überzogen, welcher sehr empfindlich sein muß, weil der Hirsch noch immer das Geweih schont. Noch am hundertundzwanzigsten Tage, um welche Zeit das Geweih vollständig ausgewachsen ist, und seine Enden bis zu den Spitzen knochenhart sind, blutet der Augensproß bei der geringsten Verletzung. Erst zwanzig Tage später fegte der in Rede stehende Hirsch."

Obgleich es sich hier um einen gefangen gehaltenen Hirsch handelt, so wird man doch unbedenklich den ganzen Vorgang auch auf die frei lebenden Hirsche beziehen können; auch hinsichtlich der Zeit scheint keine große Verschiedenheit vorzuliegen.

Betrachten wir, ohne einstweilen die einzelnen Geweihstufen näher zu berücksichtigen, den inneren Aufbau des Geweihes in anatomischer und physiologischer Hinsicht, so gelangen wir zu folgenden Ergebnissen: Auf jedem der beiden Stirnbeine erhebt sich ein im Querschnitt unten länglichrunder, oben fast kreisrunder Knochenzapfen (der Rosenstock), der bis an sein oberstes Ende immer von der behaarten Stirnhaut umgeben ist. Auf diesem sitzt das Geweih auf, in seinem untersten Teile von einem aus verwachsenen Perlen bestehenden Kranze (der Rose) begrenzt, der sich ringförmig um die Stange lagert. So lange das Geweih im Wachsen begriffen ist, wird es von einer mit kurzen, weißlichen Haaren besetzten Haut (dem Bast) umschlossen. Unter dieser liegt die Knochenhaut, und darunter der eigentliche Geweihknochen.

Die Knochenhaut besteht aus weißlichem, festem Fasergewebe, das den Knochen, der in der Bildung begriffen ist, rings umgibt und innig mit ihm zusammenhängt. Ihre sehr reichlichen Blutgefäße und Nerven dringen in den Knochen ein und sind die Ursache seines Wachstums und seiner Erhaltung. Der Knochen selbst besteht aus der Rindensubstanz und dem inneren schwammigen Teil; die erstere gibt dem Knochen seine Starrheit, Festigkeit und Schwere; der letztere besteht aus feinen, netzförmig verbundenen Knochenbalken und enthält in seinen Lücken das Knochenmark, eine weiche, bindegewebeartige Masse mit vielen Fettzellen und reich an Blutgefäßen. Die Verknöcherung der Bindegewebe oder der knorpeligen Teile findet von der Knochenhaut her nach innen in radialer Richtung statt. Die Ablagerung der mineralischen Stoffe, der sogenannten Knochenerde, in der Hauptsache aus phosphorsaurem Kalk bestehend, geschieht wahrscheinlich in der Weise, daß die Zellen des Bindegewebes allmählich aufgelöst und durch echtes Knochengewebe ersetzt werden. Wer sich weiter über Bau und Wachstum des Knochens unterrichten will, den verweise ich auf mein „Rehwild", Seite 43—45, wo der Gegenstand näher behandelt ist.

Wenden wir uns wieder zum Geweih. Die meisten älteren Forscher haben aus Mangel an Studienmaterial notgedrungen von dem fertigen Geweih auf seine Entstehung Rückschlüsse machen müssen. Darin liegt zum Teil der Grund für das verhältnismäßig langsame Fortschreiten unserer Kenntnis dieses Gegenstandes. Ich habe in glücklicherer Lage den umgekehrten Weg beschreiten können und eine

große Anzahl von Geweihen in jedem Stand der Entwicklung untersucht. Es wird eine feste Grundlage für die weitere Behandlung der Sache geben, wenn ich einige Untersuchungsergebnisse in der Form folgen lasse, wie sie seinerzeit niedergeschrieben sind.

I. Geweih eines Hirsches von 6 Enden, am 23. April ertrunken; frisch untersucht und beschrieben.

Äußerlich.

Das Haar des Rosenstockes unmittelbar unter der Rose umgibt diese nicht wie zu anderer Zeit festanliegend, sondern es steht gesträubt ab, eine Folge starker Schwellung des oberen Hautkranzes. Zwischen Haut und Rose ist eine Lücke vorhanden, in der man die den Rosenstock hart unter der Rose kranzförmig umgebenden, letzten Platten der oberen Epidermiszellen deutlich sieht. Der geschwollene Teil der Haut ist oben dunkel gefärbt, wie es die Basthaut zu sein pflegt, doch sind Basthaare noch nicht bemerkbar. Der Durchmesser der Rose beträgt 65 mm. Obgleich der Hirsch unmittelbar vor dem Abwerfen stand, war es selbst bei Anwendung starker Gewalt nicht möglich, die Stangen abzubrechen. Sie würden eher an einer anderen Stelle als an der Trennungsscheibe — ich nenne die sogenannte Demarkationslinie Trennungsscheibe, weil es sich im wesentlichen um eine Scheibe und nicht um eine Linie handelt — zerbrochen sein.

Innerlich.

Beim Aufschärfen der Haut des Rosenstockes verhielt sich diese wie die Körperhaut überhaupt, sie ließ keinen Schweiß austreten; eine kleine Verletzung der Knochenhaut führte jedoch sofort Bluterguß herbei. Unmittelbar unter der Rose hat die Haut eine Dicke von 6 mm, weiter abwärts verringert sich die Dicke bis auf 3 mm. Bei Führung eines Sägeschnittes (Längsschnitt) durch Rosenstock und Stange quer auf die Medianebene brach der vordere Stangenteil ab und zwar in der Trennungsscheibe (Demarkationslinie). Die Schnittfläche zeigt innerhalb der Stange scharf geschieden den schwammigen Knochen, offenbar abgestorben, schwarzbraun gefärbt, und den festen, äußeren Knochenteil, elfenbeinfarben. Rosenstock, Stirn- und Scheitelbein zeigen sich stark gerötet, mit Blut und geschwelltem Gewebe gefüllt. Diese Erscheinungen sind im Innern des Rosenstockes stärker ausgeprägt als nach außen hin. Der Rosenstock befindet sich in einem schwammigen Zustand, der sich gegen die abzuwerfende Stange scharf abhebt.

(Die Schwellung der Haut unterhalb der Rose, die sich ohne Zwang aus der allgemeinen Blutfülle des ganzen Rosenstockes erklärt, ist offenbar der Altumsche „Ringwulst".)

II. Bastgeweih eines am 23. April ertrunkenen Hirsches; frisch untersucht und beschrieben.

Äußerlich.

Durchmesser des Rosenstockes in Höhe der Trennungsscheibe, ohne Haar, 50 mm. Der Bast der 11 mm hohen Stange ist oben noch nicht geschlossen,

enthält vielmehr in der Mitte eine mit einem dünnen Häutchen überzogene, rot durchscheinende, offene, kreisrunde, etwas vertiefte Stelle (Napf) von 20 mm Durchmesser. Der gewölbte Seitenrand ist schwarzblau, nach oben zu und oben ohne Haar; an den Seiten ringsum findet sich weißliches Basthaar.

Innerlich, makroskopisch.

Sägelängsschnitt parallel der Medianebene: Ganzer Rosenstock strotzend mit Blut und geschwelltem roten Gewebe gefüllt. Die Basthaut zeigt nicht mehr Blut, als wie die übrige Körperdecke zu führen pflegt. Trennungsscheibe deutlich erkennbar. Der Napf ist ausgefüllt mit Bindegewebe, das offenbar mit dem Knochengewebe des Rosenstockes in nächster Verbindung steht. Der obere Teil der Haut des Rosenstockes, die in ihrem unteren Teile, näher dem Stirnbein, 3—4 mm dick ist, hat eine Dicke von 6—7 mm. Auf dem Schnitt zeigt der Rosenstock nach oben hin eine langsam zunehmende geringe Verbreiterung; doch ist von einer Rose oder deren Ansatz noch nichts zu bemerken. Von innen nach außen ergibt sich: sehr poröses Knochengewebe (in der mittleren Höhe des Rosenstockes = 33 mm, oben = 38 mm im Durchmesser) dann Knochenhaut 0,9 mm, Basthaut 5 mm, Basthaar, anliegend, 6 mm. Am äußeren Rand ist schon Verknöcherung der Neubildung zu bemerken, innen im Napf zeigt sich in der Bildung begriffenes Gewebe.

Innerlich, mikroskopisch.

Die oberste den Kolben bedeckende grau- oder blauschwarze Haut zeigt im Querschnitt auf die Längsrichtung der Stange Haarbalgöffnungen der Epidermis; schon einige feine Schnitte tiefer, aber weniger als 0,5 mm, tritt Knochenstruktur zutage, obgleich das Gewebe an diesen Stellen noch weich ist und, ungehärtet, dem Messer auszuweichen strebt. In der Mitte, in dem mit plastischem Gerinnsel gefüllten Napf ist die Verbindung des Gerinnsels mit dem Knochengewebe des Rosenstockes deutlich erkennbar.

III. Bastgeweih eines Hirsches von 8 Enden, am 25. Juni tödlich verunglückt, frisch untersucht und beschrieben.

Äußerlich.

Länge der Stangen je 35 cm, Durchmesser über den Rosen je 45 mm. Bis auf die obersten 7 cm, die sich von unten nach oben immer weicher anfühlen, sind die Stangen fest. Die Behaarung ist grauweißlich, unten länger, 3 mm, und dichter, oben 2 mm und spärlicher (Wollhaar), um die Rosen trägt die Basthaut einige längere und stärkere Haare (Grannen). Im ganzen fühlt sich die Behaarung sammetartig an.

Die obere Gabel ist erst in der Andeutung vorhanden, Augsprosse ist ganz ausgebildet, ebenso die Rose, während die Mittelsprosse noch nicht gänzlich vereckt ist.

Innerlich, makroskopisch.

Beim Abstreifen des Bastes, das äußerst leicht von statten geht, findet sich unter diesem die blendend weiße Knochenhaut. Eine Verbindung des Bastes mit der letzteren durch Gefäße scheint völlig zu fehlen, eine solche wird vielmehr nur

durch sehr lockeres Unterhautzellgewebe hergestellt. Die schon erhärteten Teile der Stangen, der Rose und der Enden einschl. der Furchen und Perlen sind in ihrer Form ganz fertig. Die abgestreifte Basthaut ist 2 mm dick, das Haar 2—3 mm lang; sie weist nur unbedeutende Adern auf, etwa in dem Maße, wie sie zu ihrer eigenen Ernährung erforderlich sind. In den Furchen der Stange und der Enden und zwar im Bindegewebe der Knochenhaut liegen Adern, diese Furchen ausfüllend. Die Knochenhaut überzieht die ganze Stange, nach oben in den jüngsten Teilen dünner werdend, doch bedeckt sie auch die obersten Kuppen anscheinend schließend.

Der Stangenknochen ist in seinem unteren Teile schon fest, innen schwammig, außen elfenbeinartig, weiß, gegen das Licht durchscheinend — rosig — brüchig, noch mit dem Messer leicht schneidbar. Die oberen 7 cm der Stange: weich, ganz oben eine gallertartige Masse, aber schließend vom Bast bedeckt; eine haarfreie Stelle findet sich nicht. Auch ist die Knochenhaut fast bis in die allerjüngsten Teile hinein erkennbar.

Innerlich, mikroskopisch.

Ein Querschnitt 5 mm unterhalb der höchsten Kuppe ergibt weiches Gewebe; er läßt von außen nach innen erkennen: Haar, Basthaut, Knochenhaut, Bindegewebe. Ein weiterer Querschnitt 5 mm tiefer zeigt schon deutlich Knochengewebe und beide getrennten Gabelenden. 30 mm unterhalb der Kuppen ist die Knochenbildung schon stark ausgeprägt, wenn auch die Stange noch wie Muskelgewebe leicht quer durchschnitten werden kann.

IV. Bastgeweih eines am 7. Juli gestreckten Hirsches von 8 Enden; frisch untersucht und beschrieben.

Das Geweih hat eine Höhe von 38 cm (Sehne) und zeigt an jeder Stange Augsprosse, Mittelsprosse und Stangengabel. Es ist mit 5 mm langen weißlichgrauen Haaren pelzig bewachsen; an den jüngsten Teilen, die sich noch weich anfühlen, steht das Haar weniger dicht und ist kürzer, sodaß die dunkle Basthaut durchscheint. Eine Stelle an der Spitze der jüngsten Bildungen, an der sich kein Haar befindet, ist nicht erkennbar. An der Innenseite oberhalb der Rosen und an der unteren Seite der Augsprossen sitzen einige längere (bis zu 30 mm) Haare, die sich vereinzelt auch an der Hinterseite der Stangen befinden.

Die Basthaut hat im unteren, älteren Teil eine Dicke von 4 mm. Der oberste Querschnitt durch die Kuppe eines jüngsten Endes zeigt in der Anlage genau dasselbe Bild wie weitere Querschnitte schon verknöcherter Teile. Die Knochenhaut, deren Adern in den Furchen der Stangen verlaufen, ist auf den jüngsten Kuppen sehr dünn, aber doch vorhanden.

V. Geweih eines am 27. Februar erlegten Hirsches von ungraden 6 Enden; untersucht und beschrieben am 2. März, nach Aufbewahrung im Freien bei Frost.

Äußerlich.

Rechte Stange: 45 cm hoch (Sehne), Augsprosse hart über der Rose 13 cm lang. Rosenstock: Durchmesser von vorn 28 mm, seitlich 30 mm, Höhe über der

Kranznaht 24 mm. Die Augsprosse ist gut vereckt und spitz, das Stangenende ist unvereckt, d. h. es ist keine Spitze vorhanden. Die Stange endet vielmehr in einem oben offnen Stumpf von 17 mm Durchmesser und schwarzer Färbung, die sich auf die obersten 8 cm erstreckt und allmählich in die gewöhnliche Stangenfärbung übergeht. Verursacht wird die schwarze Färbung durch Schmutz, der sich in der sehr porösen Knochenmasse festgesetzt hat.

Durchmesser der Rose 33 mm, der Stange über der Augsprosse 24 mm, 10 cm unterhalb des Stangenendes 22 mm.

Die linke Stange hat Mittelsprosse, sonst ähnliche Verhältnisse.

Innerlich, makroskopisch.

Die rechte Stange wurde einschl. des Rosenstockes und des Schädels der Länge nach aufgeschnitten; Sägeschnitt in Richtung der Kranznaht. Die Schnittfläche zeigt folgendes Bild: die Schädelknochen sind rosig, stark mit Blut gefüllt; dasselbe gilt vom Rosenstock; die inneren Teile der Rose und des von ihr umfaßten Stangenteiles erscheinen gelblich. Rosig ist auch die feste Masse der Rindensubstanz der Stange im unteren Teil bis etwa 15 cm oberhalb der Rose, von da an allmählich an dieser rosigen Farbe verlierend; in denselben Teilen der Stange ist auch der schwammige Innenraum des Knochens blutig, während er höher hinauf gelbbraun gefärbt und trocken erscheint.

Von der Stelle an, wo bei regelmäßigem Verecken der Stange ungefähr die Verjüngung zur Endenspitze beginnen müßte, zeigt sich die teilweise sehr dünne unregelmäßig verknöcherte Knochen- oder Rindensubstanz wieder rosig, während der innere Teil bis zum unvereckten Stangenende wieder feucht und blutig erscheint.

Rosenstock und Schädel haben einen frischen tadellosen Geruch; dagegen trägt der ganze innere Teil der Stange starken Verwesungsgeruch an sich, am wenigsten an den trocknen, am stärksten an den blutigen, feuchten Stellen.

Der Gesamteindruck ist der: auf gesundem Rosenstock sitzt eine teilweise noch lebende, teilweise schon abgestorbene Stange. Der Vorgang des Absterbens scheint in dem Mittelteil der Stange am weitesten vorgeschritten zu sein, während der obere und der untere Teil noch mehr Leben zeigen. In dem Mittelteil muß jedoch die feste Rindensubstanz auch noch lebendig sein; weil ein Weiterleben des oberen Stangenteiles ohne Verbindung mit dem lebenden unteren nicht denkbar ist; der schwammige Teil des Mittelstückes der Stange ist offenbar tot, weil gänzlich eingetrocknet.

Innerlich, mikroskopisch.

Der mikroskopische Befund bestätigt den makroskopischen in allen Einzelheiten.

VI. Geweih eines am 22. April erlegten Hirsches von 10 Enden; frisch untersucht und beschrieben.

Äußerlich:

Beide Stangen sind gut vereckt, sitzen fest auf dem Schädel und widerstehen starkem Druck. Die Haut des Rosenstockes unterhalb der Rose erscheint geschwollen und hebt sich stark vom Rosenstock ab. Die zu anderer Zeit hier vorhandenen

platten Ringschichten der abgestorbenen Oberhautzellen fehlen. Die Haut zeigt rings nahe unterhalb der Rose die schwärzliche Färbung der Basthaut.

Innerlich:

Ein Längsschnitt durch Stange, Rosenstock und Schädel ungefähr in der Medianebene ergibt folgenden Befund: Der innen schwammige Teil der Stange erscheint von oben her nach unten ganz hell grauweiß und trocken; die Färbung wird weiter nach unten mehr und mehr dunkel, bis sie in dem unteren Teil etwa 7 cm oberhalb des Rosenstockes mehr und mehr rot erscheint. Hier wird auch die Substanz selbst feucht. Offenbar ist dieser Teil noch nicht ganz abgestorben, während der nicht rot gefärbte tot ist. Der äußere feste Knochenteil, die Rindensubstanz, zeigt eine weißgelbe Farbe, ebenso wie die ganze innere Scheibe, deren äußeren Rand die Rose bildet.

Rosenstock und Schädel sind durch und durch lebhaft rot gefärbt und strotzend mit Blut und geschwelltem Gewebe gefüllt. Die Trennungsscheibe hebt sich scharf ab. Die Grenze zwischen dem Rosenstock und der abzuwerfenden Stange zeigt sich auf ersterem wie ein vertiefter Napf. In seiner äußeren Gestaltung zeigt der Rosenstock keinerlei Veränderung; besonders ist von einem Wuchern einer Neubildung etwa nach außen („Ringwulst" als Grundlage einer neuen Rose) nichts zu bemerken.

Mit vorstehender Auswahl untersuchter Geweihe, deren Befund durch zahlreiche andere bestätigt wurde, mag es genug sein. Sie geben ein hinreichend klares Bild von den inneren Vorgängen beim Aufbau und dem Abwerfen des Geweihes, dessen Werdegang wir uns etwa folgendermaßen vorzustellen haben:

Mit dem Abwerfen der alten Stange wächst die Haut des Rosenstockes als Bast in die Höhe. Dieser Bast unterscheidet sich von der Körperhaut dadurch, daß er keine Schweißdrüsen besitzt und, von einigen Stellen abgesehen, keine Grannen, sondern Wollhaare trägt. Gleichzeitig wächst unter dem Schutz des Bastes die Knochenhaut, in der wir wie bei jedem anderen Knochen die ausschließliche Bildnerin der Knochenmasse zu sehen haben. Der Umstand, daß, wie die später abgebildeten Rosenstockschnitte zeigen, während des Aufbaues der Stange die schwammige Knochensubstanz ohne Unterbrechung aus dem Rosenstock in die Stange übergeht, streitet dagegen in keiner Weise. Die Stange ist eben eine einfache Fortsetzung des Rosenstockes; und gerade so wie dessen eigener Knochen von der Knochenhaut gebildet und ernährt wird, so bildet und ernährt die weiter in die Höhe wachsende Knochenhaut auch die Knochensubstanz der Stange.

Es geht hieraus hervor, wie u. a. Nitsche in seinen „Studien über Hirsche", Leipzig 1898, nachgewiesen hat, daß das Geweih nicht, wie anderweitig angenommen wurde und noch wird, ein Hautknochen, sondern eine Apophyse des Stirnbeins, ein echter Knochen ist.

Die Annahme, als sei der Bast in irgend einer anderen Weise als derjenigen einer Schutzhaut an dem Aufbau der Neubildung beteiligt, ist hinfällig. Das geht einmal aus der geringen Anzahl und Unbedeutenheit der in ihm enthaltenen Gefäße hervor, die wohl für seine eigene Ernährung, aber niemals für den

Aufbau eines Gebildes, wie es eine Geweihstange darstellt, ausreichen. Dann streitet dagegen der Mangel jeder Gefäßverbindung mit der Knochensubstanz der Stange, und schließlich steht es außer jedem Zweifel, daß die Stange nach Entfernung des Bastes, nach dem Fegen, noch lange lebt. Auch der Versuch des durch seine „Beiträge zur Geweihbildung der deutschen Rothirsche" in „Wild und Hund" rühmlich hervorgetretenen Oberförsters Seitz, durch Abschnüren des Bastes zur Aufhellung seiner Bestimmung mitzuwirken, hat nichts ergeben, das für etwas anderes spräche, als die Eigenschaft einer Schutzhaut. Es zeigte sich oberhalb der Abschnürungsstelle eine birnenförmige Schwellung des Bastes. Nun, sie erklärt sich zwanglos aus der Stauung des Bastblutes selbst. Unter der Einschnürungsstelle, also an der Stelle des Druckes, erschien eine „brüchige Stelle". Auch diese erklärt sich durch Druckatrophie, wie an jedem anderen Knochen, auf den dauernd ein Druck ausgeübt wird.

Aber fahren wir fort: Also unter dem Schutz des Bastes baut die Knochenhaut die Stange nebst Rose und Enden auf. Dann verknöchert sie selbst, der Bast wird gefegt; die Stange lebt aber weiter, stirbt erst nach und nach ab und wird nach erneutem Wiederaufleben des Rosenstockes abgeworfen.

Ob bei dem Abwerfen die Stange bereits bis auf die Trennungsscheibe abgestorben ist, erscheint mir zweifelhaft. Zum größten Teil ist sie wohl tot. Doch ist deshalb der Vorgang des Abwerfens selbst örtlich noch nicht nekrotisch; er braucht es wenigstens nicht zu sein. Die Auffassung, daß die die Abstoßung der Stange vorbereitende Entstehung von Riesenzellen erst eine Folge der Wiederbelebung des Rosenstockes ist, und erfolgt, weil eine Wiederbelebung der Stange bei fehlender Knochenhaut unmöglich ist, kann nicht als unbegründet gelten. Das würde Nitsche recht geben: „ein ursprünglich nekrotischer Vorgang ist durch Anpassung zu einer physiologisch regelmäßigen Erscheinung geworden." Mit dieser Auffassung ist die Anschauung in Einklang zu bringen, daß die abzuwerfende Stange in ihrem unteren Teile, nahe oberhalb der Trennungsscheibe, noch lebt und erst nach erfolgtem Abwerfen völlig abstirbt.

Aus vorstehenden Ausführungen beantwortet sich auch die Frage nach dem Abwerfen der Stange gerade oberhalb des Rosenstockes, oder in dessen oberstem Teil. Die Wiederbelebung ist nur möglich von derjenigen Stelle aus, wo noch lebende Knochenhaut vorhanden ist. Und das ist der obere Teil des Rosenstockes; denn unter seiner Haut — er ist, wie wir gesehen haben, mit regelrechter Körperhaut und nicht mit Bast bedeckt — bleibt die Knochenhaut um den Rosenstock ebenso unverändert, wie um jeden anderen Knochen; sie verknöchert dort nicht.

Zur besseren Veranschaulichung der Veränderungen, die sich im Rundlaufe des Jahres im Rosenstock und seinen Umgebungen abspielen, mögen die folgenden Schnitte dienen.

Abbildung 8 zeigt einen Längsschnitt durch Rosenstock, Schädeldach und unteren Stangenteil eines am 15. August im Bast erlegten Spießers. Der schwammige Teil des Stirnbeines ist stark aufgelockert, sehr reich mit Gefäßen durchzogen, die sich in den Rosenstock und von diesem aus mitten durch die Rose in die Stange hinein fortsetzen; eine Abgrenzung zwischen Stange und Rosenstock ist im Innern

der Stange nicht erkennbar. Abbildung 9 stellt genau denselben Längsschnitt an der Stange eines am 19. August gestreckten geringen Hirsches dar, der das Fegen soweit beendet hatte, daß nur noch an den obersten Enden einige Bastfetzen hingen. Auch hier erscheinen Schädeldach und der innere Teil des Rosenstockes reich

Abbildung 8. Abbildung 9.
Längsschnitt durch den unteren Stangenteil, Rose, Rosenstock und Schädeldach
eines am 15. August erlegten Spießers. eines am 19. August unmittelbar nach dem Fegen erlegten geringen Hirsches.
Dreiviertel natürlicher Größe.

mit Gefäßen durchzogen und stark aufgelockert; eine feste Begrenzung zwischen Stange und Rosenstock ist noch nicht erkennbar; doch läßt der heller gefärbte und bereits festere obere Teil des inneren Rosenstockes auf die fortschreitende Verkalkung an dieser Stelle schließen. In Abbildung 10 erscheint derselbe Längsschnitt der Stange und des Schädeldaches eines am 28. September erlegten geringen Hirsches. Hier steht

das Geweih offenbar auf der Höhe seiner Entwicklung; der Rosenstock ist bis auf einige, als dunklere Längsstreifen erkennbare, schwammige Teile völlig verkalkt; in seinem oberen

Abbildung 10. Abbildung 11.
Längsschnitt durch den unteren Stangenteil, Rose, Rosenstock und Schädeldach
eines am 28. September erlegten geringen Hirsches. eines am 13. November erlegten Zehnenders.
Dreiviertel natürlicher Größe.

Teil fehlen auch diese; an einer leichten dunkleren Schattierung ist die Trennungsscheibe (Demarkationslinie, Resorptionssinus) zwischen Rosenstock und Stange erkennbar. Der schwammige Teil des Stirnbeins enthält nur wenig Gefäße und erscheint verdichtet.

Der schwammige Teil der Stange, der in Abbildung 8 noch mit lebendem Knochenmark gefüllt war, enthält trockenes Gerinnsel; die Rindensubstanz der Stange ist stärker und härter geworden.

Abbildung 12. Abbildung 13.

Längsschnitt durch den unteren Stangenteil, Rose, Rosenstock und Schädeldach eines am 23. Januar erlegten Zehnenders. eines am 17. Februar erlegten Achtenders. Dreiviertel natürlicher Größe.

Abbildung 11 zeigt bei gleichem Längsschnitt der Stange eines geringen Zehners, der am 13. November gestreckt wurde, fast dasselbe Bild wie die Abbildung 10; doch weist der Rosenstock in seinem Inneren bereits eine leichte Lockerung auf; die Trennungsscheibe, diejenige Stelle, an der demnächst die Trennung der

Stange vom Rosenstock erfolgt, ist jedoch deutlicher erkennbar, und der nach unten erhaben in den Rosenstock eingreifende untere Stangenteil hebt sich weiß von den Knochenteilen des mehr gelb gefärbten Rosenstockes ab. Der schwammige Teil des Stirnbeins zeigt bereits wieder einen größeren Reichtum an Gefäßen, als derjenige in Abbildung 10.

Der in Abbildung 12 dargestellte gleichartige Schnitt der Stange eines am 23. Januar zur Strecke gebrachten Hirsches von 10 Enden läßt auf dem Rosenstock ein scharf abgegrenztes Bild des mit Gefäßen wieder reichlich versehenen Teiles desselben in Form eines abgestumpften Kegels hervortreten. Der schwammige Teil des Stirnbeins ist stark aufgelockert und mit großen Gefäßen reichlich durchsetzt, die sich bis zu zwei Drittel der Höhe in den vorbezeichneten Kegel hineinziehen. Infolge der dunklen Färbung dieses Kegels ist die Trennungsscheibe zwischen Stange und Rosenstock weniger ins Auge fallend; doch ist sie immerhin erkennbar vorhanden. Der schwammige Teil der Stange läßt gegen Abbildung 11 keine bemerkbare Veränderung erkennen.

In Abbildung 13, dem entsprechenden Längsschnitt durch Stange, Rosenstock und Schädeldach eines am 17. Februar erlegten Achtenders, erscheint der schwammige Teil des Stirnbeins noch weit stärker aufgelockert und viel reicher an Gefäßen als in Abbildung 12. Diese durchsetzen fast den ganzen Rosenstock; die Trennungsscheibe ist durch eine wolkige Zickzacklinie bezeichnet; der schwammige Teil der Stange hat stellenweise bereits ein grauweißliches Aussehen. Offenbar steht das Abwerfen der Stange bevor.

Dem Aufbau des Geweihes folgen alsbald die Vorbereitungen für seine Wiederbeseitigung. Der Rosenstock erwacht zu neuem Leben; er wird, anfangs weniger, später mehr, von gefäßreichem Bindegewebe durchzogen, bis er vollständig mit diesem durchsetzt ist.

Diese Wiederbelebung erstreckt sich aber nur bis zu der Trennungsscheibe; der oberhalb dieser befindliche Teil, die Stange mit der Rose, ist zu dieser Zeit im Absterben begriffen; er muß daher, da der Körper kein totes Gebilde an sich duldet, abgeschieden werden. Zu diesem Zweck bilden sich durch Aufsaugung bisheriger gewöhnlicher Knochenzellen sogenannte Riesenzellen, Zellen mit sehr großem Innenraum und dünnen Wandungen. Durch diese wird die Verbindung der Stange und des Rosenstockes so gelockert, daß ein geringer äußerer Anstoß, oder auch bei stärkeren Geweihen das Gewicht allein genügt, um das Abfallen der Stange (das Abwerfen) zu veranlassen. Die Bildung der Riesenzellen erfolgt in radialer Richtung von außen nach innen, so daß der äußere Ring am Rosenstock, die sogenannte Demarkationslinie, schon deutlich erkennbar ist, während der innere Teil der Stange noch feste Verbindung mit ihm hat. Jetzt bedarf der ganze Vorgang nur kurzer Zeit. Bei stärkeren Hirschen werden in der Regel beide Stangen gleichzeitig oder kurz nacheinander abgeworfen; geringere Hirsche werden oft tagelang mit nur einer Stange beobachtet. Das Sitzenbleiben einer Stange nach dem Abwerfen zwingt namentlich bessere Hirsche zu schiefer Kopfhaltung; sie suchen daher die zweite Stange durch Schütteln mit dem Kopfe, durch Anstoßen an Bäume und durch Schlagen auf oder Einbohren in den Erdboden zu entfernen, das dem

Hirsch aus der Brunftzeit ohnehin geläufig ist. Es sind auch Fälle bekannt, in denen der Hirsch sich eine Stange unter starker Verletzung des Rosenstockes aus dem Schädel gebrochen hat.

Die abgeworfenen Stangen werden in Revieren mit wenig Unterwuchs und armer Bodenflora leicht gefunden; in starken Laubschichten sinken sie schnell nach unten; bei reicherer Bodenflora werden sie überwachsen und dem Auge entzogen. Daher war früher der Glaube verbreitet, der Hirsch stecke die abzuwerfenden Stangen in lockeren Boden, Moor und dergleichen, um sie zu verbergen. Mäuse, Eichhörnchen, Füchse, Dachse, Sauen und Schnecken vernichten und beschädigen die Abwürfe durch Benagen und Zerbeißen. Auch ist gelegentlich Rotwild selbst beim Benagen abgeworfener Stangen beobachtet worden. Hunger nach Phosphorsäure und Kalk zur Geweihbildung oder zur Ausbildung der Fötusknochen wird in solchen Fällen der Grund zu dieser merkwürdigen Neigung sein.

Hin und wieder wird die Meinung ausgesprochen, als ob Hirsche, wenn sie ungestört sind, ihre Abwürfe zu verscharren suchten. Diese Ansicht muß in das Reich der Fabel verwiesen werden. Ich habe sicher mehrere Hundert abgeworfene Stangen gefunden; immer lagen sie offenbar so, wie sie zur Erde gefallen waren; nicht in einem einzigen Falle konnte auch nur der Versuch des Bestrebens nachgewiesen werden, die Stangen zu verscharren. Fast alle Stangen liegen auf der konvexen Seite; zwei von einander unabhängige stärkere Stangen steckten mit Augsprosse und einem oder zwei Kronenenden im moorigen Grunde; sie lagen auf der konkaven Seite. Beide Male habe ich den Versuch gemacht, durch Fallenlassen der Stange aus der Kopfhöhe des Hirsches mit der konkaven Seite nach unten dieselbe Lage zu erzielen; meist schlugen sie jedoch auf dem Boden herum. Als es mir aber gelang, da steckten die Enden ebenso tief im Boden, als ich sie gefunden hatte. Da war ich überzeugt, daß sie auch ursprünglich in den Boden hineingefallen und nicht etwa gedrückt waren.

Die Abwurffläche der Stangen ist in der Regel konvex, rauh von den an ihr haftenden Resten der Riesenzellen, meist weiß, oft auch schweißig. Nicht immer jedoch ist die Fläche selbst regelmäßig gestaltet; wenn die Bildung der Riesenzellen nicht gleichmäßig vor sich gegangen oder zurzeit des Abwerfens aus irgend einem Grund wie Sturz, Stoß usw. ein starker Druck auf die Stange ausgeübt wurde, so reißt sie manchmal ein Stück des Rosenstockes mit heraus, das dann wie ein spitzer Zacken auf der Abwurffläche sitzt. Die poröse und weiche Beschaffenheit des Rosenstockes zu der Zeit macht es wahrscheinlicher, daß ein Stück aus diesem, als daß ein solches aus der weit härteren Stange, die ja, wie wir gesehen haben, im Absterben begriffen ist, herausgerissen wird. Und so pflegt es auch zu sein.

Von besonderem Interesse auf diesem Gebiet ist mir eine Abhandlung des Oberförsters Seitz in „Wild und Hund" gewesen. Er schreibt dort im IX. Jahrgang unter der Überschrift „Das Petschaft des Hirsches". „Es gibt aber ein untrügliches Zeichen, das, wie es scheint, noch wenig bekannt ist; es ist die Abwurffläche und die sie umfassende Rose. Ich nenne es „das Petschaft des Hirsches". Unter 100 Abwürfen verschiedener Hirsche werden sich schwerlich zwei Paare finden lassen, die sich gleichen, so verschieden sind ihre Ausformungen. Andererseits aber

sind die Eigentümlichkeiten des Petschafts bei einem Hirsch so konstant, daß man daran nicht nur zwei aufeinanderfolgende Jahrgänge, sondern alle seine Abwürfe erkennen kann." Die beigegebenen Abbildungen sind leider so klein, daß sie nicht überzeugen können. Der Verfasser, dessen liebevolle und eingehende Beobachtung seiner Hirsche ihm sicherlich die Herzen seiner Leser gewonnen hat, machte seine Erfahrungen hauptsächlich an Hirschen im Tiergarten. Ich habe in freier Wildbahn nur ein einziges Mal Gelegenheit gehabt, das Petschaft nachzuprüfen. Diese Gelegenheit war einwandsfrei. An der Zugehörigkeit von zwei Paar abgeworfenen Stangen zweier aufeinanderfolgenden Jahrgänge zu einem und demselben Hirsch war kein Zweifel; aber sowohl die Abwurfsflächen selbst, wie namentlich die Perlenkränze der Rosen wiesen starke Abweichungen auf. Der Kranz des einen Jahres war ganz geschlossen, der des anderen Jahres derselben Stange wies starke Lücken auf. Gleichwohl liegt mir nichts ferner als auf Grund dieses einmaligen Befundes die Richtigkeit der Seitzschen Darlegungen zu bezweifeln. Ich empfehle sie vielmehr der Nachprüfung derjenigen Weidmänner, die öfter Gelegenheit dazu haben als ich.

Mehrfach hat man sich mit der Frage nach der Entstehung der Rose beschäftigt. Altum hat in seiner bekannten Abhandlung über den Geweihwechsel mit einer interessanten Begründung und unter gewissen Vorbehalten die Meinung ausgesprochen, der Hauptanstoß zur Bildung der Rose, der kranzförmigen Perlenanordnung um die Stangengrundfläche werde durch eine Stauchung der peripherischen Gefäße mit ihren Bildungsstoffen unter der Platte der alten Rose verursacht. Die Folge dieser Stauchung sei die Bildung der neuen Rose. Es wurde, das sei nebenbei erwähnt, dem Vorhandensein der Rose der Zweck zugeschrieben, durch ihr eigenes Wachstum die in ihr enthaltenen Öffnungen nach und nach zuzuschnüren, so dem Bast, den man als den eigentlichen Bildner des Geweihes ansah, die Adern abzuschneiden, und dadurch das Wachstum der Stangen zum Stillstand zu bringen. Keine Annahme ist mehr imstande als diese, die Schwierigkeiten des Weges zu beleuchten, die seit Blasius über Altum, Cogho, R. v. Dombrowski, Landois und Nitsche u. a. die Erforschung der Vorgänge bei der Geweihbildung zu überwinden hatte. Und es waren wirklich keine schlechten Forscher, die den ersten Pfad durch Unwissenheit und Vorurteil bahnten. So lange man den Bast als den Bildner des Geweihes ansah, war ein erheblicher Fortschritt in der Erkenntnis nicht zu erwarten. Erst als man in der Knochenhaut diesen wichtigen Faktor erkannte, worüber Landois 1865 im „Zentralblatt für die medizinischen Wissenschaften" zuerst berichtete, hätte sich ein mächtiger Fortschritt erwarten lassen. Aber dieser setzte sehr langsam ein und es bedurfte langer Zeit, ehe der Bast aus seiner ihm beigelegten Herrlichkeit vertrieben wurde; bis Nitsche in seinem großartigen Werke „Studien über Hirsche" gründliche Klarheit schaffte. Aber auch er blieb noch an einer Frage haften, die nur die Beobachtung am lebenden Tierkörper beantworten konnte: das Eintrocknen des Bastes, von dem später noch die Rede sein wird.

Wenden wir uns nach dieser Abschweifung wieder zur Rose. Aus den von mir angeführten Untersuchungsberichten (Seite 36—40) geht unzweifelhaft hervor, daß

zur Zeit des Abwerfens und kurz nach dem Abwerfen noch nichts vorhanden ist, was einer Rose oder deren Anfängen ähnlich sieht. Der von Altum beschriebene „Ringwulst" unter der abzuwerfenden Stange ist eine Täuschung gewesen. Er hat offenbar den geschwellten oberen Teil der Haut des Rosenstockes, der nichts ist als das Ergebnis starken Zuflusses von Bildungssäften infolge der Neubelebung der Schädelknochen und ihrer Stirnbeinfortsetzung, des Rosenstockes, für diesen Ringwulst gehalten, ohne seine Beobachtung an frischen Schädeln kurz nach dem Abwerfen nachprüfen zu können.

Abbildung 14.
Rothirschgeweih ohne Rose an der linken Stange.

In Abb. 14 bringe ich ein Geweih eines Rothirsches nach Band 27, Seite 151, der Hugoschen Jagdzeitung, dessen linke Stange keinerlei Rosenbildung aufweist. Der Hirsch wurde vom Fürsten Karl Paar im Tiergarten zu Cernic in Böhmen erlegt; in dem begleitenden Text heißt es: „Die Mißbildung der linken Stange war die Folge einer vor Jahren erfolgten Sprengung des Rosenstockes, seit welcher Zeit die linke Stange keine Rose mehr ausbilden konnte und alljährlich ohne solche abgeworfen gefunden wurde. Dagegen bildete sich sozusagen ein dritter Stirnzapfen (a der Abbildung), aus welchem der mit einer Rose versehene Kolben in gleicher Höhe mit dem linken Lichte zu Tage trat. Ganz merkwürdigerweise war das von uns als dritter Stirnzapfen benannte Beingebilde nur mit der Spitze durch sehnige Fasern mit dem linken normalen Stirnzapfen verbunden, sodaß der Kolben, so weit es eben die Decke gestattete, hin und her beweglich war und nach Mazerierung des Schädels von demselben abfiel. Abgeworfen wurden jährlich von diesem Hirsche: die normale mit Rose versehene rechte Stange, die linke Stange ohne Rose und ferner der mit Rose versehene Kolben."

Ich sehe dieses Stück als einen schlagenden Beweis an für die Verkehrtheit der Deutung, die man seither der Entstehung der Rose gegeben hat. Hier ist alljährlich eine starke Stange ohne Rose auf dem Rosenstock erwachsen; dagegen hat sich an der „pendelnden Stange" — es wird später noch näher hierauf eingegangen werden — alljährlich eine Rose neu gebildet. Läßt das eine andere Deutung zu, als daß die Rose entsteht, wie das Geweih selbst, wie seine Enden, Perlen und

Furchen, d. h. als die Folge der Tätigkeit bestimmter Zellen, die die Neigung haben, sich in bestimmter Form zu gestalten? Diejenige Zellengruppe, die die Neigung hat, eine Rose auszubilden, ist vom Rosenstock fortgesprengt worden und führt nun im Hautgewebe auf Grund der ungeheuren Lebensenergie der lebenden Knochenhaut ein selbständiges Dasein. Das ist wohl die nächstliegende Deutung. Damit fallen aber alle Theorien über die Rose, auch diejenige, die sie als ein bezeichnendes Merkmal jeder auf die Erstlingsstufe, die angeblich immer ohne Rose sein soll, folgenden Geweihstufe darstellt. Der Umstand, daß die Erstlingsbildung noch keine Rose hat, wenigstens keinen zusammenhängenden Perlenkranz, besagt nichts angesichts der Tatsache, daß die Erstlingsbildungen häufig überhaupt weder Furchen noch Perlen aufweisen, dagegen nicht selten auch schon rosenähnliche Perlenkränze tragen. Jedes grundsätzliche Unterscheidungsmerkmal der Erstlings- von späteren Bildungen muß auf Grund dieses Paarschen Geweihes der Rose abgesprochen werden.

Dabei sei bemerkt, daß dieses Geweih nicht etwa das einzige ist, an dem einer Stange die Rose fehlt. Im Gegenteil, es gibt eine ganze Anzahl dieser Art, an denen nach starker Verletzung des Rosenstockes bei der einen Stange die Rose fehlt; aber es ist meines Wissens das einzige Geweih, von dem wiederholtes Aufsetzen ohne Rose und das regelmäßige Wiedererscheinen dieser an der pendelnden Stange bekannt geworden ist.

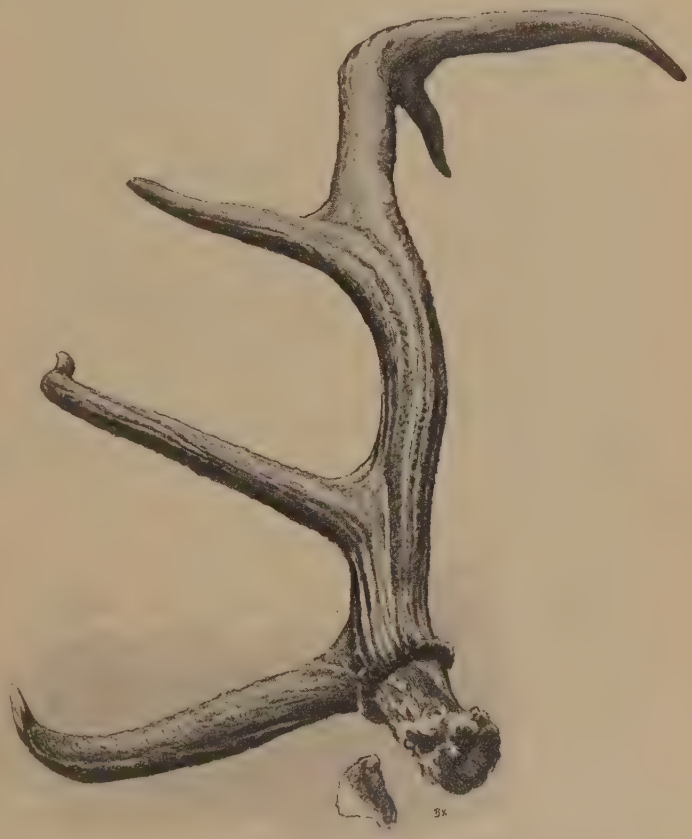


Abbildung 15. Aus dem Schädel gebrochene Stange, nebst dem später abgeworfenen Reststück des Rosenstockes.

Gelegentlich liest man in den Jagdzeitschriften über Abwerfen der Stange oberhalb der Rose, so daß die Rose oder ein Teil von ihr am Rosenstock verbleibt. Es kommt auch ein Abwerfen unterhalb der Rose vor. Einen äußerst interessanten Beitrag dieser Art liefert Oskar Horn im IX. Jahrgang von „Wild und Hund" mit den Abbildungen,

die ich in Nr. 15 und 16 wiedergebe. Es handelt sich um einen starken Hirsch, dem beim Kampf in der Brunst eine Stange mit dem halben Rosenstock und an letzterem noch ein Stück „Schädel" herausgebrochen wurde. Das stehengebliebene Stück Rosenstock — es ist in Abb. 15 mittelst Drahtes dem abgebrochenen Rosenstockteil angehängt — wurde im Frühjahr an der Fütterung regelrecht abgeworfen und durch einen glücklichen Zufall auch gefunden. „Es paßte Stelle für Stelle an die sorgsam aufbewahrte abgekämpfte Stange. Und nun setzte der Hirsch im folgenden Sommer einen neuen Rosenstock und auf demselben eine neue kräftige Stange auf, die nicht viel schwächer war als die an Stelle der seinerzeit unverletzt gebliebenen gewachsene. Als dann im Herbst beim Treiben der Hirsch vor die Büchse des herzoglichen Jägers kam, sah man später auf der abgeschlagenen und ausgekochten Glatze (Abbildung 16), wenn man sie gegen das Licht betrachtete, nur an einer dünnen Stelle in der Hirnschale das letzte Überbleibsel der doch wahrhaftig nicht geringen Verletzung." Der Verfasser schließt aus diesem hochinteressanten Fall, und ich hege kein Bedenken ihm darin beizutreten, daß auch ein auf der Geweihausstellung 1903 vom Fürsten Thurn und Taxis ausgestelltes Geweih eines ungeraden Achtzehnenders, dem beim Abwerfen der linken Stange der halbe Rosenstock herausgebrochen war, vor der Neubildung dieser breit auf dem Schädel sitzenden Stange nur dadurch seine Gestalt erhalten hat, daß der Hirsch vorher den Rest des linken Rosenstockes abgeworfen hat.

Abbildung 16. Das neue Geweih. (Siehe Abbildung 15.)

Es liegt in diesem Abwerfen unterhalb wie oberhalb der Rose an sich nichts Wunderbares, wie wir das bei der späteren Besprechung der Widersinnigkeiten sehen werden. Denn wie die Knochenhaut des Schädels wie des Rosenstockes unter Umständen auch dort, wo sie bei regelrechtem Verlauf der Geweihbildung nicht er-

scheinen, geweihartige Wucherungen treibt, die regelmäßig abgeworfen werden, so kann auch ein Abwerfen der Stange an einer anderen als der gewöhnlichen Stelle unter der Rose vorkommen. Die Voraussetzung ist nur, daß diese Stelle im Bereich der Bildnerin und Vermittlerin der Lebenstätigkeit des Knochens, der lebenden Knochenhaut liegt. In den eben genannten Fällen wird infolge der gewaltigen Verletzung der stehengebliebene Stumpf des Rosenstockes abgestorben und der ganze Stumpf als tot abgestoßen, abgeworfen sein.

Das Abwerfen oberhalb der Rose ist, abgesehen von Perückengeweihen, wovon noch die Rede sein wird, so viel mir bekannt, nur in zwei Fällen zuverlässig beobachtet worden. Und zwar vom Förster W. Klose, der den Hirsch und den zugehörigen Abwurf in Händen hatte, („Wild und Hund", Jahrgang XI, Seite 72) und ebenda Seite 74 von O. Bauer, der ein Geweih erwähnt, dessen „eine Zehnerstange noch fest aufsitzt, und die andere Stange über der Rose, die ebenfalls, noch fest aufsitzt, abgeworfen ist."

Beide Fälle spielen sich im unmittelbaren Bereich der noch lebenden Knochenhaut des Rosenstockes ab, nämlich einmal (Klose) innerhalb der Rose selbst, sie wird halbiert, und dann hart über der Rose (Bauer). Wenn ich den dritten daselbst erwähnten Fall hier nicht anführe, so unterlasse ich das nicht, weil ich etwa den guten Glauben des Berichterstatters anzweifle, sondern weil die Sache objektiv nicht über jeden Zweifel erhaben erscheint. Ein vierter daselbst erwähnter Fall dagegen gehört nicht hierhin, weil es sich bei diesem („Weidmann", Band XXV) ohne Zweifel um einen Doppelkopf handelt, von dem später noch die Rede sein wird.

Hin und wieder wird über abgeworfene Stangen berichtet, aus denen noch Schweiß austritt. Wer sich des Untersuchungsergebnisses bei Nr. V auf Seite 39 erinnert und sich gegenwärtig hält, daß eine abgeworfene Stange vor dem Abwerfen nicht ganz tot zu sein braucht, ja es wahrscheinlich auch in den meisten Fällen nicht ist, der wird sich über ein derartiges Vorkommnis nicht wundern. Meistens ist das noch lebende Mark, wie ich einmal kurz sagen will, in der Stange ganz eingeschlossen, indem auch der untere Teil der Stange hart oberhalb der Abwurfsfläche ebenso verkalkt zu sein pflegt, wie die Rindensubstanz. Das ist aber nicht immer ein so fester Verschluß, daß schweißige Flüssigkeit nicht austreten könnte; dann ist es der einseitige Luftdruck, der das Austreten hindert. Wird dieser aber durch eine Öffnung an einem Ende, oder durch ein unverecktes Ende aufgehoben, dann steht dem Austreten nichts im Wege. Ebenso verhält es sich, wenn man ein Ende absägt. Es bedarf daher nicht einmal der Erklärung, daß derartige Stangen im Wasser gelegen haben, obwohl dieser Umstand dem Austreten von schweißiger Flüssigkeit natürlich förderlich ist.

Es ist früher kurz davon die Rede gewesen (Seite 40), daß das Geweih kein Hautknochen sei, wie mehrfach angenommen wird. In meinem „Rehwild" Seite 67—69 und 137 habe ich mich eingehend mit diesem Gegenstand beschäftigt; ich verweise daher hier darauf. Aber trotzdem das Geweih einen Hautknochen nicht darstellt, so kommt gelegentlich doch ein solcher vor. So fand ich in der Sammlung im Jagdschloß Wermsdorf ein völlig gefegtes und gefärbtes Geweihstück eines Rothirsches von 17,5 cm Länge und 3,5 cm Dicke am stärksten Ende, von gebogener

Form mit einigen scharfen Kanten, das irgend eine Verbindung mit einem Knochen nicht gehabt haben kann und lose in der Haut gehangen haben muß. Nur an einer Stelle zeigt sich eine helle Reibefläche, wahrscheinlich ist es die Befestigungsstelle gewesen. Es kann aber auch an einigen sehnigen Fasern feste Verbindung gehabt haben, die später entfernt worden sind. Dann ist die Reibefläche durch Scheuern — vielleicht am Augenhöhlenbogen? — entstanden.

Zweifellos handelt es sich um ein Geweihstück mit lebender Knochenhaut, das durch irgend einen Vorgang — Schuß? — in die Körperhaut hineingesprengt und dort weitergewachsen ist. Welch ungeheure Lebenskraft die Knochenhaut besitzt, dafür möchte ich Stöhr anführen, der in seinem „Lehrbuch der Histologie sagt: „Das Periost einer bei 15 ° C gehaltenen Leiche, welches 168 Stunden — also eine volle Woche! v. R. — nach dem Tode des Organismus überpflanzt wird, soll noch imstande sein, Knorpel- und Knochengewebe zu erzeugen." Leider habe ich über die Herkunft dieses interessanten „Hautknochens" nichts ermitteln können.

Aus der Anschauung, als sei das Geweih der Hirsche ein Hautknochen, ist auch die Annahme hervorgegangen, daß die Stange mit dem Rosenstock durch eine Naht verbunden sei. Tatsächlich hat man beim Zerschneiden von Stange und Rosenstock in der Längsrichtung oft genug den Eindruck — ich verweise auf die Schnitte Abb. 11 bis 13 —, als ob eine solche Naht vorhanden wäre. Man versteht jedoch unter einer Knochennaht die mehr oder weniger zackige, unbewegliche Verbindung zweier Knochen; und daß eine solche zwischen Stange und Rosenstock nicht vorhanden sein kann, das geht aus der dargestellten Entstehung der Stange als einfache Fortsetzung des Rosenstockes hervor. Um Mißverständnissen auszuweichen, habe ich daher die Bezeichnung Naht nicht mehr angewandt.

Das Wachstum des Geweihes erfolgt durch gipfelige Auflagerung, nicht durch Streckung: Wie wir aus den Untersuchungen an Bastgeweihen wissen, ist nur ein verhältnismäßig kurzer oberster Teil noch weich, während das ganze übrige Geweih schon seine volle Gestalt in durchaus festem Aufbau erhalten hat. Wo die Augsprosse, die Mittelsprosse usw. angesetzt ist, da sitzt sie und verknöchert; wäre es anders, erlitten die Zellen nach ihrer Verknöcherung noch eine Streckung, so müßten sie nachträglich noch in die Höhe wandern; das ist aber gänzlich ausgeschlossen.

Im Kreislauf der Jahre erleidet der Rosenstock Veränderungen. Er wird dicker und kürzer. Das letztere ist zwar nicht in dem Sinn zu verstehen, als ob beispielsweise ein 8jähriger Hirsch einen kürzeren Rosenstock haben müsse, als ein 6jähriger, denn die beiden Rosenstöcke können schon von Anbeginn verschieden lang gewesen sein. Aber Tatsache bleibt doch, daß junge Hirsche lange und dünne, alte Hirsche kurze und dicke Rosenstöcke zu tragen pflegen. Das wird schlagend offenbar bei der Betrachtung recht starker, massiger Geweihe, Urgeweihe, wie man wohl zu sagen pflegt — sie sitzen alle platt auf dem Schädel. Daraus darf man schließen, daß auffallend starke Geweihe, die noch mehr oder minder Rosenstock zeigen, Hirschen angehört haben, die noch nicht als alt zu bezeichnen sind.

Die Entfernung des Bastes von den ausgereiften Stangen ist lange Zeit ein ungelöstes Rätsel gewesen. Man nahm früher an, und ich bin bei der

Bearbeitung der ersten Auflage dieses Buches auch der Ansicht gewesen, daß der Bast eintrockne und dann gefegt würde. Noch Nitsche hat dieses Eintrocknen schweres Kopfzerbrechen verursacht; er sagt in seinen „Studien": „Unerklärbar . . . erscheint mir die Tatsache der alljährlich wiederkehrenden Eintrocknung und Abstoßung des Integumentes der eigentlichen Stange, d. h. also der Vorgang des Fegens. Ihm homologe Vorgänge . . . kenne ich nicht im Bereiche der Wirbeltiere, und alle hierüber angestellten, mehr weniger teleologischen Betrachtungen kann ich als wirkliche Erklärungen nicht ansehen." Auch Oberförster Seitz, der in seinen „Beiträgen zur Geweihbildung der deutschen Rothirsche" eine Fülle von wertvollen Beobachtungen niedergelegt hat, ist 1903 noch der Meinung, daß der Bast „abstirbt". Ich habe in meinem „Rehwild" eine Beobachtung aus dem Jahre 1899, kurz nachdem dieses Buch in seiner ersten Fassung im Druck erschienen war, erzählt, auf die ich hier nur hinweise. Sie bezieht sich freilich auf den Rehbock; aber die Verhältnisse des Fegens liegen bei beiden Hirscharten so ähnlich, daß man wohl von dem einen auf den anderen schließen kann. Seit der Zeit habe ich den Vorgang auch bei den Hirschen näher ins Auge gefaßt. Dabei bin ich zu dem Ergebnis gekommen, das mir über jeden Zweifel erhaben scheint: Der Bast trocknet nicht ein auf der Stange, er stirbt auch nicht an ihr ab, sondern er wird als völlig gesunde und lebende Haut in ganz kurzer Zeit vom Hirsch gewaltsam abgestreift. Im „Rehwild" habe ich für den Rehbock einen beweisenden Fall gebracht. Bei dem großen Wert, den jede unmittelbare, einwandsfreie Beobachtung hat, teile ich noch einen solchen Fall, auch hinsichtlich des Rehbockes, mit. Herr Stadtarzt Dr. Autenrieth schreibt mir: „Calw (Württemberg), 10. Juni 1906. Sehr geehrter Herr! Da ich Ihr Werk „Das Rehwild" gelesen habe und Ihre Ansicht über das Fegen der Böcke daraus kenne, so nehme ich an, daß folgende Beobachtung, die Ihre Ansicht vollständig bestätigt, nicht ohne Interesse für Sie sein wird. Am 4. Juni d. J. war ich auf meiner Alt-Hengstetter Jagd auf der Frühbirsch und schoß einen schwachen Bock während des Fegens. Der Bock war vollständig rot, wog aufgebrochen 30 Pfd. Das schwache Gehörn war halb gefegt. Die rechte Stange sah durch einen auf der Vorderseite im Bast befindlichen Längsriß von 5 cm Länge hindurch, sie war ganz weiß mit einigen Schweißtropfen, auch auf der Hinterseite war schon ein Längsriß (3 cm Länge). Die linke Stange war bis zur Rose vollständig vom Bast entblößt, sah aus wie der freiliegende Teil der rechten, nur in der Mitte der Vorderseite war ganz leichte Bräunung; der Bast hing in einem Stücke auf der linken Seite als nasser Lappen herab, an der Rose saß der Bast noch fest. Es steht aus dieser Beobachtung fest, daß zur Zeit, wenn der Bock mit Fegen beginnt, der Bast eine noch feuchte, also wohl noch mit Blut versorgte, ernährte Haut darstellt, daß durch Schlagen Risse in dieser Haut entstehen und sich nun dieselbe in größeren oder kleineren Lappen vom fertigen Gehörn trennt, wobei wohl die Rose am längsten mit Bast bedeckt bleibt. Ferner zeigt meine Beobachtung, daß die Bräunung des Gehörns sofort mit der Entblößung vom Bast beginnt."

Dieser außerordentlich wertvollen Beobachtung lasse ich die Beschreibung einiger Hirschgeweihe folgen:

I. Geweih eines ungeraden Zehnenders, erlegt am 1. August; frisch untersucht und beschrieben.

Die rechte Stange ist die eines Kronzehners, die linke die eines Gabelachters. Rechte Stange: die Augsprosse, Rose, die Stange bis zur Mittelsprosse, diese selbst mit Ausnahme der Spitze sind noch im Bast. Der Stangenteil oberhalb der Mittelsprosse ist wie die Krone größtenteils vom Bast befreit; nur auf dem hinteren Ende der Krone, auf einer Strecke von 8 cm Länge, sitzt der Bast noch fest, ist aber 2 cm tief eingerissen und hängt von dort als ein 36 cm langer, mehrfach in der Längsrichtung aufgerissener, nasser, schweißiger Lappen herunter. Die von Bast freien Teile der oberen Stange sind schmutzigbraun gefärbt; zwischen den sehr scharfen Perlen befinden sich vielfach Bodenteile: Moor und Sand. Wo die braune Färbung noch nicht die Fläche schließend deckt, nämlich in den Furchen und zwischen vielen Perlen, da ist das Geweih rein weiß gefärbt. Dieselbe Färbung zeigt es dort, wo der Bast schon etwas gelockert ist, oberhalb der Mittelsprosse. An der Mittelsprosse selbst ist die äußerste Endenspitze dort, wo der Bast auf 7 cm Länge eingerissen ist, schon ganz gebräunt.

Linke Stange: mit Ausnahme des vorderen Gabelendes und des hinteren Teiles der oberen Stangenachse, die schon vom Bast freigelegt sind, ebenso wie an einem 26 cm langen Riß vorn, und hinten (32 cm) an der Stange oberhalb der Mittelsprosse ist die Stange noch ganz vom Bast bedeckt. Überall dort jedoch, wo sie schon freiliegt, ist sie gebräunt. Wo die Stangengrundfläche besonders tief zwischen den Perlen liegt, ist sie reinweiß gefärbt.

Nach Beseitigung des Bastes mit den Händen, ohne irgend ein Instrument, waren die von ihm bedeckt gewesenen Teile reinweiß — sie sind es, obgleich das Geweih monatelang in der Sonne gestanden hat, auch geblieben —. Infolge der sehr scharfen Perlen schmerzt die Hand beim Hochheben des Geweihes an einer Stange, doch sind die einzelnen Perlenköpfe und -rücken noch weich, sie lassen sich mit dem Nagel eindrücken. Dort, wo aber bereits Bräunung vorhanden ist, haben die Perlen merklich an Schärfe verloren. Die Beseitigung des Bastes macht gar keine Mühe; dieser reißt am leichtesten in langen Streifen von unten nach oben oder umgekehrt, schwer in der Querrichtung auf die Stange; auch von den Rosen läßt sich der Bast leicht abziehen. Von den Enden kann er mit derselben Leichtigkeit abgeschoben werden, wie man etwa beim Schneiden von Pfeifen aus im Saft gehenden Weidenruten die Rinde abstreift, nachdem sie geklopft ist.

Auch die nicht mit Perlen versehenen Spitzen der Enden fühlen sich rauh an. Die Perlung selbst besteht zum großen Teil aus langen, schmalen, scharfkantigen Erhabenheiten, die dort, wo schon gefegt ist, teils merklich an Schärfe verloren haben, teils ganz fortgefegt sind. Diese scharfen Längsreihen lassen es leicht verstehen, weshalb der Bast beim Fegen in der Längsrichtung aufreißt.

II. Geweih eines Hirsches von geraden 10 Enden, erlegt am 8. August; frisch untersucht und beschrieben.

Die Stangen sind völlig vereckt und einschließlich der Rosen vom Bast befreit. Sie fühlen sich längst nicht mehr so scharf an, als die bei I.; ihre Schärfen sind

offenbar schon fortgefegt. Diejenigen Endenspitzen, besonders an der rechten Aug- und linken Mittelsprosse, die bereits heller gefärbt sind, fühlen sich merklich glatter an als die noch braunen Spitzen. Der Gesamteindruck der Färbung des Geweihes ist ein schmutziges Braun auf weißem Grund. Doch zeigen sich auch bereits viele ganz braune Teile und größere braune Flecke. So an Aug-, Eis- und Mittelsprossen; der vordere Stangenteil zwischen Aug- und Mittelsprosse, der hintere Stangenteil oberhalb der Mittelsprosse; während er unterhalb dieser, wie auch die Zwischenräume des Perlenkranzes der Rose, noch weiß erscheint. Die Spitzen der Enden sind ebenso braun wie die übrigen braunen Geweihteile, nur die äußersten Ausläufer erscheinen weiß. Dieses Weiß ist aber sehr von dem stumpfen, eigenartigen Weiß der frisch vom Bast befreiten Stange unterschieden: es ist ein glänzendes Gelbweiß.

Die Färbung ist außerordentlich verschieden, sie wechselt stellen- und fleckenweise vom hellsten, eben angedeuteten Braun bis zum tiefsten Dunkelbraun. Das letztere ist nachweisbar immer durch Schmutzteile, oft mit Harz vermischt, verursacht! Zwischen vielen Perlen sitzen Teile von Baumrinde eingepreßt.

III. Geweih eines am 19. August erlegten Hirsches von 8 Enden; frisch untersucht und beschrieben.

Das Geweih ist völlig vereckt und bastfrei, tiefbraun gefärbt mit glänzenden, weißen Enden. Beim Anfassen sind die Perlen ohne jegliche Schärfe, die Enden glatt, wie geschliffen. Am ganzen Geweih befindet sich nicht die kleinste Stelle, die das Weiß der frisch vom Bast befreiten Stangen zeigte. Die Endenspitzen zeigen ein glänzendes Gelbweiß.

Bei näherer Untersuchung finden sich zwischen den Perlen in den Furchen und namentlich in den Zwischenräumen der Perlen an der Rose viele Baumrindenreste. Nach deren vorsichtiger Entfernung findet sich hin und wieder darunter eine heller gefärbte Stelle; öfters aber ist die Färbung darunter von der übrigen nicht zu unterscheiden. Offenbar je nachdem die Rinde erst nach erfolgter vollständiger Bräunung oder schon vorher dort hineingepreßt wurde.

Die Köpfe der Perlen sind vielfach schon ebenso hell, weißgelb, glänzend geschliffen, wie die Spitzen der Enden.

IV. Beschreibung zweier Bastfetzen.

1. Dieser zweifellos von einem Rothirsch herrührende Fetzen wurde von mir von einem starken Wacholderstrauch abgenommen, an dem der Hirsch, wie der Augenschein ergab, gefegt hatte. Der Fetzen war schon zusammengetrocknet; er ist 56 cm lang, zwischen 2 und 3 cm breit und vielfach mit unregelmäßigen, zerschlissenen und zerriebenen Anhängseln versehen. Er stammt von der Stange und von zwei Enden. Der Bast eines Endes ist vollständig, nur einmal eingerissen und zwar bis zum letzten Teil der Spitze, die auf 1 cm Länge dütenförmig hohl ist.

2. Der andere wurde von dem Förster Zarnack gleichfalls schon eingetrocknet gefunden. Er ist 44 cm lang, unten 1 cm, oben 3 cm breit, nur im unteren Teil ein wenig zerfetzt und mit Anhängseln versehen. Nach oben zu augenscheinlich ganz glatt abgezogen. Der obere Teil ist ein Stück der Bastumhüllung eines Endes, bis in die äußerste Spitze hinein aufgerissen.

Die vorstehenden Beschreibungen sind wohl für die Richtigkeit meiner Auffassung über das Fegen beweisend. Wer Gelegenheit hat, Hirsche zu beobachten, mag sich des einen oder anderen erinnern, der in der Fegezeit mit hängenden Bastfetzen, ich möchte sagen, mit fliegenden Fahnen, daherzog. Diese Erscheinung kann wohl nur auf Grund meiner Auffassung des Fegens richtig gedeutet werden.

Weitere Beobachtungen bestätigen die Annahme, daß der Hirsch sich in sehr kurzer Zeit, unter Umständen innerhalb einer Stunde, seines Bastes entledigt — da ist die früher oftmals aufgeworfene Frage nach dem Anfangen des Fegens, ob in der Krone oder an der Rose, recht müßig. Der Hirsch, den ich nach Beschreibung I am 1. August streckte, war nicht mit dem Fegen beschäftigt, er hatte sich niedergetan, und ich machte ihn hoch. Er hatte mit dem Fegen an den oberen Enden begonnen, während der untere Teil der Stangen noch mit dem Bast bedeckt war. Andererseits habe ich aber manchen Hirsch beobachtet, dessen Stangen vom Bast frei waren, während noch Fetzen davon an den obersten Enden hingen.

Daß für das Abschneiden des Bastes, der in der Querrichtung schwerer zerreißt, oberhalb des Rosenstockes der scharfe Ring der Rose sehr förderlich ist, bedarf kaum eines besonderen Hinweises.

Die mehrfach behauptete Ansicht, als fege der Hirsch nur zur Nachtzeit, ist ebenso, wie diejenige des Eintrocknens des Bastes, eine haltlose Meinung. Der Hirsch mag zur Nachtzeit fegen — aber er tut dasselbe auch am hellen Tage, ebenso wie das nach den angegebenen Beobachtungen der Rehbock tut.

Wir haben gesehen, daß die frisch vom Bast befreite Stange weiß ist, daß sie an den Stellen aber, wo der Bast bereits beseitigt oder aufgerissen ist, schon braun wird. Woher entsteht diese Bräunung, welche Ursachen liegen der Färbung des Geweihes zugrunde? Man spricht von blonden und brünetten Hirschen; aber hier kann nur, falls die Unterscheidung überhaupt zutrifft, eine Verschiedenheit im Grade der Färbung, nicht aber das Wesen der Färbung selbst in Frage kommen. Man nimmt einen Oxydationsprozeß der Luft und des Lichtes an, u. a. mehr — aber zutreffend ist das alles nicht. In meinem „Rehwild", Seite 57 bis 61, habe ich den, wie mir scheint, einwandsfreien Nachweis geführt, daß die Färbung eine Folge des Beizens durch Baumsäfte ist. Ich will daher an dieser Stelle das dort Gesagte nicht wiederholen, wohl aber einiges nachholen, was damals unterblieb.

Ich war im „Rehwild" von einem Aufsatz Professor Dr. Alexander Königs-Bonn ausgegangen und hatte zu meinem späteren großen Bedauern eine im gleichen Jahrgang von „Wild und Hund" 1903, und zwar in den mehrerwähnten Beiträgen des Oberförsters Seitz enthaltene Besprechung über diesen Gegenstand nicht gelesen. Umsomehr halte ich es für meine Pflicht, jetzt darauf zurückzukommen, weil es sich um hochinteressante Beobachtungen handelt.

Man wußte schon früher, daß Hirsche und Rehböcke im engen Gehege, namentlich in zoologischen Gärten, meist nur ganz helle, wenig gebräunte Geweihe und Gehörne tragen, und hatte sich mit der Erklärung beruhigt, daß die Gefangenschaft, der Mangel an Gelegenheit zu vielem Fegen und Ähnliches der Grund für diese Erscheinung sei. Seitz hat nun durch einen schönen Versuch Licht in diese Angelegenheit gebracht. Er hat einen Rehbock am Schluß der Kolbenzeit auf einer

Wiese eingegattert und ihm nur Gelegenheit gegeben, an trockenen, geschälten Kiefernstangen zu fegen. „Der Bock fegte ganz normal, aber das Gehörn blieb weiß, sowohl an den erhabenen Perlen als auch in den Vertiefungen. Der in den geplatzten Gefäßen haftende Schweiß hinterließ keine Färbung, auch Luft und Sonne übten keinen bräunenden Einfluß aus. Im Gegenteil schien mir die Farbe im Lauf von zwei Monaten eher heller als dunkler geworden zu sein. Zur Blattzeit wurden dem Bock alle möglichen grünen Stämmchen eingegraben, und da er sie sofort kahl schlug, wurden ihm alle zwei Tage neue Erlen, Birken, Kiefern, Eichen vorgesetzt. Aber vergebens — der Baumsaft konnte das Gehörn nicht mehr bräunen; es wurde schmutzig, aber der Regen wusch es wieder weiß."

Diesen nach mehrfacher Richtung hochinteressanten Versuch hat Professor König einfach mit dem Ärmel wegwischen zu können geglaubt. Er setzt der einwandsfrei festgestellten Tatsache, daß der Bock sich auf einer freien Wiese, also in Luft und Sonne monatelang befunden hat, daß trotzdem das Gehörn weiß blieb, daß — was ihn ganz besonders hätte stutzig machen sollen — das Gehörn sich später zur Blattzeit trotz allerlei grüner Stämmchen nicht mehr dauernd färbte, einfach sein „Ich glaube, daß die Färbung die Folge eines Oxydationsprozesses des Lichtes und der Luft ist," entgegen. Nun, ich, der Verfasser dieses Buches, glaube, daß nicht die in Anspruch genommene Autorität, sondern lediglich die Begründung eine Anschauung zu stützen imstande ist. Die Begründung fehlt aber auf Königs Seite ganz.

Mit um so größerer Freude werde ich aber dem Seitzschen Versuch gerecht, besonders da ich es im „Rehwild" versäumt habe. Es geht aus ihm klar hervor, daß das Gehörn sich an Gegenständen, die keinen frischen Baumsaft führen, wohl vom Bast befreien, nicht aber bräunen kann. Aber ferner, daß die Stangen, nachdem sie eine Zeitlang vom Bast befreit sind und nun an grünen Stämmchen aller Art fegen und schlagen, sich nicht mehr bräunen.

Aus dieser Beobachtung schießt mir, der ich mich so lange Jahre mit den eingehendsten Untersuchungen von Geweihen und Gehörnen auf jeder Stufe der Reife beschäftigt habe, ein ganz klares Bild zusammen, von dem ich nur bedaure, es dem Leser nicht in derselben überzeugenden Weise vorführen zu können. Das soll mich aber von einem Versuch nicht abhalten.

Betrachten wir das Äußere eines ganz frisch vom Bast befreiten, noch ungefärbten Geweihes, so sehen wir ein rein weißes, nicht etwa glattes, sondern rauhes Knochengewebe: die in Verknöcherung begriffene Knochenhaut. Sehen wir uns dagegen an einem bereits gebräunten Geweih die weißen Enden, die hellen Köpfe der Perlen, sowie die weißen Kanten an, so werden wir finden, daß deren Farbe von der der Knochenhaut stark absticht. Letztere ist rein weiß, wogegen die anderen Teile gelbweiß sind, letztere ist rauh, diese sind glänzend. Vergegenwärtigen wir uns ferner, wie bei dem Geweih der Beschreibung II die Endenspitzen fast ausnahmslos gebräunt waren, während sie bei dem Geweih unter III wieder hellgelb glänzend erschienen, ebenso wie das mit den Perlenköpfen und Kanten der Fall ist. Halten wir dann diesen Erscheinungen gegenüber die durch Seitz erfolgte Beobachtung fest, daß ein Rehbock, dem beim Fegen keine grünen Rinden-

teile zugänglich waren, an den einige Monate später eingegrabenen Stämmchen trotz eifrigen Schlagens in der Blattzeit sein Gehörn nicht mehr färben konnte, so bleibt eigentlich nur nachstehende Schlußfolgerung übrig:

Zur Zeit der Beseitigung der Basthaut befindet sich die in Verknöcherung übergehende, weiße und rauhe Knochenhaut in einem Zustand, der ihr die Aufnahme von und die Beizung durch Baumsäfte ermöglicht. Diese Beizung erstreckt sich gleichmäßig auf alle Teile und umfaßt das ganze Geweih einschließlich der Endenspitzen und Perlenköpfe. Durch weiteres Fegen und Schlagen, Polieren der Enden durch Wühlen und Bohren im Erdreich wird der rauhe Teil der gefärbten Knochenhaut wieder abgeschliffen. Das zeigt sich an den weißgelben Enden, Perlenköpfen, Kanten. Die Schleifung kann sich nur auf diese Teile erstrecken, weil alle tiefer gelegenen Stellen durch die vorspringenden Perlen und Kanten vor dem Abschleifen geschützt werden.

Die auf solche Weise geschliffenen Knochenteile haben die Fähigkeit, dauernd wieder gebeizt zu werden, verloren. Ebenso scheint mit der weitergehenden Verknöcherung auch der in den Furchen und zwischen den Perlen liegende, nicht abgeschliffene Teil der Knochenhaut die Fähigkeit zur Aufnahme der Baumsäfte zu verlieren. Daß tatsächlich nur der alleräußerste Teil der Knochenhaut, also die Adventitia in Frage kommen kann, davon kann man sich durch Schaben mit dem Messer an einer fertiggebräunten Stange überzeugen. Ein leichter Schabestrich an einer konvexen Stelle, und das Weiß tritt zutage.

Mit vorstehender Deutung stimmt auch die Tatsache zusammen, daß wenig gefurchte, perlenarme Geweihe meist auffallend hell gefärbt sind. Die Färbung ist eben, weil sie gegen das Abschleifen keinen Schutz findet, wieder heruntergeschliffen.

Einen Einwurf scheint man mir bei dieser Deutung machen zu können, nämlich, daß die Wirkung außer acht gelassen sei, die der vom zerrissenen Bast herrührende Schweiß auf die Färbung des Geweihes ausübt. Ich glaube aber, daß es hier beim Scheinen bleiben muß; denn der Schweiß könnte nur ein einziges Mal, nämlich bei Beseitigung des Bastes wirken; in Wirklichkeit jedoch vergehen 2—3 Wochen bis zur täglich sich dunkler kündenden Färbung der Stangen, während deren die Beizung täglich wiederholt wird. Abgesehen davon möchte ich aber hier auf die Probe verweisen, die ich im „Rehwild" dargelegt habe. Ich habe ein frisch vom Bast befreites Rehgehörn durch kurzes Reiben an einer Erle selbst gefärbt und nachher durch mikroskopischen Vergleich die völlige Übereinstimmung der Färbung mit einem vom Rehbock selbst gefärbten Gehörn festgestellt. Auch deutet weder mein eigenes Erlebnis von 1899 mit dem frisch fegenden Bock, der ein weißes — also nicht schweißiges — Gehörn trug, wie auch die Beobachtung von Herrn Dr. Autenrieth (Seite 53) auf irgend eine nennenswerte Mitwirkung des Bastschweißes bei der Färbung hin.

Im übrigen sei noch darauf hingewiesen, daß Dr. W. Riegler auf die Einfettung der Stangen mit dem am Haar befindlichen Fett aufmerksam gemacht und mit diesem Umstand die Dauerhaftigkeit der Beizung zu erklären versucht hat. Möglicherweise trifft diese Einfettung für den Rehbock zu; beim Hirsch aber würde es sich wohl meist nur um die Hinterseite der Stangen handeln können. Ich kann mir wenigstens nicht gut vorstellen, wie er die Vorderseiten ausgiebig mit dem

Körperhaar in Berührung bringen sollte. Aber ich möchte meinen, daß es gar keiner besonderen Erklärung für die wirklich vorhandene Dauerhaftigkeit bedarf. Die Beizung widersteht der Auflösung sehr lange Zeit; abgeworfene Stangen, die ein Jahr im Freien gelegen haben, sind oft noch ebenso braun, als wenn sie frisch abgeworfen wären; meist bleichen sie erst nach Jahren — warum sollten sie also ohne eine besondere, immer wieder erneute Einfettung nicht braun bleiben nach Beendigung des Schlagens in der Brunftzeit bis zum Abwerfen, das doch nur einen Zeitraum von einem halben Jahre ohne Fegen und Schlagen bedeutet!

Dabei soll aber nicht geleugnet werden, daß während dieser Zeit tatsächlich eine hellere Tönung der Stangen Platz greift. Sie ist aber recht unbedeutend. Denn, was die Stangen schwärzlich-dunkel macht, das ist Schmutz, und der wird, so lange der Hirsch die Stangen trägt, in der Suhle, beim Ziehen durch das Holz usw. in gewisser Weise immer wieder aufgetragen, wenn der Regen ihn abgewaschen haben sollte. Was dieser Schmutz nicht verträgt, das ist Bürste und Seife. Davon kann sich jeder überzeugen, der die blonden Geweihe an der Wand betrachtet, die von Zeit zu Zeit dem Scheuerteufel überantwortet werden. Willst du, lieber Leser, deine dunklen, charaktervollen Trutzstangen erhalten wie sie sind, dann begnüge dich oder vielmehr „sie" mit trockener Reinigung.

Der mehrfach geäußerten Ansicht, als gäbe es, wie es helle und dunkle Hirsche gibt, auch hinsichtlich der Farbe der Geweihe ursprünglich blonde und brünette Hirsche, und als gäbe die Beizung auf brünettem Grunde schließlich eine dunklere Geweihfärbung als die auf blondem, vermag ich mich nicht anzuschließen. Die ungebeizte Stange eines jeden Hirsches ist reinweiß, weder brünett noch blond; in den Furchen hält sich dieses Weiß, wie wir gesehen haben, noch mindestens eine Woche nach dem Fegen — wann soll denn die Unterfärbung einsetzen? Dazu möchte ich hier noch auf die Mitteilung des Hofjägermeisters Freiherrn v. Brandis hinweisen (Seite 15), wonach sich die Farbe des Geweihes weißer Hirsche von derjenigen roter Hirsche gleichen Standortes nicht unterschieden habe. Blondere als weiße Hirsche gibt es nicht, wenn diese also keine blonden Geweihe getragen haben, dann wüßte ich nicht, wer sie tragen sollte. Ich muß daher an meiner Auffassung festhalten, daß lediglich die Verschiedenheit der Baumsäfte, vielleicht ihr Gehalt an Gerbstoff, die Unterschiede in der Geweihtönung hervorbringt. Innerhalb gleicher Standorte und gleicher Holzarten, die die Hirsche zum Fegen benützen, bleibt dann der verschiedene Grad des Fegens von Bedeutung. Der eine Hirsch fegt und schlägt viel, der andere wenig; das kann nicht ohne Einfluß auf die Tönung des Geweihes bleiben. Aber, lieber Leser, du hast gewiß einige Geweihe, sicher einige Gehörne an der Wand hängen. Nun nimm einen sauberen, weißen Leinenlappen und kaltes Wasser — keinen Speichel, denn der könnte chemisch lösend wirken — und reibe die Stange an einer sehr dunklen Stelle. Das, was du in deinem Tuche vorfindest, ist Schmutz; und zwar eine dicke, aus Bodenteilchen, Borke, Rindenfasern usw. bestehende Schmutzkruste. Erst wenn du diese beseitigt hast, kommt die Stange in ihrer braunen Färbung zum Vorschein.

Wird dieser Schmutz nun noch gar durch einen Harzüberzug glänzend, dann ist an dieser Stelle die Stange fast schwarz.

Daher tragen die Hirsche in Nadelholzrevieren oft ganz dunkle Stangen. Recht dunkle Geweihe findet man dort, wo die Hirsche an der Erle zu fegen pflegen; hellere Geweihe findet man in Eichenrevieren, obgleich die Rinde der Eiche wohl den meisten Gerbstoff enthält, ganz helle dort, wo das Fegen und Schlagen an Buchen, Birken und Weiden erfolgt.

Wer die Behauptung über die blonden und brünetten Hirsche zuerst aufgebracht hat, das ist mir nicht gegenwärtig. Sollte ihr aber etwa der Umstand gedient haben, daß die Kolbengeweihe verschiedener Hirsche tatsächlich ganz verschiedene Tönungen des Bastes aufweisen und zwar vom hellsten Gelb bis zum satten Braun? Um mich über die Beziehungen der Färbung des Bastes zur allgemeinen Körperfärbung zu unterrichten, habe ich mich gestern (21. Juni) auf einen Ansitz begeben, wo ich mit hoher Wahrscheinlichkeit bei hellem Tage Hirsche erwarten konnte. Auf fünfzig bis achtzig Schritt Entfernung zeigten sich mir dort 14 Hirsche verschiedener Stärke gegen 7 Uhr abends im strahlenden Sonnenlicht von der beleuchteten Seite. Es waren darunter drei auffallend dunkle Hirsche, vier von hellroter und sieben von mittlerer Färbung. Von den drei dunklen trugen zwei ein Kolbengeweih von mittlerer Färbung, einer (der stärkste) ganz hellen Bast. Unter den vier hellroten Hirschen trugen zwei ganz dunkle Kolben, einer helle, einer solche von mittlerer Färbung. Von den sieben Hirschen mittlerer Farbe trugen zwei dunkle, einer sehr helle, vier Kolben von Durchschnittsfarbe.

Aus dieser, bei günstiger Gelegenheit und ausschließlich zum Zweck der Farbenfeststellung angestellten, Beobachtung geht nur völlige Regellosigkeit und das Fehlen bestimmter Beziehungen zwischen Körper- und Bastfärbung hervor.

Wenn man nun gar annimmt, es trügen Hirsche von dunkler Körperfärbung auch dunkel gefärbte, fertig gefegte und gebräunte Geweihe, was — ich will die Richtigkeit der Beobachtung im bestimmten Fall nicht anzweifeln — nach meiner Erfahrung für den Darß in keiner Weise zutrifft, dann müßte doch die Färbung der Basthaut aus naheliegenden Gründen erst recht der der Körperhaut ähnlich sein. Beides trifft im Revier Darß nicht zu; und damit ist die ganze Theorie als unhaltbar zu bezeichnen. Denn wenn sie richtig wäre, müßte sie es überall sein.

Über den Verbleib des abgefegten Bastes hat man sich oft den Kopf zerbrochen. So lange man annahm, daß der Bast erst auf der Stange vertrockne und dann nach und nach abgerieben würde, mußte man es auffallend finden, daß diese zerriebenen Reste selten oder nie beobachtet wurden. Man dachte sich daher, die Fetzen würden vom Hirsch in den Boden getreten, obwohl dieser Gedanke nur wenig befriedigen konnte.

Die neuerdings wieder aufgestellte Behauptung, daß der Hirsch den Bast selbst verzehre, gehört zu den recht „ollen Kamellen". So schreibt u. a. der alte Döbel in seiner Jägerpractica: „So er auch nicht gestöhret wird, nimmt er das Gefege oder den rauhen Bast wieder zu sich und äßet es." Der Hinweis auf die in zoologischen Gärten gemachten Beobachtungen dieser Art besagt wenig, da wir an Haustieren und in engen Verhältnissen, selbst in Tiergärten, gehaltenem Wild allerlei Gewohnheiten finden, die die Tiere in der Freiheit nicht haben. So sei hier auf eine Mitteilung des damaligen Forstakademikers Ernst Schmidt aus Mariabrunn in der Hugoschen „Jagdzeitung" von 1874 verwiesen, der sich über

das Benagen der Hirschgeweihe durch Kahlwild im Tiergarten des Schlosses Pütten im Wiener Wald, in dem bei 100 Joch Größe 40 Stück Rotwild und 30 Stück Damwild gehalten wurden, folgendermaßen ausläßt: „. . . . Im Jahr 1872 beobachteten beide Tiergartenwächter ein Tier, wie es neben einem niedergetanen Hirsch stehend, demselben am Geweih nagte . . . . Im Jahre 1873 steigerte sich dieser Übelstand jedoch wesentlich. Die Wahrnehmung des Abnagens der Geweihe durch Tiere konnte ziemlich zahlreich gemacht werden, auch war mehr als die Hälfte der eingebrachten abgeworfenen Geweihe angefressen und angenagt. Man hatte zwei Tiere, welche sich bei diesem leidigen Geschäft besonders hervortaten, rechtzeitig abgeschossen. Dessenungeachtet hatte das Unwesen derartig überhand genommen, daß unter den im heurigen Jahre eingesammelten abgeworfenen Geweihen nicht eine einzige unversehrte Stange vorgefunden wurde; — wozu bemerkt wird, daß sich das Rotwild des Püttner Tierparkes durch starke Geweihe von schönem und regelmäßigem Bau auszeichnete. Es gibt ein eigentümliches Bild, den niedergetanen Hirsch, den Kopf flach am Boden vorgestreckt zu sehen, wie er von einem oder mehreren ihn umstehenden Tieren an den Enden seiner Geweihe benagt wird. Dieses Benagen beginnt zu der Zeit, wo das noch vom Bast bedeckte Geweih sich zu verhärten anfängt, — jedoch konnte man noch im Oktober starke Hirsche mit von den Geweihen herabhängendem Bast sehen . . . .“

Wenn solche und ähnliche Widernatürlichkeiten in Tiergärten beobachtet werden, so dürfte das wohl als ein Beweis angesehen werden können, wie wenig Erscheinungen in Tiergärten und gar in den viel engeren zoologischen Gärten, die doch nur einen Stall darstellen, für die Gewohnheiten des Wildes in freier Wildbahn als Maßstab gelten können.

Seit wir wissen, daß der Bast im frischen, gesunden Zustand und meist in ganz kurzer Zeit beseitigt wird, liegt die Erklärung, daß allerlei tierische Kostgänger, vom Bussard bis zum Holzhäher, vom Fuchs bis zur Maus, sich des schweißigen Bissens zu bemächtigen suchen, nicht fern. Und darin werden wir den Grund zu suchen haben, für das verhältnismäßig seltene Auffinden des Gefeges; abgesehen davon, daß der Hirsch vielleicht nur an einer Stange den Bast beseitigt, aber an hundert anderen noch fegt und schlägt.

Schon R. v. Dombrowski hat darauf hingewiesen, daß das Wachstum der Stangen, nachdem diese ihre bleibende äußere Form erhalten haben und gefegt sind, unmöglich zu Ende sein kann. Er macht als Grund für seine Annahme die Tatsache geltend, daß die Geweihe etwa zur Brunftzeit wesentlich schwerer zu sein pflegen als unmittelbar nach dem Fegen. Nun ist es offenbar, daß derartige Vergleiche bei einem und demselben Hirsch nicht vorgenommen werden können; aber Vergleiche sind doch möglich, wenn sie auch mathematischer Schlüssigkeit entbehren. Es muß sich nämlich jedem, der viel mit Geweihen umgeht, die verhältnismäßige Leichtigkeit frisch gefegter Geweihe aufdrängen. Dann liegt der Schluß nahe, daß nach dem Fegen noch Änderungen im Geweih vorgehen, die mit Gewichtszunahme verbunden sind. Sie können nur durch weitere Zuführung von Nährstoffen erklärt werden. Da fragt sich nun: erfolgt diese Zufuhr durch den Rosenstock, d. h. durch die innere Verbindung, oder schärfer gesagt, durch den schwammigen Teil, oder

vermittelt die Rindensubstanz der Stange die Ernährung, oder aber lebt die Knochenhaut nach dem Fegen in ihrem inneren Teil weiter?

Wollen wir hier klar sehen, so müssen wir die eigenartige Natur des Geweihes näher ins Auge fassen. Obgleich die gestreckte Gestalt der Stange äußerlich an einen Röhrenknochen mit allerdings nicht scharf begrenzter Röhre erinnert, so haben wir es doch nicht mit einem knorpelig vorgebildeten (ich verweise hier auf Stöhr, Lehrbuch der Histologie), sondern mit einem Bindegewebsknochen zu tun. Das geht klar aus der Entstehung der Stangen als Apophysen des Rosenstockes, des verlängerten Stirnbeines, hervor. Da die Seitenteile des Schädels, das Schädeldach und fast alle Gesichtsknochen Bindegewebsknochen sind, so muß es auch notwendig die organische Fortsetzung dieser: der Rosenstock und das Geweih sein. Demnach haben wir in der in der Stange enthaltenen, schwammigen, spongiösen Knochensubstanz nichts anderes als eine Fortsetzung derselben Substanz im Stirnbein, der Diploë, zu sehen. Von dieser aus folgt nach außen die feste Knochen- oder Rindensubstanz, dann die innere Lage der Knochenhaut, die Fibroëlastica, und zuletzt die äußere, die Adventitia. Der Bast ist als schon beseitigt angenommen.

Wenn nun außer Zweifel steht, daß die Knochenhaut die Bildnerin und Ernährerin des Geweihes ist, was aus analogen Vorgängen bei der Bildung anderer Bindegewebsknochen mit Sicherheit geschlossen werden darf, so folgt daraus, daß sie an der ganzen Stange bis zur völligen Beendigung des Stangenwachstums sich in vollem Leben erhalten muß; denn es könnten die obersten Stangenteile sich nicht aufbauen, wenn die Knochenhaut im unteren Teil durch völlige Verknöcherung schon außer Tätigkeit getreten wäre. Dazu kommt, daß die in der Verknöcherung begriffene Knochenhaut ganz frisch gefegter Geweihe, wie wir in Beschreibung I (Seite 54) gesehen haben, noch so weich ist, daß sie dem Druck des Fingernagels nachgibt. (Wenn das Geweih in diesem Zustand abgeschlagen und eingetrocknet ist, sind freilich die Erhabenheiten um so schärfer.) Wir dürfen also annehmen, daß sie noch lebt und erst ganz allmählich verknöchert. Damit würde dann die Frage nach der Gewichtszunahme der Geweihe nach erfolgtem Fegen eine Beantwortung gefunden haben. Die erste Vorfrage aber, ob die Gewichtszunahme auf Ernährung durch den Rosenstock zurückzuführen sei, muß ich verneinen; denn ihre Bejahung liefe auf die Annahme hinaus, als sei die Diploë des Rosenstockes die Bildnerin des Geweihes, während doch seine und seiner Fortsetzung, der Stange, Knochenhaut dieses ist.

Anders verhält es sich vielleicht mit der zweiten Vorfrage, ob die Rindensubstanz der Stange nach Beseitigung des Bastes an der Nahrungszufuhr beteiligt ist. Sie braucht es nicht zu sein, solange die nach und nach verknöchernde Knochenhaut die Ernährung vermittelt. Daß sie aber an der späteren Erhaltung der Stangen nach völliger Verknöcherung der Knochenhaut, die wohl spätestens 4 bis 6 Wochen nach dem Fegen als ganz beendet anzusehen ist, beteiligt ist, daran kann wohl nicht gezweifelt werden. Wenn der Leser sich die Geweihbeschreibungen V und VI (Seite 39 u. 40) noch einmal ansehen will, so wird er finden, daß in Geweihen von Hirschen, die am 27. Februar und 22. April erlegt wurden, noch Leben war. Diese Erscheinung ist nur erklärlich durch die Annahme, daß die Rindensubstanz eine noch beinahe $^1/_2$ Jahr dauernde, wenn auch beschränkte und allmählich auf-

hörende Ernährung der Stangen vermittelt, nachdem die Knochenhaut verknöchert und selbst zur Rindensubstanz geworden ist.

Nachdem wir uns bisher mit den verschiedenen Vorgängen bei der Bildung, dem Abwerfen, dem Fegen beschäftigt haben, dürfte die Frage berechtigt sein: warum denn das Geweih überhaupt abstirbt, warum es nicht auf dem Schädel bleibt und weiterwächst, warum es in einer offenbaren Beziehung zur Brunftzeit seine höchste jährliche Vollendung erreicht.

Auf die ersten Fragen läßt sich vielleicht antworten, daß das Geweih seiner Benutzung als Waffe nur dann gerecht werden kann, wenn es selbst bis zu einer gewissen Grenze unempfindlich ist — womit aber nicht gesagt sein soll, daß es etwa einen empfindungslosen, toten Knochen darstellt —. Das kann es nur sein, nachdem der Bast entfernt und die Knochenhaut verknöchert ist; damit ist aber das langsame, sichere Absterben verbunden; also müssen die Stangen beseitigt und durch neue ersetzt werden.

Die letzte Frage ließe sich vielleicht durch folgenden Gedankengang erklären. Das Geweih muß als Waffe zu der Zeit auf der Höhe seiner Entwicklung stehen, wenn es als solche gebraucht werden soll, das ist zur Brunftzeit. Nachher, wenn der Hirsch in seinem Körperzustand allgemein heruntergekommen ist, vermag er die Stangen nicht mehr hinreichend mit Nahrungszufuhr zu versehen, sie sterben allmählich ab und werden abgeworfen.

Das sind Antworten auf die gestellten Fragen; aber ich meine, wir können uns damit nicht begnügen. Bessere Antwort wird uns die Entwicklungsgeschichte geben: Die Hirsche grauester Vorzeit waren geweihlose Wiederkäuer mit starken Eckzähnen. Sie führten den Kampf um die Tiere wohl mittelst der Eckzähne, später durch Stöße mit dem Stirnbein. Dieses wurde in seiner Knochenhaut gereizt, es bildeten sich Knochenauswüchse (Exostosen); über ihnen wurde die Haut durchstoßen. Der dadurch freigelegte Knochenauswuchs starb ab — ein rein nekrotischer Vorgang —, durch neue Stöße auf derselben Stelle entstanden neue Auswüchse, die nach Durchstoßung der Decke demselben Schicksal verfielen. So waren zunächst bei einigen Hirschen, sagen wir, Stirnbeinauswüchse erschienen. Waren ihre Träger nun den nur mit den Eckzähnen bewaffneten überlegen, wirkten sie auf die Nebenbuhler abschreckender oder gefielen sie den Tieren besser — jedenfalls sind sie in der Entwicklungsgeschichte die Sieger geblieben; ihre ursprünglich krankhaften Knochenauswüchse haben sich im Lauf unermeßlicher Jahre zu regelmäßigen, wohlgebildeten Geweihen entwickelt; ein ursprünglich krankhafter (Exostose) und nekrotischer (Abstoßen eines abgestorbenen Knochens, Abwerfen) Vorgang, um sinngemäß mit Nitsche zu sprechen, hat sich zu einem physiologischen umgebildet und sich der Lebensökonomie des Hirsches angepaßt. Darin ist auch die Frage nach den offenbaren Beziehungen zur Brunftzeit beantwortet. Eine einheitliche Brunftzeit ist die Folge der jetzigen Jahreszeiten. Zur vollen Entwicklung konnten nur diejenigen Kälber gelangen, die im Beginn des Sommers gesetzt wurden. Zu früh gesetzte Kälber erlagen der rauhen Witterung, fanden bei der Mutter aus Mangel an reichlicher Äsung nicht die nötige Milch; sie blieben im günstigsten Fall Kümmerer, die dem nächsten Winter zum Opfer fielen. Zu spät gesetzte waren nicht widerstandsfähig genug, um den Winter zu überstehen. So entstand das widerstandsfähigste Geschlecht,

sagen wir, aus den Junikälbern. Diese brunfteten — Erbe der Eltern — im Herbst; die feste Beziehung zur Jahreszeit war, wenigstens für die Tiere, fertig. Bei den Hirschen kamen zur Brunftzeit der Tiere nur solche in Frage, die ein gefegtes, hinreichend verknöchertes Geweih trugen, weil diese die übrigen Mitbewerber aus dem Feld schlagen mußten. Das Geweih mußte aber auch elastisch genug sein, um in den Kämpfen nicht vorzeitig zerbrochen zu werden. Das werden nur diejenigen Geweihe sein und gewesen sein, die noch nicht zu lange gefegt waren, da mit dem Nachlassen der Ernährung voraussichtlich die Elastizität abnimmt. So wurden Brunftigkeit der Tiere und höchste Kampfkraft der Hirsche zur Jahreszeit in Beziehung gebracht, und diese Beziehung wurde durch immer weiter dauernde Anpassung, wozu je länger desto wirksamer die Vererbung trat, gefestigt.

Die hierbei vielleicht in Betracht kommende Annahme, als ob nur Hirsche mit gefegtem Geweih fruchtbar beschlagen könnten, ist unzutreffend. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Hirsch in jedem Zustand seines Geweihes und zu jeder Jahreszeit das brunftige Tier befruchten kann.

Über die chemische Zusammensetzung der Geweihe und Gehörne hat Professor Veselý im 21. Jahrgang der „Wiener Jagdzeitung" von 1878 eine Abhandlung veröffentlicht, aus der ich nach meinem „Rehwild" folgendes entnehme: Auf wasserfreie Substanz berechnet ergeben Hirschgeweihe 54,79, Rehgehörne 52,75 und Ochsenhorn 1,27 vom Hundert Asche. Von 100 Gewichtsteilen der Asche des Hirschgeweihes (I), des Rehgehörns (II) und des Ochsenhorns (III) entfielen auf die in größerer Menge darin enthaltenen Bestandteile:

	I	II	III	
Dreibasisch phosphorsaure Kalkerde . .	87,72	87,34	84,38	Teile
Kohlensaurer Kalk	5,00	5,40	7,03	„
Kalziumfluorid	3,00	3,03	4,02	„
Magnesiumpyrophosphat	2,83	2,66	3,50	„

Der Stickstoffgehalt des Ochsenhorns zeigte sich mehr als doppelt so groß als der des Geweihes.

Weiter hat Professor Veselý den Röhrenknochen eines Hirschlaufes parallel mit einem Rindknochen analysiert. Dabei ergab sich:

	Hirschknochen	Rindknochen	
Wassergehalt . . .	7,95	9,75	vom Hundert
Aschengehalt . . .	57,14	50,54	„ „

Von 100 Gewichtsteilen der Asche des Hirschknochens (IV) und des Rindknochens (V) entfielen auf die in größerer Menge darin enthaltenen Bestandteile:

	IV	V	
Dreibasisch phosphorsaure Kalkerde . . .	85,01	83,37	Teile
Kohlensaurer Kalk	8,90	9,07	„
Kalziumfluorid	1,79	4,02	„
Magnesiumpyrophosphat	2,40	0,88	„

Daraus ergibt sich, daß Knochen und Geweih sozusagen die gleiche chemische Zusammensetzung haben.

Die jährliche Wiederholung des Abwerfens und Wiederaufsetzens der Geweihe ist mit großen Veränderungen dieser selbst und der Rosenstöcke verbunden, die einer von Blasius zuerst dargelegten Gesetzmäßigkeit unterliegen. An der weiteren Erkenntnis dieses Gegenstandes haben Professor Dr. Bernhard Altum, Forstmeister Dr. Cogho, R. v. Dombrowski u. a. gearbeitet, so daß neues über die Entwicklung der Geweihstufen kaum zu bringen ist. Die wesentlichen Veränderungen treffen den Rosenstock und das Geweih. Ersterer wird jährlich kürzer und stärker, während die Abwurfsfläche sich gleichzeitig nach vorn und außen neigt, bis er im hohen Alter des Hirsches so kurz wird, daß das Geweih sozusagen platt auf den Stirnbeinen aufsitzt. Daß dieser Vorgang eine Naturnotwendigkeit ist, geht aus der fortschreitenden Entwicklung des Geweihes hervor, welches, wenn diese Veränderung des Rosenstockes nicht einträte, eine völlig unsinnige und der Benutzung als Waffe für die Förderung der natürlichen Auslese widersprechende Stellung erhalten würde. Das wird ohne weiteres klar, wenn man sich die Stangen eines jagdbaren Hirsches mit passenden Flächen auf die Rosenstöcke eines Spießers gesetzt vorstellt. Altum ist geneigt, den Grund für die Rosenstockveränderungen in dem Umstand zu suchen, daß bei dem Abwerfen an der Bruchfläche der Rose nach vorn und seitlich ein größeres Stück aus dem Rosenstock mitgenommen werden soll, als an den übrigen Stellen, und daß dadurch der Rosenstock unmittelbar jene Veränderung erleidet.

Diese auch von R. v. Dombrowski in seinem Werk: „Die Geweihbildung der europäischen Hirscharten", Wien 1884, vertretene Ansicht wird von Dr. Cogho im Band XVII. des Weidmann, 1885, in einer Abhandlung: „Über die Veränderung der Rosenstöcke beim Geweihwechsel der Edelhirsche" auf Grund reichen Zahlenmaterials und sorgfältiger Messungen eingehend widerlegt. Der Verfasser erklärt die fortschreitende Neigung der Abwurfsflächen nach vorn und seitlich überzeugend aus der durch das Wachstum des Schädels in die Breite und der dadurch bedingten fortschreitenden seitlich geneigten Wölbung, auf der die Rosenstöcke aufsitzen, und kommt zu dem einleuchtenden Schluß: „Daß bei der schiefen Stellung desselben (des Rosenstockes) auf dem Schädel seine Oberfläche infolgedessen sich immer mehr seitlich neigen muß, ist selbstverständlich".

Er weist außerdem nach: „1. daß sowohl beim Wechsel des Erstlingsgeweihes, wie aller folgenden Geweihe, die abgeworfenen Stangen eine der Höhe nach verschiedene, teils nur sehr geringe, teils größere Masse des Rosenstockes und zwar an verschiedenen Stellen seiner Oberfläche abheben; 2. daß hiernach die stattfindende sukzessive Rosenstockverkürzung bei Geweihen jeder Folge eine variable sein muß . . . 3. daß sowohl bei den stärkeren Abhebungen mit stark konvexen und konischen Abwurfsflächen, als auch bei abgebrochenen und gesplitterten Rosenstockmassen die entsprechende, teils mehr oder weniger regelmäßig ausgehöhlte, teils partiell und unregelmäßig ausgebrochene Fläche des Rosenstockes sich mittelst Neubildung wieder ergänzt und ausgleicht."

Nach Cogho und R. v. Dombrowski beträgt die Höhe der Rosenstöcke bei Spießern im Durchschnitt 5 bis 5,5, der Durchmesser 1,8 bis 2,4, bei starken Hirschen 1,5 bis 3,1, bzw. 4,9 bis 6,5 cm.

Im Gegensatz zum Rosenstock wird das Geweih bis zu einer gewissen Grenze jährlich höher; gleichzeitig nehmen aber auch die Stangen an Stärke zu und erleiden erhebliche Formveränderungen. Die Oberfläche der Stangen weist jährlich reichere Furchung und Perlung auf; die Enden werden spitzer, härter, weißer; die Rose gewinnt an Ausdehnung und schärferer Ausprägung. Die nachstehende, aus Altums Forstzoologie, 1872, entnommene, von Blasius herrührende, von mir abgeänderte, in Abbildung 17 dargestellte ideale Entwicklungsreihe der einzelnen Geweihstufen veranschaulicht den Vorgang, wie diese Forscher ihn erklären. Abbildung a stellt die Stange eines Spießers, b eines Gablers, c eines Sechsers, d eines Achters, e eines Zehners, f eines Zwölfers, g, h, i, k je eines Vierzehn-, Sechzehn-, Achtzehn-, Zwanzigenders dar. Bei dem aus den Abbildungen ersichtlichen Bildungsgesetz gilt als Regel, daß unter normalen Verhältnissen jährlich jede Stange um ein Ende zunimmt, so daß der Spießer den Hirsch im zweiten Lebensjahr, der Zwanzigender den Hirsch im elften Jahr darstellen soll.

Abbildung 17. Ideale Entwicklung der Geweihstufen.

In einem späteren Aufsatz (Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen 1874) hat Altum statt der einen Spießerstufe deren drei aufgestellt.

Im allgemeinen wird das vorstehend dargestellte Bildungsgesetz als zutreffend allseitig anerkannt. Es lassen sich jedoch gegen Einzelheiten gewichtige Bedenken geltend machen. Je nach Veranlagung, nach klimatischen und örtlichen Verhältnissen, nach günstiger oder ungünstiger Geschlechts- und Stärkeverteilung des Wildstandes, nach reicher oder kümmerlicher Äsung setzt der Hirsch verschieden auf. Das gilt sowohl hinsichtlich der Zeit des Hervortretens des Erstlingsgeweihes, wie hinsichtlich der Stärke und Endenzahl der folgenden.

Bei der Behandlung der einzelnen Geweihstufen in der ersten Auflage dieses Buches bin ich, wenn auch mit einigen Einschränkungen im wesentlichen Altum gefolgt. Seine Auffassung der ersten Stufen ist aber inzwischen überholt; es hat sich ergeben, daß die von ihm als Stufen behandelten Knopf-, Schmal- und Gabelspießer keine Geweihstufen, sondern nur verschiedene Formen ein und derselben Stufe sind, oder sein können.

Erste Stufe. Nach R. v. Dombrowski beginnen sich beim Hirschkalb etwa im Alter von acht Monaten die ersten Anzeichen einer Schwellung der Stirn-

beine, also der Entstehung des Rosenstockes einzustellen. Das ist sicher ein früher Zeitpunkt. Ich habe bei mehreren Ende Februar, also in einem Alter von etwa neun Monaten, erlegten Hirschkälbern durchaus glatte Schädel ohne erkennbaren Ansatz zum Rosenstock gefunden, wie ich auch bei gleich alten schon Erhebungen auf dem Stirnbein von etwa 1 cm Höhe festgestellt habe. Ungefähr Ende Mai kann man bei den Hirschkälbern des Vorjahres auf dem Darß in nächster Nähe oder mittelst eines Glases die wachsenden Rosenstöcke erkennen, aus denen im Lauf des Sommers die ersten Spieße hervorgehen, die in den Monaten September—Oktober, vielfach auch erst im November, gefegt werden. Das ist die Zeit, wo man hier und da frische Fegestellen an Jungwüchsen findet; zu hoch für den Rehbock — abgesehen von der Jahreszeit —, an zu dünnen Stämmchen für ältere Hirsche. Das ist für diese Spießer durchaus kennzeichnend. Das Abwerfen erfolgt etwa 4—6 Wochen später als bei den geringen Hirschen; wenigstens habe ich mehrfach frisch abgeworfene Spieße ohne ausgeprägte Rose Ende Mai und im Juni gefunden. Dabei sei bemerkt, daß das hier gelegentlich recht leicht und dabei bestimmt nachweisbar ist. Bei kaltem Frühlingswetter nämlich entwickelt sich der Graswuchs auf den Wiesen recht spät; der Wildstand hält das spärlich sprießende Gras dazu so eben wie eine kurz benarbte Weidefläche. Beim Ableuchten mit einem guten Glase findet man aus der Ferne auch die geringste Stange. Hat man die Flächen wiederholt sorgsam abgesucht und findet dann im Juni eine oder andere frisch abgeworfene Spießerstange, so ist der Schluß wohl nicht unberechtigt, daß sie erst vor kurzem dorthin gelangt ist.

Diese Zeiten des ersten Aufsetzens, Fegens, Abwerfens sind aber durchaus nicht feststehend. So habe ich nach meinen Aufzeichnungen wiederholt nach harten Wintern Ende Juni Hirschkälber des Vorjahres beobachtet, die äußerlich noch nicht die leiseste Andeutung eines Rosenstockes zeigten; übrigens hatten sie meistens auch das Winterhaar noch nicht völlig gewechselt, noch nicht verfärbt. Dementsprechend verschob sich denn auch das Fegen und Abwerfen.

Es ist vielleicht nicht unzutreffend, wenn ich die Vermutung ausspreche, daß aus dieser starken Verschiedenheit in dem zeitlichen Auftreten der Erstlingsgeweihe die Altumsche Annahme zweier Spießerstufen, des Knopfspießers und des Schmalspießers, hervorgegangen ist. Er wäre vor diesem Irrtum bewahrt geblieben, wenn ihm statt der bloßen Stirnbeine mit den Stangen die ganzen Schädel mit den Zähnen zur Verfügung gestanden hätten.

Die Sammlung des zoologischen Instituts der Akademie Tharandt, von der ich zuerst aus H. Nitsches „Studien über Hirsche" erfuhr, weist eine größere Reihe von Spießerschädeln auf, die nach dem Tage der Erlegung und der Zahnbildung die Entwicklung der ersten Geweihstufe völlig klarlegen. Es geht aus dieser Reihe auch deutlich hervor, daß Altums erste Stufen auf falscher Annahme beruhen.

Die erste Geweihstufe umfaßt Spieße von starker Entwicklung (40 cm Länge) und solche, die nur kurze Stummel darstellen. Gute Veranlagung, günstige Winter, gute Äsung usw. wirken naturgemäß fördernd, während das Gegenteil und Erkrankungen, Schmarotzer u. dgl. die Entwicklung hemmen. Unter diesen Umständen wird man gut tun, die Bezeichnungen Knopfspießer, Schmalspießer,

Gabelspießer gänzlich aufzugeben, weil sie nach dem Stand der heutigen Forschung nur verwirren können.

Daß auch die kümmerlichsten Spießergebilde ebenso abgeworfen werden, wie jede regelmäßig entwickelte Stange, das bedarf aus rein physiologischen Gründen keiner Betonung. Geschieht es nicht, so liegt, wie bei den später noch zu besprechenden Doppelköpfen, eine Mißbildung vor.

Zweite Stufe. Wenn man diese Stufe auch als Gablerstufe bezeichnet, so soll damit keinesfalls gesagt sein, es trüge in ihr der Hirsch regelmäßig eine Gabel. Ich möchte die Bezeichnung vielmehr einmal aus historischen, dann aber auch aus morphologischen Gründen beibehalten. Häufig folgt dem Spießer der ersten, ein stärkerer der zweiten Stufe, oftmals finden wir in letzterer die Gabel, nicht selten das Sechsergeweih und vereinzelt gar den Achtender. Diese verschiedenartige Bildung hängt von denselben Ursachen ab, die schon auf der ersten Stufe eine mehr oder minder starke Entwicklung bedingen. Selbst der Nachweis des Auftretens von acht Enden im dritten Lebensjahr ist nichts Neues oder gar etwas Epochemachendes, wie es nach dem Ergebnis der Wildmarkenforschung von schwärmerisch veranlagten Leuten dargestellt wird. Es war von zahmen Hirschen lange bekannt, daß sie im dritten Lebensjahr gar schon 12 und mehr Enden trugen — da liegt doch kein Grund vor, die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen, wenn etwas Ähnliches unter besonders günstigen Verhältnissen auch einmal in freier Wildbahn vorkommt.

In der zweiten Stufe tritt zuerst die Augsprosse auf, oftmals schon ausgebildet, meist hoch angesetzt, — dann ist der Gabler da; oder sie fehlt gänzlich, oder ist durch eine Kante angedeutet; dann haben wir zum zweiten Mal den Spießer. Tritt zur Augsprosse aber gar noch die Mittelsprosse hinzu, dann können wir auf dieser Stufe schon den Sechsender begrüßen. Den Ausschlag, welcher Stufe ein Sechsender angehört, kann unter Umständen noch die Zahnentwicklung geben. Hat nämlich der Hirsch die sechsten Backzähne noch nicht geschoben, dann gehört sein Geweih zur zweiten Stufe. Es kann dieser auch noch angehören, wenn er sie schon hat, da sie am Ende des dritten Kalenderjahres seines Daseins zu erscheinen pflegen, also zu der Zeit, während der der Hirsch das Geweih der zweiten Stufe noch trägt.

Über die vorliegende Geweihstufe ist viel gestritten worden. Blasius bezeichnet sie als die Sechserstufe; Altum vereinigt in ihr drei Formen: eine Spießer-, eine Gabler- und eine Sechserform. R. v. Dombrowski stimmt mit Blasius überein. Auch Dr. Cogho will die Gablerform, die als die Grundform dieser Stufe anzusehen ist, als eine selbständige Geweihstufe nicht anerkennen. Die beiden letztgenannten Forscher weisen auf die Seltenheit des Vorkommens dieser Form hin und wollen daraus den Charakter einer nur zufälligen Erscheinung herleiten. Indes, es darf nicht übersehen werden, daß die Gablerform zum ersten Male das Erscheinen einer neuen Bildung, der Augsprosse zeigt, und daß damit etwas grundsätzlich Neues auftritt, das der vorhergehenden Stufe fremd war. Außerdem erscheint die größere oder geringere Häufigkeit des Vorkommens dieser Form durchaus als kein hinreichender Grund, um ihre Gesetzmäßigkeit anzufechten. Es gibt

zwar viele Wildbahnen, denen die Gablerform fehlt; aber Dr. Cogho führt selbst einige Reviere an, in denen sie regelmäßig vorkommt. In einer im „Weidmann", Band XV. 1884, von ihm veröffentlichten Abhandlung: „Die Geweihbildung der Edelhirsche im Hummelshainer Wildparke", Seite 381, gibt er an, daß in der Oberförsterei Cleve, Regbez. Düsseldorf, „etwa der 4. oder 5. Spießer im nächsten Jahre Gabler wird, oder 25 bis 20 vom Hundert der Edelhirsche im 3. Lebensjahre Gablergeweihe aufsetzen". Ein ähnliches Verhältnis stellt er aus den Revieren Seitenberg und Schnallenstein am Glatzer Schneegebirge fest, „indem hier 19 vom Hundert der Hirsche des 3. Lebensjahres wirkliche Gablergeweihe, d. h. solche mit ausgereckten Augsprossen aufsetzen." Ich selbst kann aus den Schußlisten der Oberförsterei Darß nachweisen, daß in dem zehnjährigen Zeitraum von 1887 bis 1896 91 Spießer und 31 Gabelhirsche erlegt sind; d. h., da unter den Spießern auch die der ersten Stufe mit verrechnet sind, und die Spalte „Spießer" daher mindestens zwei Altersstufen enthält: die Gablerform bildet in der Oberförsterei Darß eine regelmäßige Geweihstufe. Hiermit ist bereits in drei weit von einander entfernt gelegenen Revieren, im Westen, Osten und Norden Deutschlands das häufige Vorkommen der Gablerform festgestellt; und ich glaube nicht zu irren in der Annahme, daß sie noch in vielen anderen Revieren vorkommt, ohne daß Nachrichten darüber in die jagdliche Literatur gelangen.

Abgesehen von dem vorhin bereits erwähnten ersten Auftreten der Augsprosse, wird die Gablerform noch durch eine deutlich ausgeprägte Rose und und durch den Aufbau der Stangenform, die von nun an bei allen späteren Geweihen sich wiederholt, gekennzeichnet.

Es ist vorhin bemerkt worden, daß anstatt der Gablerform sowohl bereits die Sechser- als auch noch die Spießerform vorkommt; und zwar sind diese letzteren Bildungen häufiger als die Gablerform selbst. Diesen Umstand führt Altum, wie schon gesagt, auf die in dieser Zeit eintretende Geschlechtsreife zurück, während R. v. Dombrowski das lebhaft bestreitet und auch der Sechserform höchstens die Frühreife zuerkennen will. Mir scheint, daß das Schwanken in der Form im Alter der Gablerstufe sich ungezwungen auf die mit dem jugendlichen Alter an sich, ganz unabhängig von dem Geschlechtsleben, verbundene geringere Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse erklären läßt, und daß dazu der mindestens recht unsichere Zeitpunkt des Eintrittes der Geschlechtsreife gar nicht herangezogen zu werden braucht.

Die der Gablerform eigentümliche Augsprosse sitzt mehr oder weniger hoch über der Rose, niemals aber unmittelbar über dieser; sie hat meistens nur eine unbedeutende Länge und bildet häufig nur eine einfache, aber immer nach oben gerichtete, kegelförmige Erhebung. Daß in dem der Gablerstufe zugehörigen Lebensalter häufig schon die Sechserform auftritt, ist nicht zu bestreiten; daß indes diese Form sich wesentlich von der regelrechten Form der Sechserstufe unterscheiden soll, wie Altum angibt, halte ich für unbegründet; denn beide Formen haben die scharf ausgeprägte Rose, beide bereits die Mittelsprosse und die mit ihr zugleich auftretende Knickung der Stange am Grund dieser Sprosse. Der allgemeine Unterschied im Habitus aber, auf den Altum sich stützt, kann als ein zoologisches

Kennzeichen in Ermangelung weiterer Merkmale nicht angesehen werden. Es würde damit der Verwirrung Tür und Tor geöffnet werden.

Von ganz besonderem Interesse bei dieser Stufe soll das erstmalige Auftreten der Rose sein. Ja, wenn gesagt wird, der scharf ausgeprägten Rose, dann stimme ich dem zu. Schon bei der Behandlung des Aufbaues des Geweihes (Seite 47 u. f.) habe ich mich über diesen Gegenstand näher ausgesprochen. Ich muß aber hier nochmals darauf zurückkommen und die Frage stellen: wer hat bewiesen, daß die Rose schlechthin ein durchschlagendes Unterscheidungsmerkmal aller späteren Bildungen von dem Erstlingsgeweih ist? In der ganzen mir zugänglichen Literatur hat das meines Wissens niemand getan. Gleichwohl wird mit diesem unbewiesenen Satz stets eine der wichtigsten Fragen, nämlich die nach der Erstlingsbildung bewiesen; hat nämlich die Stange eine Rose, dann soll sie mit Sicherheit keine Erstlingsbildung sein; ist sie eine Erstlingsbildung, dann soll sie keine Rose haben. Das ist die Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Die ursprüngliche Vorstellung von der Entstehung der Rose stützt sich auf die Annahme, als äußere sich der heftige Bildungsdrang der der neu aufzubauenden Stange zuströmenden Ernährungssäfte, die an der noch auf dem Rosenstock aufsitzenden, alten Stange ein Hindernis fänden — Stauchungstheorie — in dem Bau einer Rose. Dann müßte aber die Rose in ihrer Anlage schon angedeutet oder vorhanden sein vor dem Abwerfen der alten Stange. Wie ich (Seite 36 u. 40) nachgewiesen zu haben glaube, und wie es auch von anderer Seite bestätigt ist, ist aber kurz nach dem Abwerfen noch nicht die leiseste Andeutung einer Rose vorhanden. Also kann die Deutung nicht richtig sein. Andererseits findet sich bei stark entwickelten Erstlingsbildungen, die durch die Zahnentwicklung unzweifelhaft als solche erwiesen sind, häufig schon eine nach unten, gegen den Rosenstock scharf abgesetzte Verstärkung der Stange, die freilich nach oben zumeist allmählich wieder verläuft.

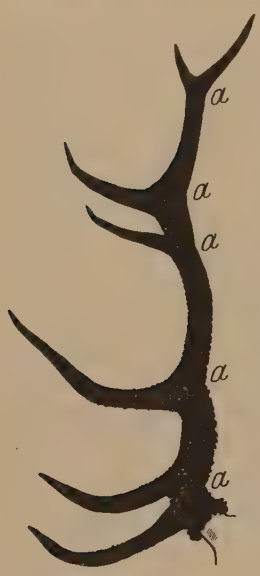


Abbildung 18.
Die Knickungen (a) der Stange am Grund der Enden.

Ferner steht fest, daß wiederholt abgeworfene Stangen niemals eine Rose gebildet haben (Abb. 14). Wenn dieser Vorgang auch an einer widersinnigen Bildung beobachtet wurde, so stehe ich doch nicht an, ihm volle Beweisfähigkeit zuzuschreiben; denn wenn das Fehlen der Rose ein durchschlagendes Unterscheidungsmerkmal der Erstlingsgebilde sein soll, das sich an den Stangen späterer Geweihstufen nicht wiederholen kann, dann muß es das, falls es als Bildungsgesetz gelten soll, unter allen Umständen tun; sonst fehlt ihm das wesentliche Merkmal eines solchen.

Im übrigen möchte ich darauf hinweisen, wie eine weitere Mißbildung, nämlich die Doppelköpfigkeit, von der späterhin noch die Rede sein wird, ein Hauptbeweismittel für den Aufbau der neuen Stange durch die Knochenhaut geworden ist, man also auch hier aus einem abnormen Vorgang erst den Einblick in regelmäßige physiologische Verhältnisse erhalten hat.

Aus diesen Gründen vermag ich dem Auftreten der Rose an sich keinerlei wesentliche Bedeutung beizumessen. Auch die Erstlingsbildung zeigt die Anfänge einer Rose. Wie die Erstlingsstange selbst nur ein schwaches Abbild ihrer einstigen Form darstellt, so darf man bei ihr noch nicht eine vollendete Rose erwarten; letztere ist nur dem Grade nach, aber nicht im Wesen bei den Stangen der jüngsten und der älteren Geweihstufen verschieden. Sie ist eine Eigentümlichkeit der Stange wie es deren Krümmung, Knickungen, Furchen, Perlen und Enden sind; je älter und stärker die Stange, desto ausgeprägter ist alles, was zu ihr gehört, also auch die Rose.

Die dritte Stufe weist die Sechserform auf. Die Augsprosse hat sich ein wenig nach der Rose zu gesenkt, ohne sie jedoch zu erreichen; der spitze Winkel, den sie mit der Stange bildet, ist größer geworden, aber er ist immer noch spitz. Etwas über der Mitte der Stange zeigt diese eine Knickung nach hinten und einwärts, der ein neu hinzutretendes Ende, die Mittelsprosse, nach vorn und aufwärts gerichtet, entspringt. Das obere Ende der Stange zeigt eine entschiedene Biegung nach einwärts. Der Hirsch ist zum Sechsender geworden.

Auf der vierten Stufe gabelt sich die obere Stangenachse in der Weise, daß von ihr nach außen ein neues Ende sich abzweigt. Die Rose wird merklich stärker und tritt schärfer hervor; die Augsprosse rückt tiefer herunter; der Winkel, den sie mit der Stange bildet, wird stumpfer; dasselbe ist mit der Mittelsprosse der Fall. Das durchschlagende Kennzeichen des regelmäßigen Achtenders ist die Gabelung der Stangenachse; fehlt diese, so kann, wenn auch die Stange vier Enden aufweist, das Geweih nicht der Achterstufe zugezählt werden; sondern es gehört einer späteren durch Zurücksetzen verwischten Stufe an. Dahin sind besonders die nicht seltenen Achtergeweihe zu rechnen, die eine Eissprosse, aber keine Stangengabel haben.

Die fünfte Stufe zeigt zwei verschiedene Formen. Entweder erwächst aus dem Scheitel der Gabelung an der Stangenachse ein drittes Ende, und es entsteht so die einfache Krone, oder es kommt aus der Stange etwa in Handbreite über der Augsprosse ein mit dieser in Lage und Richtung sehr ähnliches Ende, die Eissprosse, hervor. Die Rose verbreitert und vergrößert sich; die Augsprosse wird durch weitere Senkung bis auf die Rose, sowie durch den nunmehr schon stumpfen Winkel mit der Stange und eine etwas auswärts und aufwärts gerichtete Stellung der Spitze zur Kampfsprosse.

Dieser Auffassung ist nach Schäffs „Jagdtierkunde" Dr. Max Schmidt, ehemaliger Direktor des zoologischen Gartens in Frankfurt a. M., zuerst entgegen getreten, und Schäff schließt sich ihm an. Da Schmidt seine Ansicht auf Beobachtungen beim Angriff auf lebende Wesen und leblose Gegenstände stützt, aber nicht sagt, daß er kämpfende Hirsche beobachtet hat, so besagt die Beobachtung nicht viel. Denn daß der Hirsch in der Kampfstellung mit der Krone näher an einem Gegner ist, der kein Hirsch ist, als mit der Augsprosse, das ist ohne weiteres klar.

Schäff sucht die Schmidtsche Ansicht durch eigene weitere Beobachtungen zu stützen, indem er anführt, Mittelsprossen und Kronenenden von Abwurfstangen

im zoologischen Garten zu Hannover seien immer stärker abgenutzt gewesen als die Augsprossen, auch habe bei einem Rothirsch von 12 Enden, der in der Brunft ein Alttier zu Tode forkelte, an den Mittelsprossen Schweiß gesessen, an den Augsprossen dagegen nicht. Schließlich meint er, daß die „Schadhirsche" einen schlagenden Beweis gegen die Gefährlichkeit der Augsprosse bildeten, weil diese infolge Zurücksetzens meist mächtige Spieße tragenden Hirsche ihren Gegnern nie so verhängnisvoll werden könnten, wenn die Hirsche überhaupt auf die Augsprossen als Waffen angewiesen wären.

Ich vermag mir diesen Gedankengang nicht zu eigen zu machen. Ein Alttier ist in der Freiheit kein Gegner für den Hirsch; wenn er also in der Unnatur der Gefangenschaft ein solches in der regelrechten Kopfstellung beim Angriff forkelt, so sind sicher die Spitzen der Mittelsprosse dem Körper des Alttieres näher als die der Augsprossen. Da liegen also dieselben Verhältnisse vor wie bei der Beweisführung von Dr. Schmidt.

Es bliebe also nur der Beweis durch den Schadhirsch. Beim Kampf der Hirsche in freier Wildbahn ist die natürliche Voraussetzung die Gleichheit der Waffen. Man braucht nur ein paar Geweihe in Kampfstellung in einander zu legen, um zu sehen, wie die Augsprossen mit dem unteren Teil der Stangen in jeder möglichen Lage der Geweihe gegeneinander immer die Hauptwucht des Stoßes und Druckes auszuhalten haben. Dabei sind die Spitzen dieser Sprossen dem Kopf- und Halsteil des Gegners immer nahe; sie sind es auch, die die fingerlangen Risse in der Decke des Kopfes und des oberen Halsteiles verursachen, die man bei jedem erlegten Brunfthirsch beobachten kann. Daß diese Risse schmerzen, unterliegt keinem Zweifel, und wenn der Hirsch ohne andere Verletzung aus dem Kampf hervorgeht, — diese „Schmisse" hat er immer.

Dazu kommt die in der Wildbahn im Gegensatz zum zoologischen Garten alljährlich zu machende Erfahrung, daß gerade hier immer die Augsprossen es sind, die die häufigsten und stärksten Verletzungen zeigen. Sie sind es, die am ehesten und häufigsten brechen.

Ich sagte vorhin, die Voraussetzung eines regelrechten Kampfes sei Gleichheit der Waffen. Diese fehlt beim Schadhirsch gänzlich. Die Augsprosse des angegriffenen Hirsches bildet die Parierstange gegen die des Angreifers; sie ist hierzu nur geeignet, wenn auch der letztere eine Augsprosse besitzt. Besitzt er sie nicht, so stößt er dem Angegriffenen durch die Parade; erst recht aber, wenn lange Spieße ohne weitere Angriffspunkte für die Parade des Angegriffenen, diesem auch jede fernere Parade unmöglich machen. Es ist dann, ich will einmal grob vergleichen, ein Kampf des Hirsches als Angegriffener gegen den Stier.

Ich meine, dieser Schluß vom Schadhirsch auf die Kampfeigenschaft der Augsprosse ist verfehlt. Damit will ich aber nicht sagen, daß etwa die Augsprosse allein die Kampfsprosse sei; aber sie ist während des Kampfes fast immer an Kopf und Hals des Gegners, sie ist bein Aufwärtsschlagen des Hauptes, nachdem die Kämpfer von einander abgelassen, die Sprosse, die mit der stärksten Wucht, weil am nächsten am Kopf, in den gegnerischen Körper geschlagen werden kann, wozu sie die nach aufwärts gerichteten Spitzen besonders geeignet erscheinen lassen.

Nach dem tatsächlichen, durch häufige Verluste gekennzeichneten Gebrauch, durch Stellung und Form nimmt die Augsprosse also einen besonderen Rang als Kampfsprosse ein.

Die Mittelsprosse weist in dieser Stufe eine weitere Senkung und ähnliche Veränderung wie die Augsprosse auf. Der Hirsch ist ein Zehnender geworden.

Der Zehnender mit der Krone heißt Kronzehner, derjenige mit der Eissprosse Eissprossenzehner. Altum ist geneigt, nur den Eissprossenzehner der fünften Stufe einzureihen, den Kronzehner als zurückgesetzten Zwölfer zu betrachten. R. v. Dombrowski will der Häufigkeit beider Formen wegen, und auch, weil beide Formen an einem und demselben Geweih auftreten, indem die eine Stange die Krone, die andere die Eissprosse trägt, beide Formen in dieser Stufe gelten lassen. Dr. Cogho will gar die Eissprosse schon als regelmäßige Bildung auf der Achterstufe ansehen. Forstmeister Geitel weist in seiner in der „Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung" 1870 erschienenen Abhandlung: „Über das Gesetzmäßige in der Geweihbildung des Edelhirsches" nach, daß von 1138 Hirschen aus dem Harzgebiet 646 Kronzehner und 492 Eissprossenzehner waren.

Die letztere Angabe spricht, wenn sie sich auch auf ein beschränktes Gebiet stützt, für die Auffassung Dombrowskis; es spricht außerdem der Umstand für diese, daß beide Formen nicht selten an einem Geweih auftreten. Cogho geht entschieden zu weit; mir scheint die Kronenbildung ein Kennzeichen der Zehnerstufe zu sein; ich bin daher geneigt, die Eissprosse der Zwölferstufe zuzuweisen.

Mit der Eissprosse habe ich recht eigentümliche Erfahrungen gemacht, die, wenn auch nur auf die Oberförsterei Darß bezüglich, und daher vielleicht für viele andere Wildstände nicht zutreffend, doch für manchen Leser von Interesse sein mögen. Wie im Kapitel von der Hege mit Büchse näher besprochen werden wird, habe ich mich lange Jahre hindurch mit der Auslese der Hirsche beschäftigt. Ging diese in ihren Anfängen auch noch nicht auf die Erzielung eines Idealgeweihes hinaus, weil das zunächst im allzuweiten Felde lag, so mußte sie doch alle diejenigen Geweihe treffen, die offenbar fehlerhaft und häßlich waren. Unter diesen fielen mir bald solche auf, die keine Eissprosse hatten. Bei stärkeren Geweihen wirkt der lange leere Raum zwischen Aug- und Mittelsprosse kahl und unschön. Ich ging also ans Werk. Dabei hatte ich nun im Lauf der Jahre allerlei Hirsche auf der Decke liegen, die 12 auch 14 Enden trugen und keine Eissprosse hatten, ja auch nicht einmal durch eine Kante eine solche andeuteten. Die Schlußfolgerung daraus war natürlich erst recht: fort mit all diesen Hirschen, damit sie diese schlechte Veranlagung nicht noch weiter vererben! Aber sie war falsch. Die gestreckten Hirsche konnten mir ja nicht mehr beweisen, daß sie für spätere Jahre die Absicht gehabt hätten, ihre Stangen doch noch mit einer Eissprosse zu zieren, wenn ich das bloß abgewartet hätte, anstatt immer gleich mit dem Schießeisen bei der Hand zu sein. Aber andere haben es mir bewiesen, zwar nicht mit dem Knüppel, den manche Leute für naturwissenschaftliche Beweise heute für unentbehrlich halten, sondern in der feineren Weise, die zur Beweisschlüssigkeit nur mehr Vorkenntnisse und besseres Verständnis voraussetzt. Den einen oder anderen Hirsch mit auffallendem, daher leicht wiedererkennbarem Geweih ohne Eissprosse bekam ich nicht. Na, das nächste Jahr! Ja,

aber da hatte, wie Fritz Triddelfitz sagt, eine Eule gesessen. Der Hirsch hatte einen mehrere Zentimeter langen Ansatz zur Eissprosse, zwar der eine nur an einer Stange, ein anderer aber auch an beiden. Noch ein anderer zeigte mir durch das Glas eine deutliche, helle Kante anstelle der Eissprosse. Und das waren alles Hirsche von 12 bis 14 Enden; d. h. wenn sie die Eissprosse gehabt hätten, von 14 und 16 Enden; denn sie trugen 4 und 5 Enden in der Krone.

Ein anderes Mal wieder streckte ich einen eissprossenlosen Hirsch; und wie er auf der Decke lag, hatte er an beiden Stangen die schönsten Kanten an der Entstehungsstelle der Eissprossen. Natürlich hätte er nach dem nächsten günstigen Winter sicher die Eissprossen selbst geschoben. Aus weiteren vergleichenden Beobachtungen konnte ich ersehen, daß selten die Eissprosse bei diesen Hirschen gleich in ihrer ganzen Ausbildung erscheint; es vergehen zwei, oft drei Jahre, bevor das geschieht.

Seit ich diese Beobachtungen gemacht habe, bin ich mit dem Abschuß eissprossenloser Hirsche vorsichtig geworden. Da andere hiesige Hirsche regelmäßig ihre Eissprosse auf der Zwölferstufe schieben und zwar gleich in voller Entwicklung, so kann ich den Gedanken nicht zurückweisen, daß es sich um einen Fall von Vererbung handelt, die auf dem Gebiet der Geweihbildung ja eine so große Rolle spielt. Vielleicht richtet der eine oder andere meiner Leser seine Aufmersamkeit auf diesen Gegenstand.

Die sechste Geweihstufe bezeichnet, von besonders günstigen Verhältnissen abgesehen, in vielen Revieren den Höhegrad der körperlichen Entwicklung des Hirsches. Das Geweih zeigt die Form der vorigen Stufe durch die Eissprosse vermehrt, nur stärker und massiver; die Augsprosse bildet mit der Stange einen noch stumpferen Winkel, ist mehr gesenkt und am Ende schärfer aufwärts gebogen; die Mittelsprosse zeigt ähnliche Veränderung. Die Eissprosse hat in Lage und Stellung große Ähnlichkeit mit der Augsprosse; nur ist ihr Winkel mit der Stange oft ein wenig spitzer als der der ersteren, sie sitzt der Augsprosse näher als der Mittelsprosse.

Bis zu der Zwölferstufe wird, von Meinungsverschiedenheiten im einzelnen abgesehen, die Gesetzmäßigkeit der Geweihbildung allseitig anerkannt. Von hier an gehen aber die Ansichten auseinander. Während Blasius die Entstehung des Vierzehnendergeweihes durch Gabelung des letzten Endes der einfachen Krone, die dadurch zur Doppelkrone wird, erklärt, durch Umgestaltung dieser letzten Gabel in eine einfache Krone den Sechszehnender, durch Teilung des letzten Endes dieser Krone in eine Gabel den Achtzehnender usw. entstehen läßt und Altum diesem Bildungsgesetze beistimmt, schließt R. v. Dombrowski in seinem Werk „Das Edelwild", 1878, die Reihe der gesetzmäßigen Bildungen mit dem Achtzehnender, und in „Geweihbildung der europäischen Hirscharten" 1884, schon mit dem Vierzehnender, und erklärt alle darüber hinausgehende Bildungen für Erscheinungen, denen ein Gesetz nicht zu Grunde liegt.

Es liegt auf der Hand, daß die Blasiusschen Idealgeweihe nichts anderes darstellen können und sollen als schematische Zeichnungen, die ihrem Zweck entsprechend das Charakteristische zum Teil in der Übertreibung zeigen. Man denke sich nur bei den Abbildungen 17 h, i, k, die Stangen in der Krone verkürzt, sodaß die Enden näher zusammenrücken; manche natürliche Stange wird dann in diesen Zeichnungen ihr getreues Abbild finden.

Es scheint mir viel folgerichtiger, eine auf den unteren Stufen der Entwicklung erkannte, also zweifellos vorhandene, Gesetzmäßigkeit auch dann noch für höhere Stufen anzunehmen, wenn diese durch ihre Vielgestaltigkeit und zufällige Nebenbildungen die Erkenntnis des Gesetzes erschweren, als bei einer ganz willkürlich gewählten Grenze dem Bildungsgesetz die fernere Gültigkeit abzusprechen. Wie weit die gesetzmäßige Bildung bei den Geweihen geht, läßt sich allgemein nicht sagen. Sie wird aber erst dort aufhören, wo anstatt der Enden regellose Wucherungen auftreten. Das ist nach Alter, Einzelveranlagung, Äsung, Klima usw. so verschieden, daß es sich einer allgemeinen Feststellung entzieht.

Während im jährlich wiederkehrenden Wechsel das Geweih abgeworfen und bis zu einer gewissen Grenze formenreicher erneuert wird, gehen mit dieser Erneuerung noch einige, bisher nicht näher erwähnte Veränderungen vor sich. Infolge der durch das Breitenwachstum des Schädels hervorgerufenen Veränderungen in der Richtung der Rosenstöcke neigen die anfänglich steil stehenden Stangen sich von Jahr zu Jahr mehr nach der Seite, sodaß auch, abgesehen von dem Wachstum der Enden, die seitliche Ausdehnung des Geweihes an Breite zunimmt. Der Abstand zwischen den Stangen — dort, wo sie am weitesten von einander entfernt sind — kennzeichnet die mehr oder minder große Auslage, auch Ausladung genannt. Man spricht von Innen- und Außenauslage, je nachdem man den größten Zwischenraum zwischen den Stangen oder den äußersten Enden meint. Sie ist nach der Veranlagung des einzelnen Hirsches, die auf Vererbung beruht, verschieden groß, doch bleibt sie seinem Träger für jede Geweihstufe eigentümlich, wie das aus dem Grunde ihrer Entstehung zweifellos hervorgeht. Eng gestellte, steilstehende Stangen lassen ein an sich noch so braves Geweih unansehnlich erscheinen; weit ausgelegte Geweihe erhöhen den stolzen Eindruck ihres Trägers um ein bedeutendes. Zu weite Auslage kann indes entgegengesetzt wirken; sie kommt jedoch viel seltener vor als zu enge Stellung.

Die fortdauernde Verkürzung und Verdickung der Rosenstöcke ist schon erwähnt; nur sei noch hervorgehoben, daß auch die Rose von Jahr zu Jahr in größerem Umfang, schärfer ausgeprägt und perlenreicher erscheint, doch längst nicht in dem Maße wie beim Rehbock. Auch die Stärke der Stangen nimmt mit jedem Geweihwechsel zu, gleichzeitig werden die Furchen tiefer; die Perlen erscheinen größer und häufiger. Die wesentlichste Veränderung an den Stangen besteht jedoch in der fortwährend wechselnden Vergrößerung der Winkel, die Aug-, Eis- und Mittelsprossen mit den Stangen bilden; sie kann bei den Augsprossen so weit gehen, daß diese mit dem Nasenbein fast parallel laufen. Die Enden zeigen bei den höheren Stufen größere Längen, weißere Spitzen und erscheinen mehr verhärtet als auf den jüngeren Stufen; ihre Spitzen krümmen sich mehr und mehr aufwärts und einwärts, so daß eine jede nach dem Geweihinnern hinzustreben scheint.

In Abbildung 19 a—f sehen wir eine Anzahl von Kronenformen. Die Zeichnungen machen eine nähere Beschreibung überflüssig; doch sei bemerkt, daß ich die Bezeichnung Handkrone*) für jede Krone mit fünf Enden nach R. v. Dombrowskis

*) Die bei den Hirschen aus dem „Wietzenbruch", bekannte Tellerkrone stellt sich als eine besondere Art der Schaufelkrone dar.

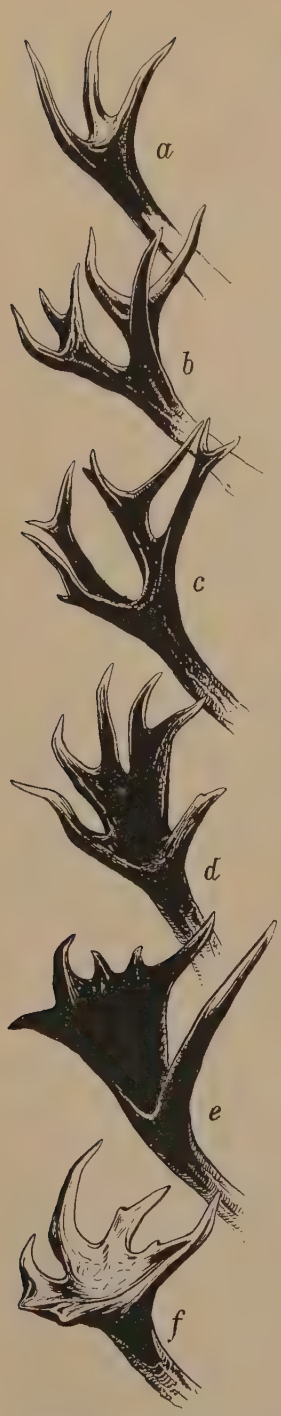


Abbildung 19. Kronenformen. a) Einfache Krone. b) Doppelkrone. c) Verästelte Krone. d) Handkrone; es überwiegen die Enden. e) Schaufelkrone; es überwiegt die Fläche. f) Becherkrone.

Vorgang nicht übernehme, sondern als Kennzeichen für sie, ganz abgesehen von der Endenzahl, lediglich die Form angesehen wissen möchte. Es würde im anderen Fall beispielsweise auch eine Kelchkrone mit fünf Enden als Handkrone bezeichnet werden müssen, was durchaus unbegründet erscheint.

Diese Grundformen der Kronenbildung weisen unter sich viele Übergänge auf; es ist daher nicht immer leicht, eine zwischen diesen liegende Bildung zutreffend anzusprechen. Das ist indessen ein Umstand, der nicht bloß bei den Kronen auftritt. Schon bei den ersten Stufen kann der Zoologe zweifelhaft sein, wohin er ein Geweih einzureihen hat. Das wird bei jeder folgenden Stufe schwieriger, sobald störende Einflüsse die Entwicklung des Geweihes beeinträchtigt haben. Es kommt auch, obschon nicht so häufig wie die entgegengesetzte Erscheinung, vor, daß gut veranlagte Hirsche nach milden Wintern bei reichlicher Äsung der gesetzmäßigen Stufe voraneilen; so daß ein Hirsch, der ein gesetzmäßiges Geweih von 6 Enden abwarf, unter Übergehung der Achterstufe ein Geweih von 10 Enden wieder aufsetzt; es kommt aber häufiger vor, daß Hirsche unter der Einwirkung nachteiliger Einflüsse zurücksetzen, so daß der Vierzehnender dieses Jahres im nächsten Jahr nur 12 oder gar nur 10 Enden trägt. In solchen Fällen gibt selbstverständlich die Endenzahl keinen Anhalt für die Einreihung des Hirsches in die Geweihstufe seines Alters; doch erlauben der gesamte Habitus des Geweihes sowie das allgemeine Aussehen des Hirsches und sein Gewicht häufig einen zutreffenden Schluß, ob ein zurückgesetztes oder ein gesetzmäßig gebildetes Geweih vorliegt.

Es gibt manche Wildbahnen, in denen die Hirsche ihre Endenzahl kaum über 8 bringen, während in anderen Revieren Hirsche von 14 Enden nichts Seltenes sind. Einzelveranlagung, Vererbung, allgemeine günstige oder minder günstige Verhältnisse für das Wild verursachen diese Erscheinung.

Für die weidmännische Bezeichnung bieten die Abweichungen von der Gesetzmäßigkeit keinen Grund für verändertes Ansprechen. Ein Vierzehnender, der infolge einer schweren Knochenverletzung im folgenden Jahr nur Spieße trägt, heißt „Spießer", ein Zwölfer, der auf 8 Enden zurücksetzt, heißt „Achtender". Natürlich wird man hinzusetzen: zurückgesetzter.

Unter den zurückgesetzten Geweihen verdienen diejenigen besondere Erwähnung (Abb. 20), die, obgleich sie jagdbaren Hirschen angehören, doch nur entweder mächtige lange Spieße oder Spieße mit Augsprossen darstellen. Hirsche mit solchen Geweihen werden von der österreichischen Jägerei „Schadhirsche"*), von der hessischen „Mörder"

Abbildung 20. Schadhirschgeweihe.

genannt, weil sie in der Brunft anderen Hirschen äußerst gefährlich werden. R. v. Dombrowski teilt mit, ihm sei ein Fall bekannt, daß ein solcher Schadhirsch während der Brunft vier ihm an Stärke weit überlegene Hirsche tödlich

*) Möglicherweise gibt es auch Schadhirsche, denen die Geweihbildung angeboren ist; die meisten sind aber wohl auf Zurücksetzen zurückzuführen.

forkelte („Das Edelwild"). Es ist zu wünschen, daß die sehr treffende Bezeichnung Schadhirsch auch von der deutschen Jägerei als erfreuliche Bereicherung der Weidmannssprache angenommen und eingebürgert wird.

Nachdem wir uns im vorstehenden mit dem Aufbau, dem Abwerfen sowie den äußeren Veränderungen des Geweihes bekannt gemacht, wird es sich empfehlen, bevor wir diesen Gegenstand verlassen, von einer interessanten Studie des Forstmeisters C. Hoffmann: „Zur Morphologie der Geweihe der rezenten Hirsche" Kenntnis zu nehmen. Der Verfasser sucht darin nachzuweisen, daß das Geweih nur Waffe, ausschließlich Waffe und nichts anderes sei. Ich meine, das kann man weder beweisen, noch braucht man es zu beweisen. Denn, daß die Hirsche mit ihren Geweihen kämpfen, das lehrt der tägliche Augenschein während der Brunftzeit; für uns menschliche Beobachter erscheint das Geweih zweifellos als eine Zier; ob es einen ähnlichen Eindruck auch auf das Kahlwild hervorbringt, darüber hat sich dieses noch nicht ausgesprochen. Wir dürfen es aber nach Analogien im Tierreich annehmen.

Es ist schwierig, sich auf diesem Gebiete mit Hoffmann auseinanderzusetzen, weil er mehrfach von Zweck und Bestimmung des Geweihes spricht; während wir es offenbar mit einer Tatsache, mit einem Entwicklungsergebnis zu tun haben. Weil das Geweih sich als ein nützliches Werkzeug im Kampf um die Fortpflanzung erwiesen hat, darum hat es sich erhalten; nur diejenigen Formen, die sich als die tüchtigsten im Kampf ums Dasein bewährt haben, sind geblieben, während minder tüchtige ausstarben. Ich vermag daher der Gesamtrichtung der Arbeit nicht beizupflichten, wenngleich ich manche sinnreichen Gesichtspunkte gern anerkenne. Da ist zunächst die Beseitigung der alten Annahme, als trete der Entstehungsstelle der Eissprosse gegenüber keine Knickung auf, die ich nach Blasius und Altum auch in die erste Auflage übernommen hatte. Hoffmann hat durchaus recht: auch der Eissprosse entspricht eine Knickung; und damit wird allerlei hinfällig, was man früher an deren angebliches Fehlen geknüpft hatte. Dann wird von ihm die Verstärkung der Verbindung zwischen Stange und Sprosse, die er merkwürdigerweise mit einer Schwimmhaut vergleicht, in eine interessante Beleuchtung gestellt.

Dagegen vermag ich seinen und Bertholds (Göttingen 1831) Erklärungsversuchen über die Begründung der Knickung nicht den Wert einer Erklärung beizumessen, weil eine eingehendere Beschreibung noch lange keine Erklärung ist. Auch der Vergleich des Geweihes mit dem Wachstum eines Pflanzenastes ist unzutreffend; die Ähnlichkeit ist rein äußerlich; das erstere wächst ausschließlich durch gipfelige Auflagerung von der wachsenden Knochenhaut aus, niemals durch Streckung; die Anlage des Astes mit sämtlichen Blättern einschl. der Blüten ist aber in der Knospe schon vollständig vorhanden. Er wächst durch Streckung seiner Zellen. Morphologische Vergleichungen ohne Berücksichtigung anatomischer und physiologischer Verhältnisse müssen auf Irrwege führen.

Zudem widerlegt Hoffmann seine Begründung der Knickung und der kompensatorischen Krümmung als Naturgesetz durch seine eigenen Abbildungen von Virginer- und Ren-Geweihen. Hier findet eine Aufrichtung durch die kompensatorische Krümmung, wie beim Rothirsch, nicht statt. Damit ist bewiesen, daß nicht von einem statischen, sondern nur von einem Naturgesetz der Vererbung die Rede sein kann.

Warum das Geweih an dieser Stelle eine Sprosse, an jener eine Schaufel bildet, das werden wir durch die spitzfindigsten Theorien ebenso wenig ergründen, als den Umstand, warum beispielsweise die Lichter und die Gehöre gerade dort ihren Platz haben, wo sie einmal aufzutreten pflegen.

In tatsächlicher Hinsicht möchte ich zu der Hoffmannschen Arbeit noch bemerken, daß auch das Rothirschgeweih „Drehungen" aufweist. So maß ich bei einer starken Achterstange an der Drehung einer genau an der Rückseite entspringenden Furche, die an der Stangengabel vorn auswärts endet, einen Winkel von über 90°, also einen recht starken „Drall". Ähnliches findet sich auch an anderen, wenn auch nicht bei allen Stangen. Außerdem weisen manche Augsprossen einen mehr oder minder starken Drall, eine erhebliche Drehung, auf. Auch aus diesem tatsächlichen Grunde vermag ich daher seiner sonst sehr sinnreichen Theorie von der Umformung von Geweihen keine ausschließliche Geltung beizumessen; weil eben diese die Voraussetzung der Umformung darstellende Drehung beim Rothirsch, von dem H. selbst eine Umformung nicht annimmt, doch mehrfach stattfindet. (Wer sich näher für den Gegenstand interessiert, den verweise ich auf die Schrift selbst: Cöthen, Anhalt, Paul Schettlers Erben 1901.)

Geweihmißbildungen.

Verletzungen des Bastgeweihes, des Rosenstockes, des Schädels, Fehlen, Verbildung, Beschädigung des Kurzwildprets, erhebliche Verletzung sonstiger Körperteile, namentlich der Knochen, Krankheiten usw. führen häufig zu Abweichungen der regelmäßigen Bildung der Geweihe, zu widersinnigen Geweihen. Nach den diesen Erscheinungen zu Grunde liegenden Ursachen*) lassen sich die Mißbildungen in vier Hauptgruppen zusammenfassen:

I. Mißbildungen, die in Verletzungen der Stangen, der Enden, der Rosenstöcke oder des Schädels begründet sind.
II. Mißbildungen, die auf Verletzung, Verbildung oder Verkümmerung der Geschlechtsteile beruhen;
III. Mißbildungen, die die Folge schwerer Verletzungen des übrigen Wildkörpers sind;
IV. Mißbildungen als Folgeerscheinungen von Krankheiten, Äsungsmangel, harten Wintern und sonstigen Schädlichkeiten.

*) In seinem schönen Werk „Jagdtierkunde" (Berlin, Paul Parey) nimmt Dr. E. Schäff zu dieser Einteilung Stellung. Er hält die Einteilung nach der Ursache der Entstehung nicht für glücklich, weil häufig die Feststellung der Ursache sehr schwer oder unmöglich ist, während andererseits gleiche Mißbildungen aus verschiedenen Ursachen entstehen können. Dem kann ich im großen Ganzen beitreten, und ich würde sicherlich eine andere Einteilung wählen — wenn ich eine bessere wüßte. Die von Schäff angewendete, rein morphologische leidet meines Erachtens an demselben Fehler wie meine nach dem Mißbildungsgrunde; dabei ist sie mir zu äußerlich, besonders da wir doch eine ganze Anzahl von Ursachen der Mißbildungen zuverlässig ergründen können. Die rein morphologische Einteilung geht ebenso wenig restlos auf, wie die nach dem Grunde; außerdem führt sie dazu, in der Schaufel-, der Kelch- und Tellerkrone Mißbildungen zu sehen, was ich als begründet nicht anerkennen kann. Ich bleibe daher bei der Einteilung nach der Ursache. v. R.

I. Hauptgruppe: Mißbildungen, die in Verletzung der Stange, der Enden, des Rosenstockes oder des Schädels begründet sind.

Hierin ist gleichzeitig schon die weitere Teilung dieser Gruppe ausgesprochen. Wenden wir uns zunächst zur Stange und zu den Enden.

Stangen- und Endenbrüche am vereckten und gefegten Geweih sind nicht selten. Mit dem Abwerfen verschwindet die Verunstaltung; denn eine solche ist es und keine Mißbildung; weil irgend eine Bildung an der verletzten Stelle nicht mehr erfolgen kann, nachdem die Knochenhaut, die Bildnerin des Geweihes, in Verknöcherung übergegangen ist. Es ist diese Tatsache, die unzweifelhaft feststeht, eine weitere Stütze für diejenige Anschauung, die in der Knochenhaut die Trägerin der aufbauenden Tätigkeit bei der Geweihbildung sieht. Obgleich das Geweih, wie wir früher gesehen haben, erst mit dem Abwerfen völlig abstirbt, so verursachen auch die stärksten Verletzungen nach völliger Verknöcherung der Knochenhaut nicht einmal eine Überwallung der Wundfläche, viel weniger irgend eine größere Neubildung.

Auf die Form des nächstjährigen Geweihes hat die Verletzung der Stangen des Vorjahres keinerlei Einfluß. Dabei ist es gleichgültig, ob es sich um reife oder um Baststangen handelt.

Die letzteren zeigen aber im Jahr der Verletzung selbst ein anderes Verhalten als die reifen Stangen. Wird eine Kolbenstange infolge eines Stoßes, eines Sturzes, einer Schußverletzung u. a. abgebrochen, so tritt eine Überwallung der Wundfläche in Verbindung mit mehr oder weniger von der Regel abweichender Weiterbildung der Stange ein. Je weiter die Stange in ihrer Entwicklung vorgeschritten war, um so geringer ist die etwaige Neubildung an Umfang, umgekehrt um so bedeutender. So stellt das in Abb. 21 wiedergegebene Geweih eines ungeraden Zehnenders aus meiner Sammlung einen Fall dar, bei dem die linke Stange oberhalb der Eissprosse abgebrochen ist. Mit dem Bruch war gleichzeitig eine Splitterung des stehengebliebenen Stumpfes verbunden, die sich in einer Rinne an der hinteren Seite kenntlich macht. Wäre zur Zeit des Bruches die Ausbildung der Stange fast vollendet gewesen, so würde voraussichtlich neben der Überwallung nur ein gering entwickeltes widersinniges Ende, vielleicht auch dieses nicht entstanden sein. Die außerordentliche Entwicklung des Spießes oberhalb der Bruchstelle bis zur Höhe der unverletzten rechten Stange läßt aber vermuten, daß das Wachstum der Stangen zur Zeit der Verletzung noch wenig vorgeschritten, und daher der Antrieb für die Neubildung noch recht lebhaft war.

Eine ganz andere Entwicklung hat die in Abb. 22 dargestellte Stange, auch aus meiner Sammlung, nach dem Bruch genommen. Ihre Ausbildung war offenbar schon weiter vorgeschritten als bei Abb. 21. Der völlig verknöcherte, herabhängende Lappen stellt einen Teil der von innen nach außen auseinandergeklappten Stange dar.

In Abb. 23 sehen wir an der linken Stange eines ungeraden Vierzehnendergeweihes, gleichfalls aus meiner Sammlung, den Bruch der linken Augsprosse. Offenbar erfolgte dieser in der Kolbenzeit nach völliger Ausbildung dieser Sprosse, die dann in der ihr durch den Bruch gegebenen Lage verheilte.

Wesentlich anders als bei der Stange und ihren Enden ist das physiologische Verhalten des Rosenstockes und des Schädels nach Verletzungen. Der Grund

Abbildung 21. Stangenbruch.

liegt in dem Umstand, daß letztere immer von lebender Knochenhaut überkleidet sind, erstere nur im Bastzustand. Daher sind die Mißbildungen von Stange und Enden vorübergehender, diejenigen nach Verletzung des Rosenstockes und des Schädels meist dauernder Natur.

Wenn der Bruch oder sonst eine Verletzung einer Kolbenstange oder eines Endes regelrecht verheilt, so zeigt die Bruchstelle, abgesehen von ihrer geknickten Form, keinerlei Unregelmäßigkeit. Reißt jedoch der Bast und die Knochenhaut ein, so daß Mikroben oder Maden in das Innere der Stange Eingang finden, dann kommt es zu Entzündungs- und Eiterungsvorgängen, die eine mehr oder weniger starke Auftreibung der betroffenen Stelle im Gefolge haben. Würde derselbe Vorgang sich im Wildpret, in Muskelbündeln usw. abspielen, so würden diese nach erfolgter Heilung ihre frühere Gestalt wieder annehmen. Anders beim Bastgeweih. Hier handelt es sich um Knochensubstanz; und wie wir früher gesehen haben, nimmt diese sehr bald unter der noch wachsenden Spitze schon feste Form an. Finden hier im knöchernen Gewebe durch Entzündungsvorgänge Auftreibungen statt, so behalten sie auch nach erfolgter Heilung ihre aufgetriebene Form. Man spricht dann von Blasen, von Blasengeweihen. Wie ich in meinem „Rehwild" glaube nachgewiesen zu haben, zeigen fast alle solche Blasen ein Loch, den Fistelgang, aus dem seinerzeit der Eiter meist nach unten ausgetreten ist.

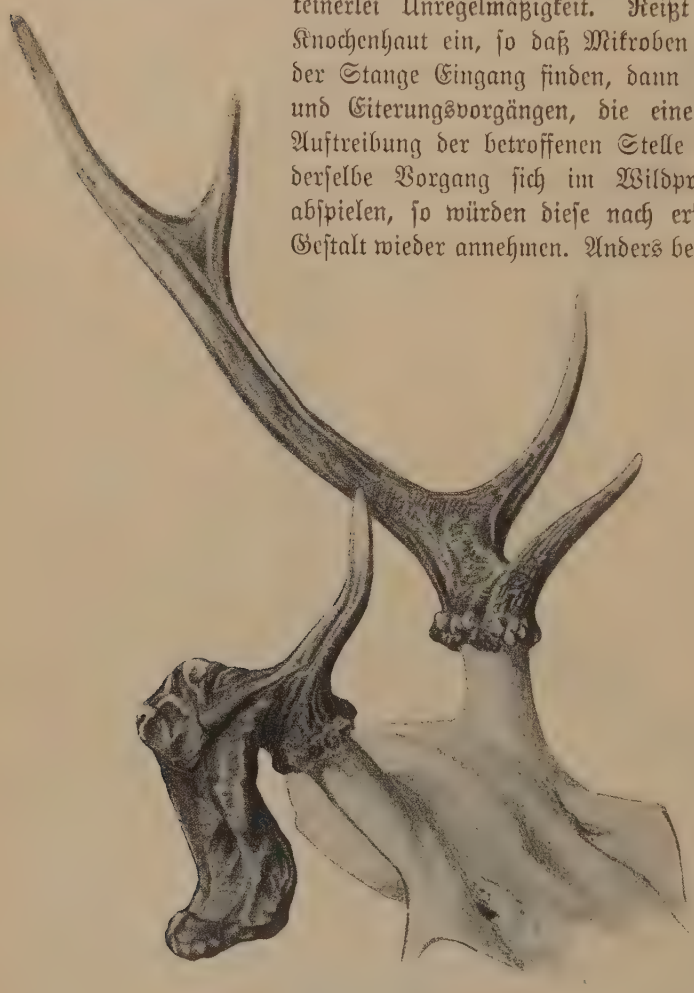


Abbildung 22. Stangenbruch.

Man hat die Blasenbildung auch auf Insektenfraß zurückzuführen versucht. Ich vermag daran bei so naheliegender anderer Erklärung nicht zu glauben, zumal meines Wissens ein einwandsfreier Beweis dafür nicht erbracht ist.

Die außerordentliche Vorsicht, die der Hirsch zur Kolbenzeit an den Tag legt, indem er u. a. dichte Schonungen und Kämpfe meidet, bringt es mit sich, daß Brüche von Kolbengeweihen seltener sind als von reifen. Dazu kommt, daß er in der Bastzeit wenig oder gar nicht bejagt wird. Damit fallen zwei Gründe für

Abbildung 23. Bruch der Augsprosse.

Mißbildungen, nämlich Kampf- und Schußverletzungen fort. Verletzungen im Kampf können, abgesehen von den vorhin besprochenen Stangen- und Endenbrüchen, zu Wucherungen der verletzten Knochenhaut, des Rosenstockes oder des Schädels, zu Brüchen des Rosenstockes und völligem Herausbrechen aus dem Schädeldach, sonstige Schädelverletzungen zu völlig widersinniger Geweihbildung führen.

Die häufigste Verletzung ist der Bruch des Rosenstockes; und zwar wird dieser entweder nur gebrochen oder geknickt, oder aber er wird völlig durchgebrochen, so daß der obere Teil von dem unteren getrennt wird. Im ersteren Fall bleibt der Rosenstock mehr oder weniger in den Winkeln stehen, in den ihn die Gewalt hineindrückte, im letzteren kann das abgebrochene Stück in der Haut hängen bleiben und bildet dann eine sogenannte pendelnde Stange, oder sie kann, wenn der verbleibende und verbindende Hautrest zur Festhaltung und Ernährung nicht ausreicht, auch ganz vom Wildkörper getrennt werden. Alsdann treten mehrere Möglichkeiten auf: der verbleibende Stumpf des Rosenstockes ergänzt sich und schiebt eine neue Stange, die dann gewöhnlich keine Rose aufweist, oder auf dem Stumpf des Rosenstockes erscheint eine verkümmerte Stange, während daneben sich eine neue Stange aus dem Stirnbein oder dem unteren Teil des Rosenstockstumpfes erhebt, oder der Rosenstock, durch den Bruch gespalten, teilt sich in zwei Teile, deren jeder eine widersinnige Stange trägt. Bei sehr starken Verletzungen des Rosenstockes, namentlich nach Schußverletzungen, kommt es auch vor, daß der verbleibende Rosenstockstummel glatt auf dem Schädel abgeworfen wird. So viel mir bekannt, ist dieser ungemein wichtige physiologische Vorgang zum ersten Mal von Oskar Horn im Jahrgang 1903 von „Wild und Hund", Seite 248—249, mitgeteilt und nachgewiesen. (Vgl. auch Seite 49—50 dieses Buches und die zugehörigen Abbildungen.) Auf dem völlig glatten Schädel (der „Glatze") kann sich im weiteren Verlauf auf einem neuen Rosenstock eine neue Stange bilden; es kann auch jegliche Neubildung fortbleiben. Indessen mit all diesen Möglichkeiten ist die Sache noch nicht erschöpft: auf der im Heilungsvorgang gebildeten Knochen- und Knorpelmasse kann auch noch eine Nebenstange entstehen, von der weiterhin noch gesprochen werden wird.

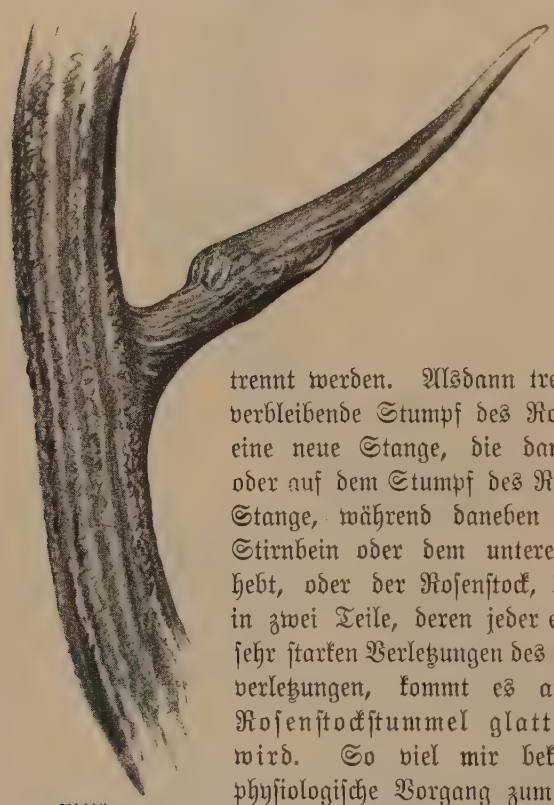


Abbildung 24.
Mittelsprosse mit Blase.

In Abbildung 26 sehen wir ein Geweih mit gebrochenem Rosenstock, dessen Träger der kgl. Oberförster Huber im Jahre 1909 in der Oberförsterei Darß erlegte. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist der Bruch schon vor dem Aufsetzen des jetzigen Geweihes entstanden; man müßte denn annehmen, er sei bei diesem Geweih

Abbildung 25. Mißbildungen nach Verletzung des Rosenstockes.
a. c. Nach Zersplitterung, b. d. nach Bruch des Rosenstockes.

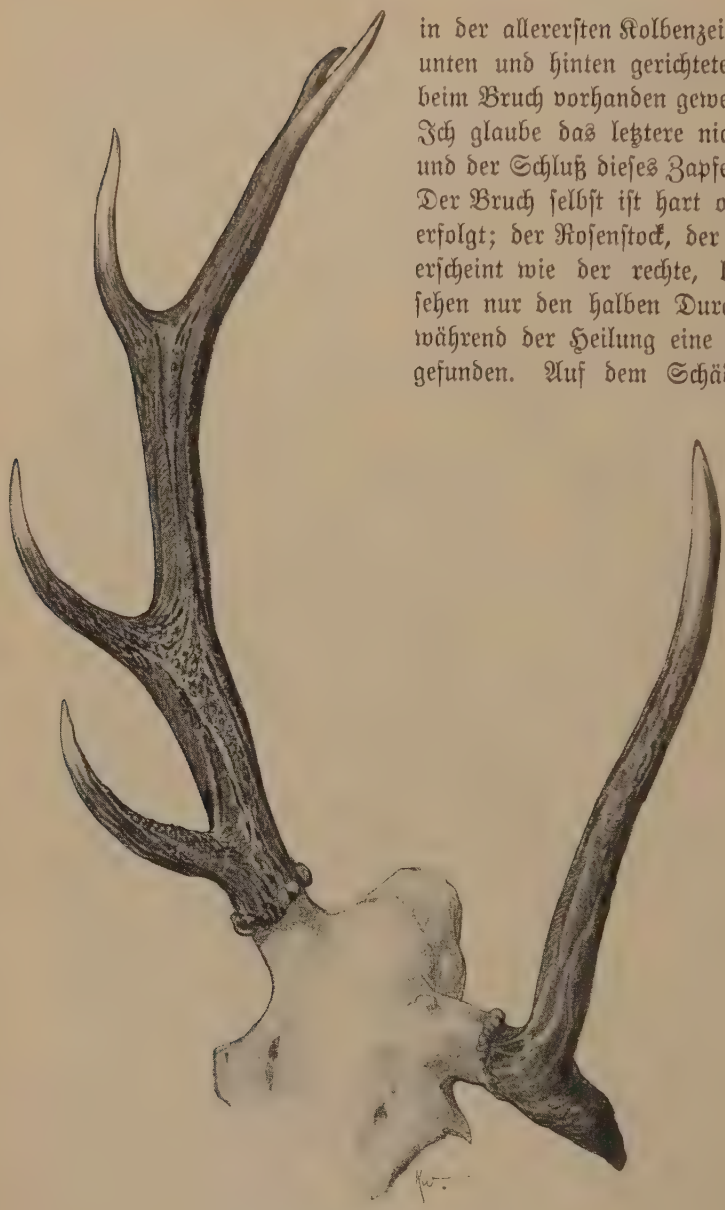


Abbildung 26. Bruch des Rosenstockes.

in der allerersten Kolbenzeit erfolgt, und der nach unten und hinten gerichtete kurze Zapfen sei das beim Bruch vorhanden gewesene Stück der Stange. Ich glaube das letztere nicht, weil das Aussehen und der Schluß dieses Zapfens nicht dafür sprechen. Der Bruch selbst ist hart oberhalb des Stirnbeins erfolgt; der Rosenstock, der von vorn ebenso breit erscheint wie der rechte, hat von der Seite gesehen nur den halben Durchmesser. Es hat also während der Heilung eine starke Resorption stattgefunden. Auf dem Schädel selbst am inneren Fuß des Rosenstockes erkennt man eine $1^1/_2$ cm lange, erhabene Knochennarbe; die Naht zwischen dem linken Stirnbein und dem Scheitelbein erscheint stark aufgelockert und unklar wieder verwachsen.

Ein Geweih mit völlig durchgebrochener Stange, die sich als Pendelstange ergab, sehen wir in Abbildung 27 aus „Wild und Hund" Jahrgang 1907. Der Hirsch wurde am 11. Oktober 1905 von S. K. H. dem Kronprinzen in Kreuth, Bayern, erlegt. „Die linke Stange hing nur in der Decke und fiel beim Abkochen weg. Sie war ziemlich stark, hatte vorn einen faustgroßen Knopf und war nicht ganz gefegt; unter dem Bast fand sich Eiter."

Ein außerordentlich interessanter Bericht, dem die beiden in Abbildung 28 und 29 wiedergegebenen Zeichnungen beigefügt sind, von Dr. med. K. W. Fritz findet sich in Band 48 der „Deutschen Jägerzeitung". Es handelt sich offenbar um einen doppelseitigen Rosenstockbruch, der linksseitig zur Pendelstange führte, und zwar

bei der linken Stange gleichzeitig mit einem falschen Gelenk. Der Hirsch wurde vom Kgl. Forstmeister Graf zu Rantzau in Döllensradung auf einer Treibjagd zu Brunken (Neumark) am 16. November 1904 erlegt. „Der Hirsch hatte noch nicht gefegt und war angeblich recht gut bei Wildpret, denn das Gewicht betrug 160 Pfund . . . Während nun die rechte Kolbenstange, die etwa 14 cm lang ist, absolut fest ist, ist die linke Stange in der Länge von 20 cm sehr frei beweglich. Die anatomische Untersuchung des frischen Präparates ergab ein völlig einwandsfreies Gelenk, das nach Art der Kugelgelenke eine Exkursionsweite der Stange über das linke Licht nach dem rechten Lauscher zu quer über die Stirn von ungefähr 20 Grad in direkt distaler Richtung vom Kopf zeigte, während die Bewegung reichlich 90 Grad betrug. Die Gelenkfläche, die kugelig gewölbt und völlig mit Knorpel überzogen war, zeigt einige kleine Höcker und liegt in der Gegend vom Übergange der Rose in den Rosenstock, also da, wo die Stange beim Abwerfen sich zu lösen pflegt. Es ist ein leichter Ansatz von Rosenstock (soll offenbar heißen: von Rose. v. R.) vorhanden, angedeutet durch einige Perlen. Auf dem Gelenk unter der Decke befand sich ein ausgedehnter Schleimbeutel mit echter Synoviaflüssigkeit (Gelenkschmiere. v. R.). Das Gelenk war über diesem Schleimbeutel durch extra straffe Bindegewebsbündel verstärkt, so daß diese Bindegewebskränze einmal eine Hemmung gegen allzugroße Exkursionen der Stange bildeten und weiterhin auch nicht zu befürchten war, daß sich die Stange später durch ihr Eigengewicht abgelöst hätte, wie es sicher hätte geschehen müssen, falls die Stange nur in der Decke gehangen

Abbildung 27. Pendelstange.

Abbildung 28 und 29.
Doppelseitiger Bruch der Rosenstöcke, mit linksseitiger Pendelstange.

hätte. Die bewegliche Stange hing bei gewöhnlicher Kopfhaltung des Hirsches so, daß das linke Licht gerade frei von irgend welcher Schädigung blieb. Schmerzen hatte der Hirsch durch die fertig gebildete Abnormität sicher nicht erlitten! Es handelt sich in diesem Falle demnach um die Bildung einer sogenannten Pseudarthrose, das heißt eines falschen Gelenkes, welches sich jedoch anatomisch wesentlich gar nicht von der Art des Baues eines wirklichen Gelenkes unterscheidet. Bei der Präparation gelang es mir leider nicht, den rechten Kolben zu erhalten, wohl aber den linken, da ich ihn selbständig für sich präparieren konnte. Die Endungen beider Kolben zeigten Spuren davon, daß der Hirsch zu fegen versucht hatte, und der rechte Rosenstock (Rose? v. R.) ist auch leidlich gefegt gewesen. Die Untersuchung des Kurzwildprets habe ich leider nicht selbst ausgeführt, doch ist sie gemacht und nichts Besonderes gefunden. Es ist aber anzunehmen, daß bei anatomisch genauer ev. mikroskopischer Untersuchung doch wohl Anomalien gefunden worden wären. Das Präparat ist jedenfalls sehr interessant und soll nach seiner Veröffentlichung in der „Deutschen Jägerzeitung" Aufnahme in der Sammlung der Forstakademie zu Eberswalde finden . . ."

Soweit Herr Dr. Fritz. Diese sachkundige Untersuchung und Schilderung ist äußerst wertvoll. Nur glaube ich nicht, daß eine Nötigung zu der Annahme von Unregelmäßigkeiten der Geschlechtswerkzeuge vorliegt. Man braucht gar nicht an eine etwaige Perückenbildung zu denken, auf die der Berichterstatter vermutlich Verdacht hat. Das Vorkommen des

Bastes noch am 15. November läßt sich auch zwanglos aus der durch den doppelseitigen Bruch der Rosenstöcke und die Inanspruchnahme der Kräfte für den Heilungsprozeß entstandenen Verzögerung der Reife der Kolbenstangen erklären. Daß an den Rosen offenbar mit dem Fegen erfolgreich begonnen ist, spricht gegen die

Abbildung 30. Hirschkopf mit pendelnder Stange.

Vermutung einer Perückenbildung. Wie wir gesehen haben, war auch die pendelnde Stange bei dem am 11. Oktober vom Kronprinzen erlegten Hirsch noch nicht gefegt, obgleich die gesunde Stange völlig blank war. Es wird sich also in beiden Fällen um eine durch die Verletzung verursachte Verlangsamung des Entwicklungsganges handeln.

Ein recht bemerkenswertes Seitenstück zu der von Oskar Horn gemachten Mitteilung über ein gänzliches Abwerfen des Rosenstockstummels glatt auf dem Schädel (Seite 50) liefert der Bericht des Wildmeisters Fiebig zu Forsthaus Krzyzak im 44. Band der „Deutschen Jägerzeitung" von 1904/05 (Seite 234). Er schreibt: . . . „Am 6. Oktober fuhr ich mit den fürstlichen Herrschaften pürschen und sah zufällig beim Abfährten vom Wagen aus dicht am Wege eine einzelne Stange liegen. Ich sprang ab und fand, daß es eine abgekämpfte, ganz eigenartig geformte Achterstange ohne Rosenstock war. Am 14. nun schoß in demselben Jagen die Frau Fürstin . . . einen sehr guten Hirsch beim Rudel . . . in kurzer Zeit stand ich vor dem schon verendeten Hirsch, einem kapitalen Vierzehnender, aber mit nur einer Stange. Die fehlende linke war aus der Hirnschale herausgebrochen, und es saßen in der tiefen Wunde schon Maden . . . Das Merkwürdige war nun aber das, daß die vor einigen Tagen gefundene Achterstange, nachdem das Geweih abgeschlagen und sauber gereinigt war, genau mit allen Ecken und Kanten auf die Bruchstelle des Vierzehnenders paßte, so daß zweifellos der Hirsch diese Stange getragen hat. Es war nun schon im Vorjahre ein ziemlich guter Hirsch mit nur einer Stange hier, und sein Standort sowie seine ganze Figur lassen darauf schließen, daß er identisch mit dem diesjährigen Vierzehnender ist. Was mich nur verwundert, ist, daß die einzelne Stange direkt aus der Hirnschale, ohne Bildung eines Rosenstockes, der im vorigen Jahre schon mit abgebrochen gewesen und nicht neugebildet werden konnte, herauszuwachsen imstande war. Der Wuchs an und für sich war auch nicht so kräftig, wie eine normale Stange, und deshalb wurde sie dem Hirsch auch mit Leichtigkeit von einem schwächeren*) Hirsch abgekämpft."

Was in dem Bericht nicht auf unmittelbarer Beobachtung beruht, erscheint gleichwohl schlüssig. Wenn auch hier nicht ein Abwerfen des Rosenstockes festgestellt ist, was ja auch nicht erfolgt sein würde, falls die Stange mit dem ganzen Rosenstock aus dem Schädel gebrochen wäre, so haben wir immerhin ein Beispiel für die Erneuerung einer Stange unmittelbar aus dem Stirnbein heraus.

Es bildet sich jedoch nicht immer eine neue Stange, wenn der Rosenstock nach schweren Verletzungen abgeworfen oder die Stange aus dem Schädel herausgebrochen, und die Wunde verheilt ist. Daß eine solche Wunde nur unter besonders günstigen Umständen verheilt, beweisen die mehrfachen Beobachtungen über derartig verletzte Hirsche, die verendet auf dem Kampfplatz gefunden wurden. Zweifellos werden auch sonst noch manche so verletzte Recken eingehen, wenn Schmeißfliegen erst ihre Maden in die Wunde gelegt haben, die in das bloßliegende Gehirn eindringen. Das nebenbei! Einen Fall, in dem nach dem Herausbrechen der Stange der Hirsch auf dieser Seite niemals wieder eine neue schob, beschreibt Oberförster Seitz in seinen „Beiträgen zur Geweihbildung der deutschen Rothirsche" im X. Jahrgang von „Wild und Hund" Seite 100.

Zu den auf Störung der regelmäßigen Bildungsvorgänge im Rosenstock zurückzuführenden Geweihmißbildungen möchte ich auch die Doppelkopfbildung rechnen. Altum, der diese Bezeichnung in die Literatur eingeführt hat, äußert sich also:

*) Ich zitiere, daher muß ich wörtlich bleiben; sonst müßte es weidmännisch heißen: geringeren. v. R.

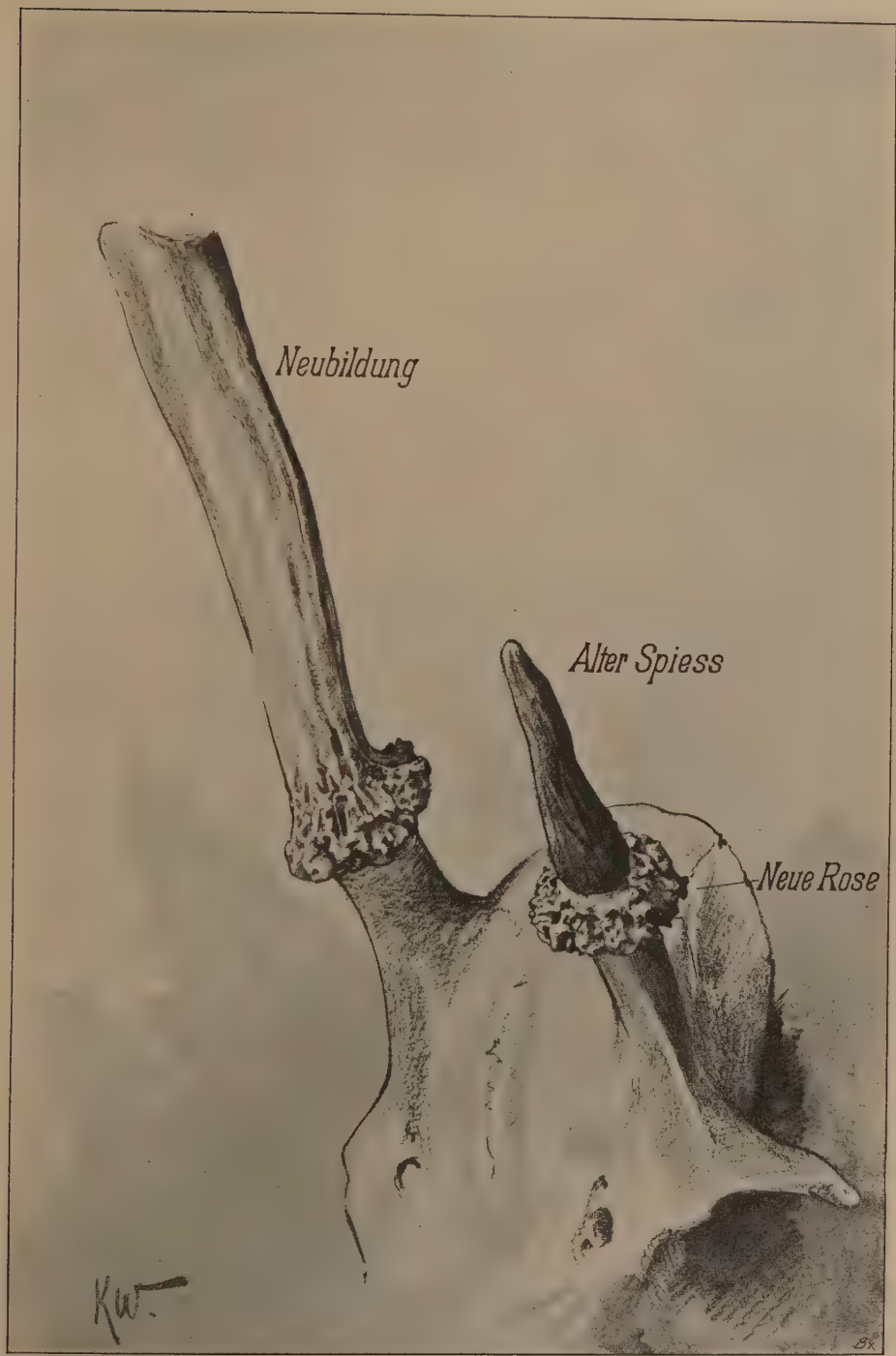


Abbildung 31. Einseitige Doppelgeweihbildung.

„Ein Doppelkopf ist vorhanden, wenn eine Stange vor Ausbildung der neuen nicht abgeworfen wird, so daß zwei Stangenbildungen verschiedenen Alters auf- bzw. nebeneinanderstehen.“ Wir werden sehen, daß es auch drei sein können.

Es ist mir wohl bekannt, daß von anderer Seite die Ursache von Geweihmißbildungen in der allgemeinen körperlichen Verfassung des Hirsches gesucht wird, und dementsprechend hätte ich diese Mißbildung erst bei der IV. Hauptgruppe behandeln müssen. Allein die diese Bildung verursachende Unregelmäßigkeit ist so gering, sie liegt so klar im Rosenstock zutage, daß ich es für gerechtfertigt halte, sie hier bei der Hauptgruppe I zu behandeln. Die Verzögerung des rechtzeitigen Abwerfens liegt nämlich nicht etwa darin, daß der Rosenstock seine Tätigkeit versagt, sondern nur, ich möchte sagen, in einer Zufälligkeit, in einem nicht ganz pünktlichen Zusammentreffen der beiden Vorgänge: des Abwerfens und des ersten Aufbaues der neuen Stange. Wie die nachfolgenden Schnitte durch Stange, Rosenstock und Schädel dartun, ist nämlich in der Tätigkeit der Rosenstöcke und der Stirnbeine auf der Seite der Doppelkopfbildungen gegen die der anderen Seite kein wesentlicher Unterschied. Es bleibt also nur auf dem obersten Teil des Rosenstockes, in der Trennungsscheibe, ein nicht regelrechter Vorgang übrig, indem die das Abwerfen vorbereitenden Riesenzellen sich nicht mit derselben Schnelligkeit oder vielleicht mit dickeren Wänden als gewöhnlich bilden und so das rechtzeitige Abwerfen verhindern. Inzwischen baut sich rings um die stehenbleibende, alte Stange der neue Bildungsstoff auf, der, wie wir schon früher sahen, sehr schnell verknöchert, umfaßt die Rose der alten Stange und hält sie fest. Meist wird die Stange beim Fegen der Neubildung abgebrochen; sie fällt dann oftmals heraus, oftmals bleibt sie auch klappend sitzen, je nachdem die Öffnung in der sie umfassenden Neubildung das zuläßt. Bei den vorhin besprochenen Schnitten waren die Neubildungen noch nicht gefegt. Der physiologische Vorgang ist für Damwild, bei welcher Wildart diese Mißbildung öfter beobachtet wurde, von dem großherzoglich hessischen Forstinspektor Joseph zu Eberstadt zuerst festgestellt und später von ihm, zweifellos zutreffend, auch auf die beim Rotwilde vorkommenden Doppelkopfbildungen ausgedehnt. Im Band XX des „Weidmann“, Seite 21, gibt der vorbezeichnete Forstinspektor an, daß ihm bisher sechs Doppelgeweihbildungen, teils aus der eigenen Sammlung, teils aus der Literatur bekannt seien. Altum teilt einige solche Bildungen (teils an Hüttenrauchgeweihen) in der mehrgenannten Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen mit: Jahrgang 9, Seite 535; Jahrgang 13, Seite 29; Jahrgang 17, Seite 438—442.

Aus dem „Weidmann“ lassen sich folgende Fälle nachweisen: Im Band IX, Seite 171, wird die Abbildung eines Rothirschkopfes gebracht, der, ohne daß die Bildung als solche erkannt worden ist, unzweifelhaft eine Doppelgeweihbildung aufweist. Band XX, Seite 3, bringt die Stirnzeichnung eines Hirschkopfes, die als Doppelkopfbildung zutreffend bezeichnet und später vom Forstinspektor Joseph näher erklärt wird. Band XXII, Seite 75, enthält die Abbildung eines Doppelgeweihes im Besitz des Landesforstinspektors Pölzl in Graz. Band XXV, Seite 25, bringt die Abbildung eines solchen Geweihes von einem Hirsch, der oberhalb der Rosen abgeworfen haben soll. Es handelt sich jedoch unzweifelhaft um echte Doppelgeweihbildung. Aus meiner eigenen Sammlung bringe ich in den Abbildungen 31 und 32

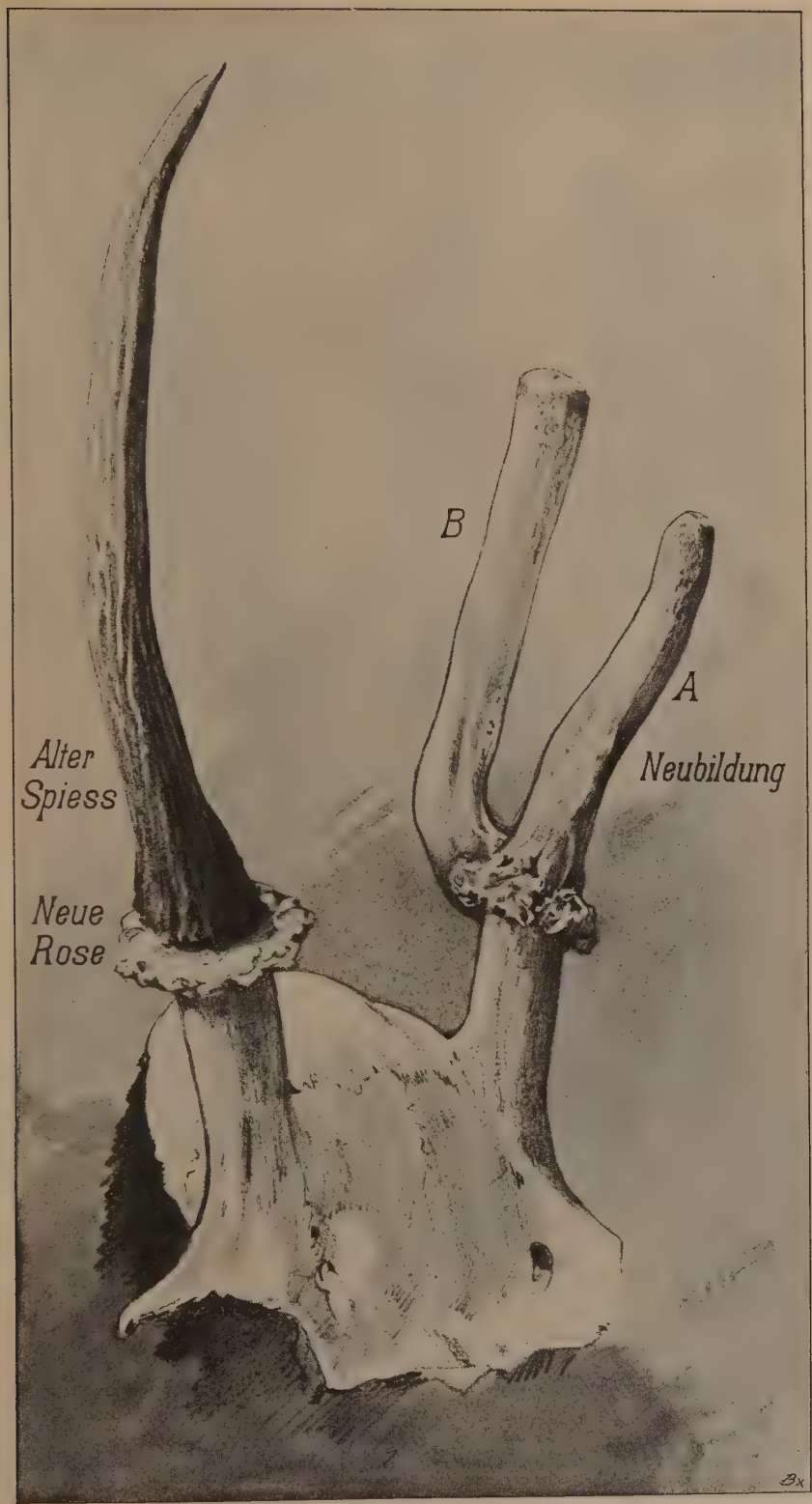


Abbildung 32. Einseitige Doppelgeweihbildung.

zwei einseitige Doppelköpfe, deren Träger im Jahre 1895 auf dem Darß erlegt wurden. Der Bast — die neuen Stangen befanden sich noch im Kolben-

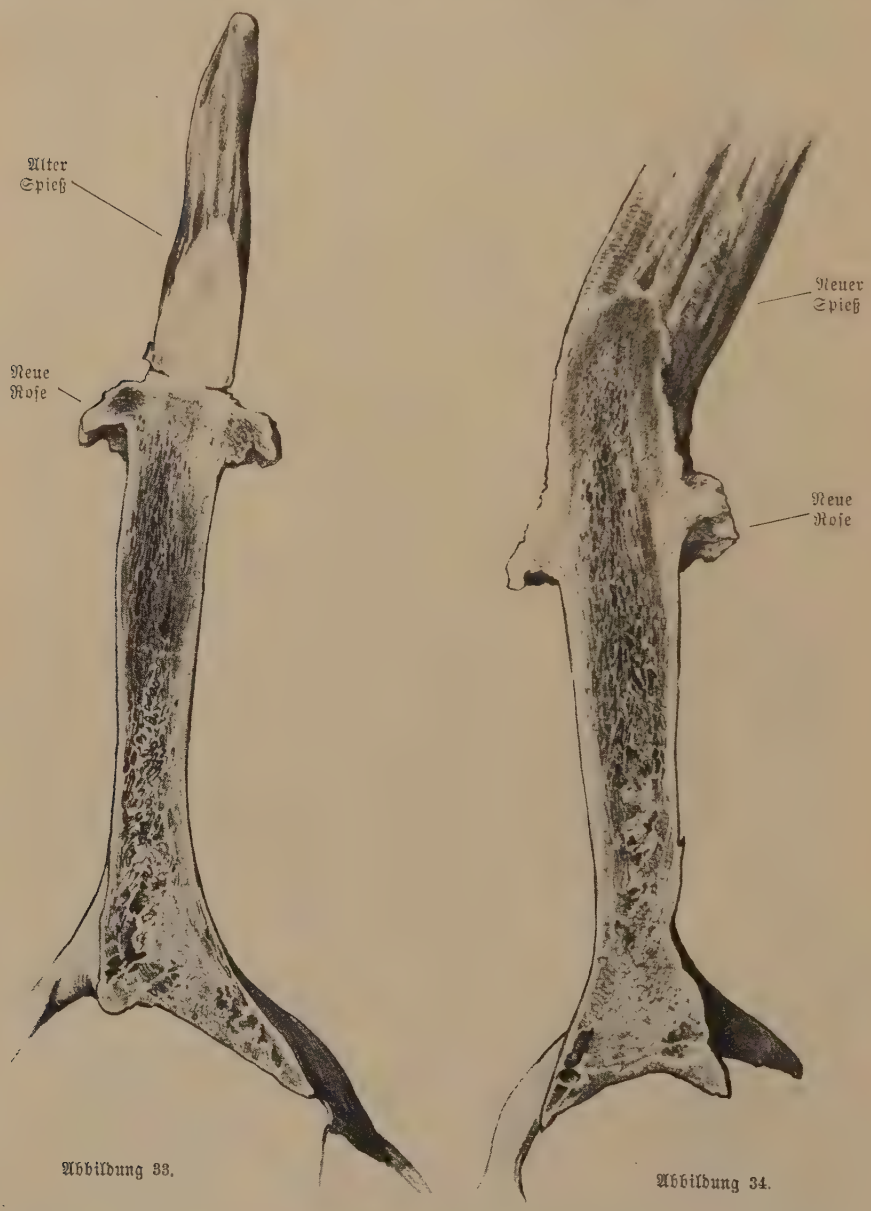


Abbildung 33. Abbildung 34.

Schnitte von Abbildung 31. — Dreiviertel natürlicher Größe.

zustand — ist bei beiden Geweihen durch Abkochen entfernt; bei dem einen (Abb. 31) sitzt der alte Spieß vom vorigen Jahr noch fest; bei dem anderen (Abb. 32) brach der Spieß ab, als der Hirsch zusammenstürzte; er ist aber nachträglich wieder aufgesetzt.

Nachdem die Zeichnungen angefertigt waren, habe ich beide Geweihe der Säge geopfert, in der Hoffnung, aus diesen Mißbildungen Aufklärung über die Ent-

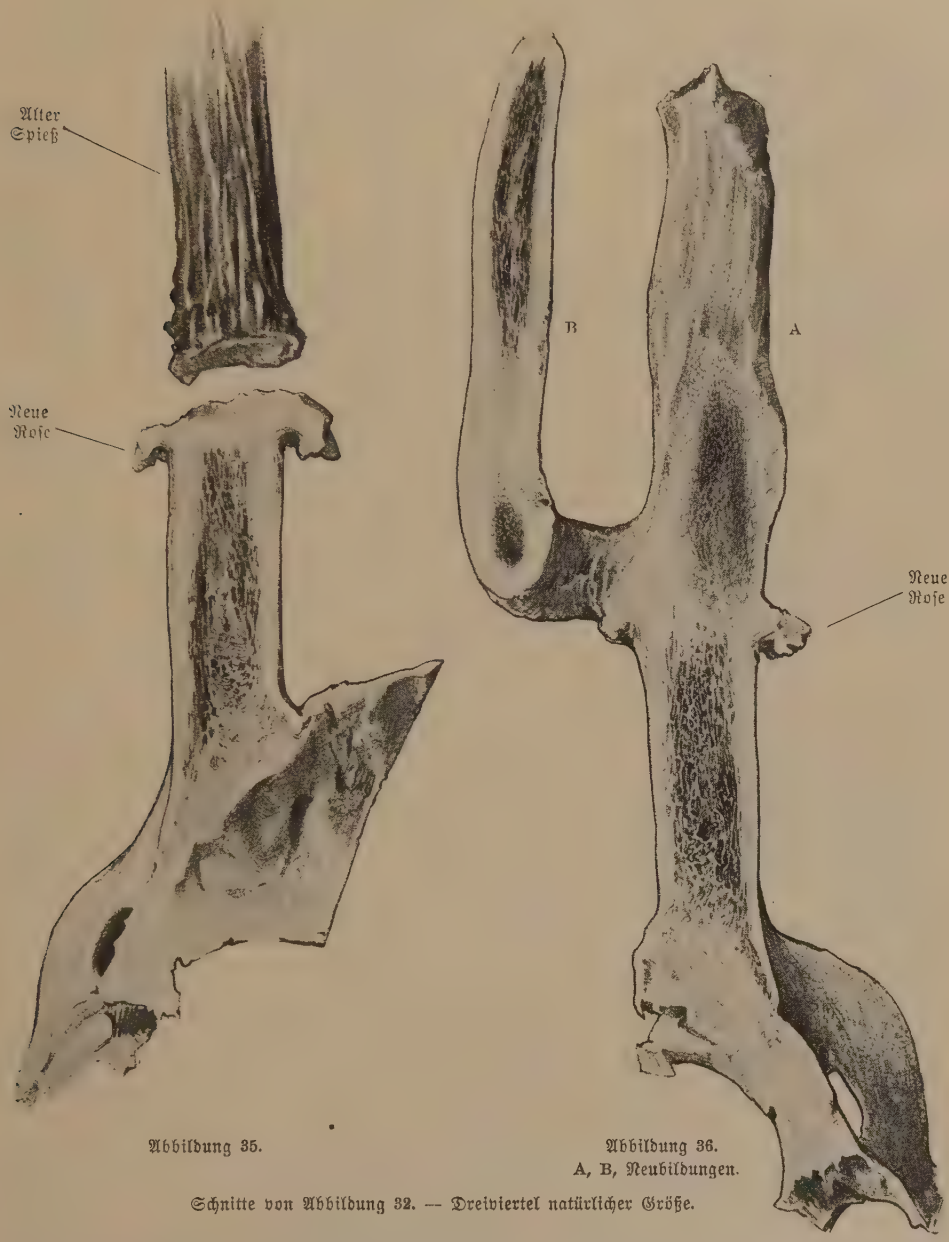


Abbildung 35.

Abbildung 36.
A, B, Neubildungen.

Schnitte von Abbildung 32. — Dreiviertel natürlicher Größe.

stehung des Geweihes überhaupt zu gewinnen. Die zu diesem Zweck hergestellten Schnitte sind in den Abbildungen 33—36 wiedergegeben. Sie sind Stützen für die Auffassung, daß das Geweih kein sogenannter Hautknochen ist. Dieser Ansicht hat übrigens Altum in seiner „Forstzoologie" bereits 1872 Ausdruck gegeben.

Abbildung 37.
Doppelkopfbildung mit drei Jahrgängen.

Der Schnitt Abb. 33 läßt erkennen, daß Stirnbein und Rosenstock stark mit Gefäßen durchzogen sind; die Trennungsscheibe zwischen dem vorjährigen, noch völlig festsitzenden Spieß und dem Rosenstock ist im Umfang bereits gelockert; nach der Mitte zu erscheint sie aber noch fest und zeichnet sich als eine helle Linie deutlich ab.

Schnitt Abb. 35, bei dem der abgebrochene, alte Spieß abgetrennt angedeutet ist, zeigt, daß die Wiederbelebung des Rosenstockes bereits wieder im Abnehmen begriffen ist; dasselbe zeigt Schnitt Abb. 36. Bei diesem Geweih hat der durch den alten Spieß in seinem weiteren Aufbau gehinderte Bildungssaft offenbar auf der anderen Seite zu stärkerer Bildung Veranlassung gegeben.

Eine weitere Doppelkopfbildung, bei der sich drei Jahrgänge auf demselben Rosenstock vereinigen, bringt Professor Dr. Schmaltz im Jahrgang 1906 von „Wild und Hund" in vier von Karl Wagner gezeichneten Ansichten, die in Abbildung 37 wiedergegeben sind. Es handelt sich um einen Abwurf, der 1905 in der Oberförsterei Elend a. Harz gefunden wurde. Die Darstellung zeigt oben und unten die Seitenansicht, in der Mitte die Ansicht von unten und oben. „Der kurze, dicke Spieß, den der Hirsch im ersten Jahre getragen hat, ist nicht abgeworfen worden. An seinem Grunde hat dann die Geweihbildung des zweiten Jahres eingesetzt, deren Produkt eine Rose ist, welche den Spieß umgibt. Daß sie aber nicht etwa zu demselben gehört, kennzeichnet sich deutlich genug durch die tiefe, kreisförmige Rinne, welche den Spieß von der Rose trennt, und die unzweifelhaft vom Hautüberzug (dem Bast, v. R.) der neuen Rose ausgefüllt gewesen ist. Das Produkt des zweiten Jahres ist wiederum nicht abgeworfen und nunmehr emporgedrängt worden durch den Geweihansatz des dritten Jahrganges." Dieser bildet einen rosenähnlichen Ring von größerem Umfang als die obere Rose, und aus diesem Ring hat sich eine verkümmerte und gekrümmte Augsprosse entwickelt. Der untere Ring ist von der oberen Rose ebenfalls durch eine tiefe, unregelmäßige Rinne geschieden . . ." Ich habe Professor Schmaltz wörtlich angeführt, weil er die Mißbildung vor Augen gehabt hat. Doch glaube ich, daß er sich mißverständlich ausgedrückt hat, wenn er die Ringe als Rosen bezeichnet. Denn das sind sie sicherlich nicht; sie sitzen ungefähr an den Stellen, wo bei regelmäßiger Bildung die

Rosen ihren Platz finden würden; sonst aber sind sie einfache Umlagerungen des Spießes und nicht das, was wir unter Rose verstehen. Mißverständlich ist ferner der Ausdruck „emporgedrängt", wenigstens in der absoluten Form. Möglicherweise hat die zweite Umlagerung, also das Gebilde des dritten Jahrganges, bei seinem Wachstum die Verbindung des vom zweiten Jahrgang umlagerten Spießes mit dem Rosenstock gelockert; aber ebenso möglich ist es, daß diese Lockerung durch eine andere Ursache herbeigeführt ist. Die starke Entwicklung des unteren Ringes nach unten hin — er hängt förmlich herunter — spricht nicht gerade für ein Emporbrängen der älteren Bildung. So viel zur Vermeidung etwaiger Mißverständnisse des Schmaltzschen Berichtes.

Als eine fernere Doppelkopfbildung sei hier einer Abbildung im „Weidmann", Jahrg. 1894, S. 25, Erwähnung getan. Nach der Unterschrift soll es sich um das Schädelfragment eines „Hirsches" handeln, „der oberhalb der Rosen abgeworfen" hat. Es kann aber nach der recht guten Zeichnung nur Doppelkopfbildung in Frage kommen. Der Hirsch wurde am 20. Februar 1874 auf einem v. Arnimschen Revier an der Mecklenburgischen Grenze vom Stadtförster Dinse zu Buchheide bei Templin erlegt, wog aufgebrochen 80 kg, „das Kurzwildpret war unverletzt."

Ein weiterer Doppelkopf wird im Bd. XI der „Deutschen Jägerzeitung", Seite 218, erwähnt, den Nitsche

Abbildung 38. Einseitige Doppelkopfbildung.

Abbildung 39. Verwachsung der Rosen. Nach H. Nitsche „Studien".

nach der Beschreibung wohl sicher zu Recht als solchen anspricht.

Ferner verdanke ich der Güte des Herzoglichen Kammer- und Forstrates, Herrn Schmidt zu Ratiborhammer, die Kenntnis von einem von ihm selbst am 16. Oktober 1905 im Revier Solarnia, Oberförsterei Ratiborhammer, Oberschlesien, erlegten einseitigen Doppelkopf, der in Abb. 38 dargestellt ist. Der Hirsch stand in seinem 3. Lebensjahr, — der sechste Backzahn war gerade geschoben, noch ganz weiß — augenscheinlich trägt er auf der linken Stange den zweiten Spieß, während auf der rechten der etwa 1 cm hohe vorjährige Spieß von einer neuen Rose umwachsen ist.

Vielleicht wird der Leser sich wundern, daß ich mich mit dieser beim Rotwild so seltenen und im Verhältnis zur Stärke von Geweihen recht unbedeutenden Mißbildung so eingehend beschäftige. Indes hat die Sache eine große Bedeutung dadurch gewonnen, daß, nachdem schon Landois, Robin und Herrmann die Knochenhaut als die Trägerin der Neubildung des Geweihes festgestellt hatten, Hinrich Nitsche in seinen mehrerwähnten „Studien" die Doppelköpfigkeit als weitere Stütze für diese Auffassung heranzieht. Er sagt (Seite 61): „Hier geht der gewöhnlich nur zur Entstehung einer unterhalb der alten Rose liegenden, rosenartigen Neubildung führende Prozeß auf das deutlichste vom Periost (Knochenhaut v. R.) des obersten, dauernd von dem Integument (Körperhaut v. R.) bedeckten Rosenstockabschnittes aus, ist also eine periostale Exostose (Knochenwucherung aus der Knochenhaut v. R.), die gewissermaßen unter der alten Stange hervorquillt, und auch dann nicht eine sekundäre Auflagerung eines Hautknochens an die Rosenstockperipherie erkennen läßt, oder irgend eine Abgrenzung gegen den ursprünglichen Rosenstock zeigt, wenn die alte Stange noch ganz fest sitzt."

Schließlich möge hier noch eine Mitteilung H. Nitsches Platz finden über ein ihm von einem Händler zur Ansicht geschicktes Rothirschgeweih mit Doppelkopf-

bildung: es „schien mir darum besonders merkwürdig, weil die Stange, unter der die Neubildung entstanden war, 52,5 cm maß, normale vier Enden mit Andeutung einer Eissprosse trug".

Eine weitere Untergruppe bilden die mehrstangigen Geweihe. Nach Nitsche sind unter diesen Mißbildungen Geweihe zu verstehen, „bei denen die überzählige Bildung, ohne Verbindung mit der Hauptstange entstanden, entweder örtlich völlig getrennt von dieser bleibt oder derartig mit ihr verbunden ist, daß der Vorgang einer nachträglichen Verwachsung an der abnormen Gestalt von Rose oder Rosenstock deutlich erkennbar ist." Es sind daher die Fälle von Stangenteilung, die uns später noch beschäftigen werden, von der Mehrstangigkeit scharf zu scheiden. Die erstere bedeutet Teilung der Stange in Äste auf einem regelrecht geformten Rosenstock; bei der letzteren handelt es sich immer um überzählige Stangen auf ursprünglich — wenn auch später verwachsenen — getrennten Rosenstöcken.

Abbildung 40. Verwachsung von Rosen und Stangen, zugleich Geweih mit 4 Stangen. Nach H. Nitsche, „Studien".

Es ist hier nicht möglich auf die verschiedenen Typen einzugehen, die Nitsche für die mehrstangigen Geweihe aufgestellt hat — wer sich darüber näher unterrichten will, den verweise ich auf seine „Studien" —, doch mag erwähnt werden, daß Nitsche diese Mißbildung auf Verletzung des Schädels oder des Rosenstockes zurückführt. Die Knochenhaut der Hirsche zeigt an den Stirnbeinen und den Rosenstöcken die Neigung, auf Verletzungen durch Exostosen, Knochenwucherungen, zu reagieren. Derartige Wucherungen können aus kleinen Anfängen geweihartige Stangen bilden. Stehen diese Nebenstangen weit von der Hauptstange entfernt, so bleiben sie selbständig, werden wie diese gefegt, abgeworfen, neugebildet. Wenn sie aber nahe dabei ihre Entstehung haben, so bildet sich nicht selten bei weiterem Dickenwachstum der Rosenstöcke eine Brücke, indem bei der Neubildung die Wundflächen einander berühren, und entweder die Rosen oder auch die unteren Teile der Stangen miteinander verwachsen (Abb. 39 und 40). Hat eine solche Verwachsung einmal stattgefunden, so erneuert sie sich aus naheliegenden Gründen nach jedem Abwerfen.

Abbildung 41. Vier Stangen und vier Rosen, nach Ridinger

Bei Spaltung des Rosenstockes erscheint auf jedem Teil eine Stange; bei schweren Verletzungen des Rosenstockes oder des Stirnbeines, die zu Überwallungen (Kallusbildung) führen, kommen auf diesen gelegentlich kleine Nebenstangen vor, die trotz ihrer Kleinheit gefegt, abgeworfen und weitergebildet werden wie regelrechte Stangen.

Abb. 41 zeigt ein Geweih mit 4 Stangen und 4 Rosen nach Ridinger und Abb. 42 ein solches mit 4 Stangen und nur 2 ausgeprägten Rosen nach „Wild und Hund", Jahrgang 1902, das am 18. Februar 1901 in der Herrschaft Tscherbeney-Cudowa, Grafschaft Glatz, vom Förster Kriesten-Cudowa erbeutet wurde.

Selbstverständlich ist eine erhaltene Verletzung als Ursache für die Mehrstangigkeit nur selten nachweisbar; sie wird aber in den meisten Fällen mit gutem Grund vermutet. Man könnte nun fragen, wie es sich bei den schon in sehr jugendlichem Alter beobachteten Rosenstockteilungen verhält, ob diese als angeboren oder erworben zu betrachten sind. Von vornherein wird die Möglichkeit, daß ein Kalb die Veranlagung zur Rosenstockteilung gleich mit zur Welt gebracht hat, nicht ganz von der Hand gewiesen werden können. Doch möchte ich glauben, daß Verletzungen schon in sehr jugendlichem Alter durch Schrotschuß an den Grenzen, beim Durchkriechen durch Gatter, bei der Flucht durch dichte Schonungen usw. vorkommen und zur Teilung des Rosenstockes führen können. Sehr bestärkt werde ich in dieser Auffassung durch einen in drei Teile gespaltenen Rosenstock eines Rehbockes, den

ich in meinem „Rehwild" beschrieben habe. Hier habe ich Knochennarben und Splitterung festgestellt, die einen Schrotschuß als Ursache der Mißbildung wahrscheinlich machen.

Bevor wir die I. Hauptgruppe der Geweihmißbildungen verlassen, sei noch einer Widersinnigkeit infolge von Schädelverletzung durch eine Drahtschlinge Erwähnung getan. Herr G. Toussaint in Wildbad (Württemberg) erlegte den Träger des in

Abbildung 42. Geweih mit 4 Stangen und nur 2 Rosen.

Abb. 43 nach „Wild und Hund", Jahrgang 1907, dargestellten ungeraden Sechsergeweihes am 15. Januar 1907 im Revier Bärenklinge, „der noch eine Schlinge um den Kopf, direkt über den Lichtern und den Kinnbacken nach unten verlaufend trug. Die Schlinge hatte sich so eingeschnitten, daß mit der Zeit der Schädel an der linken Seite bis auf die Augenhöhle durchgerieben wurde und sich wieder über der Schlinge schloß. Auf der rechten Seite des Schädels ist ebenfalls eine ziemlich tiefe Rinne eingerieben, und auch die Mitte zeigt verschiedene Verletzungen." Die Mißbildung der rechten Stange ist offensichtlich.

Wir kommen nunmehr zur II. Hauptgruppe: Mißbildungen, die auf Verletzung, Verbildung oder Verkümmerung der Geschlechtsteile beruhen.

Geweihe sind, wie der Gelehrte sagt, sekundäre Geschlechtscharaktere oder, wie er ebenso gut sagen könnte, Geschlechtskennzeichen zweiter Ordnung. Daraus darf man schließen, daß Verletzung, Verbildung, Verkümmerung der Geschlechtswerkzeuge erster Ordnung auf diejenigen zweiter Ordnung zurückwirken können. An der Richtigkeit dieses Schlusses ist nicht zu zweifeln. Darüber aber, wie diese Rückwirkung im einzelnen Fall auftritt, sind wir noch nicht hinreichend unterrichtet. Gleichwohl verfügen wir über ein gewisses Maß von Erfahrungen, das uns über manche Erscheinung aufklärt. Ich habe in meinem „Rehwild" den Versuch gemacht, die mir zugänglichen Literaturangaben auf diesem Gebiet für das Rehwild zu sammeln und zu sichten. Da wir wohl annehmen dürfen, daß die physiologischen und pathologischen Vorgänge bei beiden Hirscharten ähnlich sind, überdies Geweihmißbildungen der vorliegenden Art beim Rotwild ungleich seltener vorkommen als beim Rehwild, so verweise ich hier auf das „Rehwild", soweit es sich um das Grundsätzliche der Beziehungen zwischen Geweih und Geschlechtswerkzeugen handelt, und gehe gleich zu den Tatsachen über.

Abbildung 43. Geweihmißbildung nach Verletzung des Schädels.

Da will ich zuerst nach meinem „Rehwild" die Ergebnisse von Kastrationsversuchen anführen, deren Quellen daselbst angegeben sind:

1. Vollständige Kastration an jungen Hirschen, die noch keine Anlage zur Rosenstockbildung zeigen, hat mit höchster Wahrscheinlichkeit dauernde Geweihlosigkeit zur Folge.

2. Sind zur Zeit der Kastration schon Rosenstöcke entwickelt, ohne daß bereits ein Gehörn vorhanden ist, so werden kleine, knollenförmige Perücken geschoben und ohne Abwerfen zeitlebens getragen.
3. a) Erfolgt die Kastration bei älteren Hirschen im Bast, so lange noch in den unteren Teilen der Stangen die Verknöcherung der Knochenhaut nicht vollendet ist, so unterbleibt das Abwerfen; aus dem vorhandenen Kolbengeweih entwickelt sich eine Perücke.
   b) Ist die Knochenhaut schon verknöchert, so ist das Verhalten dasselbe wie bei 4.
4. Ist das Geweih gefegt, wenn der Hirsch kastriert wird, so wird es innerhalb der nächsten Wochen abgeworfen, neu geschoben und dann zur Perücke entwickelt.
5. Einseitige, vollständige Kastration hat sich als wirkungslos auf die Geweihbildung erwiesen; es gibt mithin auch keine transversale, diagonale oder auf deutsch wechselseitige Wirkung von den Brunftkugeln auf das Geweih.

Es können hiernach also Hirsche vorkommen, die wegen fehlender Brunftkugeln gar kein Geweih tragen, solche, die wegen desselben Mangels ein Perückengeweih tragen, und solche, die nur eine Brunftkugel besitzen und doch ein durchaus regelrechtes Geweih zeigen. Zwischen der vollständigen, regelrechten Entwicklung der Geschlechtswerkzeuge und dem völligen Fehlen liegt aber eine große Zahl von Mängeln, die in Verletzung, Verbildung, Verkümmerung begründet sein können. Danach dürfen wir uns auf allerlei Übergänge zwischen regelrechter Bildung der Stangen und gänzlicher Geweihlosigkeit gefaßt machen. Und tatsächlich werden wir von solchen Übergängen hören.

Wenn die tatsächlichen Befunde damit erschöpft wären, so würden wir vor einer ziemlich klaren Sachlage stehen. Allein der Umstand, daß wir auf eine Anzahl von Bildungen stoßen, die darauf hinweisen, wie auch andere Ursachen ähnliche Wirkungen auf die Geweihentwicklung hervorbringen wie die Schäden an den Geschlechtswerkzeugen, legt uns wiederum die unendliche Mannigfaltigkeit in den Beziehungen der einzelnen Teile des Tierkörpers zu einander nahe. So finden wir u. a. völlige Geweihlosigkeit bei regelmäßig entwickelten Geschlechtswerkzeugen, wie wir beispielsweise durchaus regelrechte Geweihbildung bei dem Auftreten von nur einer einzigen Brunftkugel beobachten. Für letzteren Fall steht mir aus dem Herbst des Jahres (1909) ein gutes Beispiel zur Verfügung. Am 4. Oktober streckte Se. Königl. Hoheit Prinz Eitel-Friedrich von Preußen im Jagen 164 der Oberförsterei Darß einen Hirsch von 12 Enden im Gewicht von 224 Pfd. Dieser Hirsch mit ganz normalem Geweih hatte äußerlich nur eine einzige, jedoch auffallend stark entwickelte, Brunftkugel. Er wurde vom Förster Lindow mit besonderer Sorgfalt aufgebrochen und auf das etwaige Vorhandensein einer zweiten innerhalb der Bauchhöhle genauestens untersucht. Es wurde aber keine gefunden.

Nicht selten wird auch über völlige Geweihlosigkeit bei durchaus verkümmerten oder verbildeten Geschlechtswerkzeugen berichtet.

Die Perückenbildung kommt im Gegensatz zum Rehwild, wo sie häufiger beobachtet wird, bei den Hirschen recht selten vor. Sie erscheint auch nicht in Form

jener reichen, geschlossenen Wucherungen, die unter dem Namen „Bischofsmütze" bekannt sind, sondern erstreckt sich meistens auf kleinere oder größere knorpelige, behaarte Auswüchse, die die Stange überziehen, und diese zu wahren Kloben verunstalten können.

In der „Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen" von 1881, Seite 32, berichtet Altum über ein Perückengeweih, das einem von dem königlichen Oberförster Elten, zu Ahrendsberge am Harz, im Herbst 1857 am Ochsenberg erlegten Hirsch gehörte. „Bei diesem Hirsch ließ sich an der Stelle des Kurzwildprets eine fast unscheinbare Vernarbung in der Haut erkennen, welche auf gewaltsame Kastration hindeutete." Das Geweih besteht aus einem fast verschwindenden und einem etwa 2 cm hohen Rosenstock; auf dem letzteren sitzt mützenförmig ein kleiner, brauner Pilzhut; auf dem ersteren läuft eine ähnliche, schiefe Bildung in zwei ungleiche, kurze, stumpfe

Abbildung 44—47. Perückengeweihe.

Spitzen aus. Den letzteren Aufsatz fand man an der Stelle, wo der Hirsch zusammengebrochen war.

Im Band V, Seite 101, des „Weidmann", wird ein Perückengeweih abgebildet, das vorstehend (Abbildung 44) wiedergegeben ist. Dasselbe soll einem Hirsch angehört haben, der vor Jahren von einem königlichen Revierförster in Württemberg erlegt wurde. Leider fehlen weitere Angaben.

Dieselbe Zeitschrift bringt im Band XXIII, Seite 3, die in Nr. 45 wiedergegebene Abbildung eines Perückengeweihes, dessen Träger am 6. Januar 1892 im Schutzbezirk „Platte" der im Solling gelegenen Oberförsterei Seelzerthurm erlegt wurde. Der königliche Oberförster Lamprecht berichtet darüber wörtlich: „Die Brunftrute hatte die normale Länge, besaß aber in der oberen Hälfte nur eine Stärke von 4 mm. Das Kurzwildpret, äußerlich nicht erkennbar, bestand lediglich aus einer rechtsseitig liegenden, etwa bohnengroßen Hode, die in den Körper zurückgetreten war". Der Hirsch wog aufgebrochen 104 Kilogramm.

Im Band XXVI, Seite 217, der mehrgenannten Zeitschrift wird die in Abbildung 46 wiedergegebene Zeichnung des Perückengeweihes eines Hirsches gebracht, der am 26. November 1894 von dem Freiherrn O. von Wächter im Reviere des Fürsten Colloredo in den Donau-Auen bei Spillern erlegt wurde. Der glückliche Schütze schreibt dazu:

„Zu meinem und der Jäger Erstaunen erkannten wir in dem Stück einen kapitalen Hirsch, der statt des Geweihes zwei an den Rosenstöcken armdicke, zirka 2 Fuß hohe Stangen, die eine in eine kleine Gabel endend, in der Form von spitzen, langen Zuckerrüben aufgesetzt hatte, welche vollständig bis an die Enden mit hartem

Abbildung 48. Hirsch mit starker Perücke und silbergrauem Haar.

„Perückenüberzug" und eingesprengten kleinen Haarbüscheln bedeckt waren . . . . . vielmehr fehlte das Kurzwildpret gänzlich, so daß ich annehmen mußte, es sei nie vorhanden gewesen." Der Hirsch wog mit Aufbruch 212 Kilogramm.

Es möge hier noch ein Perückengeweih Erwähnung finden, über das Altum in der „Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen", 1881, Seite 30, auf Grund von Mitteilungen des bereits genannten königlichen Oberförsters Elten berichtet. Der Hirsch wurde am 12. Februar 1878 zu Ahrendsberg am Harz erlegt. Er war seit 1873 bekannt; sein Alter wurde auf 18—20 Jahre angesprochen; er trug, so lange er beobachtet wurde, immer ein Bastgeweih, von dem Stangen bzw. Enden wiederholt abgebrochen, nicht abgeworfen, gefunden wurden. Das Geweih

Abbildung 49. Schädel mit Perückengeweih.

zeigte die Form eines ungeraden Achtenders. Später trug der Hirsch nur mehr rauhe, dicke, einer Krone ähnliche Wülste, die aus den 11 bis 12 cm hohen Stangenenden mit den 4—5 cm langen Stümpfen der Augsprossen gebildet wurden. Der Hirsch soll zwar nie ein Kurzwildpret besessen haben; indes sind die näheren Umstände, woraus das geschlossen wird, nicht angegeben, so daß die Möglichkeit, er habe im jüngeren Alter ein solches besessen, es aber durch Schußverletzung, Forkelstich oder krankhafte Vorgänge verloren, nicht ganz von der Hand gewiesen werden kann. Jedenfalls trug der Hirsch bei der Erlegung eine Perücke und hatte kein Kurzwildpret. Damit ist das Geweih unabhängig von früheren Vorgängen den Perückenbildungen zuzuweisen. Vielleicht ist die Mißbildung auf Bleivergiftung zurückzuführen. (Siehe Hüttenrauchgeweihe.)

1889 war in Kassel ein im königlichen Lustschloß Favorite in Württemberg aufbewahrtes Geweih mit einseitiger Perückenbildung ausgestellt, das ich in Abbildung 47 nach dem „Weidmann" Band XX Seite 440 wiedergebe. Abbildung 48 bringt die Wiedergabe eines am 11. Januar 1902 vom Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich in der Lobau gestreckten, starken Hirsches von 220 Kilo — mit Auf-

bruch und Geweih — nach Nr. 3 von A. Hugos Jagdzeitung von 1902. Er „war mit seinem immer mehr mit Bast sich überwuchernden Geweih schon seit fünf Jahren dem Jagdpersonal bekannt . . . Die Ursache der Perückenbildung ist jedenfalls im vollständigen Fehlen des Kurzwildprets zu suchen, das der Hirsch durch einen Forkelstoß — wie die Untersuchung zeigte — eingebüßt hat. Überdies war seine Decke besonders auffallend durch eine seltsame, silbergraue Färbung."

Ein Gegenstück zu diesem Hirsch wird in „Wild und Hund", Jahrgang 1909, unterzeichnet „Hesse", veröffentlicht. Es betrifft einen Hirsch mit Perücke (Abbildung 49 u. 50), der am 24. August 1909 von dem herzoglichen Förster Weiß in Wieda (Südharz) erlegt wurde. Das Gewicht betrug 200 Pfund. Länge der linken Stange 51 cm, Umfang 36 cm, der rechten 9 und 27 cm. „Das Kurzwildpret fehlte. Der Hirsch war seit etwa sechs Jahren bekannt. Das Geweih ist während dieser Zeit nie abgeworfen worden. Der Hirsch war sehr heimlich und wurde nur ganz selten gesehen. Sein Äußeres war in mancher Hinsicht den Alttierformen ähnlich, z. B. Hals, Kopf. Der Befund hier ist folgender: Die krankhafte Knochenmasse hat nach allen Seiten hin verknorpelte Auswüchse, die vollständig hart sind und nach außen mit etwa 1 cm langen Haaren bewachsen. Zwischen den einzelnen Auswüchsen befand sich eine eitrige, teilweise vertrocknete Masse, welche sich aber beim Konservieren löste. Die rechte kurze Stange war vollständig hart. Der Schädel ist gesund, nur die Rosenstöcke haben einen grauroten Ton und krankhaftes Aussehen."

Abbildung 50. Seitenansicht von Abb. 49.

Zu diesem „krankhaften Aussehen" sei bemerkt, daß es vermutlich dasselbe Aussehen ist, wie es die Rosenstöcke bei Bastgeweihen immer zeigen. Es wird verursacht durch den in diesem Zustand vorhandenen Reichtum an bildenden Stoffen. Ein Perückengeweih stellt gewissermaßen ein Bastgeweih in Permanenz dar.

In Abbildung 51 zeige ich den Schädel eines von mir am 17. Januar 1903 in der Oberförsterei Darß gestreckten Perückenhirsches im Gewicht von 205 Pfund, aufgebrochen. Die kurzen Knollen auf den Rosenstöcken sind mit Bast bedeckt. Bei der eingehenden Untersuchung, die ich sofort nach der Erlegung vornahm, ergab sich: Die Brunftkugeln fehlten äußerlich vollkommen; es war auch keinerlei Narbe sichtbar; sie fanden sich beide im Innern der Bauchhöhle in verkümmertem Zustand in der Größe je

einer halben Walnuß; der Schnitt zeigte schleimige, schlaffe Struktur. Die Brunftrute war halb so lang und dick wie gewöhnlich. Haken fehlten; doch waren die Stellen, wo sie sonst zu sitzen pflegen, durch abweichende Färbung auffallend. Der Hirsch zeichnete sich durch einen starken Kragen aus.

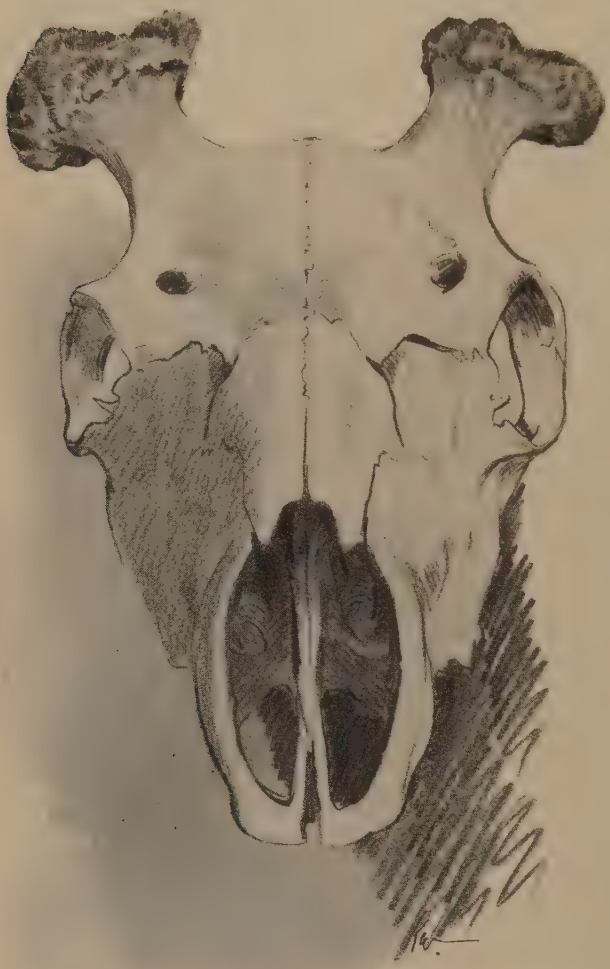


Abbildung 51. Schädel eines Perrückenhirsches.

Auch den von meinem Freunde Dr. R. Soltmann am 19. Januar 1902 gestreckten Hirsch von aufgebrochen 136 Pfund, dessen ausgestopfter Kopf und Hals nach einer Photographie in Abbildung 52 wiedergegeben ist, müssen wir den Perückenhirschen zurechnen, denn der Knopf auf dem rechten Rosenstock zeigt Perückencharakter; die Brunftrute war erheblich kleiner, als sie sonst bei Hirschen gleichen Gewichtes zu sein pflegt, die Brunftkugeln beide verkümmert. Ein merkwürdiger Widerspruch liegt darin, daß bei diesem und bei dem von mir 1903 erlegten „unmännlichen" Hirsch der sonst den männlichen Charakter stark hervorhebende Kragen außergewöhnlich stark entwickelt war.

Die beiden zuletzt erwähnten Hirsche würden bei ihrer äußerst geringen Geweihentwicklung uns von selbst zu den geweihlosen Hirschen, den sog. Büffeln, Mönchen, Plattköpfen hinüberleiten, wenn sie von diesen nicht dadurch geschieden wären, daß sie verkümmerte Geschlechtswerkzeuge haben, während die Büffel durchweg für fortpflanzungsfähig gelten. Nach meinen persönlichen Beobachtungen neige ich zwar zu der Anschauung, daß zwischen Perückenhirschen und Büffeln allerlei Übergänge vorhanden sind, und daß mancher als Büffel angesprochene Hirsch tatsächlich ein Perückenhirsch ist, weil sein Geweihknopf nicht verknöchert. Aber es gibt unzweifelhaft geweihlose Hirsche, die völlig fortpflanzungsfähig sind; daher möchte

ich diese, bis einmal gründliche Forschungen mehr Klarheit auf diesem Gebiet gebracht haben, vor der Hand in der IV. Hauptgruppe behandeln. Doch will ich hier den Gedanken nicht unausgesprochen lassen, daß möglicherweise zeugungsunfähige Perückenhirsche und zeugungsfähige Plattköpfe nur die Extreme einer Reihe von Anomalien der Geschlechtswerkzeuge darstellen, indem bei den letzteren, obgleich sie noch zeugungsfähig sind, doch schon Abweichungen von der regelmäßigen Entwicklung der Geschlechtswerkzeuge vorliegen, die dem Laien nicht erkennbar sind. Ich empfehle daher dringend, wenn irgend möglich bei einem erlegten derartigen Hirsch die ganzen Geschlechtsteile einschließlich der Samenstränge durch einen Arzt auslösen zu lassen, und sie dem zoologischen Institut der nächsten Hochschule zur Untersuchung zu übersenden mit der Bitte, das Ergebnis zu veröffentlichen. Es bedarf keines Hinweises, daß die Ergebnisse um so zuverlässiger werden, je frischer das Untersuchungsmaterial dort ankommt.

Wir haben vorhin (Seite 105) bei dem Perückengeweih des Hirsches, der am 12. Februar 1878 am Ahrendsberg im Harz erlegt wurde, gehört, daß von seinem Geweih wiederholt Stangen und Enden abgebrochen gefunden wurden. Die Stangen des ursprünglichen Achtendergeweihes des seit 1873 bekannten Hirsches waren im Jahr der Erlegung nur noch rauhe, dicke Wülste, die aus den 11 bis 12 cm hohen Stangenresten mit den 4—5 cm langen Stümpfen der Augsprossen gebildet wurden. Die Annahme, als ob die so nach und nach erfolgte Zertrümmerung des Geweihes weniger durch Abbrechen als durch Abwerfen von Stangenstücken und Enden vor sich ginge, kann ich mir nicht unbedingt zu eigen machen. Es wäre physiologisch zwar nicht unmöglich, daß bei einem so vom Gesetzmäßigen abweichenden Gebilde, wie es ein Perückengeweih darstellt, ebensowohl ein Abwerfen an anderer als der regelmäßigen Stelle vorkäme, wie ein dauerndes Fortwuchern des Geweihes erwiesen ist. Allein die auf die Mitteilungen des Oberförsters Elten gestützten Ausführungen Altums betonen ausdrücklich, daß die gefundenen Stücke abgebrochen, nicht abgeworfen wurden; und wenn man nicht gerade annehmen will, daß ersterer als alter Harzwildmeister diesen Unterschied nicht gekannt hätte, so wird man nicht umhin können, dieser Betonung Gewicht beizulegen.

Andererseits läßt sich nicht bestreiten, daß wir es mit noch sehr der Aufklärung bedürftigen Dingen zu tun haben. Es sei daher noch einer anderen Beobachtung und Ansicht gedacht, die ich nach Rörig: „Beziehungen zwischen Reproduktionsorganen und Geweihbildung der Cerviden“ in Roux „Archiv für Entwicklungsmechanik“ auszugsweise anführe: J. D. Caton hat Kastrationsversuche vorgenommen an Cervus canadensis und C. Virginianus. Die von ihm gewonnenen Resultate waren nach E. v. Mertens die folgenden: „Wenn ein Hirsch zwischen der Periode des Fegens und der des Abwerfens kastriert wird, also zu einer Zeit, in welcher das Geweih ausgebildet und fest ist, so fällt es unfehlbar innerhalb eines Monats nach der Operation ab, auch wenn die natürliche Periode des Abwerfens noch weit entfernt ist. Solche Hirsche und ebenso auch die, welche nach dem Abwerfen des Geweihes kastriert werden, erhalten im nächsten Frühling ein neues Geweih, das anscheinend normal ist und die Zahl der Sprossen hat, welche der Hirsch

Abbildung 52. Kopf eines Perückenhirsches. Der Knopf rechts ist ungefegt, links gefegt.

vor der Kastration schon erreicht hatte; aber an diesem Geweih vertrocknet die Gefäßhaut, der „Bast" nicht völlig und wird nicht abgefegt, sondern sie bleibt warm und bluthaltig, das Geweih selbst bleibt porös und locker statt knochenhart zu werden; so bleibt es den Sommer über. Im nächsten Winter erfriert das Geweih und bricht bei leichtem Anlaß nahe am Rosenstock ab. Die Stümpfe bleiben bis zum Frühling unverändert, dann erwacht auch in ihnen das Wachstum wieder und sie treiben zu derselben Zeit, wenn bei unversehrten Hirschen die neuen Geweihe sich bilden, wieder Stangen und Sprossen hervor, doch von geringerer Ausdehnung und Zahl als die des vorigen Jahres; gleichzeitig verbreitert sich aber auch der Stumpf unregelmäßig. Auch diese neuen Geweihe bleiben auf der Stufe der Hautbekleidung (im Bast v. R.) stehen und werden im Winter auf dieselbe Weise wie die früheren verloren. Dieser Prozeß wiederholt sich jedes Jahr, aber mit jedem Jahr wird das Geweih ein kleineres, minder verzweigtes und dafür die Wucherung am Grunde desselben ausgedehnter. So entstehen nach einer Reihe von Jahren stark entstellte Geweihe, aber nicht bei allen Individuen bei gleicher Zeit auch in gleichem Grade."

Hier wird von dem Beobachter ein periodisches „Erfrieren" des Bastgeweihes angenommen; ob er damit das Rechte trifft, das lasse ich dahingestellt; aber auch er spricht vom Abbrechen bei leichtem Anlaß nahe am Rosenstock. Das spricht wiederum nicht für die Annahme eines Abwerfens, zumal man bei einem Forscher, der derartige Versuche anstellt, die Kenntnis des Unterschiedes wohl voraussetzen darf.

Ob das stetige Geringerwerden des Geweihes bei den Rothirschperücken auf Grund dieser Beobachtungen an Wapitis und Virginischen Hirschen, und der Elten-Altumschen Ausführungen als Regel angenommen werden kann, darüber möchte ich

meine Meinung zurückhalten, bis weitere Beobachtungen vorliegen. Nach einigen Mitteilungen, die betonen, daß der Hirsch niemals abgeworfen habe, scheint es, die Zuverlässigkeit der Beobachtung vorausgesetzt, als wenn auch dauernde Perücken bei den Rothirschen vorkämen, die nicht, wie bei den Rehböcken, in wenigen Jahren zum Tode führen.

Eine eigentümliche Stellung unter den Mißbildungen dieser Gruppe nehmen die Hüttenrauchgeweihe ein. Im 17. Jahrgang der „Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen" bringt Altum eine Abhandlung über diesen Gegenstand, der er eine Anzahl Zeichnungen beifügt, von denen einige in Abb. 53 wiedergegeben sind. Danach ist diese Mißbildung durch Verkürzung der Stangen, Fehlen der Mittelsprosse, durch eine knollige Verdickung in dem Winkel zwischen dem unteren Stangenteil und der auffallend nach oben gerichteten Augsprosse, durch sehr starke Rosen,

Abbildung 53. Hüttenrauchgeweihe.

starke Perlung und starke Gabelbildung gekennzeichnet. Sie gilt als Folge der Äsung von Pflanzenteilen, die mit feinem Bleistaub bedeckt sind, dem Niederschlag aus dem Rauch der Silberhütten. Der Genuß derartiger Äsung verursacht eine Bleivergiftung; diese wirkt zunächst nachteilig auf das Geschlechtsvermögen und in weiterer Folge auf die Geweihbildung.

Die Hirsche sind oft außerordentlich feist, wohl infolge des zurückgegangenen Geschlechtsvermögens.

Das Vorkommen dieser Mißbildung ist bisher nur aus dem Harz bekannt geworden; sie ist aber seit Einführung eines neuen Verhüttungsverfahrens nicht wieder beobachtet.

Zwar sind diese Angaben und Deutungen Altums in späterer Zeit, nach seinem Tode, stark in Frage gestellt worden. Aber es liegt in Wirklichkeit nicht der geringste Grund vor, sie zu bezweifeln, weil sie sich auf tatsächliche Befunde und die durchaus vertrauenswürdigen Mitteilungen der Forstbeamten stützen. Die Beobachtungen entstammen Jahren, die meist weit vor 1885 liegen. Wenn Altum

1885 selbst sagt, daß die Mißbildung infolge eines neuen Verhüttungsverfahrens im Schwinden begriffen sei, so können spätere Beobachtungen bei Hirschen, die in dem Wirkungsbereich der veränderten Hüttengase ihre Äsungsplätze hatten und keinerlei Widersinnigkeiten zeigten, gegen ihn nichts beweisen.

Wie Verbildungen der Geschlechtsteile Mißbildungen und Fehlen der Geweihe bei den Hirschen hervorbringen können, so führen sie auch gelegentlich zu dem Auftreten von Geweihen oder geweihähnlichen Bildungen bei Tieren, Zwittern usw. Wir haben hier zu unterscheiden zwischen Geweihbildung bei Tieren, die nachweislich oder höchstwahrscheinlich gesetzt haben, also weiblichen Geschlechtes waren, zwischen Zwittern (Hermaphroditen), Scheinzwittern (Pseudo-Hermaphroditen), Hypospadie (ich verweise auf die näheren Ausführungen in meinem „Rehwild", Seite 145 u. f.) und dem dauernden Geltsein von Tieren, das nicht selten zum Auftreten männlicher Geschlechtskennzeichen zweiter Ordnung führt.

Ich führe diese verschiedenen Typen der Verbildung von Geschlechtswerkzeugen nicht etwa an, um an ihrer Hand die einzelnen Fälle zu besprechen. Dazu haben wir viel zu wenig Nachrichten, die sich auf sachverständige Untersuchung stützen; sondern nur, um zu zeigen, auf wie verschiedener Grundlage die uns beschäftigende Mißbildung entstehen kann.

Altum zählt in seiner „Forstzoologie" von 1872 im ganzen fünf derartige Fälle auf, die ihm aus der ganzen Literatur bekannt geworden sind; und zwar ein Tier von 12 Enden vom Jahre 1598, ein solches von 6 Enden mit ungleich hohen Stangen, zwei weibliche Achtender, die im Schloß zu Aschaffenburg noch aufbewahrt werden sollen, und ein 1725 in Anhalt-Dessau erlegtes Tier mit Spießergeweih.

Aus neuerer Zeit sind folgende Fälle nachzutragen: Nach einem im „Weidmann", Band X, Seite 213 bis 214, erschienenen Bericht ist am 4. November 1876 in der Oberförsterei Saarburg, im Regierungsbezirk Trier, ein altes Tier von aufgebrochen 175 Pfund Gewicht erlegt worden, das auf der rechten Kopfseite einen mit Bast überzogenen Spieß, d. h. eigentlich einen langen Rosenstock, etwa von der Länge eines Spießers hatte. „Es schien jedoch . . . als ob darauf noch ein Spieß gesessen, der zur Zeit abgeworfen war." Der Schädel befindet sich in der akademischen Sammlung zu Eberswalde. Im Band XIV, Seite 2, berichtet der „Weidmann": „Am 14. August d. Js. (1883) wurde am Bärenkamme, unweit des Altvater in Schlesien, vom fürstl. Lichtensteinschen Forstmeister, Herrn Endlicher, ein Edeltier geschossen, welches ein ungefegtes Sechsender-Geweih trug. Kopf und Hals dieser nur selten vorkommenden Abnormität werden ausgestopft, um dem Mährisch-Schlesischen Forstschutzverein ein Geschenk damit zu machen."

Alsdann berichtet im Band XXI. vom Jahre 1889 der kaiserliche Oberförster Kruhöffer von einem Alttier, das in Steiermark angekauft war, um in den Vogesen ausgesetzt zu werden: „Auf der rechten Seite des Hauptes erhob sich ein mit Bast überzogener Stirnzapfen von etwa 7 cm Länge und 3 cm Durchmesser, der vollständig dem in der Entwicklung begriffenen Rosenstocke eines Spießers glich. Auf der anderen Seite trug die Stirn nur eine schwache, kaum merkliche Er-

hebung. Ob das Alttier schon einmal gesetzt hatte, ließ sich nicht bestimmen, doch wiesen die Geschlechtsorgane, was in dem Versandkasten leicht festzustellen war, eine vollständig normale Ausbildung auf." — Äußerlich! v. R. —

Im Band XXV der A. Hugoschen „Jagdzeitung" berichtet R. Lane-Haßwell unter dem 17. August 1882 von „einem Achterhirsch, welcher statt der Brunftrute und des Kurzwildprets ein verkümmertes Feuchtblatt besaß, welches überdies tiefer gegen die Bauchhöhle zu situiert war, als es bei den Tieren sonst der Fall ist. Im übrigen war der Bau des Hauptes und der gesamte Körperbau vollkommen der eines Alttieres".

Augenscheinlich ein Fall von Hypospadie.

In seiner Abhandlung: „Welche Beziehungen bestehen zwischen den Reproduktionsorganen der Cerviden und der Geweihbildungen derselben" in Roux' Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen, 1899, führt Forstmeister Adolf Rörig unter A. „Geschlechtlich abnorme Cerviden mit Geweih" folgenden Fall an: „Yarrell konstatiert, daß man in dem Parke des Duke of Gordon ein ♀ von C. elaphus beobachtet habe, das eine einzelne Geweihstange auf der einen Seite des Kopfes trug, und zwar eine solche, wie sie die männlichen Hirsche im dritten Jahre zu tragen pflegen. Es wurde erlegt. Und bei der von zwei kompetenten Personen vorgenommenen Untersuchung fand man, daß es eine Ovarial-Scirrhose (Krebsgeschwulst am Eierstock. v. R.) an der entgegengesetzten Seite hatte, an der es die Geweihstange trug."

Ferner führt derselbe Verfasser unter B. b. „Wahrscheinlich Hermaphroditen", nachdem er die schon vorhin von mir nach Altum gebrachten Fälle erwähnt, folgenden Auszug aus Wildungens Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde 1800 an: „Im Jahre 1792 war im Isenburg-Büdingischen ein Kalb von C. elaphus eingefangen und aufgezogen worden. Als Schmaltier erhielt es einen Spieß ohne Rosen, an dem im folgenden Jahre eine Augsprosse heraustrat, und 1797 verlängerte sich die Stange um $1^1/_2$ Zoll. Nachdem dieses Stück Wild 1797 von einem zahmen Achtender beschlagen war, setzte es im folgenden Jahre ein Kalb, worauf 14 Tage später einen Zoll über den Augsprossen eine Wulst sichtbar wurde, die täglich zunahm, bis am 2. Juli das darüber befindliche Stück der Stange abbrach und eine Verlängerung herauswuchs, welche sich in zwei Enden teilte. Währenddessen säugte die Mutter ihr Kalb groß. Am 14. Januar 1799 warf sie die Stange 3 Zoll höher ab und setzte eine neue, obwohl kürzere, auf. Nachdem das Stück Wild am 13. Juni desselben Jahres zum zweiten Male ein Kalb gesetzt hatte, warf es zwei Tage später auch die Stange wieder ab, und zwar wie das erste Mal kurz über der Augsprosse." Hierzu sagt Rörig: „Diese Mitteilungen stehen mit allen sonstigen Beobachtungen, die über Geweihwechsel gemacht worden sind, in so entschiedenem Widerspruch, daß sie keinen Glauben verdienen."

Ich möchte demgegenüber betonen, daß wir ganz gewiß noch nicht alles über den Geweihwechsel wissen, daß der Herausgeber des Taschenbuches, v. Wildungen, hessischer Oberforstmeister in Marburg war, also ein Mann, dem man schon einige Wahrheitsliebe und kritisches Verständnis zutrauen darf; sowie daß ferner die sehr genauen Angaben des Berichtes einen durchaus glaubwürdigen Eindruck machen.

Dazu kommt, daß eine so selten zu beobachtende Erscheinung wie das Abwerfen kurz nach dem Setzen unmöglich erfunden sein kann. Daß aber Abwerfen und Setzen bei anderen Hirscharten, z. B. dem Ren, dessen Tiere zum Teil auch Geweihe tragen, im engsten Zusammenhang stehen, ist zweifellose Tatsache. Wir hätten es also hier, wenn wir uns durch die seltsamen Abwurfsvorgänge nicht in unserem Glauben an die Tatsächlichkeit der Geschehnisse irre machen lassen, mit einem fruchtbaren Stück Kahlwild zu tun, das ein Geweih getragen hat. Allein mindestens ebenso interessant als das sind die wunderlichen Vorgänge bei dem stückweisen Abwerfen des Geweihes. Die ganze Schilderung erhält eine eigenartige Beleuchtung durch einen J. P. unterzeichneten Bericht in Nr. 15 von A. Hugos „Jagdzeitung" von 1891. Es heißt dort: „Unter den Gästen, welche sich täglich bei der Wildfütterung im Krumpenthal im Tyrolgraben (Steiermark) seit Anfang dieses Winters eingestellt hatten, befand sich auch ein Hirsch, welcher von seinen Geschlechtsgenossen deshalb stark abstach, weil derselbe einen schlanken Hals besaß, keinen Brunftfleck wahrnehmen ließ, vielmehr aber auch deshalb, weil dessen sonst ganz stattliches Geweih, welches auf einen ungeraden Zehnender gezeigt hatte, noch ganz mit Bast umhüllt war . . . Zur gleichen Zeit, als bei derselben Fütterung die guten Hirsche ihre Geweihe abzuwerfen begannen, hatte auch unser ungerader Zehner seine schwächere rechte Stange abgeworfen, und zwar geschah dies am 20. März. Dieser Abwurf ist vollständig verhornt, ganz mit mausgrauem Bast bedeckt und nur die beiden äußersten Spitzen sind ohne Basthaare, jedoch mit der ganz eingetrockneten Basthaut überwachsen. Diese Abwurfstange ist 72 cm lang, besitzt keine Rose, in der Höhe von 26 cm eine Mittelsprosse von 16,5 cm Länge, hat weder einen Aug- noch einen Eissprossen, auch keinen wahrnehmbaren Ansatz dazu, dagegen sind an dem Mittelsprossen drei Knöpfe gegen die Spitze zu greifbar, jedoch zwischen den dichten bis 9 mm langen Basthaaren für das Auge kaum wahrnehmbar. Die Abwurffläche der Stange ist nicht flach, sondern gleicht einem abgestumpften Kegel mit sehr porösem Bruche, statt der Rose ist nur eine scharfkantige Randung vorhanden, seitlich der Mitte der tiefsten Bruchstelle ist eine Höhlung mit eingetrocknetem Schweiß sichtbar, welche auf einen krankhaften Zustand der inneren Geweihmasse schließen läßt."

„Seit dem Abwurfe der rechten Stange trug der Hirsch bis 23. April die linke . . . auf seinem . . . Haupte, welches eine merkwürdige Umgestaltung erfuhr, indem sich auf der Stelle der abgeworfenen rechtseitigen Stange ein starker, an ca. 20 cm langer, verhältnismäßig breiter Kolben entwickelte, welcher sowohl die Gestaltung einer Rose als eines Augensprosses wahrnehmen ließ, außerdem in der Mitte der Oberfläche des . . . Kolbens oben einen lichten Fleck von ca. 15 mm Durchmesser zeigte . . . War schon die Erscheinung des Hirsches . . . von eigentümlicher Wirkung, so war man noch mehr überrascht von der Erscheinung auf der Stange selbst (der linken, also noch im Bast befindlichen nicht abgeworfenen. v. R.). Die Basthaare — soll wohl heißen: der Bast. v. R. — ober der Rose zeigten frisches Leben, welches sich an der Stange heraufzog, aber unterhalb dem Mittelsprossen auf der inneren Seite der Stange eine Abspaltung der äußeren Hornschicht zeigte, unter welcher neuer Bast zum Vorschein kam, und die Stange

an ihrer Rückseite zwei knotige, überbeinartige Anschwellungen sichtbar machte, wie solche die Kolben entwickeln mit anscheinend weicher Hornmasse und grauer Behaarung der Kolbenhaut. Während der untere Teil der festsitzenden alten Stange (A B der Abb. 54. v. R.) sich neu umzubilden schien, verlor der obere Teil der Stange (B C der Abb. 54. v. R.) durch Abstoßen und Abreiben immer mehr und mehr die Basthaare, es löste sich auch teilweise die Basthaut ab und kam das weißliche Horn zum Vorschein.

Dieser Hirsch hat nun auch den zweiten Teil (also die linke Stange. v. R.) des Hauptschmuckes abgeworfen, jedoch in ganz eigentümlicher Weise, und zwar geschah dieses am 23. April d. J., also gerade fünf Wochen später, als die rechte Stange sich vom Rosenstock losgelöst hatte. Die Trennung der linken Stange erfolgte nicht in der natürlichen Weise am Rosenstock, sondern an jener Stelle der Stange (B der Zeichnung 54. v. R.), bis zu welcher die im vorstehenden beschriebene Umbildung . . . vorgeschritten war, das ist unmittelbar an der Mittelsprosse, aus welcher (d. h. Stelle, nicht Mittelsprosse. v. R.) die „alt-neue" Stange respektive der neue Kolben sich wie eine Nuß aus der Schale ausgelöst hatte, so daß von der früheren Stange nur der obere Teil derselben mit den zwei Kronenenden und der ausgeschalten Mittelsprosse abgeworfen worden ist." Soweit der etwas umständliche und nicht ganz klare Bericht, aus dem immerhin mit Sicherheit hervorgeht, daß eine noch im Bast befindliche Stange sich in ihrem unteren Teil neu belebt und den oberen Teil hart unterhalb der Mittelsprosse abgeworfen hat, so wie es die nach diesem Bericht angefertigte schematische Zeichnung, Abbildung 54, zeigt. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich um einen Scheinzwitter oder Hypospadiäus. Ist aber dieser wiederum sehr genaue Bericht wahrheitsgetreu — und daran zu zweifeln hat niemand das Recht —, dann bildet er eine äußerst wertvolle Bestätigung der von Rörig als unglaubwürdig abgetanen Wildungenschen Mitteilung; denn wenn in diesem J. P. unterzeichneten Bericht auch der weitere Verlauf der Entwicklung an der linken Stange nicht mehr angegeben ist, so ist die Möglichkeit, daß an der Stelle B, wo das Abwerfen stattfand, ein neues Bastgebilde entstand, aus physiologischen Gründen nicht zu bestreiten. Da nun in der Mitteilung von Wildungen nicht gesagt ist, daß die Stange gefegt wurde, so haben wir es hier auch wohl mit einem Bastgeweih zu tun. Bei einem gefegten Geweih, darin ist Rörig beizutreten, würden die Beobachtungen mit unserem bisherigen Wissen über Geweihwechsel im Widerspruch stehen. Man erinnert sich zweckmäßig bei diesen merkwürdigen Abwürfen an die bekannte Tatsache, daß bei Perückengeweihen gelegentlich teilweises Abbröckeln, Abbrechen oder Abwerfen der Stangen beobachtet wurde.

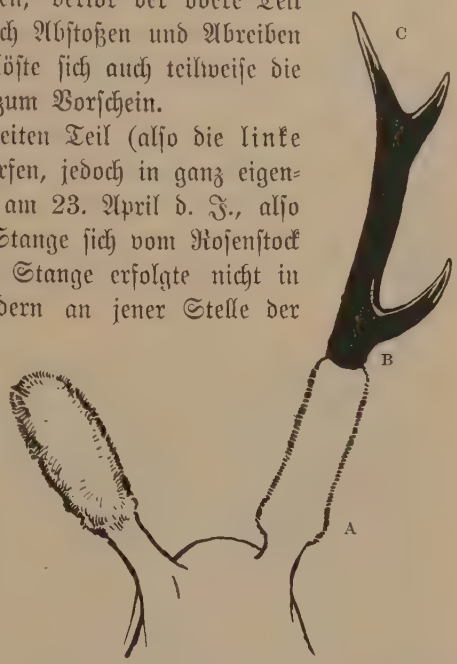


Abbildung 54.
Schematische Darstellung zu dem Bericht in Nr. 15 von A. Hugos Jagdzeitung von 1891.

Nach diesen Darlegungen können wir das im Jahre 1792 im Isenburg-Büdingischen eingefangene Kalb in seiner weiteren Entwicklung zu den fruchtbaren Tieren mit Geweihbildung rechnen.

Im XXV. Band des „Weidmann" schreibt Förster Hencken Seite 280 aus Altenau am Harz: „Im letztverflossenen Jahre wurde hier ein Stück Kahlwild mit vollständig ausgebildetem Rosenstock (wie beim Knopfspießer) erlegt, und im letzten Winter beobachtete ich bei einer meiner Fütterungen wieder ein Stück Wild mit Rosenstock."

Rörig berichtet noch a. a. O. nach Yarrell über ein Tier im Park von Holkham, das eine Stange von „ziemlicher" Länge getragen, und daß dieses Tier ein Kalb setzte.

Abbildung 55. Geweihbildung bei Hypospadie.

In „Wild und Hund", Jahrgang 1905, Seite 9 u. 10, findet sich Beschreibung und Geweih eines Hypospadiäus aus Hitteren, das ich in Abbildung 55 wiedergebe. „Die Brunftrute war deutlich erkennbar, aber vorn geschlossen".

In demselben Jahrgang daselbst bringt Professor Dr. Schmaltz die Abbildung des Schädels eines Alttieres mit sprossenden Rosenstöcken aus der Oberförsterei Zehdenick in der Mark (Abbildung 56).

Der Berichterstatter hat infolge des mehrfachen Auftretens von Knochenauswüchsen am Schädel „allgemeine Neigung zur Bildung von Überbeinen" angenommen, „die auf einer krankhaften Beschaffenheit oder auf einer Abnormität im Gefüge des ganzen Knochensystems beruhte." Das Tier hat Milch im Gesäuge gehabt.

Jahrgang 1908 derselben Zeitschrift erwähnt bei Gelegenheit des Berichtes über die Geweihausstellung ein von einem Zwitter getragenes Spießergeweih, das ausgestellt war, aus Schwarzau, Niederösterreich.

Schließlich sei noch ein Bericht des Försters Knauff im Jahrgang 1908 von „Wild und Hund" erwähnt, der sich mit der uns hier beschäftigenden Mißbildung befaßt. Er betrifft die Erlegung eines Hirsches in der Oberförsterei Hombressen, Regbz. Cassel, am 3. September 1908, der „auf zwei langen, dünnen Rosenstöcken zwei stark verknorpelte Kolben mit vertrocknetem Bast von ungefähr 12 cm Höhe und 17 cm Umfang" trug. „Behaarung am Halse schwach, einem Alttier ähnlich". „Die Brunftrute war sehr klein und ohne Hoden. Es war hier alles glatt und ohne jede Verletzung. Auf beiden Seiten, wo sonst das Kurzwildpret sitzt, befanden sich je zwei Saugwarzen, wie sie sonst bei Alttieren zu sehen sind." „Das Gewicht ohne Aufbruch betrug 96 kg und wird hier im Wildpark nur von älteren Hirschen erreicht." Also wieder ein Hypospadiäus.

Die III. Hauptgruppe umfaßt diejenigen Geweihmißbildungen, die die Folge schwerer Verletzungen des übrigen Wildkörpers sind.

Wie das Geweih ein recht empfindlicher Anzeiger für den allgemeinen körperlichen Zustand zur Zeit seiner Entstehung ist, so gibt es auch nach schweren Verletzungen, besonders der stärkeren Knochen, durch widersinnige Bildung Kunde von dem Siechtum, das die Verletzung im Gefolge hatte. Es liegt nahe, daß das fertige Geweih durch eine Verletzung des Wildkörpers nur insofern berührt wird, als sich als Folge der Verletzung und des daraus hervorgehenden Krankheitszustandes eine Unregelmäßigkeit im Abwerfen einstellen kann. Ist dann beim Wachstum der neuen Kolben der Heilungsvorgang noch nicht ganz beendet, hat der Körper den Eingriff in sein Wohlbefinden noch nicht überwunden, so zeigt sich oft Mißbildung einer oder beider Stangen, die sich in Zurückbleiben oder seltsamen Krümmungen zu erkennen gibt. Die Widersinnigkeit pflegt um so sicherer und um so stärker aufzutreten, je näher die Verletzung des Körpers mit dem Wachstum des Bastgeweihes zeitlich zusammentrifft. Der Grund dafür liegt auf der Hand. Mit der vollendeten Heilung pflegt die widersinnige Bildung beim nächsten Geweihwechsel meistens zu verschwinden. Ob die Annahme, daß bei zwar vollendeter Heilung, aber dauerndem Verlust eines Körperteils (Lauf) auch die Mißbildung dauernd bleibt, richtig ist, lasse ich mangels zuverlässiger Beobachtung dahingestellt. Zwingende physiologische Gründe sprechen nicht für sie.

Abbildung 56. Schädel eines Alttieres.

Hier und dort ist ein besonderer Nachdruck auf den Umstand gelegt worden, daß Brüche an Kolbenstangen mehr oder weniger scharfe Knickungen verursachen, daß aber Mißbildungen aus anderen Anlässen nicht Knickungen, d. h. verheilte Brüche, sondern Krümmungen aufweisen. Das ist einesteils so selbstverständlich, daß es besonderer Feststellung kaum bedarf, andererseits aber nicht unbedingt richtig. Denn beispielsweise bei Rosenstockbrüchen, die in der Regel zu Krümmungen der Neubildung führen, kommt

nicht selten eine Bildung vor, die einer Knickung sehr ähnlich sieht, ohne es zu sein. (Siehe Abbildung 26.)

Man hat viel darüber gestritten, in welcher Weise sich einseitige Verletzungen des Körpers auf die Geweihbildung geltend machen und ist vielfach zu der Ansicht einer wechselseitigen Einwirkung gekommen. Ich glaube, daß hierfür die früher weitverbreitete Ansicht von der wechselseitigen Wirkung einseitiger Kastration oder sonstiger Kurzwildpretsverletzung wohl oft die Gedankenführerin gewesen ist. Die wechselseitige Wirkung der Kastration hat man aufgeben müssen; ich fürchte, die der übrigen Körperteile wird ihr nachfolgen müssen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß gelegentlich beispielsweise eine festgestellte Verletzung des linken Hinterlaufes Geweihmißbildung der rechten Stange zur Folge hat. Darauf fußend hat R. v. Dombrowski in seinem Werk „Geweihbildung der europäischen Hirscharten" den Satz aufgestellt: „Dieselbe Folge, die Mißbildung und Verkümmerung in diagonaler Richtung, haben Körperverletzungen schweren Grades und insbesondere Knochenzersplitterungen". Oberförster Seitz tritt in seinen lesenswerten „Beiträgen zur Geweihbildung der deutschen Rothirsche" „Wild und Hund" 1904 dieser Auffassung bei und sucht sie durch verschiedene Beispiele zu begründen. Ich kann aber das Beweismaterial nicht als ausreichend ansehen und muß es auch noch kritisch sichten.

Abbildung 57. Zu Nr. 20 der nebenstehenden Zusammenstellung.

In der nachfolgenden Zusammenstellung, die sich nicht allein auf Rothirsche erstreckt, sind die ersten neun Fälle der Seitzschen Arbeit entnommen. Der unter Nr. 4 aufgeführte Hirsch hatte den linken Hinterlauf gebrochen. Die beigegebene Zeichnung ergibt auf beiden Seiten eine nachteilige Einwirkung, sie ist aber beiderseits nicht bedeutend. Trotzdem zieht Seitz diesen Fall für den Beweis wechselseitiger Einwirkung heran, indem er auf die von ihm beobachteten Vorgänge während der Ausbildung der Kolben zurückgreift, bei der zunächst der rechte Kolben zurückgeblieben sei. Ich meine aber, ausschlaggebend kann allein die endgültige Verfassung der reifen Stangen sein; und die weist nach seiner eigenen Abbildung sowohl an der linken Stange, und hier sogar etwas mehr als an der rechten, eine geringe Mißbildung auf. Aber auch bei einigen anderen Fällen, nämlich bei Nr. 1 und 2

Zusammenstellung von Geweihmißbildungen nach Verletzungen des Körpers.

Laufende Nr.	Das Geweih zeigt Mißbildung rechts	Das Geweih zeigt Mißbildung links	Wildart	Verletzung des Körpers ist nachweisbar rechts	Verletzung des Körpers ist nachweisbar links	Beschrieben in
1.	wenig	1	Rothirsch	Forkelstich zwischen den Vorderläufen		Wild u. Hund 1899, S. 724.
2.	—	1	Rothirsch	Halswirbel		daselbst 1899, S. 724.
3.	1	—	Damhirsch	—	Hinterlauf	daselbst 1904, S. 6.
4.	1	1 etwas mehr als rechts	Rothirsch	—	Hinterlauf	daselbst 1904, S. 6.
5.	—	—	Rehbock	—	Hinterlauf	daselbst 1904, S. 6.
6.	1 ganzes Geweih zurückgesetzt	wenig	Rothirsch	—	Hinterlauf in der Fessel abgeschossen	daselbst 1904, S. 7.
7.	1	1	Rothirsch	—	Vorderlauf hat alten Schrotschuß	daselbst 1904, S. 7.
8.	1	1	Rehbock	—	desgl. alt	daselbst 1904, S. 7.
9.	—	—	Rothirsch	—	Hinterlaufsbruch	daselbst 1904, S. 7.
10.	1	—	Rehbock	Hinterlauf fehlt vom Sprunggelenk ab	—	daselbst 1906, S. 394.
11.	—	1	Rothirsch	Hinterlauf fehlt untere Hälfte	—	daselbst 1907, S. 212.
12.	1 etwas	1 ganz	Rothirsch	—	Hinterlauf, alter Schuß	A. Hugos Jagdzeitung 1884, S. 69.
13.	1	—	Rothirsch	—	Beckenknochen	A. Hugos Jagdzeitung 1877, S. 19.
14.	1	1	Rothirsch	—	Vorderlauf, Kniegelenk zerschmettert	Weidmann XVII, S. 137.
15.	1	1	Rothirsch	Hinterlauf	—	Neue deutsche Jagdzeitung 1880, S. 125. (Nach Graf v. Scheler, Jahreshefte, Württemberg 1892.)
16.	1 sehr geringes Geweih, links noch schlechter als rechts	1	Rothirsch	—	Vorderlauf	Allgem. Forst- u. Jagdzeitung 1834, S. 188. (Nach Graf v. Scheler, Jahreshefte, Württemberg 1892.)
17.	setzte nicht wieder auf		Rothirsch	Abgeschossener Unterkiefer		Graf Mellin.
18.	— ganzes Geweih zurückgesetzt	1	Rothirsch	Hinterlauf	—	5. Okt. 1891 in der Oberförsterei Darß erlegt.
19.	1 Stangenteilung	—	Rothirsch	1908 Schuß mit 8 mm 2,3 Gr. Blättchenpulver quer durch die Lunge, zum Teil verheilt, zum Teil verdickter Eiter		7. Sept. 1909 daselbst erlegt.
20.	—	1	Rothirsch	—	Hinterlauf	1902 in Jagen 63 daselbst erlegt.

hätte der Umstand, daß bei Verletzungen der Körpermitte einseitige Mißbildung vorlag, für die Ziehung des letzten Schlusses nicht unberücksichtigt bleiben sollen. Denn wenn eine derartige Verletzung nicht beiderseitige Mißbildung zur Folge hat, wie man es erwarten dürfte, so muß das doch zu denken geben.

Von den angeführten 20 Fällen bei verschiedenen Hirscharten sind es, wenn ich den Fall 4 trotz meiner Bedenken als typisch für die Auffassung der Wechselseitigkeit mitgelten lasse, nur 5, nämlich 3, 4, 11, 13, 18, die einen zweifellosen Beleg für die Wechselseitigkeit ergeben; das sind 25 vom Hundert. Ziehe ich aber die in meinem „Rehwild" aufgezählten 10 Fälle mit in Betracht, von denen nur einer zweifelsfrei für die wechselseitige Beziehung spricht, nämlich der Fall 10 (Seite 181 daselbst), dann entfallen auf 30 Fälle im ganzen 6, bei denen Wechselseitigkeit vorliegt, das sind 20 vom Hundert.

Unter diesen Verhältnissen scheint es mir verlorene Zeit, sich noch länger mit dieser alten Hypothese von den wechselseitigen Beziehungen zu befassen. Sie kann im Einzelfall recht wohl begründet erscheinen; sobald man eine größere Anzahl von Fällen zusammenstellt, erweist sie sich als unhaltbar. Sie wird aber noch mehr erschüttert, wenn man berücksichtigt, daß Verletzungen der Mittelebene des Körpers oftmals einseitige Geweihmißbildungen im Gefolge haben (Fall 1, 2, 19), wie dadurch, daß in einzelnen Fällen die Mißbildung der Stangen auf der verletzten Seite des Körpers erfolgte (Fall 10 und 20).

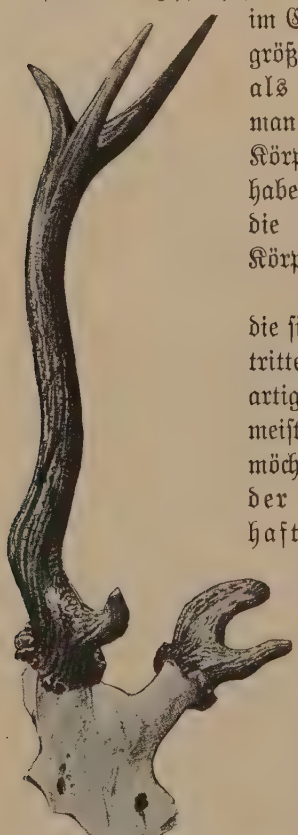


Abbildung 58. Zu Nr. 18 der vorstehenden Zusammenstellung.

Es sei hier noch eine eigentümliche Mißbildung erwähnt, die sich wahrscheinlich als Folge eines Bruches, d. h. eines Austrittes des Gescheides aus der Bauchhöhle, eingestellt hat. Derartige Brüche sind beim Rotwild nicht so selten, und da sie wohl meistens auf Forkelstiche beim Kampf zurückzuführen sind, so möchte ich die Widersinnigkeit hier einreihen. Mißbildungen der Stangen bei Hirschen, die mit einem Bruch behaftet sind, werden mehrfach gemeldet. Der vorliegende Fall hat aber ein besonderes Interesse, weil er eine ganz außerordentlich seltene Widersinnigkeit aufweist. In Nr. 5 des XI. Jahrgangs von „Wild und Hund" berichtet der königl. Förster W. Klose über einen Abwurf, bei dem die untere Hälfte der Rose am Rosenstock sitzen blieb, die obere aber mit der Stange abgeworfen wurde. Der mit dem Bruch behaftete Hirsch wurde, weil er kümmerte, im Dezember abgeschossen. Ich lasse den Berichterstatter selbst sprechen: „Im Zusammenstürzen brach merkwürdigerweise die eine Stange ab und zwar in der Rose selbst, so daß die eine Hälfte der Rose ringsum an dem Rosenstock, die andere an der Stange sitzen blieb. Die Bruchstelle zeigte genau die Struktur einer Abwurffläche, auch der bekannte silbergraue, aus trockenen, feinen, übereinandergelagerten Häuten bestehende, schmale Streifen . . .

saß hier unter der halben Rose der abgebrochenen oder richtiger so zeitig abgeworfenen Stange. Ebenso zeigte sich an der anderen, noch festsitzenden Stange die Demarkationslinie, auf welcher die Stange demnächst abgeworfen werden sollte, nicht unter, sondern in der Rose selbst. Der an dem Rosenstock sitzengebliebene Teil der Rose machte nun den Eindruck einer vollständigen Rose für sich, war noch mit Bast (wohl richtiger: Körperhaut. v. R.) umgeben und nicht ganz so fest und kernig, wie die übrige Geweihsubstanz, vielmehr eher der Masse des Rosenstockes ähnlich, mehr porös."

Es kann nach dieser Schilderung, der eine schematische Zeichnung beigefügt ist, keinem Zweifel unterliegen, daß der obere Teil der Rose zur Stange, der untere zum Rosenstock gehörte, was physiologisch durchaus möglich ist. Die Bildung war aber, wie der Berichterstatter betont, nicht dem Hirsch an sich eigentümlich, wie frühere Abwürfe beweisen, sondern eine Folge des Kümmerns, also wohl des Bruches.

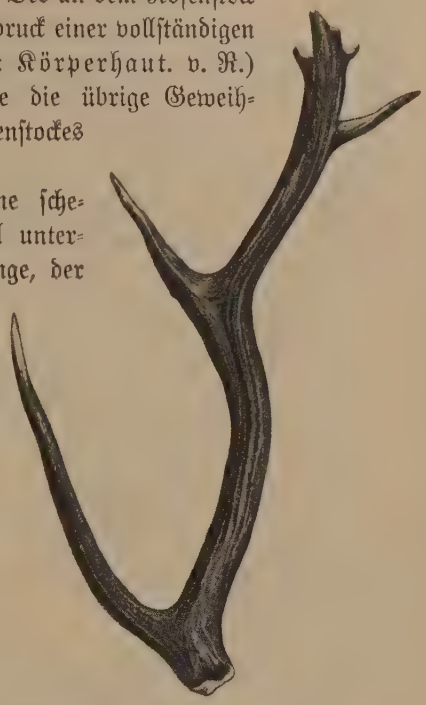


Abbildung 59. Abnormer Abwurf ohne Rose.

Bei dieser Gelegenheit sei noch eines anderen Berichtes gedacht: über das Abwerfen eines Hirsches oberhalb der Rose. Im X. Jahrgang von „Wild und Hund" veröffentlicht Oberhofjäger R. in Bückeburg unter Beifügung der Abb. 59 den Bericht des Försters Urban: „Diese Stange wurde am 1. Februar 1903 bei Welikipolje auf der Weide gefunden. Der Hirsch hat beide Stangen bis zum 2. Februar geworfen. Ich habe denselben ganz nahe in einem Holzschlage gesehen und sah am 4. Februar, daß die Rose noch auf dem Rosenstock saß. Ob dieselbe später noch abgeworfen wurde, konnte ich leider nicht mehr beobachten."

Falls ein größerer Beobachtungsfehler nicht vorliegt, ist es, so weit unsere heutigen Kenntnisse reichen, doch unzweifelhaft, daß die noch auf dem Rosenstock gesehene Rose nicht gefegt, sondern mit der Körperhaut des Rosenstockes bedeckt war. Die Neubildung kann in der Zeit zwischen dem Abwerfen — es steht nur die Zeit des Auffindens fest — und der Beobachtung am 4. Februar, immerhin den Eindruck einer Rose vorgetäuscht haben. Wenn die Beobachtung richtig ist, ist sie sehr interessant; möglicherweise handelt es sich um den Abwurf einer Stange, die aus irgendwelchen Gründen — ich verweise auf Seite 48 — keine Rose hatte.

Wenn der Leser jetzt einmal weiterblättern und in dem Teil, der „Die Hege mit der Büchse" überschrieben ist, sich den ungeraden Achtzehnender mit der geteilten rechten Stange ansehen will, so wird er die Folgen einer unzureichenden Ladung in Gestalt einer Stangenteilung sehen. Der Hirsch, ein gerader Sechzehnender, erhielt während der Brunft 1908 die Kugel rechts auf das Blatt, tat sich nach etwa 400 Schritt nieder, wurde beim Hochwerden gefehlt und ging

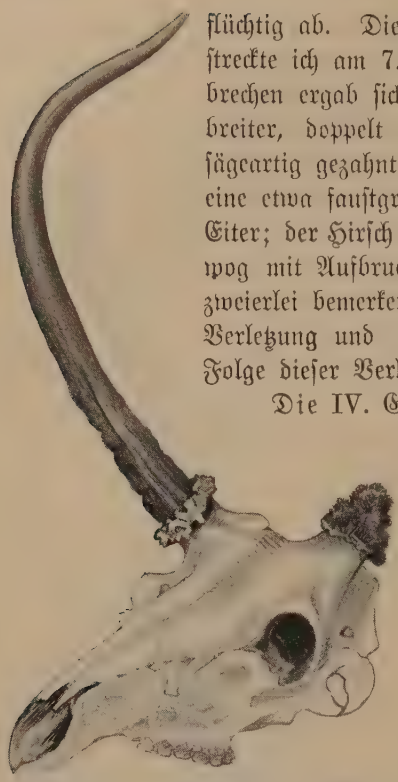


Abbildung 60. Geweihmißbildung als Folge hohen Alters. Der Hirsch war „a steinalter Kampen". A. Hugos Jagdzeitung 1884.

flüchtig ab. Die Nachsuche blieb ergebnislos. Diesen selben Hirsch streckte ich am 7. September 1909 mittelst Herzschusses. Beim Aufbrechen ergab sich: vom rechten Lungenflügel war ein etwa handbreiter, doppelt so langer Streifen abgerissen, die Ränder waren sägeartig gezahnt und ganz verheilt; im linken Lungenflügel fand sich eine etwa faustgroße, griesige, übelriechende Masse, wohl verdickter Eiter; der Hirsch war nicht feist, aber auch nicht abgemagert; er wog mit Aufbruch und Geweih 310 Pfund. Bei diesem Fall ist zweierlei bemerkenswert: die teilweise Verheilung einer so schweren Verletzung und die Teilung der rechten Stange als zweifellose Folge dieser Verletzung.

Die IV. Gruppe umfaßt die Mißbildungen des Geweihes als Folgeerscheinung von Krankheiten, Äsungsmangel, harten Wintern, Alter und sonstigen Schädlichkeiten. Es ist dabei eine tragikomische Erscheinung, daß die „sonstigen Schädlichkeiten" namentlich diejenigen, die wir nicht näher kennen, hier eine große, wenn nicht die größte Rolle spielen. Sie sollen daher auch zunächst behandelt werden.

Über die geweihlosen Hirsche, die man auch als Mönche, Plattköpfe, Büffel bezeichnet, ist schon seit alter Zeit viel geschrieben worden. Man kann aber nicht sagen, daß unser Wissen dadurch erheblich bereichert wurde. Vielleicht ist dieser betrübende Umstand mit darin begründet, daß man nicht scharf genug unterschieden hat in der Form des Auftretens dieser Mißbildung und ihrer mutmaßlichen Ursache. Ich habe daher die perückenartige Geweihlosigkeit schon bei der II. Hauptgruppe behandelt und dort auch den Gedanken ausgesprochen, daß vielleicht auch bei den zeugungsfähigen Kahlköpfen schon Verbildungen der Geschlechtswerkzeuge vorliegen können, die, obgleich sie die Geschlechtsfähigkeit noch nicht ausschließen, doch schon vorhanden sind. Die uns hier beschäftigende Gruppe der geweihlosen Hirsche ist ausnahmslos beschlagfähig; das ist ihr Unterscheidungsmerkmal von den geweihlosen Perückenhirschen. Die Geweihlosigkeit — ich will den Ausdruck, weil er einmal eingebürgert ist, beibehalten, obgleich er streng genommen nur bei zwei Arten der Büffel zutrifft — tritt in sieben Formen auf. 1. Es fehlen die Rosenstöcke gänzlich. 2. Die Rosenstöcke sind vorhanden, aber es findet sich auf ihnen keine Spur eines Geweihes. In diesen beiden Fällen ist die Bezeichnung Geweihlosigkeit zweifelsohne zutreffend. 3. Auf den Rosenstöcken befinden sich völlig gefegte Knöpfe, die natürlich jährlich abgeworfen und

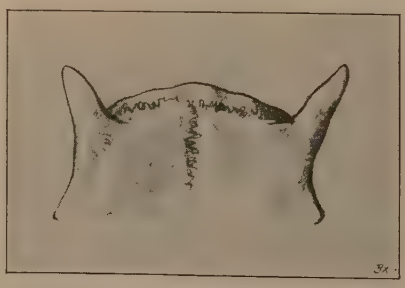


Abbildung 61. Schädeldach eines geweihlosen Hirsches. Nach Altum.

erneuert werden. (Abbild 63.) Ich möchte solche Hirsche Knopfhirsche nennen. 4. Diese Bildung findet sich nur einseitig, während die andere Stange regelmäßig gebildet ist (Abbild. 64) (einseitige Knopfhirsche). 5. Eine Stange ist regelmäßig ausgebildet, während auf der anderen Seite nicht einmal ein Rosenstock vorhanden ist. 6. Auf der einen Seite steht eine regelrechte Stange, auf der andern ein nackter Rosenstock. Hirsche mit diesen beiden letzten Mißbildungen würden richtig als Einhörner angesprochen werden können. 7. Auf beiden Rosenstöcken sitzen größere Geweihstummel auf. So wird im Jahrgang 1902 von A. Hugos Jagdzeitung, Seite 89, über einen Hirsch berichtet, der während der Brunft 1901 von Franz Gratzer im Stiftsrevier Mayerling erlegt wurde. Der Hirsch hatte zwei 10,5 und 7 cm hohe Geweihstummel, die gefegt waren und gute Rosen zeigten. Der Kopf war auffallend kurz und gedrungen, hatte etwas „Stierähnliches". „Das Kurzwildpret des Hirsches, der auf den Brunftplätzen fleißig mittat, seit 5 Jahren bekannt und kurzweg als geweihloser Hirsch

Abbildung 62. Kopf eines geweihlosen Hirsches. Nach Kröner.

Abbildung 63. Schädeldach eines Knopfhirsches.

angesprochen wurde, zeigte keinerlei Defekt oder Absonderlichkeit." Der Hirsch wog, ganz abgebrunftet, aufgebrochen 110 kg.

Von der Anführung von Einzelfällen, wie ich sie in der ersten Auflage dieses Buches gebracht habe, glaube ich bei der Häufigkeit des Vorkommens absehen zu können. Es sei nur hervorgehoben, daß es Büffel in allen Altersklassen gibt, so daß es sich nicht etwa um Jugenderscheinungen handelt. Es sind Plattköpfe von 300 Pfund Gewicht gestreckt worden, die jahrelang unbestrittene Platzhirsche waren und entweder ihre Nebenbuhler mit den Vorderläufen abschlugen oder auch nach Art der Schafböcke einfach mit der Stirn den Gegner bekämpften. Es wird auch nicht bezweifelt werden können, daß diese Mönche ihre Kahlköpfigkeit vererben.

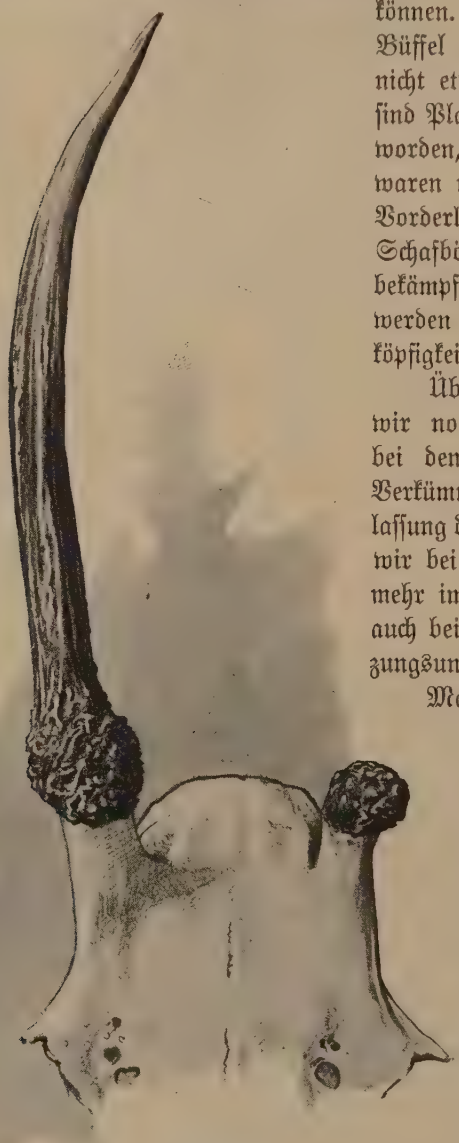


Abbildung 64.
Schädeldach eines einseitigen Knopfhirsches.

Über die Ursache dieser Mißbildung sind wir noch gänzlich im Unklaren. Während wir bei den geweihlosen Perückenhirschen wohl die Verkümmerung des Kurzwildprets als Veranlassung der Kahlköpfigkeit annehmen dürfen, tappen wir bei den fortpflanzungsfähigen Büffeln um so mehr im Dunkeln, als wir dieselbe Kahlköpfigkeit auch bei verbildetem Kurzwildpret, bei fortpflanzungsunfähigen Hirschen, auftreten sehen.

Man hat von Entartung innerhalb der eingefriedeten Wildbahnen gesprochen, und für eine solche spricht u. a. das einigemale beobachtete Auftreten eines zu kurzen Unterkiefers — aber die Büffel finden sich ebenso auch in freier Wildbahn. Für die Entartung könnte auch die oft bemerkte spitze Kopfform sprechen, allein es gibt auch Büffel mit ausgesprochen breitem, kurzen Stiergesicht. Ich messe die obere und untere Weite zwischen den Augenhöhlen bei einem starken Büffel und einem etwa gleich starken Zehnender von regelmäßigem Geweih; die Maße sind ganz gleich: oben 15 cm, unten 13 cm. Die Gesichtslänge erscheint bei diesem Büffel etwas größer als bei erwähntem Zehnender, 22 : 20 cm. Ferner sei auf die Abbildungen 52 und 62 verwiesen.

Von anderer Seite wird eine Entwicklungshemmung als Ursache angesehen. Das ist lediglich eine Umschreibung für eine Sache, die man nicht näher begründen

kann. Wenn man noch von einer gehemmten Entwicklung spräche, dann würde man sich klarer ausdrücken, denn die Entwicklungshemmung ist doch das Mittel, wodurch die Entwicklung gehemmt wird, und das kennen wir eben nicht, während wir wohl annehmen könnten, daß eine gehemmte Entwicklung vorliegt. Damit

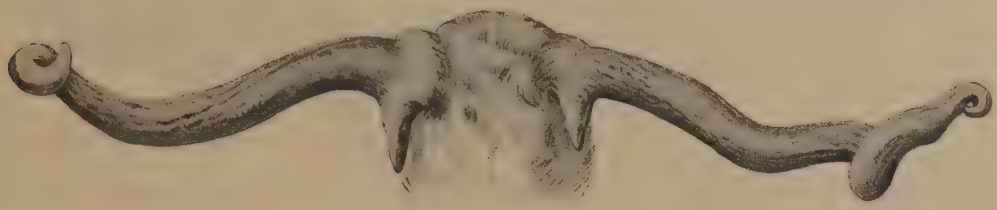


Abbildung 65. Widdergeweih.

wissen wir freilich auch nicht mehr als die Erscheinung, die wir beobachten. Die Frage nach dem Grund bleibt offen.

In grauer Vorzeit sind die Hirscharten einst geweihlose Wiederkäuer gewesen. Es wäre darum die Erklärung, die wir mit Rückschlag zu bezeichnen pflegen, vielleicht nicht ganz von der Hand zu weisen — allein ich möchte ihr nicht mehr Recht einräumen als der vorhergehenden.

Der Umstand, daß wir von häufigem Auftreten der Kahlköpfigkeit aus überstellten Wildbahnen hören, in denen ein ungünstiges Geschlechtsverhältnis, Inzucht, vielleicht nicht ausreichende Äsung, der leidige Abschuß immer der stärksten Hirsche und des stärksten Mutterwildes herrscht oder lange Zeit geherrscht hat, legt immerhin den Gedanken nah, daß die Annahme einer Entartungserscheinung nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Hiermit würde das Auftreten von Büffeln in freier Wildbahn nicht gerade in Gegensatz stehen; denn auch in dieser ist in ähnlicher Weise oft genug am Wildstand gesündigt.

Abbildung 66. Widdergeweih.

Ich will jedoch mit dem Ausdruck dieser Gedanken nicht etwa eine Erklärung geben, sondern nur eine Vermutung ausdrücken.

Die von R. v. Dombrowski in seiner „Geweihbildung der europäischen Hirscharten" versuchte Erklärung vom Verlust oder der Beschädigung des Kurzwildprets

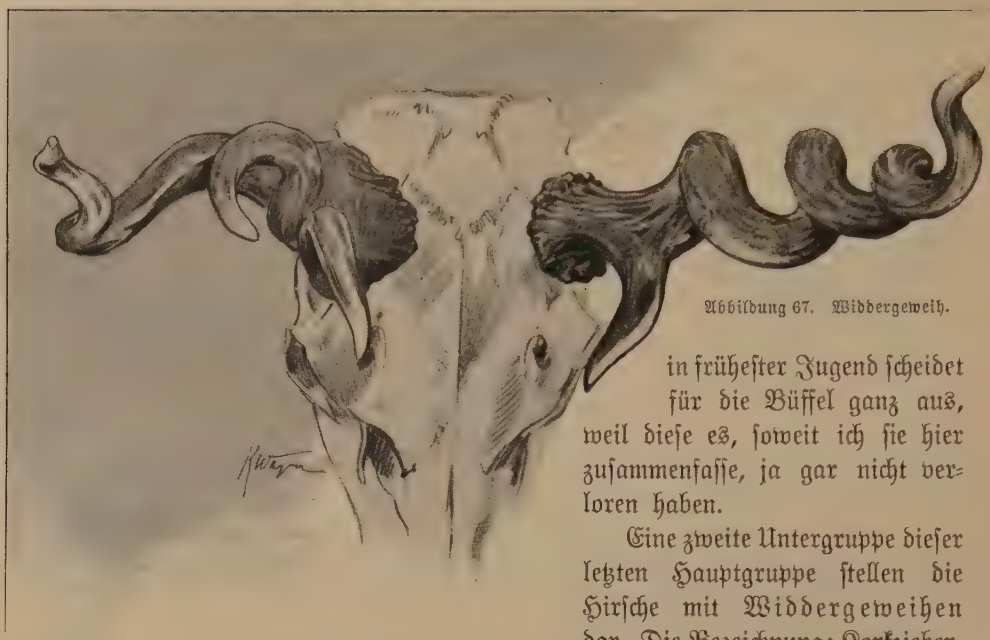


Abbildung 67. Widdergeweih.

in frühester Jugend scheidet für die Büffel ganz aus, weil diese es, soweit ich sie hier zusammenfasse, ja gar nicht verloren haben.

Eine zweite Untergruppe dieser letzten Hauptgruppe stellen die Hirsche mit Widdergeweihen dar. Die Bezeichnung: Korkzieher-geweihe vermag ich mir nicht zu eigen zu machen, einmal weil sie nur eine Art dieser recht verschiedenartigen Mißbildung trifft, dann auch, weil ich sie für unschön halte.

In den Abbildungen 65 bis 74 führe ich dem Leser eine Anzahl von Widdergeweihen vor. Ich füge hinzu, was ich darüber in Erfahrung gebracht habe.

Der Träger des in Abb. 65 wiedergegebenen Geweihes ist nach A. Hugos Jagdzeitung von 1884, Berichterstatter E. Graf Lamezan, am 9. September 1876 von dem Forstwart Rettenbacher in den Forsten des Lessiachtales an den Abhängen des Hochgolling erlegt. Er „soll nach seinem ganzen Aussehen ein sehr „alter Herr" gewesen sein."

Der Hirsch, der einst die in Abb. 66 nach A. Hugos Jagdzeitung von 1897 wiedergegebenen Stangen getragen hat, wurde im fürstlich Hohenloheschen Revier Brzezetz vom Revierverwalter Stark gestreckt, und wog aufgebrochen 82 kg. „Kurzwildpret und sonstige Organe und Körperteile waren normal . . ."

Das in Abb. 67 nach „Wild und Hund" 1906 dargestellte Geweih trug ein Hirsch, der am 20. September 1905 in Oberschlesien vom herzoglichen Kammer- und Forstrat Schmidt erlegt wurde. Der Herr Erleger, der mir dieses und die in den Abb. 68—69 wiedergegebenen Geweihe freundlichst zur Besichtigung einsandte, stellt mir dazu folgende Notizen zur Verfügung: „Im September 1905 schrie auf einem kleinen in einem Kiefernstangenort liegenden Wildacker (Dembnik) des herzoglichen Reviers Solarnia ein Hirsch. Es fiel auf, daß er viel mehr und länger schrie als alle anderen Hirsche des genannten und wohl auch der benachbarten Reviere. Seine Stimme war besonders tief. Da er in der ersten Zeit sehr spät abends auf den Acker trat und morgens sehr früh wieder zu Holze zog, vergingen mehrere Tage, bis er gesehen wurde. Ein alter, seit Jahren beim Beobachten der Hirsche verwendeter Forstarbeiter, sah ihn zuerst und merkte, daß der Hirsch ein

ganz seltsames Geweih trüge. Einige Tage hierauf sah ich auch den Hirsch. Er trieb zwei Stück Kahlwild auf den Acker und fühlte und benahm sich ganz als Platzhirsch. Am Abend des 29. September 1905 erlegte ich ihn. Er wog ohne Haupt 182 Pfund und hätte, wenn man das Geweih, wie sonst üblich, abgeschlagen haben würde, wohl an 190 Pfund gewogen. Dieses Gewicht ist in hiesiger Gegend bei stark abgebrunfteten Hirschen nicht etwa als sehr gering anzusprechen, sondern

Abbildung 68. Widdergeweih.

wohl ein leidliches Durchschnittsgewicht . . ." Über den Befund dieses Hirsches beim Aufbrechen berichtet unter dem 15. Juni 1909, also nach beiläufig 4 Jahren, Unterförster Reichelt:

„Der von Herrn Forstrat in Dembnik erlegte Hirsch wurde von mir und dem Hilfsjäger Ernst Klensch im Hofe der Oberförsterei abends aufgebrochen, und hatte auch dieser Hirsch nur eine Hode gehabt. Den Aufbruch habe ich von Klensch bekommen und darüber, ob derselbe genießbar gewesen ist, kann ich leider nichts Bestimmtes mitteilen, und ob am Geräusch und der Leber etwas Krank-

haftes gefunden wurde, sowie auch über das Gescheide kann ich etwas Näheres nicht mitteilen."

Der Träger des in Abb. 68 dargestellten Widdergeweihes ist im Frühjahr oder Vorsommer 1905 in demselben Revier verendet gefunden, in dem der vorige erlegt wurde. Dazu berichtet derselbe Unterförster Reichelt: „Teile hiermit Herrn Forstrat ganz gehorsamst mit, daß ich es leider nicht mehr vermag, ganz genau anzugeben, wann es war, als ich den Korkzieherhirsch gefunden habe . . . als ich denselben fand, war noch gut zu erkennen, daß derselbe sehr abgemagert war und nur eine Hode hatte. Etwas Genaueres war nicht mehr festzustellen gewesen, da er von den Sauen bereits schon ziemlich stark aufgenommen, resp. verschleppt war; Teile der Leber, die ich noch fand, waren gesund." Herr Forstrat Schmidt äußert sich dazu also: „Hiernach scheint der Hirsch an Kryptorchie (Monorchie? v. R.) gelitten zu haben und die Geweihbildung scheint auf letztere zurückzuführen zu sein. Ausgeschlossen ist es nicht, daß der Hirsch mit dem von mir in dem Jahre 1905 in demselben Revier erlegten . . . verwandt war."

Abb. 69 bringt das Geweih eines von demselben Herrn in demselben Revier am 8. Februar 1900 erlegten Hirsches. „Der Hirsch war auf einem Vorderlauf lahm, sonst gesund, gut an Wildpret und stark."

Aus dem an dem Schädel erhaltenen Gebiß ist zu erkennen, daß der Träger des in Abb. 67 dargestellten Widdergeweihes ein mittleres Alter erreicht hatte; denn die Schmelzfalten der Backzähne sind noch ziemlich hoch. Dagegen sind sie bei den Schädeln der in Abb. 68 und 69 wiedergegebenen Geweihe schon stark abgekaut, am stärksten bei dem verendet gefundenen Hirsch, Abb. 68; etwas weniger stark bei dem in Abb. 69 dargestellten, bei dem aber die Schneidezähne noch voll erhalten sind.

Abbildung 69. Geweih mit widderartiger Bildung der linken Stange.

Das in Abb. 70 nach Jahrgang 1905 von „Wild und Hund" dargestellte Geweih trug ein Hirsch, der in der Oranienbaumer Heide, Anhalt, am 2. September 1904 eingegangen gefunden wurde. Wenn die rechte Stange auch den Eindruck eines Bruches hervorrufen kann, so weist doch die gewundene Form des oberen Stangenteiles dieser Seite wie des Stangenstumpfes und der Enden stark auf die Widderform hin.

Einen fast schön zu nennenden Schwung in den Stangen zeigt das nach demselben Jahrgang von „Wild und Hund" wiedergegebene Geweih eines vom kgl. Forstmeister Stahl am 12. Oktober 1904 in der Oberförsterei Dombrowka, Oberschlesien, gestreckten Hirsches, Abb. 71. Dazu schreibt mir der Herr Erleger: „Bei dem . . . Hirsch konnte beim Aufbrechen keinerlei Anomalie festgestellt werden, obwohl alle Organe genau untersucht sind. Der Hirsch war anscheinend ganz gesund. Er hat 1904 auch gebrunftet, was bei der Erlegung am

Abbildung 70. Widdergeweih.

Brunftfleck und -geruch und am Stand als Platzhirsch bei einem Rudel festgestellt werden konnte. Hirsche mit ähnlicher Geweihbildung sind weder hier noch in den Nachbarrevieren beobachtet worden. Vererbung kann nicht in Frage kommen; ebensowenig Hüttenrauchschaden. Der Hirsch hat seit Jahren seinen Stand im Schutzbezirk Wolfshaus, in dem er auch erlegt ist, gehabt. Er hat bis 1904 immer Geweihe in normaler Stellung getragen . . ."

Dagegen erscheint der Anblick des in Abb. 72 nach Jahrgang 1908 von „Wild und Hund" dargestellten Schädels weniger anmutend. Der Hirsch wurde am 30. September 1907 von Ernst Ritter von Wessely im Köhát, Revier Szilvás,

Ungarn, erlegt. „Der Hirsch war etwa 7jährig, gut bei Wildpret. Gewicht 180 kg aufgebrochen . . . Beide Stangen sind gleich lang, haben dieselbe Stärke, sind an den gleichen Stellen rechtwinklig abgebogen; ebenso sind beide Augsprossen in derselben Weise nach unten gedreht."

Über ein weiteres in diese Gruppe hineingehöriges Geweih schreibt mir unter dem 27. 1. 1910 der kgl. Oberförster Graf v. Westerholt-Gysenberg zu Oderhaus im Harz: „Das sog. Gummigeweih. Der betr. Hirsch stand schon im vorigen Jahre an derselben Fütterung; die im Frühjahr gefundenen Abwürfe werde ich mitsenden. Da das Geweih noch verdrehter und schlechter geworden war, habe ich ihn abgeschossen. Obgleich der Hirsch fertig gefegt hatte, waren Augen- und Eissprossen in ihren oberen Partien, die anderen, kurzen Enden ganz elastisch und etwa von der Weiche mittelharten Radiergummis. Die Enden wurden jedoch, nachdem das Geweih ca. 48 Stunden in warmer Stube gelegen hatte, ganz hart.

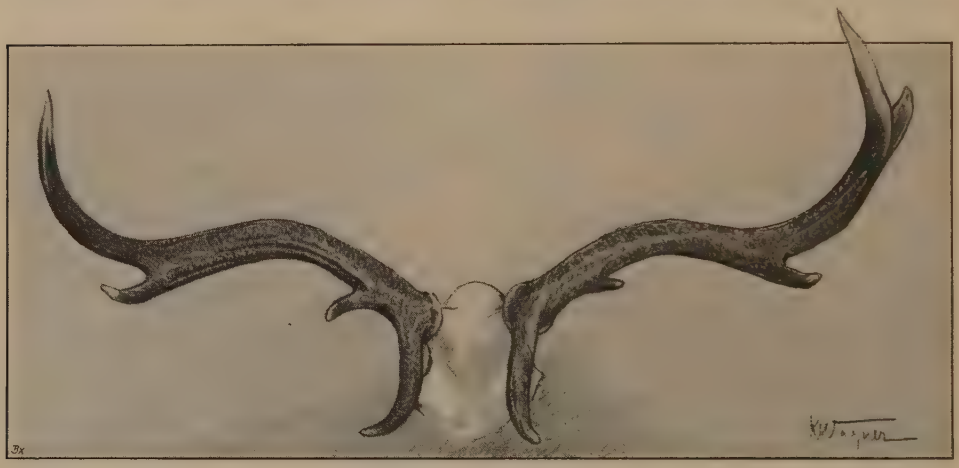


Abbildung 71. Widdergeweih.

Der Hirsch war gut bei Leibe, aber von Körper auffallend gering, wog nur 74 kg (ohne Geweih und Aufbruch) . . . die rechte Hode hatte etwa $^1/_2$, die linke $^1/_3$ der normalen Größe."

Abb. 73 gibt das Geweih, 74 die Abwürfe des Vorjahres wieder. Es ist auch nach erfolgter Verhärtung des Geweihes, das außerordentlich leicht ist, zu sehen, daß es ihm an Kalksalzen fehlt; es besteht, wie auch ein Bruch an der linken Stangenachse zeigt, wohl fast ganz aus schwammiger Knochenmasse. Daher die schwarze Färbung; sie wird durch Moorschmutz verursacht, der in die Poren eingedrungen ist.

Aus eigener Beobachtung vermag ich noch anzugeben, daß in der Oberförsterei Darß seit etwa vier Jahren ein Hirsch mit Widdergeweih bekannt ist, das einige Ähnlichkeit mit dem in Abb. 71 dargestellten hat. Der Hirsch ist gut bei Wildpret und war in der Brunftzeit 1909 Platzhirsch bei etwa sechs Stück Kahlwild. Es wird von einigen Förstern gemeldet, daß ein geringerer Hirsch in demselben Revier ein zwar geringeres aber sonst sehr ähnliches Geweih wie der vorbezeichnete Platzhirsch tragen soll. Den geringen habe ich persönlich noch nicht beobachtet.

Halten wir uns hinsichtlich der angeführten Widdergeweihe zunächst an die Tatsachen, so finden wir bei den neun besprochenen Fällen dreimal den Hinweis auf hohes Alter, zwei von diesen drei Hirschen sind eingegangen gefunden; zweimal ist nur eine Brunftkugel vorgefunden, also Monorchie oder auch Kryptorchie; in einem dieser beiden Fälle kommt Lahmheit eines Vorderlaufes und höheres Alter dazu. Bei einem zweifellos auch hierhin gehörigen Hirsch (Oderhaus) sind die Hoden nur zu $^1/_2$ und $^1/_3$ regelrechter Größe entwickelt. Bei drei Hirschen wird berichtet, daß sie gut bei Wildpret gewesen seien, und bei einem konnte ich durchaus regelrechtes Verhalten und gute körperliche Verfassung u. a. am Pfingstabend 1909, also noch in der Kolbenzeit, durch eigene Beobachtung feststellen.

Abbildung 72. Widdergeweih.

Die Vermutung, als seien innerliche Schmarotzer („Es krümmt voll Quale des Katers Schweif sich zur Spirale!") die Ursache dieser eigenartigen Mißbildung, kann in einzelnen Fällen vielleicht das Richtige treffen; aber sicherlich nur dann, wenn sie zu einem Kümmern des Hirsches führen. Das scheint auch mit den Erfahrungen übereinzustimmen, die der Abteilungsvorsteher am hygienischen Institut zu Bonn, Dr. Gräfin von Linden, an Rehböcken gemacht hat, die nachgewiesenermaßen an Lungenwurminfektion eingegangen waren. „Eine unregelmäßige Entwicklung macht sich bei den kranken Spießböcken in der Gehörnbildung geltend. Die Gehörne waren oft schlecht ausgebildet, gekrümmt oder korkzieherartig gedreht. Gefegt hatte auch von den zuletzt zur Sektion gekommenen Böcken keiner." Ältere Böcke waren nicht zur Untersuchung gelangt. (Zeitschrift des Allg. Deutschen Jagdschutzvereins, 1909). Die Tatsache, daß von den zehn hier angeführten Fällen fünf ausdrücklich eine gute körperliche Verfassung besaßen, ist jedenfalls keine Stütze für die Annahme nachteiligen Einflusses von Schmarotzern. Es kommt hinzu, daß in einem Fall Widdergeweihbildung nach Schußverletzung beobachtet wurde, sowie daß in einem anderen Fall bei Lungenwurmseuche eine solche Mißbildung nicht erfolgte.

Recht auffallend erscheint mir der Umstand, daß in dem Revier Solarnia der Oberförsterei Ratibor in den Jahren von 1900 bis 1905 nach den Mitteilungen des herzogl. Forstrates Schmidt dreimal Widdergeweihbildung festgestellt wurde. Bedenkt man dabei, daß, wie Seite 97, 98 dieses Buches erwähnt wurde, im Jahre

Abbildung 73 und 74. Widdergeweihe.
73 der Aufsatz von 1909; 74 Abwürfe von 1908.

1905 auch eine einseitige Doppelkopfbildung daselbst zur Beobachtung gelangte, so ist der Gedanke nicht fernliegend, daß dort eine Anzahl körperlich entarteten Wildes vorkommt. Wenn ich mir dazu die große Anzahl von Geweihkümmerbildungen vergegenwärtige, die der völlig verkümmerte und entartete Rotwildstand der Oberförsterei Darß in nun glücklich überwundenen Jahren zeigte, so möchte ich wohl glauben, daß Entartung und die sich in ihr zeigende schlechte körperliche Verfassung des Wildes, dazu mangelhafte Äsung, falsches Geschlechtsverhältnis, Krankheiten, hohes Alter, Kümmern infolge innerlicher Schmarotzerund ähnliches mehr, die Ursache der Widdergeweihe sein kann. Ob Vererbung in Frage kommt, das möchte ich zunächst bezweifeln; gleiche Ursachen können ohne Zweifel gleiche Wirkungen haben; man braucht daher ohne weiteren Anhalt die Vererbung nicht heranzuziehen.

Wie diese Ursachen auf das Wachstum des Geweihes wirken können, darüber hat sich, wie ich im „Rehwild" näher ausgeführt habe, Herr Dr. Schäfer in Neustadt a. d. Haardt in einem in der Pollichia gehaltenen Vortrag ausgesprochen. Er führt die Widdergeweihe auf eine

Knochenerkrankung zurück, die Ähnlichkeit mit der Rhachitis hat. Diese Auffassung erscheint recht wohl begründet. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß beim wachsenden Geweih nur der alleroberste Teil der Stangenachse und der Enden weich ist, etwa die obersten 7 cm, während die unteren Teile, wenn auch noch nicht elfenbeinhart, so doch völlig verknöchert erscheinen, so ist es klar, daß bei eintretender Verzögerung der Verknöcherung aus Mangel an hinreichender Ablagerung von Kalksalzen die Tragfähigkeit der unteren Teile leiden muß. Die Folge davon ist das Auftreten von Biegungen und Krümmungen. Aus dem Kampf der Schwere der sich nach unten senkenden oberen Teile mit dem natürlichen Bestreben von Stange und Enden, sich regelrecht zu entwickeln, entstehen dann die eigentümlich gekrümmten und gewundenen Formen, die wir als Widdergeweihe bezeichnen. Gelegentlich kommt es dabei zur Bildung von Lappen, die dann nach späterer Verknöcherung gleichfalls erhärtet erscheinen.

So sehen wir auch hier wieder, wie vielseitig die Wechselbeziehungen der Organe und Zellengruppen des Tierkörpers zu einander sind, und wie selten Ursache und Wirkung in klar erkennbarem Zusammenhang stehen.

Es gab eine Zeit, wo man fest glaubte, Verletzungen der rechten Brunftkugel müßten sich an der linken Stange geltend machen, ebenso wie schwere Knochenverletzungen kreuzweise auf die Geweihbildung wirken sollten. Heute wissen wir, daß beides nicht zutrifft; wir wissen aber auch ziemlich sicher, daß Perückenbildung sowohl nach Verletzung oder Vernichtung der Geschlechtsorgane als auch bei scheinbar normalen Organen auftreten kann. Wir haben Widdergeweihbildung bei verkümmerten und normalen Geschlechtswerkzeugen kennen gelernt — drängt sich da nicht der Gedanke auf: auch wir sind noch lange nicht in des Rätsels Tiefe gedrungen, wenn wir auch einige alte Irrtümer aufgeklärt zu haben glauben, und viele Nüsse bleiben uns noch zu knacken! Ob wir sie jemals so knacken werden, wie mancher denkt? Bei einem mechanischen Werk kann der Druck auf diesen oder jenen Knopf diese oder jene Wirkung auslösen, bei einem Organismus, wie der Tierkörper einer ist, niemals. Hier löst, um bei dem Beispiel zu bleiben, Zeit, Ort und Grad des Druckes ungezählte Beziehungen aus, deren Wirkungen nach Zeit, Ort und Grad den größten Spielraum haben müssen. Es liegt gegenüber der Registrierwut engherziger Pedanten eine wahre Wonne in dem Glauben an die Größe der Natur. „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist."

Als weitere Untergruppe der IV. Hauptgruppe tritt uns hier diejenige Mißbildung entgegen, die wir in den unvereckten, eingefaulten, schwarzen, schwammigen, kolbig verdickten Enden sehen. Es sei hier nur der Mißbildung als solcher, ihrer Veranlassung und mutmaßlichen Ursache gedacht. Das Weitere möge im zweiten Teil dieses Buches bei der „Hege mit der Büchse" Erwähnung finden.

Die sehr bekannte und sehr verschiedenartig beurteilte, häßliche Erscheinung findet in den vorstehenden Bezeichnungen schon eine hinreichende Beschreibung. Die Veranlassung zu ihrem Auftreten liegt wohl in einem zeitlichen Mißverhältnis des Reifezustandes der unteren und oberen Geweihteile. Während nämlich der untere Teil der Stangen schon fertig und zum Fegen reif ist, hat der obere Teil noch die

Neigung fortzuwachsen. Daher kommt es hier nicht rechtzeitig zur Bildung der Endenspitzen. Die Ernährung hört im oberen Teil zwar nicht auf, aber sie wird, ich möchte sagen infolge der Ausreife der unteren Teile, also der Verknöcherung der Knochenhaut daselbst, auf den Erhaltungszustand eingeschränkt. Die Stangen werden gefegt, dabei wird der obere, unreife Teil vom Bast entblößt, er stirbt ab, soweit die Knochenhaut um ihn noch nicht verknöchert ist; die weichen Teile faulen aus, und nur das schwammige Knochengerüst bleibt stehen. Beim Fegen, Schlagen, Wühlen im Erdreich füllen die Zwischenräume des schwammigen Knochengerüstes sich mit Schmutz; das stumpfe Ende erhält dadurch sein schwarzes Aussehen. Je nach dem Grad der Lebensfähigkeit des oberen Stangenteiles finden daselbst infolge des Eindringens von Schmutz, Reiben usw. noch entzündliche Vorgänge statt, die dann zu einer Auftreibung der jüngsten Knochenteile führen. In solchem Fall erscheinen dann die oberen stumpfen Teile noch kolbig verdickt.

Wenn wir uns des auf Seite 38, 39 beschriebenen Geweihes eines am 27. Februar gestreckten ungeraden Sechsers erinnern, dessen Stangen als „eingefault" bezeichnet sind, so finden wir die bemerkenswerte Tatsache, daß die stark im Absterben begriffenen Stangen in der Nähe der unvereckten Enden noch Leben zeigen, während sie weiter unterhalb schon mehr abgestorben sind. Es ist das, wie ich hier bemerken muß, nicht etwa eine Eigentümlichkeit dieser einen Stange allein; sondern ich habe diese auffallende Erscheinung mehr oder minder stark ausgeprägt bei allen von mir untersuchten Stangen mit unreifen Enden gefunden.

Das Mißverhältnis zwischen dem Ausreifen der verschiedenen Geweihteile läßt bei den engen Beziehungen der Geweihbildung zur allgemeinen körperlichen Verfassung wohl nicht mit Unrecht auf allgemeine körperliche Schädlichkeiten als Ursache schließen. Tatsächlich hat man diese Mißbildung vielfach als eine Jugenderscheinung bezeichnet, als Ausdruck der Frühreife sowohl, wie auch des Zurückbleibens in der Entwicklung.

Abbildung 75. Schädel eines an Lungentuberkulose eingegangenen Wapitihirsches. Siehe auch Abb. 76.

Zweifellos finden wir die meisten unreifen Enden bei jugendlichen Geweihen, allein lange nicht ausschließlich. Sie kommen auch bei älteren Hirschen vor, und zwar auffallend häufig nach sehr harten Wintern und bei Hirschen, die zurückgesetzt haben; ferner finden wir derartige Bildungen in auffallender Zahl nach Seuchen, denen der Wildstand ausgesetzt war. Unter diesen Umständen vermag ich mich der Anschauung, als seien diese häßlichen Bildungen lediglich der Ausdruck der Frühreife, und als böten die mit ihr behafteten Hirsche die besten Aussichten für die Zukunft, nicht anzuschließen. Und durch langjährige Beob-

achtungen in einem und demselben Revier werde ich in meiner entgegengesetzten Auffassung noch sehr gestärkt. In der Oberförsterei Darß waren unreife Enden ehedem recht häufig; durch grundsätzlichen Abschuß sind ihre Träger nach und nach beseitigt, in der Annahme, daß die Neigung zu dieser Mißbildung leicht vererblich sei. Tatsächlich sind im Lauf der Zeit die unreifen Enden geschwunden; aber nach einem so anhaltenden und harten Winter, wie es der von 1908 auf 1909 war, zeigt sich die Mißbildung wieder öfter, als sie in anderen Jahren zur Beobachtung kam. Das läßt doch wohl nur den Schluß zu, daß nicht ein Überschuß an Kraft, wie es bei der Frühreife der Fall sein könnte, die Mißbildung verursacht, sondern das Gegenteil.

Abbildung 76. Abwurf eines an Lungentuberkulose erkrankten Wapitihirsches.

In diese Auffassung paßt auch recht wohl die Häufigkeit des Vorkommens bei jüngeren Hirschen; denn diese sind nach der Natur der Dinge schädlichen Einflüssen jeder Art leichter und öfter ausgesetzt als ältere.

Es ist mir wohl bekannt, daß von anderen Weidmännern (v. Eschwege, Seitz), aus ihrer Beobachtung heraus geltend gemacht wird, daß Hirsche, die in ihrer Jugend Geweihe mit unreifen Enden getragen, sich nach einigen Jahren als besonders gute Geweihträger mit blitzend weißen, harten Enden gezeigt hätten. Ich meine, diese Beobachtung beweist nur die Möglichkeit, daß die Neigung zu unreifen Enden überwunden werden kann, daß gute Fütterung, Verbesserung des Geschlechtsverhältnisses und der Äsung ebenso wirken können, wie die durch ein höheres Alter erreichte größere Widerstandsfähigkeit gegen schädliche Einflüsse aller Art. Aber sie beweist nicht, namentlich nicht mit Rücksicht auf meine vorherigen Ausführungen, die angebliche bessere Veranlagung derartiger Hirsche für spätere hervorragende Geweihbildung.

Die letzte Untergruppe mögen diejenigen Mißbildungen darstellen, die infolge von Erkrankungen und allgemeinen Kümmerns auftreten. Diese Einflüsse

machen sich meist in Form mehr oder minder starken Zurücksetzens geltend, bei dem die Endenzahl verringert und die Stangen verkürzt erscheinen. Wie eine Erkrankung, in diesem Fall Lungentuberkulose, auf das Geweih wirken kann, ist aus den Abb. 75 und 76 aus dem Jahrgang 1908 von „Wild und Hund" ersichtlich, die zwar einen Wapitihirsch betreffen, aber immerhin lehrreich sind. Nach dem Bericht von Dr. M. Hilzheimer hat der Sektionsbefund hochgradige Tuberkulose ergeben, deren Anfänge sich schon in der Mißbildung von Aug- und Eissprossen der vorjährigen Abwürfe, Abb. 76, zeigen.

Abbildung 77. Geweih eines an Kreuzlähme erkrankten Hirsches.

In Abb. 77 sehen wir ein Geweih, das einem an Kreuzlähme leidenden Hirsch gehörte. Es ist im Jahre 1890 vom Grafen F. v. Westerholt-Gysenberg zu Westerholt in Westfalen erbeutet. Über die Kreuzlähme selbst wird noch bei den Krankheiten die Rede sein.

Kümmern als Folgeerscheinung von Äsungsmangel, von Erkrankung, von inneren Schmarotzern und wegen hohen Alters bringt regelmäßig ein Zurücksetzen des Geweihes mit sich. Der einst so stolze Vierzehnender erscheint als Zehnender, gar als Sechser oder Spießer. Nur die Stärke der Rosen und unteren Stangenteile erinnert noch an die einstige Pracht, die Stangenenden erscheinen stark abfallend, nur angedeutet, die Sprossen verkürzt und unansehnlich. So bringt auch der König der Wälder der Mutter Natur sich und sein stolzes Haupt zum Opfer dar.

Eigenschaften und Lebensweise.

Vor allem übrigen Wild ist das Rotwild mit hervorragend feinen Sinneswerkzeugen ausgestattet. Es eräugt auf weite Entfernungen jegliche Veränderung in seiner Umgebung, vernimmt das leiseste Knacken eines zertretenen Ästchens, windet auf mehrere hundert Schritt jeglichen Feind und weiß mit bewundernswerter Überlegung die erhaltenen Eindrücke zu deuten. Wird es pfleglich und sorgsam behandelt, so zeigt es Vertrautheit; dort jedoch, wo es rücksichtslos bejagt und beschossen wird, legt es eine Vorsicht an den Tag, die manchem Schießer ärgerliche Tage und Wochen bereitet hat.

Ich halte es für notwendig, an dieser Stelle auf einen Irrtum des berühmten Forschers Brehm hinzuweisen: Er zeichnet in seinem „Tierleben" von dem Rotwild ein so unfreundliches Bild, daß ich mich des Gedankens nicht erwehren kann, er habe seine Kenntnis von den inneren Eigenschaften dieses Wildes mehr dem Tiergarten als der freien Wildbahn abgelauscht. Für Wild, das im engen Zwinger den Roheiten und Quälereien der Großstadtjugend preisgegeben ist, mag seine Beschreibung zutreffend sein, nicht aber für das Wild des freien Waldes, das nur im großen Rahmen seiner natürlichen Umgebung richtig aufgefaßt und beurteilt wird. Man lege den guten, treuen und sanftmütigen Hund an die Kette, ärgere und necke ihn — in kurzer Zeit wird aus dem harmlosen Begleiter und Freunde des Menschen ein bissiges, tückisches Geschöpf. Dieselbe Wandlung erfährt der

König des Waldes, wenn er des Waldes Freiheit mit der Knechtschaft des Zwingers vertauschen muß. Brehm bezeichnet das Rotwild als sehr ängstlich und scheu, nicht aber als klug und verständig. Das Gegenteil ist der Fall; das Wild ist vorsichtig, scheu nur dort, wo rücksichtslose Verfolgung oder unverständige Jagdausübung es belehrt haben, daß jegliches auffallende Geräusch, jeder fremde Ton die Vorboten einer Bedrohung sind; es ist im hohen Grade klug und überlegend. Es genügt nicht, daß man das Wild nur aus gelegentlicher Berührung bei Waldbesuchen und Jagden kennt; will man seine Eigenschaften ergründen, so muß man mit dem Wilde leben, es in allen Lagen und unter allen Verhältnissen beobachten. Hätte Brehm hierzu die Gelegenheit und Zeit gehabt, sein Urteil würde anders gelautet haben.

Wäre das Wild scheu, so würde es beim ersten Anblick eines Menschen, in dem es ja seinen gefährlichsten Feind erkennen muß, kopflos flüchtig werden und so schnell wie möglich die weiteste Entfernung zwischen sich und seinen Feind zu legen suchen. Das trifft aber gar nicht zu. Nehmen wir an, daß wir uns an ein sich äsendes Rudel bis auf hundert Schritt herangepürscht und auf den Erdboden niedergedrückt haben. Der Wind ist gut; aber leider sind die Mücken lästig. Eine unvorsichtige Bewegung wird von dem Leittier eräugt; nun verhalten wir uns bewegungslos still. Das Tier weiß nicht, was es aus uns machen soll; mit hoch erhobenem Kopf und vorgestreckten Gehören äugt es unverwandt zu uns herüber; es wechselt näher auf uns zu, stampft mit dem Vorderlauf, steht wieder, lange, lange, uns fest im Auge behaltend; es kommt nach und nach näher und näher, bis es uns als Menschen erkannt hat. Dann erst wird es flüchtig, mit ihm das ganze Rudel; aber nach einiger Zeit verhofft es, äugt zurück, und schließlich trollt es ab. Kann man solches Benehmen als scheu bezeichnen? Ist das nicht ruhige, verständige Vorsicht? Das bildet jedoch nicht die Ausnahme, es ist das regelmäßige Verhalten.

Ein weiteres Beispiel:

In einem Revier ist bisher die Jagd nur mittelst der Pürsche und des Anstandes ausgeübt. Nun sollen einige Drückjagden abgehalten, es soll geriegelt werden. Einige Schützen stellen sich vor; ein Jäger geht die Dickung durch; kaum ist er das erste Mal losgegangen, da trollt auch das Wild schon vor die Schützen und erhält Feuer. Das zweite Mal wird es auch noch ziemlich leicht aus der Dickung herausgebracht. Nun aber wird es schwieriger; der durchgehende Jäger klagt, daß er das Wild zwar immer gehört habe, daß es aber nicht vorzubringen sei. Nehmen wir an, es läge Schnee und verfolgen wir nun in der Dickung den Wechsel, den das Wild genommen hat. Es ist dem Jäger immer nur gerade ausgewichen, einmal auch dem Rand der Dickung näher gekommen — dort hat es gestanden, ohne jedoch die Dickung zu verlassen, hat den vorstehenden Schützen gewindet, ist dann wieder zurückgetreten, und schließlich „nicht herauszubringen gewesen". Ist das ungeschickte Verwertung von Erfahrungen, wie Brehm glaubt? Ich möchte es als kluge Überlegung bezeichnen.

Freilich, wer nur gelegentlich solche Jagden mitmacht und auf dem gleichen Posten, wie das vorige Mal, wieder zu Schuß kommt, der kann vielleicht von un-

geschickter Verwertung von Erfahrungen sprechen; aber weiß er denn, ob es das erste und das zweite Mal dasselbe Wild gewesen ist? Wer aber sein Revier und sein Wild kennt, wer selbst in der Dickung sich mit dem Wild plagt, das ihn und seine Absicht längst durchschaut hat, der wird eher wissen, an welcher Eigenschaft diesmal der Erfolg scheitert.

In welchem Maß das Wild es versteht, sich neuen Verhältnissen anzupassen und diesen entsprechend das Richtige zu tun, dafür mögen die folgenden beiden Erlebnisse Zeugnis ablegen.

Im November des Jahres 1892 erhielt ich gegen Abend von dem Förster K. zu N. P. die Meldung, daß in einer neuerdings eingegatterten Kulturfläche von 7 Morgen Größe, im Jagen 207 der Oberförsterei Darß, sich ein einzelnes Stück Kahlwild befände, daß trotz aller Mühe nicht herauszubringen sei. Es handelte sich um eine Fläche, die von Kiefern- und Erlenvorwüchsen geräumt wurde. Als ich, — es dämmerte bereits — dort eintraf, war die Räumung der Fläche ungefähr beendet, so daß die ganze Kultur bis auf ein kleines Röhricht von etwa 10 m Breite und Länge übersehen werden konnte, und nur hin und wieder noch einige Kusseln und trockene Grasbülten dem Stück Deckung boten. Die Arbeiter waren bereits entlassen; ich ließ die Fläche durchgehen, aber vergeblich. Am folgenden Morgen war ich zeitig wieder zur Stelle; meine erste Frage galt dem Stück Wild. Es war nicht mehr gesehen worden. Nun erschien es mir bei der Stärke und Dichtigkeit des durchaus wehrhaften Gatters unmöglich, daß das Wild sich durchzwängen könnte; die Tore waren am Abend auf meine Anweisung geschlossen, weil das Tier am Geäse, infolge der vielen vergeblichen Versuche das Gatter zu durchbrechen, stark schweißte und daher erlegt werden sollte. Ich ließ die aus 14 Personen bestehende Arbeiterschar die kleine Fläche dreimal hintereinander in geschlossener Linie durchgehen. Es zeigte sich kein Stück Wild. Nun blieb keine weitere Annahme, als daß das Tier noch in dem erwähnten Röhricht steckte, das bisher, weil es teilweise tiefe Stellen hatte, nicht mit durchgetrieben war. In diesen Tümpel schickte ich drei von den Leuten hinein; sofort erschien ein altes Tier, das auf einem trockenen Bülten in dem Röhricht gesessen hatte und einen der Treiber so nah an sich hatte kommen lassen, daß der Mann es mit dem Stock geschlagen hatte, auf der Bildfläche und wurde nun gestreckt. Es war ganz gesund und nur an einer Lefze unbedeutend verletzt.

Im Sommer 1896 erhielt ich die Meldung, daß im Jagen 122 der Oberförsterei Darß in einem etwa 700 m langen, aber kaum 80 m breiten, eingegatterten Streifen ein Alttier mit einem Kalb stände. In dem Gatter befand sich viel und dichtes Rohr, außerdem eine Kultur, an deren Gelingen mir viel gelegen war. Ich ließ daher auf etwa 150 Schritt Länge das Gatter niederlegen, um die beiden ungeladenen Gäste herauszudrücken. Inzwischen wurde in dem Gatter von etwa 20 Frauen und Mädchen den ganzen Tag über das die jungen Pflanzen verdämmende Gras geschnitten; am Abend wurde das Gatter wieder geschlossen, weil mit aller Wahrscheinlichkeit anzunehmen war, daß das Wild nunmehr herausgewechselt sein mußte; ein sicheres Abspüren erlaubten die Bodenverhältnisse nicht. Gegen den Herbst hin mußte ich mich jedoch überzeugen, daß ein Alttier und ein

Kalb noch immer in dem Gatter standen. Es wurde nun zu verschiedenen Zeiten das ganze Gatter mit zwei Vorstehhunden viermal sorgfältig abgesucht; aber es wurde kein Stück Wild rege gemacht; auch wurden die sonst auf frischer Fährte Laut gebenden Hunde kein einziges Mal laut. Freilich konnten die Hunde nicht ohne zu schwimmen alle Teile des Röhrichts erreichen. Nunmehr wurde der Versuch gemacht, in der ersten Morgenfrühe, wenn noch die ganz frischen Fährten von der Nacht standen, das Wild vor das Rohr zu bringen; und dieser Versuch gelang. Die Hunde fanden es, und die Sache hatte für dieses Mal ein Ende. Ich hatte bei den vier ersten vergeblichen Jagden jedesmal die Ansicht ausgesprochen, das Wild könne nicht innerhalb des Gatters stehen, es müßte herein und wieder hinaus wechseln; ich habe mich aber überzeugen müssen, daß es immer darin gestanden hat, da das Gatter an allen Stellen in tadellosem Zustand war, und ein wiederholtes Ein- und Auswechseln, auch bei den noch so schwierigen Spürverhältnissen, unbedingt hätte erkennbar werden müssen.

Sprechen diese beiden Fälle nicht für eine große Klugheit und Überlegung des Wildes, das in beiden Fällen, seiner sonstigen Art zuwider, das einzige Verfahren einschlug, das Aussicht auf Rettung bot?

Im allgemeinen ist das Rotwild sanft und gutmütig, das schließt gelegentlichen Äsungsneid und Ausfechten kleiner Meinungsverschiedenheiten mit den Vorderläufen, auf den hinteren aufgerichtet, nicht aus. In der Brunftzeit wird der Hirsch herausfordernd, trotzig und bekämpft seinen Nebenbuhler auf Tod und Leben. Jüngere Stücke, Kälber, Schmaltiere und Spießer sind sehr zum Spielen aufgelegt; auch geringe Hirsche machen unter einander manchen scherzhaften Gang mit den Waffen; in der Brunftzeit aber auch manchen ebenso ernsten. Gelegentlich wird über Beweise treuen Zusammenhaltens, ja sogar gegenseitigen Schutzes des Wildes berichtet, was ja bei einem gesellig lebenden Tier nicht wundern kann. So in A. Hugos Jagdzeitung 1886 von einem Alttier, das einen angeschweißten geringen Hirsch gegen den Schweißhund mit Erfolg verteidigte, bis der Fangschuß fiel. Ferner von einem Alttier, das mit einem anderen geringen Hirsch zusammenstand; als dieser die Kugel erhalten hatte und nach 150 Schritt sich niedertat und verendete, blieb das Tier bei ihm stehen und leckte die Wunden, bis die Treiber herankamen und es forttrieben. Auch dann noch folgte es dem fortgetragenen Hirsch eine ganze Weile. In beiden Fällen soll das Tier gegen Hund und Treiber brummende Töne ausgestoßen haben.

Kehren wir noch einmal zum Spielen zurück:

Auf einem stillen Schleichwege, der durch eine Reihe Fichten seitlich gegen einen Kiefernstangenort gedeckt war, und vor einem lichten Erlen- und Birkenbruch mit einer Fichtengruppe endigte, kam ich eines Abends im September leise und mit gutem Wind in die Nähe einer Suhle, um einen einstangigen Spießer zu schießen, der mir schon manche Nuß zu knacken aufgegeben hatte. Mehrfach hörte ich Wild flüchtig werden, aber auch wieder näher kommen, und benutzte eine Lücke in den Fichten, um in das erwähnte, sehr übersichtliche Bruch Ausschau zu halten. Es war ein herzerfreuendes Bild, das sich mir bot: In der Suhle saß ein Alttier, das sich behaglich einschlämmte und die verzweifeltsten Versuche machte, sein Kälbchen

gleichfalls in die Suhle zu locken. Einen Vorderlauf vorgestreckt, den klugen Kopf hoch, äugte es das Kalb an, das in neckischer Haltung, mit vorgestrecktem Halse vor ihm stand aber keine Lust zum Suhlen verriet; ein Schmaltier und ein Spießer standen daneben; die drei jüngeren waren augenscheinlich alle Kinder einer Mutter. Plötzlich zieht das Alttier den vorgestreckten Lauf zurück und wirft sich klatschend auf die Seite, daß der Schlamm hoch aufspritzt. Wie der Wirbelwind setzt sich das Kalb in Bewegung, Schmaltier und Spießer hinterdrein, als ob sie „Haschen" spielten; kreuz und quer durch das Bruch geht die Jagd, bis die drei mit lebhaft arbeitenden Nüstern wieder vor der Suhle stehen. Nun erhebt sich das Alttier, schüttelt sich, tritt aus der Suhle heraus, schüttelt sich nochmals und tritt ganz nah an das Kalb heran, drückt es mit dem Kopf und dem Windfang sanft schiebend nach der Suhle zu; aber bevor dieses hineintritt, macht es eine weite Flucht, die andern samt dem Alttier hinterdrein — ich fürchtete schon, ich hätte sie gestört, denn ich stand kaum 40 Schritt von der Suhle entfernt; aber nein, da kommen sie zurück, das Alttier voran; mit den Vorderläufen tritt es in die Suhle, äugt lebhaft hinter sich nach dem Kalb, tut sich nieder, legt sich auf die Seite, hebt den Kopf wieder hoch und äugt das Kalb an; dieses steht in derselben Haltung vor dem Alttier wie vorhin, wird plötzlich wieder flüchtig, Schmaltier und Spießer hinterdrein; und schließlich stehen sie alle drei wieder vor der Suhle. So geht das muntere Spiel seinen Gang; es wird dunkel darüber; die Mücken zerstechen mich nach Herzenslust, d. h. nach ihrer, und ich kann mich nicht eher trennen, bis tiefe Dämmerung dieses friedliche Bild meinen Blicken entzieht.

Gefangenes Wild läßt sich leicht zähmen; doch werden namentlich die Hirsche bald bösartig und dann für ihre Umgebung gefährlich.

Die Stimme ist verschiedenartig, je nach dem Geschlecht und nach der Veranlassung des Tones.

Der Brunfthirsch schreit, röhrt, orgelt, trenzt, knört; das Tier schreckt, mahnt; das Kalb klagt. Das Schreien des Hirsches beschränkt sich auf die Brunftzeit; vereinzelt ist es außer dieser Zeit beobachtet; es hat dann aber gewöhnlich denselben Grund wie in der Brunftzeit, indem der Geschlechtstrieb des Hirsches durch ein außer der Zeit brunftiges Tier erregt wird.

Das Nähere über diese Töne wird am besten im Zusammenhang mit der Brunft behandelt; ich übergehe es daher an dieser Stelle.

Das Schrecken oder sich melden ist ein kurz hervorgestoßener Laut, der sich in Schriftzeichen schlecht wiedergeben läßt; er liegt in der Klangfarbe zwischen o und a und wird durch heftiges, kurzes Ausstoßen der Luft hervorgebracht. Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Buches habe ich mehrfach Gelegenheit gehabt den Vorgang aus nächster Nähe festzustellen. Das Schrecken ist eine Lautäußerung, die das Wild dann von sich gibt, wenn es über einen es beunruhigenden Vorgang in Unsicherheit ist; ist es sich darüber klar geworden, so hört es in der Regel auf zu schrecken. Wenn ich vorhin sagte: das Tier schreckt, so ist das nicht ausschließlich für dieses zu verstehen; es schrecken auch zuweilen Hirsche, jedoch seltener und mit tieferem Ton; meistens geben diesen Laut die alten Tiere von sich. Dabei scheint das Beispiel von Bedeutung zu sein; denn es gibt

Reviere, in denen das Wild leicht und bei jeder Gelegenheit schreckt, während es in anderen fast niemals laut wird. Auch angeschweißte Stücke sind wiederholt schreckend beobachtet worden.

Das Mahnen der Tiere ist ein Warnungsruf für die Kälber, ein Angstruf, auch ein Lockton. Es läßt sich schriftlich nicht wiedergeben; wird aber leicht dadurch nachgeahmt, daß man bei geschlossenem Mund und mit der Hand zugehaltener Nase Luft in die letztere zu stoßen versucht, und dadurch einen kurzen, nasalen Laut hervorbringt, der, wenn gleichzeitig die Nase mit der Hand seitwärts hin und her bewegt wird, treffend das Mahnen wiedergibt. Mit diesem Laut warnt das Tier das Kalb, lockt es zu sich; ihn stößt es auch zuweilen aus, wenn es in der Brunft vom Hirsch stark getrieben wird. Auch die Kälber und Schmaltiere geben ihn von sich; erstere, wenn sie die Mutter suchen, letztere gleichfalls in der Brunft. In jedem Fall hat jedoch das Mahnen je nach dem veranlassenden Grund eine leichte, dem geübten Ohr sehr wohl erkennbare Verschiedenheit in der Klangfarbe.

Das Klagen ist ein hauptsächlich den Kälbern eigener Ton, den diese von sich geben, wenn sie vom Menschen oder Hund ergriffen werden. Ältere Stücke klagen nur selten, und dann meistens, wenn sie, infolge sehr schwerer Knochenverletzung in den Zustand völliger Hilflosigkeit geraten, den Jäger oder Hund nahen sehen. Der Ton selbst hat Ähnlichkeit mit dem Stöhnen eines Rindviehkalbes, das beim Schlachten gewaltsam festgehalten wird.

Die Bewegungen des Rotwildes sind in jeder Gangart voll Kraft, Anmut und Würde. Über die Bewegung im Schritt ist nicht viel mehr zu sagen; dagegen fordert schon das Trollen (Traben) die Bewunderung des Beobachters heraus; mir ist kein Tier bekannt, dessen Glieder in dieser Gangart auch nur annähernd das leichte, unnachahmliche Federn der sehnigen, schlanken Läufe zeigen, wie diejenigen des Rotwildes. Wird das Wild flüchtig, so nimmt es spielend die größten Hindernisse; es überfällt Gräben und Zäune von bedeutender Breite und Höhe, anscheinend ohne besondere Kraftanstrengung. Die Schnellkraft ist ganz besonders hervorragend. Ich habe bei Gelegenheit einer Hofjagd einen mit vielem Wild in engen Kammern eingestellten Hirsch von 10 Enden ohne nennenswerten Anlauf dreimal hintereinander das über drei Meter hohe Tuch überfallen sehen. Leider war es jedesmal ein Innentuch, sodaß der Brave zum allgemeinen Bedauern der Jägerei die Freiheit nicht gewann.

Daß das Rotwild eine große Vorliebe für das Wasser hat, ist bekannt; es zeigt große Sicherheit und Ausdauer im Schwimmen; und daß Hirsche Flüsse, Seen und sogar Meeresarme durchrinnen, ist keine Seltenheit. In bruchigen Revieren steht es zu vielen Zeiten im Jahre gern tief in den Brüchern, weil es dort Ruhe vor Insekten und Menschen, sowie Kühlung findet.

Eine Eigentümlichkeit bildet die Neigung für die Suhle; das heißt, das Bedürfnis, sich im schlammigen Morast über und über zu wälzen. Diese Neigung geht soweit, daß das Wild im Winter mit Gewalt die Eisdecke durchbricht, um sich suhlen zu können. Am meisten suhlen sich die Hirsche, und zwar im heißen Sommer, bevor sie auf das Feld treten und bevor sie sich, wieder zu Holze gezogen, nieder-

tun. Während der Brunftzeit erreicht das Bedürfnis nach der Suhle seinen Höhepunkt; ein Platzhirsch nimmt dann beinahe stündlich die Suhle an. Im Gegensatz zu den Sauen reibt sich das Wild aber nach dem Suhlen nur selten an den in der Umgebung stehenden Stämmen, sondern es schüttelt in der Regel nur den Schlamm von sich. Mancher Hirsch wird von minder kundigen Jägern als schwarz angesprochen, der genau so rot ist wie die andern, und der nur kurz vorher die Suhle angenommen hatte. Mit dem Suhlen erreicht das Wild einen doppelten Zweck: einmal den der Abkühlung; dann gibt ihm die verbleibende Schlammkruste einen guten Schutz gegen die lästigen Fliegen, Mücken und sonstigen Schmarotzer.

Bei dieser Gelegenheit ist auch die Sandsuhle zu erwähnen. Wenn dem Wild im tauigen Grase die Läufe bis obenhin naß geworden sind, so tut es sich gern im trocknen, reinen Sand nieder, um sich durch Wälzen und reibende Bewegungen zu trocknen. Auch für diese Art der Suhle haben die Hirsche eine größere Vorliebe als das Mutterwild. Wie die Schlammsuhlen bilden auch die Sandsuhlen dauernde Stellen, die vom Wild immer wieder aufgesucht werden. Nach der Fegezeit durchwühlen die Hirsche solche Plätze auch mit dem Geweih, dessen Enden hierdurch einen sehr glatten, weißen Schliff erhalten. Sie reißen dabei die feineren Baumwurzeln an die Oberfläche und geben der Stelle ein so zerwühltes und wüstes Aussehen, daß der Unkundige vergebens nach der Ursache dieser Erscheinung fragt. In Revieren mit lehmigem und tonigem Boden werden solche sandigen Suhlen fast von allen dort stehenden Hirschen angenommen, und fallen daher mehr ins Auge als in sandigen Revieren, wo sie sich mehr verteilen und die einzelne naturgemäß weniger fleißig aufgesucht wird.

Die älteren Schriftsteller sprechen weit mehr von der Wehrhaftigkeit unseres Wildes, als wie dieses in neuerer Zeit geschieht, und doch sollte jeder, der mit einem angeschweißten Hirsch in nächste Berührung kommt, mit dieser Eigenschaft rechnen. Denn der Hirsch, wie auch das Kahlwild, ist tapfer und geht unter Umständen dem Angreifer zu Leibe. Wie gefährlich der Hirsch mit seinem Geweih werden kann, davon berichten gelegentlich die Jagdzeitschriften. Wiederholt sind Treiber von angeschweißten Hirschen zu Tode geforkelt, und ein Schlag des Alttieres mit dem Vorderlauf hat schon Arme zerbrochen. Ja, ich habe wiederholt erlebt, daß weidwund geschossene Kälber, vom Hund gestellt, mich trotzig und tapfer mit knirschenden Zähnen und gekrauster Lefze bis auf wenige Schritt herankommen ließen.

Das Rotwild lebt gesellig, in Rudeln, die auf verschiedene Art zusammengesetzt werden. Es gibt Rudel, die aus lauter Kahlwild bestehen; es gibt solche, in denen Kahlwild mit Spießern und geringen Hirschen zusammensteht. Angehend jagdbare Hirsche bilden häufig Rudel für sich allein; ganz alte Hirsche stehen entweder allein oder mit nur wenigen ihresgleichen zusammen. Es steht auch manchmal bei einem Rudel von Hirschen ein einzelnes Stück Mutterwild, das dann stets den Trupp führt, ebenso wie gemischte Rudel immer von einem Stück Mutterwild geführt werden. Das führende Tier heißt Leittier, auch Kopftier; es ist in gemischten Rudeln niemals ein geltes Stück. In einem Trupp angehend jagdbarer Hirsche führt häufig der stärkste Hirsch; in einem Rudel wirklich starker Hirsche findet gerade das Gegenteil statt; der Beste ist hier immer der Letzte.

Das Leittier zeigt in der Führung des Rudels eine Vorsicht und Überlegung, die wahrhaft bewundernswert ist; es ist für das Wohl des ganzen Trupps unersetzlich und wird daher auch in gut verwalteten Jagdrevieren mit unbedingtem Schutz umgeben. Das ganze Rudel folgt ihm blindlings; sollte auch das eine oder andere Stück Argwohn geschöpft haben — wenn es das Leittier nicht mit Erfolg hat warnen können, so folgt es diesem, wohin es voranzieht.

Abbildung 78. Achtzehnender aus Ungarn; erlegt vom Fürsten zu Schaumburg-Lippe 1899 in Dárda.

Daß das Edelwild polygam ist, brauche ich dem Leser nicht erst zu sagen.

Nur wenn die Brunftzeit naht, machen sich in der sonst dem Wild mit allen gesellig lebenden Tierarten eigenen Verträglichkeit Störungen geltend. Freilich hat diese Verträglichkeit auch außer dieser Zeit gewisse Grenzen, die namentlich hinsichtlich des Äsungsneides auftreten. Von letzterem ist das Rotwild durchaus nicht frei; das stärkere Stück verdrängt das geringere von jedem vermeintlich besseren Bissen; hierbei gibt es manchmal einen Schneller mit dem Vorderlauf, der nicht sanft ist. Im allgemeinen ist jedoch der Augenblick, in dem das stärkere Stück die Gehöre nach hinten anlegt und die Oberlefze kraus zieht, für jedes geringere schon entscheidend zum Weichen. Bei den Hirschen macht der Schneider oder Spießer sofort eine weite Flucht, wenn der Stärkere ihm in erreichbare Nähe rückt; er kennt die Wirkung einer Erinnerung mit dem Geweih und wartet sie nicht ab. Gleich starke Hirsche leben außer der Brunftzeit jedoch friedlich in nächster Nähe nebeneinander.

Die Zusammensetzung der Rudel wechselt nach den Jahreszeiten, auch nach zufälligen Veranlassungen. Es trennt sich vorübergehend ein Rudel in zwei oder mehrere Teile, wie sich mehrere Trupps auch zu einem vereinigen.

Soweit das Wild auch innerhalb eines Revieres Standwild ist, so wechselt es seinen Stand doch nach der Jahreszeit und den Äsungsverhältnissen. Die Hirsche sind in dieser Hinsicht ruheloser als das Kahlwild; sie wechseln unter Um-

ständen, namentlich zur Brunftzeit, selbst in weit entlegene Reviere, und kehren dann auch wieder zu ihrem alten Stand zurück — manchmal indessen zum großen Leidwesen des sorglichen Hegers auch nicht; denn gar manchen ereilt auf diesen Wanderungen das tödliche Blei. Jedoch möge man nicht glauben, daß die Hirsche, wie man es hin und wieder lesen kann, ganz regelmäßig, etwa wie die Handwerksburschen in früherer Zeit, auf Wanderschaft ziehen. Das Wandern ist immer die Ausnahme, die durch ungünstige Äsungsverhältnisse, Unruhe im Revier, wildernde Hunde und Mangel an Kahlwild in der Brunftzeit veranlaßt wird. Daß dabei ein einzelner Hirsch auch einmal recht weit fortwechselt, das kann ohne weiteres zugegeben werden. Dabei bleibt man aber immer noch recht weit von den sagenhaften uralten, regelmäßigen Wanderstraßen entfernt.

Ich kann natürlich nicht über die Beobachtungen urteilen, die andere vielleicht gemacht haben. Aber wenn beispielsweise auf die Schorfheide und den dorthin gerichteten Wechsel der mecklenburgischen Hirsche hingewiesen wird, so glaube ich auch ein wenig mitsprechen zu können. Mir sind aus meinen jungen Jahren die Verhältnisse dieser Heide recht gut bekannt. Eine Eingatterung gab es damals, in den 1870er Jahren, noch nicht, es hätten also — und man hätte sie gewiß gern aufgenommen — die starken mecklenburgischen Recken ungehindert einwechseln können, aber sie kamen nicht. Natürlich gab es auch damals Leute, die ihre Feisthirsche nicht kannten, und die dann zur Brunftzeit von ihren eigenen Hirschen als von zugewanderten fabulierten. Man glaubte auch, was man erzählte — aber wahr war es darum doch nicht. Die Hirsche der Schorfheide wechselten freilich auch gelegentlich in die nahen uckermärkischen und neustrelitzschen Reviere und von da zurück; ebenso wie dortige Hirsche gelegentlich in die Schorfheide ein- und wieder auswechselten — aber das ist doch etwas ganz anderes als ein systematisches Wandern in der Brunftzeit.

Nicht die einwandernden, angeblich kapitalen Hirsche aus dem weiteren Norden, sondern lediglich eine bessere Behandlung des Wildstandes, der eigenen Hirsche hat die Schorfheidehirsche in die Höhe gebracht. Und zwar war es zunächst der so vielen jungen und nun schon alten Grünröcken bekannte Forstmeister Witte, der „alte Witte", der mit dem Abschießen der stärksten Stücke brach, der — die Heide war Hofjagdrevier und stark mit Wild überstellt — auch seine schon besseren Hirsche mit Kraftfutter fütterte. Dabei wurde er auf das eifrigste unterstützt von dem alten Hegemeister Klose in Tremmersee. Die beiden alten Weidmänner wußten ganz genau, woher die starken Hirsche zur Brunftzeit kamen — sie kannten eben ihre Feisthirsche!

Es war des alten Witte ganzer Stolz, wenn er die eine Wand mit den Geweihen aus seinen ersten Jahren zeigen und dann die andere mit denen aus späterer Zeit, aus seiner Hegezeit, vorführen konnte. Wie manchmal hat er über die angeblichen Wanderhirsche gespottet!

In demselben Sinne äußert sich nach einer Mitteilung von Dr. Müller-Liebenwalde in den Monatsheften des A. D. Jagdschutzvereins (1905) Forstmeister v. Hövel in Grimnitz: „In den 26 Jahren meines Hierseins ist nicht ein einziger Hirsch geschossen worden, der nicht aus der Schorfheide selber stammt; und die gleiche Beobachtung hat auch mein Kollege Witte vom Jahre 1869 an gemacht,

so daß damit wohl der Beweis erbracht sein dürfte, daß ein Zuzug von Hirschen zur Brunft niemals stattgefunden hat. Ausgebildet hat sich jene Legende, weil früher die Herren Jäger ihre Hirsche nicht kannten, weil jeder dem andern die alte Geschichte, ohne sie zu prüfen, nachschwatzte und weil ein großer Teil der Hirsche, besonders der älteren, nach guten Äsungsplätzen auswechselte und erst nach der Erntezeit oder während derselben nach hier zurückkehrte. Also nicht die anliegenden Reviere haben der Schorfheide kapitale Hirsche geliefert, sondern umgekehrt; denn nach vollzogener Eingatterung hat der Auswechsel aufgehört und damit auch das Auftreten starker Hirsche in der Nachbarschaft."

Später habe ich selbst Gelegenheit gehabt, die Fabel auf ihre Haltlosigkeit prüfen zu können. Als ich vor fast zwanzig Jahren die Oberförsterei Darß übernahm, fand ich eine Unzahl Kahlwild, nur einige wenige Hirsche. In der Umgebung, allerdings durch die flachen Küstengewässer getrennt, liegen wildreiche Reviere mit altberühmten, starken Hirschen. Nun hätte man — das Wasser ist dem Rotwild gar kein Hindernis — erwarten können, und ich habe sehnsüchtig darauf gewartet, daß zu diesen zahlreichen Kahlwildmassen zur Brunftzeit starke Hirsche aus der Nachbarschaft zuwandern würden. Aber das Warten war völlig vergeblich; die Hirsche blieben aus. Erst als ich selbst bessere Hirsche herangezogen hatte, fanden sich solche auch auf den Brunftplätzen ein. Die kannte ich aber schon aus der Feistzeit als eingeborene. Nichtsdestoweniger gab es aber zu Anfang den einen oder anderen Förster, der sehr lebhaft und wichtig von den zuwandernden Hirschen zu erzählen wußte. Als ich einem solchen dann eines Frühmorgens in Rieth und Rohr Ende August einige starke Geweihe zeigte, da glaubte er zuerst noch nicht an seine eigenen Hirsche, sondern sagte ganz verdutzt: „Ei der Tausend, sind die jetzt schon da?" Er schwur eben immer noch auf das Wandern. Schon lange Jahre deckt ihn der grüne Rasen — wie würde ihm bei seiner großen Passion heute das Herz im Leibe lachen, wenn er seine nunmehr zahlreicher gewordenen starken Feisthirsche einmal sehen könnte.

Die Heimlichkeit starker Hirsche in der Feistzeit und ihre ganz unglaubliche Faulheit sind in vielen Fällen der Grund für die Annahme, sie wanderten zur Brunftzeit, wenn Leben und Bewegung in sie kommt, von außen zu. Daß das trotzdem hin und wieder geschieht, das soll natürlich nicht bezweifelt werden.

Über denselben Gegenstand hat Oberförster Seitz sich im 1903er Jahrgang von „Wild und Hund" unter der Überschrift: Woher stammt der Hirsch? näher ausgelassen. Er kommt zu demselben Schluß wie ich; auch er glaubt nicht an die „Wanderungen".

Dazu möchte ich noch auf die auf Seite 15 dieses Buches gebrachte Mitteilung des Hofjägermeisters Freiherrn v. Brandis über weißes Edelwild hinweisen. Bei weißen Hirschen hätte sich doch weites Wandern besonders leicht beobachten lassen. Aber das weiße Edelwild war von 1836—66 „auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet konzentriert."

Hätten aber die weißen Hirsche, wie man es ihren roten Brüdern so gern nachsagt, „weite Wanderungen" unternommen, so hätte die weiße Spielart sich immer weiter ausbreiten müssen.

In ruhigen Revieren ist das Wild am Tage ebenso rege, wie es in unruhigen durch die Verhältnisse zum Nachttier geworden ist; von Natur ist es weder ein ausschließliches Tag- noch ein Nachttier; sondern es äst sich, wiederkäut und ruht in kürzeren Zeiträumen, als Tag und Nacht darstellen. Während der heißen Sommerzeit ist es an windstillen Tagen auf den Blößen nur während der Dämmerung und der Nacht vor dem Ungeziefer sicher; es bleibt daher gern, solange es hell ist, in Dickungen und Brüchern stehen. Im Winter findet es häufig während der Mittagszeit, nachdem die Sonne den gefrorenen Schnee locker gemacht hat, die günstigste Gelegenheit zur Äsung — dann ist es selbst in sonst unruhigen Revieren zu dieser Zeit rege.

Wie sich das Leben des Wildes nach den Jahreszeiten näher gestaltet, soll später noch geschildert werden. Wenden wir uns zunächst zu der Frage, wie alt das Rotwild wird.

Welches Alter es erreichen würde, wenn nicht in der Regel eine gewaltsame Abkürzung seiner Lebensdauer stattfände, ist eine Frage, deren richtige Beantwortung für die Behandlung der Wildstände von einschneidender Bedeutung ist.

Die gegenwärtige Jägerei billigt großenteils dem Wild kein hohes natürliches Lebensalter zu; unsere Zeit ist zu nervös; sie kann nicht warten. Darum dauert es immer zu lange, bis aus einem geringen Hirsch ein jagdbarer, aus diesem ein Kapitalhirsch wird; und immer zu vorzeitig wird der Finger krumm gemacht. Bevor wir nicht dahin kommen, das Schießen gut veranlagter geringer Hirsche als jagdlich unklug und unverständig zu empfinden, eher werden wir keine starken Hirsche wieder erziehen.

Dazu helfen keine Mixturen und Pulver — das Geheimnis der alten Kapitalgeweihe, der auf uns gekommenen Hauptzierden der starken Recken, vor denen wir in bewunderndem Staunen stehen bleiben, liegt wesentlich im Alter.

Bei der Wichtigkeit, die die Kenntnis von der Lebensdauer des Wildes für einen vernünftig geleiteten Abschuß hat, ist es auffallend, daß Versuche zur Feststellung des Alters in früherer Zeit in großem Maßstabe noch nicht unternommen, wenigstens nicht in die Öffentlichkeit gedrungen sind, zumal unser Wissen über diesen Gegenstand sehr dürftig ist.

Ich lasse nachstehend folgen, was ich darüber in der jagdlichen Literatur habe auffinden können. Döbel schätzt in seiner „Jägerpraktika" die Lebensdauer auf 30 Jahre; Flemming läßt in seinem Werk: „Der vollkommene teutsche Jäger" das Mutterwild 24—30 Jahre, den Hirsch aber das Alter des Eichbaums erreichen, „weil er des Jahres nur einmal die Geilheit brauchet und zu solcher Zeit zornig ist, sonsten aber sehr diaet lebet und seine Natur stets schonet."

Hartig sagt in seinem „Lehrbuch für Jäger", daß Beispiele vorliegen, wie Hirsche im Tiergarten über 30 Jahre alt geworden sind, und meint, daß sie im Freien wohl noch älter werden können.

Dietrich a. d. Winckell gibt die Lebensdauer auf 30—40 Jahre an. R. v. Dombrowski spricht dem Wild in seinem „Edelwild" eine durchschnittliche Lebensdauer von 25—30 Jahren zu. Er führt jedoch einen Fall an, wonach im Park des Grafen Hardegg in Niederösterreich ein Hirsch gehegt wurde, der

verbürgt das hohe Alter von 72 Jahren erreichte und in diesem Lebensjahr, noch kräftig und gut von Leibe, ein Opfer von Raubschützen wurde.

Der „Weidmann" bringt auf Seite 31 des ersten Bandes folgende Mitteilung:

„Im Jahre 1808 ließ Kaiser Napoleon in dem kaiserlichen Forst von Vincennes eine große Parforce-Hirschjagd zu Ehren seiner damaligen Gemahlin, Josephine, veranstalten. Auf dieser Jagd wurde ein ungerad Zweiundzwanzig-Ender aufgesucht und von der Jagdgesellschaft des Hofes verfolgt, bis er in das vorher abgesteckte Gehege hineingetrieben und vom weiten Laufe ermüdet und ermattet in dem hierzu aufgestellten Garne zusammenbrach . . . Unter allgemeinem Jubel und mit den üblichen Beglückwünschungen wurde der hierzu bereit gehaltene, vergoldete Messingreif dem erschöpften Hirsche um den Hals gelötet, der die Inschrift trug, daß die Kaiserin Josephine diesem Hirsche am 8. September 1808 das Leben geschenkt habe."

„Nach dem einstimmigen Urteile der anwesenden, erfahrenen kaiserlichen Forstbeamten war der Hirsch, nach dem Geweihe zu schließen, mindestens 20 Jahre alt . . ."

„Im Jahre 1836 veranstaltete der Letztere (Louis Philipp) im Vincennes-Forste ebenfalls eine Hirschjagd, und bei dieser Gelegenheit wurde ein starker, mächtiger Hirsch mit erstaunlichem Geweih erlegt, der einen verwitterten, ganz schwarz gewordenen Messingreifen um den Hals trug. Als man diesen Ring aber abputzte, kam die oben angegebene Inschrift zum Vorschein, aus der sich die Gewißheit ergab, daß derselbe Hirsch sich schon einmal und bereits im Jahre 1808 in gleicher Kalamität befunden hatte und seinem Alter nach ein Würdiger von 50 Jahren war! — Noch heute wird dieses Messingschild in dem französischen Museum aufbewahrt . . ."

Der „Weidmann" bringt ferner im Band XX, S. 181, einen Bericht über einen vom regierenden Kaiser in den Bückeburger Forsten erlegten, ungeraden Sechzehnender, der vor 16 Jahren aus den ungarischen Revieren des Fürsten zu Bückeburg als Kalb in die dortigen Forsten gebracht wurde. Im Band XXIV von 1893 derselben Zeitschrift teilt Graf von Mirbach-Sorquitten aus seinen ostpreußischen Revieren die Erlegung eines ungeraden Achtzehnenders mit, der „vor 9 Jahren als geringer Zehnender aus dem königl. Wildpark in Potsdam importiert, vor dem Aussetzen gezeichnet . . . worden ist."

Die Geweihe der beiden letzterwähnten Hirsche sind zweifellose Beweise, daß ihre Träger die Höhe ihrer Kraft noch nicht überschritten, vielleicht noch nicht erreicht haben. Das erstere hatte eine Auslage von 145, eine Stangenhöhe von 115 cm; das letztere eine Auslage von 96, eine Stangenhöhe von 83 cm.

Der ersterwähnte Hirsch ging in sein 17. Lebensjahr, für den letzteren darf mit Sicherheit ein Alter von 15 Jahren angenommen werden.

Es kann nach vorstehenden Angaben als zutreffend erachtet werden, daß dem Rotwild ein Lebensalter von mindestens 25—30 Jahren zukommt; das auch nur ein einziges Mal festgestellte bezw. wahrscheinliche Vorkommen der Erreichung des 72. bezw. 50. Lebensjahres läßt jedoch die Vermutung nicht ganz bei Seite schieben, daß die obere Lebensgrenze noch erheblich höher liegt.

In neuerer Zeit hat Oberforstmeister Nehring, wie schon früher bemerkt, den Versuch gemacht, auf Grund einer umfangreichen Zusammenstellung von Gebissen jeden Alters durch vergleichende Studien auch das absolute Lebensalter unseres Wildes zu bestimmen. So hoch ich den Wert dieser Sammlung für die Bestimmung des relativen Alters schätze, so kann ich Nehring doch im Hinblick auf alle andern vorhin angegebenen Daten in der Bestimmung des absoluten Lebensalters aus diesen Zusammenstellungen nicht ohne weiteres recht geben, wenn er lediglich auf die vergleichenden Studien gestützt zu dem Ergebnis kommt: die Erreichung eines Alters von 30 Jahren und darüber sei eine Fabel. Möglicherweise trifft das für das Wild des braunschweigischen Harzes, worauf sich die Untersuchung beschränkt, zu, obgleich auch für dieses Gebiet der Mangel an positiver Kenntnis des Alters der untersuchten Gebisse eine Schwäche des Systems bleibt. Für die Allgemeinheit aber, bei der es zunächst noch unsicher ist, ob die relativen Veränderungen der Gebisse dieselben sind, wie im Untersuchungsgebiet, können die Studien doch sehr wohl zu irrigen Schlüssen führen, so lange die Ergebnisse nicht durch anderweitige, zuverlässige Altersermittelungen kontrolliert und bestätigt sind.

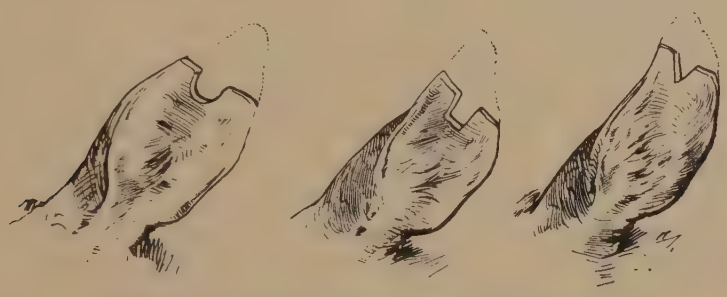


Abbildung 79. Gezeichnete Gehöre für drei verschiedene Jahrgänge.

Aus meiner langjährigen Verwaltung eines und desselben Wildreviers habe ich die Ansicht gewonnen, daß das Wild in der Oberförsterei Darß wohl gut ein Alter von 30 Jahren und darüber erreichen kann. Zu dieser Anschauung hat mich die Beobachtung gebracht, daß die seit nunmehr 19 Jahren erlegten Hirsche alle noch verhältnismäßig hohe Rosenstöcke zeigen, während es doch bekannt ist, daß wirklich alte Hirsche die Stangen sozusagen platt auf dem Schädel tragen. Ich messe bei fünf der stärksten Geweihe 2,3, 2,6, 2,8, 2,9, 3,1 cm Rosenstockhöhe über der Kranznaht. Unter den Trägern dieser Geweihe waren gewiß einige in Nehringschem Sinn alte Hirsche; aber, und das ist von größter Bedeutung, kein einziger hat ein Gebiß gehabt, das demjenigen der Nehringschen alten Gebisse entspricht. Ja, der Hirsch mit einem Rosenstock von 2,3 cm Länge zeigt ein Gebiß, das nach Nehring einem Alter von etwa 10 Lebensjahren entsprechen würde.

Um in dieser Hinsicht Vergleichsmaterial zu gewinnen, möchte ich empfehlen, bei starken Geweihen den Oberkiefer samt der Zahnreihe am Geweih zu belassen — bei geringeren Geweihen sieht der ganze Schädel daran nicht gut aus. — Wenn in dem Schild, auf dem das Geweih befestigt wird, für die Zahnreihen eine entsprechende Vertiefung ausgespart wird, so sieht man gewöhnlich die nicht gerade

schönen Zähne gar nicht; aber falls man vergleichen will, hat man sie am Schädel dran, der ja leicht vom Schild abgeschraubt werden kann.

Die vom Allg. Deutschen Jagdschutzverein in der Durchführung begriffene Wildmarkenkontrolle wird nach Ablauf eines Menschenalters gewiß eine Anzahl wertvoller Ermittelungen über das Lebensalter unseres Wildes erzielen lassen. Ich fürchte aber, daß nur wenige gezeichnete Stücke ein höheres Alter erreichen, weil sie zu frühzeitig abgeschossen werden. Trifft das zu, dann würde der Hauptzweck, die Ermittelung des Lebensalters, nur in sehr beschränktem Maße erreicht werden. Es empfiehlt sich daher, in Revieren mit guten Grenzen die gefundenen Kälber nicht nur mit der Wildmarke, die von weitem nicht erkennbar ist, sondern auch durch Kürzen des anderen Gehöres zu zeichnen, dann grundsätzlich zu schonen und sorgfältig zu beobachten. (Abb. 79.)

Sich nur auf die Wildmarkenkontrolle zu verlassen und selbst die Hände in den Schoß zu legen, halte ich für verkehrt, weil jeder größere Bezirk, manchmal schon ein Revier vor dem andern seine besonderen Verhältnisse hat, und der große Durchschnitt von Ergebnissen aus verschiedenartigen Revieren für ein Einzelrevier einen ganz falschen Anhalt geben kann. Um mich deutlicher auszudrücken: wenn nach Jahren als Durchschnittsergebnis herauskommt, daß die Hirsche im Alter von 17 Jahren ihr stärkstes Geweih tragen, so kann das für ein Revier mit sehr frühreifer Entwicklung der Hirsche ebenso wenig einen richtigen Anhalt bieten, wie für eins mit sehr langsam reifendem Wildstand. Denn im ersteren kann der Höhepunkt vielleicht schon bei 12 Jahren, im letzteren erst bei 25 liegen. Das heißt mit allgemeinen Durchschnittsergebnissen, die sich nicht auf sehr viele Einzeldaten stützen, kommen wir nicht weiter als wir heute auch sind. Wollen wir aber sehr viele Einzeldaten gewinnen, dann müssen die gezeichneten Stücke kenntlich gemacht werden, damit sie wenigstens ein Alter erreichen, in dem sie uns was zu sagen haben.

Ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne auf eine Mitteilung in Nr. 10, Jahrgang XIV, von „Wild und Hund" hinzuweisen, die sich zwar nur auf Damwild bezieht, aber trotzdem auch für das Edelwild eine gewisse Bedeutung hat. Es erzählt daselbst Herr Joh. Ohrt aus Salzau bei Schönberg in Holstein von einem weißen Damtier, das „nach meines Vaters bestimmtem Wissen 70 (!) Jahre alt war und noch jedes Jahr ein Kalb setzte. — Ich bin jetzt schon 50 Jahre in demselben Gutsbezirk im Dienst, habe in meinem Revier zwei weiße Damtiere, eins davon ist 24 Jahre, das andere 46 Jahre alt; sie setzen jedes Jahr ihr Kalb und wechseln fast niemals aus dem Revier. Ich habe mir von damals her die Aufgabe gestellt, genau mal das Alter festzustellen und dafür gesorgt, daß jedes weiße Wildkalb abgeschossen wurde."

Diese Mitteilung kann man doch nicht mit dem Ärmel fortwischen, und mit einem etwaigen „das glaube ich nicht!" ist auch nichts ausgerichtet. So lange wir nicht zuverlässige Ermittelungen über das Lebensalter haben, sollten wir alles sammeln, was uns der Lösung der Aufgabe näher bringen kann.

Altum hat den Versuch gemacht, das Alter aus dem Winkel, den die verlängert gedachten, nach innen konvergierenden Abwurfsflächen der Rosenstöcke

unmittelbar nach dem Abwerfen der Stangen mit einander bilden, oder bilden würden, festzustellen. Dieser Winkel wird tatsächlich von Jahr zu Jahr spitzer; indes sind aus diesem Verfahren zuverlässige Durchschnittsergebnisse, die auf den Einzelfall wieder anwendbar sein würden, aus dem Grunde nicht zu gewinnen, weil der Winkel je nach der steileren oder mehr ausgelegten Stellung der Stangen für gleiche Altersstufen schon bedeutende Unterschiede aufweist.

Die allgemeinen Kennzeichen für das hohe Alter sind beim Hirsch: starke, gedrungene Stangen mit breiten, perligen Rosen, kurzen Rosenstöcken und mit Enden, die bereits auf Zurücksetzen hinweisen; bei Hirsch und Tier: am Körper viele weiße Einzelhaare, längeres, weiches, grauweißes Haar am Kopf, der im jüngeren Alter kurze, straffe Behaarung zeigt, eine flache Grube auf der Stirn zwischen und über den Lichtern, das sackförmige Aussehen des ganzes Kopfes, der seine scharfe, trockne Form verliert, ähnlich wie bei sehr alten Pferden, trübe Lichter, wackelnde, sehr abgenutzte und fehlende Zähne, starke Abnutzung der Schalen, Stümpfe der Oberrücken, flache und starke Ballen. Ganz alte Stücke kümmern, stehen meist allein und fallen dem ersten harten Winter zum Opfer.

Die Äsung des Edelwildes besteht aus den verschiedenartigsten Pflanzenteilen, wie sie von dem Standort je nach der Jahreszeit geboten werden. Gräser, Kräuter, Pilze, Beeren, Knospen, Blätter, Nadeln, Rinde und junge Triebe von Bäumen und Sträuchern, Waldfrüchte, Knollengewächse, Getreide, das Alles wird vom Wild angenommen, und immer das Zarteste, Beste am liebsten. Das Nähere über diesen Gegenstand soll später erörtert werden. Hier sei noch die wunderliche Erscheinung erwähnt, daß ernsthaft in den Jagdzeitungen in langen Abhandlungen die Frage behandelt wird, ob das Wild sich auch tränkt, und daß diejenigen, die diese Frage bejahen, einen schweren Stand gegen die Zweifler haben. Es genügt nicht, daß so und so oft von zuverlässigen Beobachtern gesehen ist, wie das Wild zum Wasser tritt und das Geäse zum Wasser senkt; nein es muß erst durch scharfe Gläser festgestellt werden, daß es auch schluckt. So wiederholt sich hier die alte Erfahrung, daß die am wenigsten begründeten und in sich durchaus unwahrscheinlichen Behauptungen die meisten Gläubigen finden. Daß das Wild sich niemals tränkt, wird nach der Natur der Sache von niemandem bewiesen werden können; wenn aber beobachtet ist, daß es sich in einzelnen, bestimmten Fällen unter seinen natürlichen Daseinsbedingungen getränkt hat, dann wird man getrost über die wunderliche Streitfrage zur Tagesordnung übergehen und annehmen können, daß es das öfters tut. Die neuere Literatur hat hinreichend Beweise dafür erbracht, und damit kann die Frage auch für die Zweifler als entschieden gelten.

Warum das Wild verhältnismäßig selten bei der Tränke beobachtet wird, ist leicht zu erklären. Zunächst lebt es im Walde, wo das Beobachtungsfeld beschränkt ist; dann ist es in den meisten Revieren zum Nachttier geworden, dadurch wieder der Beobachtung entzogen; ferner nimmt das Äsen viele Stunden, das Tränken kaum so viele Minuten in Anspruch; es wird also naturgemäß schon verhältnismäßig selten stattfinden und noch viel seltener gesehen werden. Es kommt hinzu, daß das Wild während eines großen Teiles des Jahres sehr saftige, wasser-

reiche Äsung zu sich nimmt, zu anderer Zeit viel beregnete und betaute Pflanzenteile aufnimmt, während des Winters bei Schnee auch durch Lecken des letzteren seinen Durst löscht.

So erscheint es erklärlich, daß das Tränken selten beobachtet wird; aber wie aus diesem Grunde die unmittelbare Wasseraufnahme überhaupt ernsthaft in Frage gezogen werden kann, das erscheint weit weniger erklärlich.

Betrachten wir nunmehr das Leben des Wildes, wie es sich in den einzelnen Jahreszeiten dem beobachtenden Weidmann darbietet, und beginnen wir mit der Brunftzeit. Diese fällt in Deutschland im allgemeinen in die Zeit von Mitte September bis Mitte Oktober; nach milden Wintern, wenn das Wild gut bei Leibe ist, und namentlich die Schmaltiere feist sind, tritt sie etwas früher ein, während harte Winter eine Verzögerung verursachen können. Schon im Anfang des September bemerkt man in den Fährten des Wildes eine gewisse Unruhe, die Schalenabdrücke erscheinen mehr gespreizt, auch seitlich verdreht, ein Zeichen, daß der Brunfttrieb sich regt, und das Wild in größere Lebhaftigkeit gerät; die Fährten der Hirsche geben immer mehr Aufschluß über häufigere, noch spielende Kämpfe; die Hirsche scherzen. Die Stärkeren dulden die Geringeren nicht mehr in ihrer Nähe und betrachten sich gegenseitig mit eifersüchtigen, unverträglichen Regungen. Ganz starke Hirsche sondern sich gänzlich ab und stehen einzeln. Aber von den Hirschen geht die Brunft nicht aus. Die Vorstellung, als ob, wenn die Brunftzeit herangekommen ist, nun die starken Hirsche die alten Brunftplätze aufsuchen, dort schreien und auf diese Weise das Mutterwild heranziehen, ist unrichtig. Die Brunft geht lediglich vom Mutterwild aus; sie dauert bei dem einzelnen Tier nur kurze Zeit, etwa drei Tage — ich habe wenigstens wiederholt an kenntlichen Stücken die Beobachtung gemacht, daß sie von dem Hirsch nur zwei Tage lang beschlagen wurden, dann aber nicht mehr. Daß jedoch der eigentlichen Brunftigkeit, während deren das Tier den Beschlag duldet, ein längerer Zeitraum — ich schätze ihn auf 4—6 Tage — vorhergeht, in dem das Kahlwild durch Absonderung aus dem Feuchtblatt und eine eigentümliche, lebhaftere Ausdünstung den Brunfttrieb des Hirsches bereits lebhaft reizt, geht daraus hervor, daß der Hirsch diese Stücke schon mehrere Tage, bevor sie den Beschlag dulden, treibt. Man wird somit annehmen dürfen, daß die Brunft des einzelnen Tieres einschließlich des Überganges zur vollendeten Brunftigkeit einen Zeitraum von höchstens acht Tagen umfaßt.

Selbst einer Nase, die durch gewohnheitsmäßiges Tabakrauchen ihre Feinheiten längst eingebüßt hat, macht sich der brunftige Geruch des Mutterwildes dort, wo beispielsweise ein Rudel durch eine Schonung zog, in der die Luft steht, bemerkbar. Er ist von dem durchdringenden Bockgeruch des Brunfthirsches wesentlich verschieden. Tritt nun bei einem Tier der brunftige Zustand ein, so finden sich sofort die Hirsche dazu, ziehen mit dem Windfang am Boden dieser Fährte nach, treiben das brunftige Tier vom Rudel ab, und beschlagen es auch schon früher, als die Brunftzeit allgemein eingetreten ist. In der Regel sind es die starken, alten Hirsche, die sich diese stillen, heimlichen Brunftgenüsse sichern, nachdem sie die jüngeren abgeschlagen haben. Nach und nach vermehrt sich die Zahl

der brunftigen Tiere; es kommt immer mehr Leben in das Wild; und schließlich findet es sich auf den altgewohnten Brunftplätzen, — meistens größere, von Baumwuchs freie Blößen, Schlagflächen oder Wiesen — zusammen. Hatte bis dahin nur vereinzelt in der Nacht der Brunftschrei die Waldesruhe unterbrochen, so wird der Kampf um den Alleinbesitz der Liebe immer heftiger, je mehr Hirsche sich einfinden und um den Minnelohn des Siegers werben. Ich lade den geneigten Leser ein, mich in der Morgenfrühe auf einen stark besuchten Brunftplatz zu begleiten.

Schon während der Nacht haben wir hin und wieder in der Jagdhütte Hirsche schreien gehört. Plötzlich erdröhnt die Hütte von dem ehernen Ton aus dem Halse eines starken Hirsches, der uns sozusagen in die Fenster hineinschreit; wir erheben uns vom Lager — es ist so wie so Zeit aufzustehen — treten heraus und hören den alten Herrn noch einmal aus nächster Nähe aus vollem Halse schreien; dann wird es wieder still. Nach eiligem Frühstück brechen wir auf. Sternhell wölbt sich der Nachthimmel über den Kronen des weiten Waldes, kalt fährt uns der leichte Morgenwind durch die Glieder, und lebhaft schreiten wir aus auf dem dunklen Pfad, um das erste Frösteln zu überwinden. Bald biegen wir von dem besseren Wege seitwärts in einen finstern Erlengrund ab. Gespenstisch taucht von Zeit zu Zeit der weiße Stamm einer Birke auf; geisterhaft kommen und verschwinden die dunklen Schatten mächtiger Wacholdersträuche. In der Ferne vor uns ertönt bereits, zwar noch verworren und unklar, das Orgeln von mehreren Hirschen; je mehr wir uns aber der großen Wiesenblöße nähern, die für heute unser Ziel ist, um so deutlicher unterscheiden wir verschiedene Stimmen; unter ihnen fällt uns ein ganz besonders tiefer Baß auf, so tief, daß er für die menschliche Stimme unerreichbar ist. Es ist der Brunftschrei eines alten Platzhirsches, dem unser Gang gilt. Nun lichtet sich das Waldesdunkel, an einem schwarz gähnenden Moorgraben entlang pürschen wir vorsichtig vorwärts; wir sind am Rand der Blöße, durch ein dichtes Röhricht, über das wir gerade hinwegsehen können, gegen diese gedeckt. Hinter einem breiten Wacholderbusch machen wir Halt und warten nun die weitere Entwicklung ab. Noch herrscht tiefe Dunkelheit, doch ein fahler Schimmer am östlichen Himmel und ein leichtes Verblassen der Sterne kündigen den anbrechenden Morgen an. Vor uns liegt im dichten Morgennebel die Blöße, in der Ferne begrenzt vom dunklen Saum alter Kiefern. Von allen Seiten ertönt Schrei auf Schrei, bald in hohen, quarrenden Tönen, der kümmerliche Versuch eines Sechsers oder Achters, bald von tiefer, eherner Gewalt, bald langgezogen, dann wieder kurz und trotzig mehrmals hintereinander hervorgestoßen, bald herausfordernd, bald klagend.

Plötzlich hören wir das Aneinanderschlagen von Geweihen; es kämpfen zwei Hirsche in unserer Nähe; aber es sind nur ein paar Schneider, denn klanglos und stumpf tönt das klappernde Geräusch zu uns herüber, während beim Kampf starker Hirsche die aufeinandertreffenden Geweihe einen hellen, klingenden Ton von sich geben, als ob Schwerter gegen Panzer schlagen. Der Grund dieser Verschiedenheit liegt in der größeren Höhe und der inneren Festigkeit stärkerer Geweihe.

Allmählich wird es heller; der Wind frischt auf und reißt lange Fetzen aus dem Nebelschleier heraus, die in Schwaden noch im Waldesrand hängen bleiben.

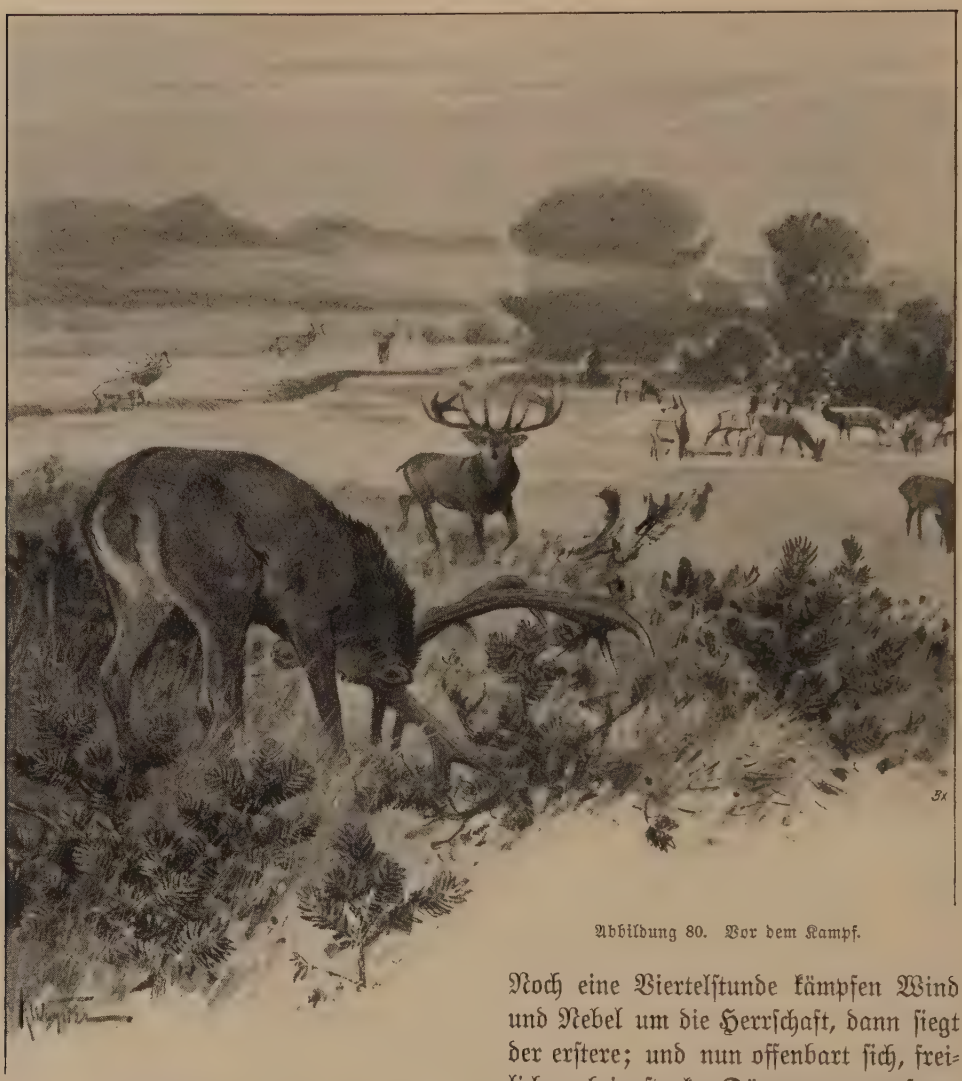


Abbildung 80. Vor dem Kampf.

Noch eine Viertelstunde kämpfen Wind und Nebel um die Herrschaft, dann siegt der erstere; und nun offenbart sich, freilich noch in starker Dämmerung, unseren Augen ein Bild von zauberhafter Schönheit, dessen Einzelheiten unsere guten Gläser weiter aufklären. Etwa 200 Schritt von uns entfernt steht ein starker Platzhirsch bei einem aus acht Stück Kahlwild bestehenden Rudel. Trotzig und kühn erhebt sich aus mächtigem Kragen der mit einem dunklen Kronengeweih gezierte Kopf; weiß leuchten die Enden des Geweihes in den dämmernden Morgen hinein. Weiterhin erblicken wir auf der großen Blöße noch mehrere Rudel und zwischen ihnen, aber in sicherer Entfernung überall, einzeln stehende Hirsche, die Beihirsche. Von dem zunächst stehenden Rudel haben sich einige Tiere niedergetan; eins steht ein wenig abseits. Diesem nähert sich der Hirsch; aber das Stück zieht weiter hin; der Hirsch zieht nach und fängt an zu trollen; das Tier trollt gleichfalls; und nun treibt der Hirsch es um das ganze Rudel herum; dann bleibt er stehen, in demselben Augenblick steht auch das getriebene Tier. Mit nickendem Haupt schreitet der Hirsch

einige Schritt darauf zu, legt dann das Geweih zurück und macht genau dieselbe, beinahe krampfhafte Bewegung wie ein balzender Puter, indem er sich einen Ruck nach vorn gibt, den Hals weit vorstreckt und gleichzeitig das Geweih fest in den Nacken legt. In demselben Augenblick öffnet er das Geäse und „ōōāh ōōāh" ertönt der nicht besonders laute, allmählich anschwellende und ebenso langsam an Stärke abnehmende Brunftschrei. Das ist der klagende Schrei, in dem der Hirsch gewissermaßen seinem Schmerz Ausdruck gibt, daß das Stück noch nicht stehen will. Nun steht er eine Zeitlang ganz regungslos, bis er das Treiben wieder aufnimmt, und sich derselbe Vorgang wiederholt.

Plötzlich ertönt vom jenseitigen Waldrand laut und herausfordernd, markerschütternd, ein lang verhallender, eherner Schrei, den unser Hirsch ebenso beantwortet. Es sind zwar dieselben zwischen o und a liegenden Töne, aber sie sind an Stärke und Trotzigkeit des Ausdruckes so viel machtvoller, daß wir sofort den Eindruck haben: das kann nur eine Herausforderung sein. Und richtig, vom Waldessaum her wird ein dunkler Körper sichtbar, in dem wir bald einen starken Hirsch erkennen; er wechselt gerade auf unser Rudel los. Der Platzhirsch zieht ihm majestätischen Schrittes entgegen; nun verhoffen beide und wiederholen denselben Schrei wie vorhin; dann aber trollt der Platzhirsch dem Nebenbuhler entgegen; bis auf Büchsenschußweite ist er ihm nahegekommen, da verhofft er und „ŏŏŏŏŏ ōāh" schreit er dem verhaßten Gegner den Kampfruf entgegen. Nun ziehen beide in kurzem Schritt aufeinander zu, stapfen im Stechschritt mit schiefgehaltenen Köpfen nebeneinander her; plötzlich senkt der eine sein Geweih, blitzschnell auch der andere. Der erstere zieht einige Schritt seitwärts und wühlt mit dem Geweih im Boden, daß Schmutz und Fetzen umherfliegen; der andere zieht zurück; sofort folgt ihm der erstere, und im selben Stechschritt wie vorhin stapfen sie nebeneinander auf, sich herausfordernd messend, gerade wie die homerischen Helden. Plötzlich wendet sich der eine gegen den andern, die Geweihe senken sich, gewinnen Fühlung miteinander und fahren mit heftigem Stoß krachend zusammen. Nun beginnt ein Kampf auf Leben und Tod, in dem jeder Kämpfer dem Gegner die Seite abzugewinnen trachtet, um ihm die todbringenden Augsprossen in das Blatt oder die Flanken zu bohren. Zeitweise liegen beide Hirsche auf den Knien; die Hinterläufe stemmen sich mächtig in den weichen Grund; im Kreise drehen sich die Kämpfer umeinander, im blitzschnellen Wirbel; bald weicht der eine zurück, bald der andere; stoßweise dringt der weiße Hauch aus den aufgeblähten Nüstern; jeder Muskel ist bis zum Zerspringen angespannt. Krachend und klingend fahren dazwischen die Geweihe aneinander; doch der Augenblick der Entscheidung naht. Der Eindringling beginnt zu weichen; immer mehr gewinnt der Platzhirsch an Boden; der andere vermag der Wucht des Andranges nicht zu widerstehen; ein Straucheln würde ihn unfehlbar dem Untergang weihen. Mit einer äußerst gewandten Bewegung löst er das Geweih von dem des Gegners, mit unnachahmlicher Schnellkraft wirft er sich auf den Hinterläufen herum, und in weiten Fluchten sucht er dem Bereich des Platzhirsches zu entkommen. Dieser macht einige Fluchten hinterdrein, „ŏŏŏŏŏ ōāh" donnert er ihm den Kampfschrei nach, äugt sich stolz nach seinem Rudel um, legt das Geweih zurück, und „ōā ōā ōāh" tönt dann der lang-

gezogene, mächtige Schrei aus vollem Halse in den Morgen hinein. Gelassen folgt er dem abgeschlagenen Gegner, der nun schwerfälligen Schrittes wieder dem Waldrand zuzieht; einmal sucht er ihn durch kurzes Trollen wieder einzuholen; aber jener hat keine Neigung zur Wiederholung des Kampfes; er bringt sich in Sicherheit, bis zum Waldessaum vom Sieger verfolgt. Nun wendet sich dieser und zieht, wiederholt aus lautem Halse schreiend, seinem Rudel zu. Er bringt hier einige vorwitzige Beihirsche in mächtigen Fluchten nach den verschiedensten Richtungen fort, und nimmt das Treiben wieder auf, das Rudel eng zusammenhaltend; denn er duldet nicht, daß ein Stück sich aus seinem Bereich entfernt. Mittlerweile hat sich der Himmel im Osten gerötet; flammend umsäumen sich die Wolken; der Tag bricht an. Langsam zieht das Wild zu Holze, der Hirsch hinterdrein; noch sehen wir hier und da einzelne Hirsche auf der Blöße stehen; auch diese treten in das Holz; aus der Ferne ertönt noch vereinzelt verhallendes Schreien; dann wird es still; tiefer Friede lagert auf der weiten Fläche, die noch vor kurzem der Tummelplatz wildester Leidenschaften war. — — — — — —

Je mehr starke Hirsche im Revier stehen, um so lebhafter gestaltet sich der Verlauf der Brunft; um so mehr schreien und kämpfen die Hirsche. Ganz starke Kapitalhirsche wählen ihren Brunftplatz entweder auf ganz kleinen oder auf ganz großen Blößen, weil sie ihre Sicherheit nie ganz außer acht lassen; mit Vorliebe brunften sie auf kleinen Blößen in schwer zugänglichen Dickungen. Sie treiben sich auch meistens kein größeres Rudel Kahlwild zusammen, sondern treiben von anderen Rudeln das eine oder andere brunftige Tier ab, beschlagen es und holen sich Ersatz, wenn es abgebrunftet hat. Am lebhaftesten schreien die jüngeren jagdbaren Hirsche, in denen die Lebenskraft am heißesten tobt.

Durch den Schrei sind die Hirsche leicht nach der Stärke zu sondern. Alte, starke Hirsche haben eine sehr tiefe, grobe Stimme; bei jüngeren liegt der Ton höher; was bei den alten wie o und a lautet, klingt bei den jungen wie ö und ä; auch schreit ein junger Hirsch niemals ganz durch, sondern sein Ton bricht am Ende kurz und hoch ab. Zu Anfang der Brunft liegen jedoch die Töne allgemein höher als gegen ihr Ende, wenn die Hirsche sich heiser geschrieen haben; so daß zu letzterer Zeit der tiefe, grobe Schrei eines minder starken Hirsches wohl mit dem eines stärkeren verwechselt werden kann. Von dem vielen Schreien schwillt der Hals bedeutend an; die Haare des Kragens stehen immer weiter ab; der Hirsch wird an Wildpret gleichzeitig erheblich schlechter; der Kragen erscheint dadurch noch stärker als früher; und das trotzige, herausfordernde Aussehen eines starken Hirsches nimmt durch alle diese Umstände im Verlauf der Brunft immer mehr zu.

Neugierige Leute haben gefragt: Warum schreit der Hirsch? Ich glaube in der vorhergehenden Schilderung die Erklärung gegeben zu haben: Bei der ungeheuren Spannung, in der sich der vom Brunfttrieb gestachelte Hirsch befindet, schreit er aus jeglicher Veranlassung, die ihn erregt. Ich habe seit langen Jahren Gelegenheit, jährlich 3—4 Wochen lang auf freien Wiesen am hellen Tage die brunftenden und schreienden Hirsche zu beobachten, und glaube mir daher wohl eine Meinungsäußerung zu dieser Frage leisten zu dürfen. Dabei will ich zunächst das scheinbar Nebensächliche erwähnen. Während einer Pause im Schreien — sie ist hier selten —

ertönt ein Nebelsignalschuß von dem nahen Leuchtturm: sofort antwortet ein Hirsch, und die anderen fallen ein. In der Stille des Morgens ertönt in der Ferne das Klappern eines Wagens: sofort wird die Pause durch einen darauf antwortenden Schrei unterbrochen, in den alle Hirsche einstimmen. Ja selbst ein Schuß aus nächster Nähe, der nicht traf, wird wohl mal durch Schreien beantwortet.

Es wird zuverlässig berichtet, daß Hirsche aus Mangel an Wasser am hellen Tage geschrieen haben (vgl. die nachstehende Mitteilung vom Harz S. 166). Ferner mag hier ein Erlebnis von Interesse sein, das ich im Jahre 1879 in der Schorfheide hatte.

In einem nur wenige Morgen großen Kulturgatter im Schutzbezirk Rehluch der Oberförsterei Groß-Schönebeck, dessen breite Eingangsöffnung nicht geschlossen worden war, bemerkte ich einen Hirsch von zehn Enden. Ich ging hinein, um den Hirsch hinauszutreiben, und trieb ihn vielleicht dreimal an der ganzen Einzäunung entlang, vorbei an der offenen Einfahrt, die er aber nicht annahm. Schließlich wurde dem Hirsch die Geschichte über, er trat nah vor mich hin und schrie mich mit rollenden Lichtern wiederholt aus vollem Hals an. Da ich befürchtete, daß er mich annehmen würde, so zog ich mich mit der Büchse im Anschlag — ich durfte den Hirsch nicht strecken, und hätte es nur in der äußersten Gefahr getan — langsam zurück, überstieg das Gatter und verzog mich. Am anderen Tage war der Hirsch nicht mehr im Gatter. Das geschah im Monat Februar.

Daraus möge man sehen, daß es nicht ausschließlich der Brunfttrieb ist, der den Hirsch zum Schreien veranlaßt. Das war das Nebensächliche.

In der Hauptsache ist die hochgradige Spannung des Hirsches zur Brunftzeit der Grund des Schreiens; er schreit, weil ein Tier ihm noch nicht zu Willen ist; der Klageschrei, wie ich ihn nennen möchte; er schreit, weil er durch den Schrei eines anderen Hirsches erregt wird — nicht etwa, weil er kämpfen will, sondern aus Eifersucht, aus ungestillter Gier, aus Mut, oder wenn er kein Kahlwild hat. Er schreit einen heranziehenden Hirsch an, ganz gleich, ob er von diesem fürchtet, er würde in sein Rudel eindringen; denn er regt sich gerade so über einen in seinen Bereich dringenden Spießer auf, in dem er einen Rivalen wohl nicht zu fürchten hat, wie über einen möglichen Rivalen. Diesen Schrei, der sich ohne weiteres als Kampfschrei kennzeichnet, möchte ich auch so nennen.

Es schreien bei einer Gelegenheit alle Hirsche den Kampfschrei, und zwar dann, wenn die Rudel durch Beunruhigung durcheinandergeraten. Gewöhnlich, bei ruhigem Verlauf der Brunft, hat im Revier Darß beispielsweise derselbe Hirsch jahraus, jahrein auf einer etwa 300 Morgen großen Wiesenblöße mit demselben Rudel seinen sicheren Stand. Hier bleibt das Rudel auch am Tage, während der Platzhirsch zu Holze gezogen ist; so stehen etwa fünf Rudel mit ihren Hirschen dort. Oftmals bleiben auch letztere den Tag über draußen. Der Platzhirsch schreit um so weniger, je älter er ist, er begnügt sich meist mit einem ganz tiefen Trenzen. Desto toller schreien die Beihirsche, die Schneider und Spießer. Wird nun durch eine Störung der ganze Brunftplatz beunruhigt, so wird das Wild natürlich flüchtig, und die Rudel kommen durcheinander. Dann erbebt von dem Getobe der Hirsche die Luft; und zwar ist es dann ausschließlich der dröhnende Kampfruf, der einem

im vielfachen Wiederhall zu Ohren dringt. Dabei ist das Wild, besonders natürlich die Hirsche, so aufgeregt, daß es nicht etwa ohne weiteres flüchtig wird. Nein, wenn die Störung durch einen Menschen verursacht wird, so kann dieser sich den Hirschen wiederholt bis auf 100 Schritt nähern, die ihn trotzig mustern; ja der eine oder andere ist sozusagen nur mit Gewalt von dem Brunftplatz herunter zu bringen.

Wer nicht Gelegenheit hat die Hirsche am Tage zu beobachten, der wird in der Deutung der verschiedenen Schreie kaum zu einem Ergebnis kommen; denn während der Nacht wird er nur auf Raten angewiesen sein. Daß der Schrei, den ich den Kampfschrei nenne, etwas ganz Anderes, Trotzigeres, Drohendes ist als der Klageschrei, das hört und fühlt das taubste Ohr.

Nach beendetem Kampf pflegt der abgeschlagene Hirsch meist zu flüchten, allmählich kürzer zu werden und langsam fortzuziehen. Vereinzelt schreit er noch einmal seinen Gegner an: man hört es deutlich, er will es seinem großen Bruder sagen. Der Sieger aber pflegt dann dem Besiegten so stolz, so laut, so ehern nachzuschreien, daß jeder, der öfters Gelegenheit hatte, solche Brunftbilder zu beobachten, nur sagen kann: Das ist der Siegesschrei!

Am ausgiebigsten schreien die mittelalten Hirsche, die als Beihirsche einen Platzhirsch mit seinem Rudel umringen. Gegen diese hat der Platzhirsch sich dauernd zu wehren; er kann das nur, indem er sein Rudel durch Gewalt zusammenhält. Das ist nicht immer leicht; denn manche jüngere und ältere Schöne zieht es übermächtig von dem Alten zu den Jungen; auch geht gelegentlich ein Stück Kahlwild unternehmend und leichtfertig zu dem Gebieter des Nachbarrudels über. Dann tönt von dem betrogenen Platzhirsch jedesmal der Klageschrei.

Es liegt auf der Hand, daß sich diese Verhältnisse in weniger reich besetzten Wildbahnen ganz anders darstellen. Ich möchte mich aber durch Erzählungen aus solchen in der Überzeugung, daß ich das Schreien richtig deute, nicht beirren lassen.

Während der Brunftzeit nimmt der Hirsch nur wenig Äsung zu sich, am liebsten Pilze; doch ist die gesamte Nahrungsaufnahme so unbedeutend, daß der Pansen eines Brunfthirsches scherzweise nicht mit Unrecht als der Inbegriff der Leere bezeichnet wird.

Außer dem lauten Brunftschrei, den ich vorhin in dreierlei Abstufungen darzustellen versucht habe, ist dem Hirsch noch ein anderer Brunftlaut eigen, das Trenzen oder Knören. Der Platzhirsch knört fast den ganzen Tag; ob er beim Rudel steht, ob er ein Tier treibt oder sich niedergetan hat, von Zeit zu Zeit läßt er diesen eigentümlichen, mit Buchstaben nicht wiederzugebenden Laut hören, der bei offenem Geäse durch rasselnde Schwingung der Stimmbänder hervorgebracht wird, ganz allmählich erstirbt und auf nur 100 bis höchstens 200 Schritt Entfernung hörbar ist. Oft läßt der Beginn des Knörens noch einen in der Klangfarbe zwischen ö und a liegenden Ton erkennen; doch geht dieser bald in den langsam rasselnden Laut ohne Klangfarbe über.

Der Beschlag selbst dauert nur kurze Zeit, der Hirsch erhebt sich, sitzt einen Augenblick auf dem Tier auf, wirft sich gewaltig nach vorn und in die Höhe und fällt wieder ab. Doch wird der Beschlag häufig und maßlos wiederholt; ich habe

beobachtet, daß ein Hirsch dasselbe Tier in zehn Minuten sechsmal regelrecht beschlug, dann sofort einen ihm zu neugierig erscheinenden Beihirsch über den ganzen,

Abbildung 81. Verkämpfte Hirsche.

weiten Brunftplan in eiligen Fluchten etwa $1^1/_2$ Kilometer weit verfolgte, trollend zurückkam und sofort nochmals den Beschlag vollzog.

Es ist nicht zu verwundern, daß nach diesen wochenlangen geschlechtlichen Erregungen, dem fortwährenden Schreien bei äußerst knapper Nahrungsaufnahme die Hirsche nach Beendigung der Brunftzeit nur noch die Schatten ihres früheren Seins darstellen; tatsächlich tritt der Hirsch als ein Bild trotziger, stolzer Kraft in die Brunft ein; bis zur Unkenntlichkeit herabgekommen, mit zerfetzter Decke und zerbrochenem Geweih tritt er vom Schauplatz unersättlicher Begier, wilder Kämpfe und maßloser Erregung ab, den Unbilden des Winters entgegen.

Von manchen Leuten, die über Jagd schreiben, wird der Kampf der Hirsche als eine Spielerei angesehen, die nicht ernst zu nehmen sei. Das ist ein schwerer Irrtum, der wahrscheinlich in zu geringer Beobachtungsgelegenheit begründet ist. Verschieden starke Hirsche kämpfen, obgleich sie Anstalten dafür zu treffen scheinen, indem sie sich anschreien, auf einander losziehen, mit dem Geweih im Boden wühlen und dergleichen mehr, doch niemals. Der geringere weicht dem Kampf aus; dabei kommt es weniger auf die Stärke des Geweihes als auf die des Körpers an. Ausnahmen gibt es von dieser Regel nur, wenn der an Körper stärkere der jüngere oder, wenn er ein fremder Hirsch ist. In diesen beiden letzteren Fällen weicht oft auch der stärkere Hirsch der Entscheidung durch die Waffen aus.

Zwischen gleich starken Hirschen aber, und zwar sowohl zwischen starken, wie auch zwischen geringen werden die erbittertsten Kämpfe auf Leben und Tod ausgefochten; wohl mehr bei Nacht, aber doch auch so häufig am Tage, daß ich während der Brunftzeit fast täglich kämpfende Hirsche beobachte.

Wer an dem Ernst des Kampfes zweifelt, dem kann ich Dutzende von Geweihen von Hirschen vorführen, deren Träger im Lauf der Jahre nach der Brunft in der Nähe der Brunftplätze, in einer Suhle, in Rieth und Rohr, im hohen Farnkraut verludert gefunden wurden. Noch im letzten Herbst (1909) wurden zwei Hirsche zu Tode geforkelt, und während der Brunft wurde ein geringer Hirsch von sechs Enden mit abgedrehtem Genick auf einem Brunftplatz entdeckt; er konnte noch verwertet werden.

Dabei sei bemerkt, daß das Geschlechtsverhältnis auf dem Darß etwa 1 : 1 ist, so daß eine große Anzahl von Hirschen den Platzhirschen den Harem streitig macht.

Manchmal umstehen solch ein Brunftrudel ein Dutzend Beihirsche der verschiedensten Stärke, die sich alle wieder gegenseitig befehden. Dem Rudel zunächst die stärkeren Beihirsche, dann die geringeren, bis die Spießerchen den äußersten Ring bilden. Und obgleich ein unmittelbarer Anlaß, d. h. ein Stück Kahlwild als Gegenstand des Kampfes für diese jüngeren Herren gar nicht in Frage kommt, sieht man sie doch recht oft anhaltend und erbittert miteinander kämpfen. Der Ernst dieser Kämpfe unterscheidet sie sehr wesentlich von dem Scherzen, das man schon in der Feistzeit bei geringeren Hirschen auf den gemeinschaftlichen Äsungsplätzen beobachten kann. Da ist es Spiel — hier geht es, wie man zu sagen pflegt, um die Wurst, obgleich letztere sich im unbestrittenen Besitz des Platzhirsches befindet.

Ein weiterer Beweis des Ernstes dieser Kämpfe sind die oftmals zu beobachtenden abgebrochenen Stangen und Enden auch bei geringeren Hirschen.

Der Kampf selbst geht in der Regel nicht ohne sehr lange Einleitung vor sich; aber man glaube nicht, daß dann die Hirsche endlich, wie man sagt, krachend

einander in die Geweihe fahren. Das mag einmal vorkommen; aber es bildet die Ausnahme. In der Regel macht einer der gegeneinander aufziehenden Hirsche unversehens einen Ausfall gegen den anderen, der diesen sofort in Verteidigungsstellung bringt; dabei findet wohl auch eine Berührung der Kronenenden statt; dann treten beide Kämpfer etwas zurück, wühlen mit dem Geweih den Boden auf, fahren wieder aufeinander los, mit ganz kurzem Ausfall, ohne sich zu berühren, wühlen wieder mit dem Geweih, schreien einmal von einander abgewendet, ziehen wieder mit schiefen Köpfen gegeneinander im Stechschritt auf. Das kann stundenlang dauern, bis es plötzlich Ernst wird; einer hat dann einen seiner vielen Scheinausfälle gemacht, der andere kommt ihm näher als gewöhnlich, sie gewinnen vorsichtig Fühlung mit den Stangen und erst, wenn die gewonnen ist, drängen sie mit voller Kraft nach vorn. Das ist der Augenblick, in dem die Geweihe in einander krachen, und nun klingt es bei jeder heftigen Bewegung bei geringen Hirschen wie Fechten mit Stöcken, bei starken wie Schwertschlag auf Panzer. Meist dauert der Kampf nur kurze Zeit; dann fühlt der eine die Überlegenheit des anderen und bricht den Waffengang blitzschnell ab. Oft dauert er bei gleichstarken Hirschen stundenlang; dabei bleiben die Geweihe meist gebunden — nicht als ob die Hirsche immer von neuem mit den Stangen ineinanderführen — der Kampf ist ein Schieben mit gebundenen Geweihen; sobald ein Kämpfer nicht mehr pariert und nicht sofort aus dem Bereich der gegnerischen Waffe ist, hat er deren Enden im Leibe. Kann er noch flüchten, dann läßt ihn der Sieger ziehen, und der Unterlegene verendet je nach der Schwere der Verletzung in näherer oder weiterer Entfernung vom Kampfplatz, totkrank im Wundbett sitzend, oft noch schreiend und knörend, so lange er den Schrei des Siegers und seiner Beihirsche hören kann.

Drangen aber die feindlichen Enden ihm näher an das Leben, so daß er auf dem Kampfplatz zusammenbricht, dann wehe dem Besiegten! Immer von neuem bohrt ihm der Sieger die vom Schweiß geröteten Enden in den Leib, auch wenn die stolzen Lichter längst gebrochen sind; bis die Siegeswut der Liebeswut weicht, und er zu seinem Rudel zurücktritt.

Das sind keine romantischen Phantasien, geehrter Leser, es sind Darstellungen aus der Wirklichkeit. Noch heute sehe ich nicht ohne Wehmut zu einem Leuchterweibchen auf, das ein edelgeformtes, starkes Zehnergeweih als Grundlage hat. Vor langen Jahren, als es hier mit der edlen Form der Geweihe noch traurig aussah, hatte der Träger dieser Stangen mein ganzes Hegerherz gewonnen; ich habe mehrere Jahre meine Freude an diesem Platzhirsch gehabt und ihn manchen Nachstellungen entzogen — da wurde er eines Tages auf seinem Brunftplatz furchtbar zugerichtet verendet gefunden. Beim Kampf mit einem Gegner war er mit einem Hinterlauf in die Maschen eines Kulturgatters geraten, hatte sich verwickelt und war so das Opfer des Kampfes geworden. Ich glaube nicht, daß die Zahl 30 hinreicht, um die Löcher, die der Sieger ihm in den Leib gestoßen und gerissen hatte, zu zählen.

Es kommt auch vor, daß die Hirsche sich mit den Geweihen derartig fest verkämpfen, daß sie nicht wieder auseinander können und elend zugrunde gehen müssen. Ich führe einige Fälle nach dem „Weidmann" an. Dieser berichtet im Band VIII, Seite 70, nach einer Mitteilung Franz von Pausingers über zwei

verkämpfte Geweihe, die sich im Jagdschloß Gödöllö, dem Kaiser von Österreich gehörend, befinden, und im Oktober 1875 aufgefunden wurden. „Dem einen Hirsche war das Genick gebrochen, und der überlebende Kämpfer schleppte seinen Gegner so lange mit sich herum, bis ihm die Kräfte schwanden, und er zusammenbrach. Sein Stöhnen und Brüllen, denn „Orgeln" und „Klagen" kann man da wohl nicht sagen, wurde von einem Heger gehört, und dem Tapferen der Fang gegeben." Band IX bringt auf Seite 1 die Abbildung zweier im Reinhardtswalde aufgefundener, verkämpfter Geweihe nach dem im Kasseler Museum aufbewahrten Original. Band XVII, Seite 49, bringt die vorstehend (Abb. 81) wiedergegebene Zeichnung zweier in der Annaburger Heide aufgefundener, verkämpfter Geweihe, die sich auf der Moritzburg befinden. Band XX bringt die Abbildung verkämpfter Geweihe von zwei im Oktober 1888 in der Mosigkauer Heide bei Dessau aufgefundenen Hirschen. Im Band XXIV wird von dem königlichen Oberförster König über das Auffinden zweier verkämpfter Hirsche in der Oberförsterei Gahrenberg auf dem Reinhardswald berichtet, von denen einer noch lebte. Ähnliches wird von Zeit zu Zeit immer wieder gemeldet.

Über den Brunftfleck oder Brunftbrand herrschen verschiedene Auffassungen, die aller Wahrscheinlichkeit nach darin ihren Grund haben, daß gar nicht feststeht, was man darunter versteht.

Universitätsprofessor Dr. Alexander König-Bonn, nennt in einem Aufsatz im Band IX von „Wild und Hund" die Ansicht, der Brunftfleck würde von der austretenden Samenflüssigkeit des Hirsches gebildet, einen wahren Nonsens, spricht von mechanischem Abschreiben älterer Autoren usw. Er erklärt den Brunftfleck als ein äußeres Sexualabzeichen, beschreibt ihn als „abgerundet regelmäßig, fast wie mit dem Zirkel beschrieben." „So ist auch der Brunftfleck nichts anderes als ein erhöhtes Farbenbild in der geschlechtsreifen Zeit, nicht etwa mechanisch hervorgerufen durch Bräunung, Zersetzung der austretenden Samenflüssigkeit, sondern ein im Zusammenhang mit der Fortpflanzungsperiode stehender nach außen gedrängter Vorgang, der — wenn ich mich des Vergleiches bedienen darf — wie ein vom Kernpunkt ausstrahlendes elektrisches Licht das umhäutete Tier erhellt, d. h. also in diesem Falle in den Farben erhöht und umgestaltet. Der glänzendste Beweis gegen die andere Auffassung dürfte die Tatsache erbringen, daß auch Hirschkälber, die mit dem Brunften noch nichts zu tun haben, den sogenannten Brunftfleck deutlich zeigen. Das Sexualabzeichen ist also bereits vorhanden, ehe das Individuum geschlechtsreif ist, erhöht und vergrößert sich aber mit zunehmendem Alter und der Qualifikation resp. Potenz des Stückes", und vorher: „Ich habe Hirsche im August geschossen, die bestimmt noch nicht gebrunftet hatten und doch den betreffenden Fleck stark genug zeigten, wenn auch nicht in dem Maße, wie ein Hirsch im Oktober."

Professor König meint also etwas ganz anderes als das, was die ältere und neuere Jägerei unter dem Brunftfleck versteht. Er meint eine bei manchen, längst nicht allen Hirschen vorkommende erhöhte Färbung des Bauchhaares rings um die Öffnung der Brunftrute. Es wird aber wohl keinen erfahrenen Rotwildjäger geben, der diesen rötlichen Ring im August etwa als Brunftfleck ansprechen würde.

Eine andere Auffassung wird in einer meine Beschreibung kritisierenden Besprechung in den Monatsheften des Allg. D. Jagdschutzvereins von 1906, gezeichnet B.,

vertreten. Auch Herr B. meint zwar, daß der Brunftfleck dicht um die Vorhaut herum schon vor der Brunftzeit vorhanden ist, aber seine Vergrößerung schreibt er nicht dem Austritt der Samenflüssigkeit, sondern der Gewohnheit der Hirsche zu, kurz vor und während der Brunftzeit die Brunftrute halb auszuschachten und mit dieser schlänkernd zu nässen. Also der Harn und nicht die Samenflüssigkeit soll nach Herrn B. den Brunftfleck verursachen.

Ich verzichte darauf, diese Auffassungen kritisch zu behandeln; statt dessen möchte ich dem Leser einiges Beobachtungsmaterial vorführen. Dabei sei vorausgeschickt, daß in der Oberförsterei Darß die Hirsche im Winterhaar, das kurz vor und während der Brunft langsam hervorzuwachsen pflegt, am Bauch vor der Öffnung der Brunftrute schwarzes, hinter ihr weißliches Haar zu haben pflegen; daß das, was die älteren Jagdschriftsteller und auch ich als Brunftfleck oder Brunftbrand zu bezeichnen pflegen, eine vor der Öffnung der Brunftrute gelegene Durchtränkung des schwarzen Bauchhaares mit einer übelriechenden Flüssigkeit darstellt, die mehr lang als breit, etwa 30 cm lang und 20 cm breit, sich durch eine grünlich schillernde Färbung auszeichnet. Gelegentlich greift dieser Fleck auch etwas nach rückwärts um die Öffnung herum, niemals aber weit.

Es mögen nun die Beobachtungen sprechen:

1. Jagdbarer Hirsch, erlegt 15. August: Unterseite ohne die geringste dunkle Färbung einfarbig, schmutzig weiß, äußerst dünn behaart, um die Mündung oder besser in der Mündung der Brunftrute stehen einige gelblich gefärbte Haare, etwa 20.
2. Jagdbarer Hirsch, erlegt 3. September: Unterseite grau, vorn und seitlich der Brunftrute 30 cm lang, 20 cm breit, ein gelblicher Schein. Kragen im Entstehen, sonst noch Sommerhaar.
3. Jagdbarer Hirsch, erlegt 7. September: Unterseite gelblich, vor der Öffnung der Brunftrute ein bräunlicher nasser Fleck, etwa von der Größe eines Fünfmarkstückes; scheinbar einfach nasses Haar.
4. Jagdbarer Hirsch, erlegt 13. September: Schon Kragen, aber keine Spur einer dunkleren Behaarung an der Bauchseite.
5. Jagdbarer Hirsch, erlegt 1. Oktober: Die Gegend vor der Brunftrute und um deren Mündung bräunlichrot, hart um die Öffnung eine dunkle Stelle von Talergröße.
6. Jagdbarer Hirsch, erlegt 2. Oktober: Unterleib rot, bis auf die Mündung der Brunftrute, die einen dunklen Ring zeigt.
7. Jagdbarer Hirsch, erlegt 8. Oktober: Unterseite ganz schwarz, d. h. vor der Mündung der Brunftrute, dahinter weißlich. Auf dem schwarzen Haar ein 29 cm langer, 22 cm breiter, nasser, grünschillernder, sehr übelriechender Fleck.
8. Die nach dem 8. Oktober erlegten Hirsche zeigen denselben Befund.

Ich lasse ferner einen Auszug aus einem Briefe des mir befreundeten Jagdmalers Ernst Otto folgen: „Über den weißen Hirsch, den ich vor einigen Jahren während der Brunftzeit im Berliner Zoologischen Garten täglich beobachtete, teile

ich Ihnen folgendes mit: Der Hirsch (allein im Gatter, brunftiges Mutterwild in den anliegenden Gattern und für ihn sichtbar), wühlte und schlug mit dem Geweih im Sande. Der Hirsch machte den Eindruck großer Wut, die Haare waren gesträubt, die Lichter quollen rot unterlaufen aus dem Kopf, die Tränenhöhlen wie ein Daumen breit geöffnet. Beim Schlagen schob sich dann die Brunftrute zuckend durch das davorliegende Haar, hin und her, also vorwärts und rückwärts und schließlich spritzte der Same durch die Vorderläufe hindurch bis an die untere Halsseite. Die Haare um die Brunftrute herum hatten eine glänzend schwärzliche Farbe angenommen und zwar, wenn mich meine Erinnerung nicht trügt, ging die Farbe des einzelnen Haares vom leisen Gelb in rötliches rostiges Gelb und schließlich in glänzendes warmes Schwarz über. Dieselbe Farbe, wenn auch nicht so ausgesprochen, hatten die unteren Halshaare, also die vom Samen getroffenen, angenommen. Wenn ich damals geahnt hätte, welchen Wert Sie auf diese Dinge legen, so hätte ich noch schärfer zugesehen. Aber so ist es — ich sah es, und es machte mir bei den begleitenden Umständen einen selbstverständlichen Eindruck, besonders auch die Färbung."

Ein von mir am 17. Januar 1903 erlegter Perückenhirsch (Abb. 51), dessen Brunftkugeln sich in der Bauchhöhle befanden und völlig entartet waren, zeigte einen sehr stark entwickelten Kragen, aber nicht die Andeutung eines Brunftfleckes. Analog dem Kragen hätte man nach Professor König einen solchen immerhin erwarten können.

Die Beobachtung dunklerer Färbung um die Öffnung der Brunftrute bei Hirschkälbern ist nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Die Annahme, daß sie durch geschlechtliche Unarten hervorgerufen wird, ist vielleicht nicht unrichtig. Sie kann aber niemals als „glänzendsten" Beweis gegen die von mir vertretene Darstellung der Entstehung des Brunftfleckes ins Treffen geführt werden, weil sie nach beiden Richtungen nichts besonderes besagt.

Nun zur Erklärung des Brunftfleckes durch das schlenkernde Nässen vor und während der Brunftzeit. Der Hirsch näßt gewöhnlich sowohl stehend als im vertrauten Ziehen. Beides habe ich viele, viele Male beobachtet, oft genug aus allernächster Nähe, viel häufiger durch das Glas. Dieses Nässen ist aber ganz etwas anderes, als das Herausspritzen einer Flüssigkeit während der Brunftzeit. Es ist völlig unrichtig, wenn Herr B. behauptet, die Samenentleerung könne nur bei völliger Erektion der Rute erfolgen. Ich habe unzählige Male brunftig erregte Hirsche beobachtet, denen bei nur kurz hervortretender Rute ein voller, weißlicher Strahl herausbrach. Sobald ein Hirsch durch Schlagen des Bodens mit dem Geweih sich erregt bekundet, sobald zwei Hirsche zum Kampf oder auch nur zum Scheinkampf einander gegenübertreten, immer züngeln die Rutenspitzen aus der Öffnung heraus, und fortwährend fällt etwas Flüssigkeit aus der Spitze, oft nur tröpfelnd, oft im kleineren, oft im stärkeren Strahl. Nach Lage der ganzen Sache bin ich niemals auf den Gedanken gekommen, daß das etwa Harn sei, wie Herr B. mich belehren will. Ich hielt und halte noch heute diese Flüssigkeit für Samenflüssigkeit oder um mich klarer auszudrücken, für diejenige Drüsenabsonderung, in der während des vollen Beschlages die Samentierchen schwimmen. Ob diese

schon bei der bloßen Aufregung, als die wir das fortwährende Zucken der Brunftrutenspitze wohl zu deuten haben, schon in der Absonderung enthalten sind, das will ich gern dahingestellt sein lassen. Aber diese Flüssigkeit, diese Absonderung muß es sein, die die schillernde Schwarzfärbung des Bauchhaares auf der schwarzen Unterlage hervorbringt, nicht aber der Harn. Denn es wäre das Gegenteil von geschlechtlicher Erregung, wenn dieser fortwährend austräte und ausgespritzt würde.

Wenn, wie wir aus der Ottoschen Beobachtung gesehen haben, sogar das Haar eines weißen Hirsches durch die Samenflüssigkeit schwarz gefärbt wird, so wird es bei Hirschen, deren Unterseite im Winterhaar nicht schwarz ist, bei dem rötlichen Haar ebenso der Fall sein. Hier tritt dann der Brunftfleck um so deutlicher in die Erscheinung.

Im weiteren Verlauf der Brunft nimmt der Hirsch einen immer stärkeren, durchdringenderen, bockigen Geruch an, den Brunftgeruch, der sein Wildpret nicht besonders einladend macht und im Kurzwildpret am stärksten auftritt; er haftet an Gegenständen, die mit dem Hirsch in Berührung kommen oder von ihm herrühren, oft sehr lange Zeit.

Daß Hirsche während der Brunftzeit sehr bösartig und auch für Menschen gefährlich werden können, ist öfter beobachtet worden; doch kommt dieses in der freien Wildbahn bei weitem seltener vor als in Tiergärten.

Einen besonders merkwürdigen Fall, der sich im Jahre 1880 in der Dresdener Heide, damals noch freie Wildbahn, zugetragen hat, gebe ich nach dem „Weidmann", Band XII, Seite 56, wieder:

„Episode aus der Brunftzeit. Ein Fall, der wohl einzig in seiner Art dasteht, ereignete sich zu Ende der diesjährigen Brunftzeit in der Dresdener Heide, die einen Bestand von ca. 200 Stück Rotwild hat. Inmitten jener Forst liegt an der Straße nach Radeberg das Gasthaus zur Heidemühle. Am Abend des 20. Oktober gegen 7 Uhr fuhren nach dort zwei leere Holzfuhrwerke von Weißig über den Steingrundweg. In der Nähe der Mühle kommt plötzlich aus der Dickung ein Hirsch von sechs Enden und springt auf das Pferd des vorderen Wagens. Dasselbe schlägt aus, daß der Hirsch zusammenbricht und das Gefährt über ihn hinweggeht. 30 Schritt dahinter folgt der andere Wagen, dessen Pferde jedoch trotz der Dunkelheit vor dem daliegenden Hirsche zur Seite treten. In der Heidemühle erzählen die Fuhrleute den Vorfall dem Wirt Dittrich, welcher sofort in ihrer Gesellschaft aufbricht, um mit der Laterne nach dem Hirsch zu suchen, was aber keinen Erfolg hat."

„Der Hirsch hat sich, wie später bekannt wurde, die ganze Nacht bei der in der Nähe des Gasthofes liegenden Brettmühle schreiend aufgehalten. Am nächsten Morgen, der sehr neblig war, hielt gegen 4 Uhr ein Mehlwagen aus Großröhrsdorf an der Heidemühle, weil der Fuhrmann da füttern wollte. Plötzlich wird er während des Einschüttens des Futters von dem Hirsch angenommen. Der Knecht flüchtet nach dem Handpferd, worauf der Hirsch das Sattelpferd forkelt. Dann rettet sich der Kutscher in die Schoßkelle, haut auf die Pferde ein und fährt, Futter und alles andere im Stiche lassend, auf und davon."

„Eine Viertelstunde später kommt der Wallrodner Brotfuhrmann, um für die Heidemühle Brot abzuliefern. Wie er vom Wagen absteigt, sieht er einen an der

Haustür niedergetanen Hirsch, der sofort aufsteht und ihn annimmt. Der Fuhrmann glaubt, es sei ein zahmer, und will ihn streicheln, doch zu seinem Schrecken forkelt ihn der Hirsch und treibt ihn hinter eine am Hause angebrachte Barrière, die zum Pferdeanbinden dient. Dort zwischen Haus und Barrière unaufhörlich vom Hirsch bedrängt, schreit er laut um Hilfe, worauf auch endlich ein Licht im Hause erscheint und der Wirt mit seinem Sohne herbeieilt. Sie rufen dem zu Tode erschrockenen Manne zu, er solle mit dem Futterkasten der Krippe nach dem Hirsch werfen. So getroffen, nimmt der Hirsch die Pferde an, welche dadurch scheu geworden, mit dem Wagen durchgehen, dann aber zieht er nach einer auf der anderen Seite der Straße liegenden Waldwiese zurück, und der Kutscher, nunmehr frei geworden, läuft seinen Pferden nach. Der Wirt, der inzwischen sein Gewehr geladen, geht auf den Hirsch zu, wird aber sofort angenommen. Dem alten Schießprügel nicht trauend — „dunkel und neblig war's" — läuft er wieder ins Haus zurück. Doch endlich macht er einen zweiten Versuch und schießt den immer heftig schreienden Hirsch weidewund, und zwar so, daß derselbe zusammenbricht, aber liegend fortschreit. Wie der Wirt und dessen Sohn erzählten, gelang es nun, den Hirsch „abzustechen" und wurde er am Morgen an die Oberförsterei nach Ullersdorf abgeliefert. Durch die Güte des Herrn Oberforstmeisters Schulze ist dem Wirt das Geweih ausgeliefert worden und prangt jetzt als ein Zeichen der Erinnerung an die schweren Stunden in der Gaststube des malerisch gelegenen, alten, gemütlichen Waldkruges.

Dresden. A. Thiele."

Im allgemeinen schreien die Hirsche am lebhaftesten gegen Morgen und gegen Abend; am besten bei hellem, kaltem Wetter. Ist es während der Brunftzeit regnerisch, trübe und warm, so schreien sie wenig; die Brunft verläuft dann still.

Es ist mehrfach beobachtet worden, daß Hirsche auch außerhalb der Brunftzeit schreien. Daß sie dieses überhaupt zu anderen Zeiten können, unterliegt keinem Zweifel; doch ist die Veranlassung dazu dann meistens ein außer der Zeit brunstendes Tier, oder sonstige heftige Erregung.

Wird ein Tier während der Brunft nicht fruchtbar beschlagen, so brunstet es einige Zeit später nochmals, ja unter Umständen mehrmals in Abständen von etwa drei Wochen. Es sind auch mehrfach außer der Setzzeit frisch gesetzte Kälber gesehen worden, so daß der fruchtbare Beschlag außerhalb der Brunftzeit zweifellos erwiesen ist.

Daß Hirsche auch aus Mangel an Wasser schreien, ist durch den bereits erwähnten Harzwildmeister Elten vom Ahrendsberg glaubhaft gemacht. Nach dessen Mitteilung — „Weidmann", Band XIX, Seite 349 — trat im Monat Januar plötzlich sehr starke Kälte ein, und alle Quellen froren zu. „Da schrieen die Hirsche aus allen Richtungen bei Tage und Nacht, und zwar, wie die Jäger annahmen, nach Wasser."

Im Band XV des „Weidmann", Seite 380—381, berichtet der königliche Oberförster v. Hagen zu Annaburg über ein schreiendes Alttier, das in der Zeit zwischen dem 20. Mai und 13. Juni 1884 wiederholt schreiend beobachtet

wurde. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich in diesem Fall, wie der Berichterstatter selbst andeutet, um eine Beobachtung, deren Grund in erschwertem oder verhindertem Setzen zu suchen ist. Es sei hier noch bemerkt, daß hin und wieder auch über ein von den Hirschen geforkeltes Tier berichtet wird, ebenso wie beobachtet wurde, wie ein totkrankes Tier, mit tiefem Blattschuß, noch vor seinem Ende wiederholt von mehreren Hirschen beschlagen wurde.

Kehren wir nach diesen Abschweifungen wieder zur Brunft zurück. Zum Beginn der Brunftzeit tritt der Platzhirsch gewöhnlich erst abends zu seinem Rudel, um es am Morgen wieder zu verlassen; über Tag kommt dann der eine oder andere Beihirsch zu seinem Vergnügen; denn das brunftige Wild ist durchaus nicht spröde, sondern zeigt sich jedem Hirsch willfährig. Im weiteren Verlauf der Brunft bleibt der Platzhirsch häufiger auch den Tag über bei seinem Trupp, der in seiner Zusammensetzung nicht immer derselbe bleibt, vielmehr durch Zuzug, wie auch durch Abgang von Tieren vermehrt oder vermindert wird.

Während der Brunft sind die Kälber beim Rudel. Es ist zwar richtig, daß man zu Anfang hin und wieder vereinzelte Kälber allein findet; diese sind jedoch weder von der Mutter noch von dem Hirsch abgeschlagen, sondern sind lediglich durch das Treiben der Mutter von seiten des Hirsches von dieser vorübergehend getrennt und finden sich in wenigen Tagen wieder bei ihrem Alttier ein. Ich habe bei der überaus reichlichen Beobachtungsgelegenheit in der Oberförsterei Darß noch niemals bemerkt, daß ein Stück Wild oder ein Hirsch ein Kalb abgeschlagen hätte, dagegen stets die Kälber vollzählig bei den Brunftrudeln gefunden. Freilich die zur Brunft $1^1/_3$- bis $1^1/_2$jährigen Spießerchen leidet der Hirsch nicht beim Rudel; und diese mögen öfter mit Kälbern verwechselt sein. Daraus würde sich die hin und wieder gehörte Ansicht von dem Abschlagen der Kälber in der Brunft erklären lassen.

Wie mit dem Brunftigwerden einzelner Tiere die Brunft anfängt, diese dann ihren Höhepunkt erreicht, wenn die meisten Stücke brunftig sind, so wird es auch nach und nach auf den Brunftplätzen weniger lebhaft, je weniger brunftiges Wild noch vorhanden ist. Die erschöpften starken Hirsche ziehen zu ihren Winterständen und überlassen die Nachlese den geringen, die dank der Willfährigkeit des Kahlwildes auch bisher hinter dem Rücken des eifersüchtigen Platzhirsches nicht ganz leer ausgegangen sind; die Rudel setzen sich wieder in der früheren, durch die Brunft gestörten Ordnung zusammen, die wesentlich auf der Abstammung beruht. Ruhe und Friede halten wieder ihre Einkehr in das Revier.

Die starken Hirsche stehen einzeln, still und versteckt; sie bedürfen in ihrer maßlosen Erschöpfung zunächst der Kräftigung, um den Unbilden des kommenden Winters Widerstand leisten zu können; die geringen Hirsche rudeln sich zusammen; alles Wild sucht die Winterstände auf, die warme Dickungen und ausreichende Äsung bieten, wenn es nicht durch eine Eichel- oder Buchmast noch anderwärts gefesselt wird. Gibt es eine solche, so erholen sich auch die Brunfthirsche auffallend schnell; und der Heger kann dann auch einem harten Winter getrost entgegensehen.

Der Hirsch braucht aber nicht nur Kräfte, um dem Winter widerstehen zu können; er soll noch einen bedeutenden Überschuß haben, um ausgangs Winters sein neues Geweih aufzusetzen. Die stärkeren Hirsche werfen im März, die

geringeren im April und Mai, ja bis in den Juni hinein ab. Nach dem Abwerfen pflegen die Hirsche sich heimlich zu halten; sie „schämen" sich, wie man scherzweise sagt. Das ziemlich schnell in die Höhe wachsende Geweih veranlaßt sie, dort ihren Stand zu nehmen, wo sie Verletzungen der sehr empfindlichen Neubildung weniger ausgesetzt sind. Sie vermeiden dicht geschlossene Schonungen, bevorzugen lichtere Stangenhölzer und Jungwüchse, über die sie mit dem Kopf hinausreichen. Sehr gern stehen sie zu dieser Zeit in ausgedehnten Rohrkämpen, die ihnen gleichzeitig in den schossenden Halmen eine vorzügliche Äsung und Schutz gegen die lästigen Insekten bieten. Die letzteren sind es vornehmlich, die auf die Lebensweise zu dieser Zeit einen starken Einfluß haben. Man kann füglich sagen: das Heraustreten auf Äsung und das zu Holze ziehen richtet sich nach der Schwärmzeit des Ungeziefers; nur insofern, als die Tageszeit auf diese von Einfluß ist, ist sie es auch auf das Verhalten des Wildes.

Zur Zeit des reifenden Getreides stehen namentlich die stärkeren Hirsche mit Vorliebe in den Feldhölzern; auch geringere Hirsche verschmähen diesen Aufenthalt nicht; und mancher Kapitalhirsch endet und verludert hier unrühmlich von dem Schrotschuß aus dem Anstandsloch des beutegierigen Bäuerleins.

Ist die Kornernte vorüber, so stehen noch Erbsen, Bohnen, Kartoffeln und Rüben im Felde und veranlassen den Hirsch zum weiteren Verbleiben in den Vorhölzern, bis die Brunftzeit herannaht und ihn wieder in das Waldinnere zieht.

Das Mutterwild steht mit den Kälbern, den Schmaltieren, Spießern und geringen Hirschen nach der Brunftzeit wieder in den alten Rudeln beisammen, die sich, je mehr es in den Winter hineingeht, gern zu einigen stärkeren Rudeln vereinigen und ihren Winterstand dort wählen, wo Heide- und Beerkräuter, Wachholder, Weichhölzer und Schlagunkräuter ihnen genügende Äsung versprechen, und warme Dickungen Schutz vor Kälte bieten.

Das Kalb besaugt das Alttier bis in den Februar und März hinein; dann pflegt das Gesäuge leer zu werden, weil die Tiere schlechter bei Leibe sind und die Ausbildung des nächsten Kalbes die Kräfte der Mutter anderweitig in Anspruch nimmt. Der März bringt in sonnigen Lagen schon frisches Grün und erleichtert dem Kalb den Übergang zur reinen Pflanzenäsung.

Starke Wildkälber werden oft schon im Oktober ihres zweiten Lebensjahres brunftig und fruchtbar beschlagen. Doch kommt darüber oft auch das dritte Lebensjahr heran, und manchmal tritt die Brunftigkeit erst im vierten ein. In der Regel setzt das beschlagene Stück ein Kalb; doch ist auch das Setzen von zwei Kälbern öfter beobachtet, und ich habe selbst bisher mehrmals Gelegenheit gehabt, das Vorhandensein zweier in regelrechter Ausbildung begriffener Kälber in der Tracht erlegter alter Tiere festzustellen.

Die Tragezeit wird von allen Jagdschriftstellern übereinstimmend auf durchschnittlich 40 Wochen angegeben. Ich hege Bedenken, diese Zahl als zutreffend anzunehmen. Wenn auch eine genaue Beobachtung der Zeitdauer in freier Wildbahn naturgemäß äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich ist, so läßt sich doch durch die beobachteten Tatsachen die Zahl von 40 Wochen ohne Zwang nicht erklären. Tatsache ist aber, beispielsweise auf dem Darß, daß der Höhepunkt der Brunft, die

Kämpfe, das häufige Beschlagen in die ersten Tage des Oktober fallen, Tatsache ist ferner, daß zu Anfang Juni schon häufiger Kälber bemerkt werden. Zwischen diesen Zeiten liegen nur 35 Wochen; der Zeitraum für die Tragezeit würde aber noch um mindestens eine Woche zu kürzen sein, weil die Kälber in der allerersten Zeit nach dem Setzen dem Alttier noch nicht folgen und sich bei der Annäherung der Menschen fest an den Boden drücken, also nur schwer bemerkt werden. Nimmt man als Zeit des fruchtbaren Beschlages den 1. September und als Setzzeit den 1. Juni an, dann kommt eine Tragezeit von 39 Wochen heraus; aber es ist, obgleich vereinzelt ein fruchtbarer Beschlag am 1. September vorkommen mag, darum die Brunftzeit doch nicht allgemein schon auf diese Zeit zu verlegen. Das hieße den Tatsachen Gewalt antun und das wirkliche an Kämpfen, Schreien und Beschlagen reiche Brunftleben im Anfang Oktober wie der zweiten Hälfte des September zu einem Nachspiel der bereits im Stillen beendigten Brunft stempeln. Nimmt man, in Übereinstimmung mit den beobachteten Tatsachen, den durchschnittlichen Anfang der Brunft mit dem 20. September und den Eintritt der Setzzeit mit Mitte Mai an, dann kommt eine Tragezeit von 34 Wochen heraus. Obgleich aus Beobachtungen in Tiergärten nicht ohne weiteres auf die Vorgänge in freier Wildbahn geschlossen werden kann, so läßt sich hier doch eine Mitteilung aus dem „Weidmann", Band XIII, S. 360, nicht unterdrücken: Über die Tragezeit des auf der Domäne Swetla in Böhmen im Tiergarten gehaltenen Edelwildes berichtet auf Grund von Aufzeichnungen, die sich auf den Zeitraum von acht Jahren erstrecken und gestützt auf die Tatsache, daß Hirsch und Tiere getrennt gehalten und auch die Ausführung des Beschlages und des Setzens auf das Genaueste beobachtet werden konnte, E. Schindelar, daß sie sich genau auf 232 Tage erstreckt habe, daß jedoch Abweichungen von zwei Tagen über und unter diese Durchschnittszeit vorgekommen seien. Der Beschlag sei immer in die Zeit zwischen dem 8. und 20. Oktober, das Setzen in die Zeit vom 20. Mai bis 7. Juni gefallen.

Nach A. Hugos Jagdzeitung, 1899, gibt Forstmeister A. Rörig nach Beobachtungen im zoologischen Garten in Frankfurt die Trächtigkeitsdauer auf 232—240 Tage an.

Ich unterlasse es, aus diesen Mitteilungen Schlüsse auf die Tragezeit in der freien Wildbahn zu ziehen, kann aber nicht umhin, auf die beobachtete, auffallende Gleichmäßigkeit der Tragezeiten im Tiergarten zu Swetla und Frankfurt und auf deren Annäherung an diejenige der freien Wildbahn hinzuweisen, wenn man den Beginn der Brunft auf den 20. September und den des Setzens auf Mitte Mai annimmt. Im ersteren Fall ergeben sich 33, im letzteren 34 Wochen. Jedenfalls verdient die Tragezeit die Aufmerksamkeit aller Heger; denn nur durch ganz besondere Zufälle wird sie in der freien Wildbahn ihrer Lösung nähergebracht werden können.

Der Beginn der Setzzeit macht sich dadurch bemerkbar, daß die bisherigen Rudel sich auflösen. Die alten Tiere ziehen sich an stille, ungestörte Orte zurück; dem jungen Nachwuchs fehlt die Führerin, die das Rudel zusammenhielt; so findet man bald hier bald dort einige geringere Stücke zusammen, aber ohne ein Alttier.

In den ersten Tagen nach dem Setzen verläßt das Tier das Kalb niemals auf weitere Entfernungen und für längere Zeit; es bleibt in seiner Nähe, warnt es durch Mahnen oder durch Stampfen mit dem Vorderlauf und veranlaßt es dadurch, sich an den Erdboden zu drücken. Das letztere versteht das Kalb meisterhaft; es legt sich regungslos hin, als ob es von Holz oder Stein wäre, den Kopf behält es aber hoch. Ich habe alljährlich nur wenige Tage alte Kälber in der Hand gehabt und bei allen beobachtet, daß sie vollständig erstarren, wenn man sie anfaßt und aufhebt. Genau in derselben Lage, in der die Glieder sich beim Andrücken an den Erdboden befinden, verbleiben sie, bis das Kalb wieder hingesetzt wird, so daß, wenn nicht die dunklen Augensterne und die Wärme das Leben verrieten, man glauben könnte, eine Bronzefigur aufzuheben.

Ausnahmen von der regelmäßigen Setzzeit kommen nicht so selten vor. Ich führe nach Berichten der Jagdzeitschriften u. a. den 25. August, 15. und 25. September und den 8. November als Tage an, an denen setzreife Kälber in der Tracht oder frisch gesetzte Kälber beobachtet wurden.

Wenn das Kalb heranwächst, folgt es häufig der Mutter, aber längst nicht immer, sondern diese entfernt sich mitunter recht weit von ihm. Man findet öfter vier bis sechs Wochen alte Kälber, die plötzlich aus dem hohen Grase hoch und flüchtig werden, ohne daß sonst ein Stück Wild in der Nähe sichtbar wird.

Erst wenn das Kalb so weit gediehen ist, daß es der Mutter überall hin folgen kann, trennt sich diese nicht mehr von ihm, und nun finden sich auch die zum Schmaltier oder Spießer gewordenen Kälber des vorigen und des vorvorigen Jahres wieder an; auch vereinigen sich wohl schon mehrere Tiere mit ihrem Nachwuchs, und so bilden sich nach und nach wieder Rudel, bis der Brunftschrei wieder erschallt, und der Kreislauf des Jahres, den ich zu schildern versuchte, von neuem beginnt.

Das Rotwild bewohnt die Waldungen der Ebene, des Hügellandes und Mittelgebirges; es ist jedoch auch im Hochgebirge bis zur Baumgrenze nicht selten.

Sein heutiges Vorkommen entspricht nicht seinem natürlichen Stand, da es vielerorts der andrängenden Kultur hat weichen müssen.

Es liebt größere, stille Waldungen, in denen es vor Störungen gesichert ist, und hängt, von kleineren Standveränderungen abgesehen, die Jahreszeit und Äsungsbedürfnis mit sich bringen, fest an seiner Heimat.

Am wenigsten erträgt das Wild wiederholte Beunruhigungen in den Dickungen, in denen es seinen Stand hat, während es sich an Störungen durch die Eisenbahnen fast überall wider Erwarten gewöhnt hat. Wird es jedoch in seinem Standrevier, namentlich durch laut jagende Hunde, dauernd gestört, so wechselt es nicht selten gänzlich aus. Lebensbedingung ist dem Wild die Möglichkeit, sich suhlen zu können; daher seine große Vorliebe für bruchige Reviere.

Hinsichtlich der Verbreitung des Wildes im allgemeinen folge ich zunächst den Brehmschen Angaben, die auch wohl anderen neueren Schriftstellern über diesen Gegenstand zum Anhalt gedient haben. Danach bewohnt das Edelwild fast ganz Europa, mit Ausnahme des höchsten Nordens, und einen großen Teil Asiens. In Europa reicht seine Nordgrenze etwa bis zum 65., in Asien bis zum 55. Grad

nördlicher Breite. Am häufigsten ist es noch in Polen, Galizien, Böhmen, Mähren, Ungarn, Siebenbürgen. In weit größerer Anzahl aber ist es in Asien, namentlich im Kaukasus und dem bewaldeten südlichen Sibirien zu finden. Neuerdings weist auch Schottland bedeutende, aber stark entartete Rotwildstände auf. Die stärksten Hirsche, denen jedoch der Kragen fehlt, finden sich in Ungarn und den unteren Donauländern, doch ist hier leider ein Nachlassen zu bemerken, wenn auch einige Reviere sich auf der alten, beneidenswerten Höhe halten. Ob der in Nordamerika lebende Wapitihirsch (Cervus canadensis. Brisson) mit dem Edelhirsch zu derselben Art gehört, ist eine umstrittene Frage. Sie ist schon dadurch in ihrer Lösung erschwert, daß die Begriffe Art, Spielart, Abart nicht hinreichend fest umgrenzt sind. Tatsächlich bestehen zwischen dem Edelhirsch und dem Wapiti viele übereinstimmende Merkmale, aber auch manche Verschiedenheiten. Die ersteren fallen sofort ins Auge, insofern die Ähnlichkeit zwischen beiden, abgesehen von der Stärke, so groß ist, daß man in dem Wapiti den vergrößerten Edelhirsch zu sehen glaubt. Die Verschiedenheiten sind jedoch nicht so gering anzuschlagen. Das Körpergewicht des Wapiti erreicht nicht selten 1000 Pfd.; das Geweih hat in der Regel keine Krone, und die Endenzahl übersteigt selten 12. Der Wapiti schreit nicht wie der Rothirsch, sondern seine Stimme kommt der des Esels nah und ertönt flötenartig hell und kurz abgesetzt.

Es ist möglich, daß Wapiti und Rothirsch in vorgeschichtlicher Zeit derselben Art angehört, und daß ihre jetzige Verschiedenheit sich unter dem Einfluß abweichender Lebensbedingungen erst nach und nach herausgebildet hat. Für diese Möglichkeit spricht der Umstand, daß zwischen Asien und Nordamerika sehr wohl feste Landverbindung bestanden haben kann und insbesondere die im Anfang dieses Buches erwähnte auffallende Tatsache, daß von allen Hirscharten der neuen Welt allein der Wapiti plesiometakarpal ist, wie auch das Rotwild. Mag jedoch in naturwissenschaftlicher Hinsicht die Stellung des Wapiti zum Rothirsch diese oder jene sein, auf jeden Fall stellt der erstere den zwar riesigen, aber nächsten Verwandten des letzteren dar. Leider hat die Habgier und Mordlust des gefährlichsten Raubtieres, des Menschen, die einst unendlichen Wapitirudel bis auf kleine Reste vernichtet, und vielleicht teilt dieses stolze Wild binnen kurzem das Schicksal des Bisons.

Es mag hier noch erwähnt werden, daß das Rotwild mit dem bestem Erfolg auf Neuseeland eingebürgert ist. Es sind dorthin um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mehrfach Hirsche und Kahlwild von Schottland aus eingeführt worden; sie haben sich bei dem gemäßigten Klima der von mächtigen Bergketten durchzogenen Inseln stark vermehrt und weisen an Geweih und Wildpret eine Stärke auf, die diejenige der schottischen Hirsche weit übertrifft.

In Deutschland hatte das Jahr 1848 den Stand an Edelwild in den meisten Gegenden der Vernichtung nahe gebracht. Dank einer einsichtigen Gesetzgebung und einer fürsorgenden Hege hat er jedoch in erfreulicher Weise wieder zugenommen; besonders auf den größeren Standesherrschaften, deren Besitzer an der alten Überlieferung edlen Jägersinnes festhalten, hat das soviel verfolgte und angefeindete Wild eine sichere Heimat gefunden. Daß dagegen das Rotwild in manchen Gegenden mit zersplittertem Waldbesitz und hoher Feldkultur ausgerottet ist, kann als

ein Fehler nicht angesehen werden. Wo das Wild nicht hingehört, da soll man es nicht hegen, und keine gefährlicheren Feinde hat das Wild und die Jagd überhaupt, als jene einseitigen jagdlichen Eiferer, die alle übrigen Interessen denen der Jagd unterordnen wollen. Nur soweit mäßige Wildstände mit den Anforderungen von Wald und Feld in Einklang zu bringen sind, können sie erhalten werden.

Gegenwärtig finden sich angemessene Wildstände in den Anhaltischen Landen, beiden Mecklenburg, den Sächsischen Herzogtümern. In Baden und Württemberg ist das Rotwild seltener vertreten, ebenso im Großherzogtum Hessen; in Oldenburg fehlt es wegen der Waldarmut des Landes; in Elsaß-Lothringen hat der Rotwildstand sich seit der Einverleibung in Deutschland und nach Besserung der jagdgesetzlichen Bestimmungen gehoben. Das Königreich Sachsen hat gute Wildstände aufzuweisen, 1908 = 2560 Stück. In Preußen ist das Edelwild in allen Provinzen, am stärksten jedoch in den waldreichen Gebieten östlich der Elbe vertreten.

Nach der Ermittlung über den Jahresertrag in der Zeit vom 1. April 1885 bis dahin 1886 sind während dieser Zeit in Preußen erlegt worden 14 460 Stück Rotwild; hiervon am meisten, nämlich 4426 Stück in der Provinz Brandenburg, am wenigsten, nämlich 202 bzw. 217, in den Provinzen Ost- bzw. Westpreußen. Nach der Höhe des Abschusses folgen von oben nach unten die Provinzen in nachstehender Reihe: Brandenburg, Schlesien, Sachsen, Hannover, Pommern, Rheinland, Hessen-Nassau, Posen, Westfalen, Schleswig-Holstein,*) Westpreußen, Ostpreußen. In den Hohenzollernschen Landen fehlt das Rotwild ganz.

Ein nicht unbedeutender Teil des Rotwildabschusses von 1885/86 ist auf rücksichtslose Schießerei an den Waldgrenzen zu rechnen; es wird also zur Ermittlung des Standes an Rotwild, nicht wie bei durchweg pfleglicher Behandlung ein Fünftel oder ein Sechstel des Wildbestandes, sondern eher ein Viertel auf das Abschußergebnis anzunehmen sein, so daß sich für 1885/86 in Preußen immer noch ein Stand von wenigstens 57 840 Stück Rotwild ergibt. Inzwischen hat infolge des Wildschadengesetzes jedoch unzweifelhaft eine Verminderung dieses Standes stattgefunden, so daß der gegenwärtige Rotwildstand innerhalb des Preußischen Staates wohl nicht über 45 000 Stück angenommen werden darf. Für ganz Deutschland läßt sich der Gesamtrotwildstand auf etwa 70 000 Stück annehmen. E. M. Köhler schätzt in der „Natur" den Gesamtstand für Deutschland auf rund 100 000 Stück. Möge er noch lange so bleiben!

*) Und zwar

Schleswig-Holstein . .	289	Stück	Nach v. Hagen-Donner „Die forstlichen Verhältnisse Preußens". 1894, II, S. 37.
Westpreußen	217	„	
Ostpreußen	202	„	

Dritter Abschnitt.

Gefahren und Feinde.

Das Rotwild gilt als die widerstandsfähigste heimische Wildart. Seine Kraft, Schnelligkeit und Gewandtheit, seine Anpassungsfähigkeit und sein ausgezeichnetes Ausheilungsvermögen sind mächtige Schutzmittel gegen die sein Dasein gefährdenden Einflüsse und Feinde. Dennoch ist es nicht gegen alle Anfeindungen gefeit; einmal sind es Erkrankungen durch die Einflüsse der anorganischen Natur, dann solche infolge von Verwundungen, alsdann Angriffe durch parasitische Pflanzen, endlich durch Tiere, die in mehr oder minder schnellem Verlauf sein Dasein verkürzen. Schließlich hat es auch unter den höher organisierten Tieren Feinde, denen es erliegen muß.

Die Einflüsse der anorganischen Natur treten schädlich auf in der Form von Kälte (Erfrieren), durch Abschluß des Wildes von seiner Äsung (Schnee) und vom Wasser (Frost). Gegen das Erfrieren schützt das Wild sein außerordentlich reiches Winterhaar, das je nach Bedarf dicht angelegt oder gesträubt werden kann; im letzteren Zustand umgibt es den Körper mit einer starken, von der Außenluft unabhängigen, warmen und wärmenden Luftschicht, die der heftigsten Kälte Widerstand zu leisten vermag. Es fallen daher gesunde, stärkere Stücke dem Verenden durch Erfrieren nur selten anheim; wohl aber erfrieren bei anhaltender, heftiger Kälte Kälber, namentlich solche, die spät gesetzt sind, die also gering in den Winter kommen. Es wird diese Tatsache zwar von manchem bestritten; aber was für eine sonstige Todesursache soll in denjenigen Fällen angenommen werden, in denen

Kälber, bei dem Vorhandensein offenen Wassers, mit vollem Pansen und ohne irgend eine Verletzung und innere Krankheitserscheinung bei anhaltender, heftiger Kälte verendet aufgefunden werden?

Gefährlicher ist jedoch andauernd tiefe Schneelage; besonders, wenn nach einfallendem Tauwetter der Schnee zusammenfriert und das Wild vom Erdboden abschließt. Wenn dann nicht Äsung liefernde Sträucher und Halbsträucher oder von sorglicher Hand gefällte Weichhölzer und wohlversorgte Fütterungen aushelfen, so sind bei dem Mangel an Äsung, während die Kälte erhöhte Anforderungen stellt, Verluste unausbleiblich. Natürlich treffen sie besonders die jüngeren oder auch die ganz alten oder aus irgend welchen Ursachen kümmernden Stücke.

So lange Schnee liegt, oder noch Quellen und warme oder schnell fließende Wasserläufe offen sind, auch wasserreiche Äsung dem Wild geboten wird, kann der Wassermangel, der Durst, nicht verderblich werden. Das Wild leckt den Schnee, sucht die offenen Gewässer weithin auf und befriedigt sein Wasserbedürfnis. Tritt jedoch harter Frost ein, während der Boden offen ist, frieren die Wasserläufe und Quellen gänzlich ein, dann droht der Wassermangel mit stetig wachsender Gefahr, und trotz gefüllter Heuraufen sieht der Heger, wenn er es versäumte, für offenes Wasser oder wasserreiche Äsung zu sorgen, das arme Wild scheinbar inmitten allen Überflusses zu Grunde gehen.

In Niederungsrevieren und Auwaldungen kann das Hochwasser gefährlich werden. Wenn auch von allem heimischen Wild das Edelwild teils infolge seiner Größe, teils wegen seiner Vertrautheit mit dem Wasser in der Regel am wenigsten bedroht ist, so sind doch bei Hochwasser während und kurz nach der Setzzeit die Kälber fast immer verloren; ebenso kann Unruhe im Revier und an seinen (meist höher gelegenen) Grenzen das Wild in die Schonungen treiben, wo es nicht schwimmen kann und ertrinken muß, und es so vom rechtzeitigen Aufsuchen des rettenden höheren Geländes abhalten.

Die Erkrankungen durch Verwundungen können hier füglich übergangen werden, weil sie in den über die Jagd handelnden Teil gehören. Indes bei mangelhafter jagdlicher Ausbildung und Oberflächlichkeit in der Nachsuche fällt doch manches Stück den Folgen der Verwundung zum Opfer und wird den Füchsen zur willkommenen Beute.

Unter den durch parasitische Kleinwesen hervorgebrachten Krankheiten sind von besonderer Wichtigkeit der Milzbrand und die Wild- und Rinderseuche, weil sie bedeutende Verheerungen anzurichten imstande ist. Zu nennen sind auch die Maul- und Klauenseuche, wie der durch Trichophyton tonsurans hervorgerufene Grind und die Tollwut.

Der Milzbrand (Anthrax) besteht in einer eigentümlichen Zersetzung des Blutes und wird durch das Eindringen eines Spaltpilzes (Bacillus anthracis) in den Körper hervorgerufen. Er kommt außer beim Wild beim Rindvieh, den Pferden, Schafen, Schweinen usw. vor und ist auch auf den Menschen übertragbar.

Wiederholt ist diese Krankheit für das Rotwild und andere Wildarten gefährlich geworden und hat ungeheure Opfer gefordert. Aus den vielen diesbezüglichen Nachrichten will ich nur das verheerende Auftreten der Seuche im Jahre 1874

in den um Berlin gelegenen Forsten hervorheben, wo im Verlauf weniger Tage im Monat Juli Hunderte von Stücken Rot- und Damwild daran eingingen. Nach Dr. Roloff: „Der Milzbrand, seine Entstehung und Bekämpfung.“ Berlin 1883, erfolgt der Tod oft plötzlich, oft erst nach Verlauf einiger Stunden. Die eingegangenen Stücke gehen schnell in Fäulnis über; sie treiben bald auf; infolgedessen tritt dunkler, flüssiger Schweiß aus den natürlichen Körperöffnungen. Beim Zerwirken findet sich starke Füllung der Gefäße mit dunkelrotem Schweiß; auch zeigen sich gleichfarbige Flecke durch Anhäufung von Schweiß, der schon vor dem Verenden aus den Gefäßen ausgetreten ist. Der Schweiß ist teerartig dick, violett schimmernd, oft an der Oberfläche Fetttröpfchen zeigend. In den Körperhöhlen findet sich oft eine gelbliche oder rote Flüssigkeit. Die Milz ist auffallend verändert, oft außerordentlich groß, dunkelrot und erweicht.

Der Milzbrand tritt nicht immer, aber häufig seuchenartig auf, auch kommt er in allen Erdteilen und in allen Klimaten vor. Vorzugsweise zeigt er sich in Niederungen und auf warmem, humosem Boden.

Die Wild- und Rinderseuche wurde zum ersten Mal beobachtet im Juli 1878 in den bei München gelegenen Revieren Forstenried, Grünwald und Ebersberg und als neue Seuche bezeichnet („Weidmann“, Band IX, Seite 196). Es fielen dort an Rot- und anderem Wild in ganz kurzer Frist gegen 400 Stück. Im Jahre 1881 trat dieselbe Seuche in den genannten Forsten abermals auf und verursachte einen Verlust von etwa 380 Stücken Rot-, Dam- und Schwarzwild. Ein nochmaliges Auftreten dieser verheerenden Krankheit ist aus dem fürstlich Hohenzollernschen Revier Josefslust im Jahre 1894 zu berichten, wo 172 Stück Rot- und Damwild eingingen.

Die Seuche, Septichaemia haemorrhagia, hat in ihrer Entstehungsweise und im Verlauf Ähnlichkeit mit dem Milzbrand, nur verläuft sie schneller. Der Krankheitserreger ist ein Bazillus, der sich durch ungeheure und schnelle Vermehrungsfähigkeit auszeichnet. Er wird durch Berührung mit kranken Stücken, Einatmung, durch Wunden, Fliegenstiche usw. in die Blutbahn eingeführt und verursacht in wenigen Stunden das Verenden der befallenen Stücke. An diesen zeigen sich die Schleimhäute des Schlundes und der Drossel stark entzündet; die Lunge weist starke Veränderungen auf. Die Verbreitung wird gefördert durch alle Dinge, die das Wild gemeinsam annimmt: Salzlecken, Suhlen, Fütterungen, Wasserläufe; wahrscheinlich wirkt auch die Losung ansteckend. Sofortiges Verbrennen oder Vergraben der Kadaver, wie beim Milzbrand, Absperrung des Wildes von den alten Lecken, Suhlen usw. dienen zur Einschränkung der Seuche.

Gelegentlich wird das Wild auch infolge von Ansteckung durch Weidevieh oder durch die Waldungen getriebene Viehherden von der Maul- und Klauenseuche, Aphtae epidemicae, auch von der Rinderpest, Pestis bovina, befallen; der Verlauf der Maul- und Klauenseuche ist meist gutartig, während die Rinderpest leicht das Eingehen der erkrankten Stücke zur Folge hat.

Nach Berichten der A. Hugoschen Jagdzeitung und der Deutschen Jägerzeitung hat 1887 im Park von Richmond bei London die Tollwut unter dem Edelwild stark aufgeräumt. Die Ansteckung ist auf den Biß wutkranker Hunde

zurückzuführen; auch soll sie durch das Beißen der befallenen Stücke weiter verbreitet sein. Über 100 Stück sind verendet aufgefunden. Schon 1856 soll die Tollwut unter dem Wild zu Stainborough in Yorkshire aufgetreten sein und den Stand ganz vernichtet haben. „Bei diesem Ausbruch der Krankheit zeigten die außer der Brunftzeit so harmlosen Tiere einen hohen Grad von Raufluft, sie würgten sich wie die Hunde, bissen und rissen sich Nadeln und Wildpret vom Leibe."

Über ein anscheinend mit Wassersucht behaftetes Stück Rotwild berichtet Revierförster R. Hoffmann in der „Deutschen Jägerzeitung" von 1885: „Der Pansen war so dick aufgetrieben, als hätte es bei der Hitze schon einige Tage gelegen, und die Vorderläufe waren auf den Knieen in der Größe eines Zweimarkstückes wund. Beim Aufbrechen kam mir eine Flut von Wasser entgegengestürzt, welches sich in der Bauchhöhle in einer Menge, welche zwei Eimer gefüllt haben würde, angesammelt hatte. Die Leber war zweimal größer als im normalen Zustande, ihre Farbe war bleigrau, innen pechschwarz, sie selbst sehr weich; der Herzbeutel war mit Wasser straff angefüllt und hatte die Größe einer aufgeblasenen Schweinsblase, ebenso war das Herz dreimal größer als im normalen Zustande . . ."

Über einen ausgebreiteten Leistenbruch wird in A. Hugos Jagdzeitung von 1894 aus Schlesien berichtet. Es handelt sich um einen verendet gefundenen Kapitalhirsch von 360 Pfund. „Schon äußerlich war eine kolossale Geschwulst an der rechten Seite des Weidsackes zu sehen, die sich als ausgebreiteter Leistenbruch entpuppte, aber von solcher Größe, daß ich kaum begreifen kann, wie es dem Hirsch nur möglich war, mit solch einem umfangreichen Gebrechen zu vegetieren."

Über Hirsche, die mit einem Bruch behaftet waren, wird noch mehrfach berichtet. Am leichtesten werden sie sich dieses Gebrechen beim Kämpfen zuziehen.

Schließlich sei noch des Auftretens eines Vorhautödems bei einem Hirsch nach A. Hugos Jagdzeitung 1904 Erwähnung getan. „Der Hirsch, welcher, da er in der Fährte schweißte, schon geraume Zeit die Aufmerksamkeit des Personales erregt hatte, wurde durch den Jäger Makutz, welcher einmal die ganz kolossale Entartung seiner Brunftstange zu bemerken die Gelegenheit hatte, als krank abgeschossen. Nun erst konnte die Mißbildung genauer untersucht werden, und wurde durch den weidgerechten Werksarzt Dr. A. Weywoda in Eisenerz als Ödem des Präputiums erklärt. Die mißbildete Brunftstange hatte elefantenfußartige Gestalt, 40 cm Länge und 63 cm Umfang und wog — $6^1/_2$ kg."

Über eine Erkrankung, die vielleicht mit der hin und wieder als Kreuzlähme bezeichneten gleichartig ist, schreibt mir Geheimrat Prof. Dr. Schmaltz folgendes:

„Es sind bei Hirschen Bewegungsstörungen, zum Teil gehäuft, zur Beobachtung gelangt, die namentlich charakterisiert sind durch eine Schwäche und durch Schwanken in der Hinterhand, durch eigentümliches Einknicken in manchen Gelenken. Immer zeigt sich dabei eine außerordentliche Abmagerung, und schließlich kommt es in manchen Fällen zur völligen Bewegungsunfähigkeit, so daß der Hirsch festsitzt und nicht mehr aufstehen kann. Bei einigen Hirschen, die untersucht werden konnten, fanden sich im Verlauf des großen Hüftnerven, in einem Falle auch an den Nerven

des Vorderlaufs, spindel- oder knotenförmige Anschwellungen, innerhalb deren eine Degeneration der Nervenfasern eingetreten war. Über die Ursache dieser Erkrankung ist ein Aufschluß noch nicht erzielt. Es besteht jedoch der Verdacht, daß sie sich von Tier auf Tier übertragen kann, und es ist bemerkenswert, daß sowohl die bei Lebzeiten zu beobachtenden Erscheinungen, namentlich auch die Art der Lähmung, sowie die an den peripheren Nerven gefundenen herdweisen Veränderungen eine unverkennbare Ähnlichkeit mit den Symptomen aufweisen, die bei der Beschälseuche der Pferde zu beobachten sind und erst neuerdings anläßlich eines Ausbruches in Ostpreußen genau studiert werden konnten. Da die Beschälseuche auf einen Blutparasiten, Trypanosoma, zurückzuführen ist, und da in neuester Zeit Trypanosomen auch in Europa, speziell in Deutschland, sowohl beim Rinde als auch in einem Falle beim Fuchs gefunden worden sind, so besteht die Möglichkeit, daß auch beim Wild eine Trypanosomenkrankheit vorkommt. Sicheren Aufschluß würde natürlich nur der Nachweis von Trypanosomen geben, der nicht leicht ist; nur eine Untersuchung unmittelbar nach dem Tode, d. h. also nach dem Abschuß, die sich namentlich auf die Rückenmarksflüssigkeit zu erstrecken hätte, kann Erfolg versprechen."

Über Beobachtungen der Kreuzlähme in der Wildbahn wird mir von anderer Seite aus dem nordwestlichen Westfalen geschrieben: „. . . . Es wäre mir deshalb ein willkommener Anlaß, . . . wenn ich Ihnen über die Kreuzlähme, die hier seit 40 Jahren, wahrscheinlich aber schon länger endemisch ist, Material verschaffen könnte. Die Krankheit ist nach den hier gemachten Beobachtungen eine sehr allmähliche Vereiterung der Partien um den Kreuzwirbel. Es dauert oft Jahre. Fängt mit einer Entzündung an. Man hat hier jedes Stück, das davon befallen wurde — jedes Alter und jedes Geschlecht ohne merkbaren Unterschied wird befallen — totgeschossen, weil man eine Ansteckung befürchtete. Es scheint aber sich nicht direkt zu übertragen. Dieselbe Krankheit kommt in einigen Gegenden Irlands auch beim Menschen vor; ich habe gehört, daß man sich auch dort über ihre eigentliche Natur noch nicht klar sein soll. Man soll es — nach dem Vernehmen — mit dem sehr warmen und feuchten ozeanischen Klima in Verbindung bringen. Dasselbe Klima haben wir in hohem Maße; die Temperatur der drei Wintermonate beträgt hier nach zehnjährigem Durchschnitt 2 Grad Celsius. Also $^2/_{10}$ Grad mehr, als der Bädeker für Norditalien angibt. Der Jahresdurchschnitt ist aber nur 10—11. Sie sehen daraus, wie gleichmäßig und feucht und bewölkt es hier das ganze Jahr ist.

Im ersten Stadium der Krankheit ist am Geweih noch nichts zu sehen. Nur habe ich einige Male in der Brunft beobachtet, daß ein guter Hirsch anscheinend ohne Grund aufs ängstlichste vor Schneidern ausriß. Und ich glaube am selben Hirsch dann im nächsten Jahre die typische Mißbildung des Geweihes im Anfangsstadium beobachtet zu haben. . . . Die Krankheit tritt jetzt so auf, daß man alle paar Jahre in unregelmäßigen Zeitabschnitten, einmal hier, einmal dort, ein oder mehrere Stück beobachten kann. Ganz gleich häufig im Park und in freier Wildbahn. Nur gelingt es natürlich sehr viel schneller hier wie dort die kranken Stücke abzuschießen. Es ist aber auch im Park nicht leicht, weil in den Anfangsstadien ein sehr genaues Beobachten dazu gehört, überhaupt etwas zu sehen, und das typische

Abb. 82. Cephenomyia rufibarbis. Abb. 83. Pharyngomyia picta. Larve, Puppe, Fliege.

Schieftreten — wie ein Hund trabt — mit dem Hinterwagen seitlich, auch momentweise, von einem falschen Tritt oder auch einer Schalenverletzung oder sonstigen Lahmheit, sehr täuschend allerdings nur kurz imitiert wird. Fühlt das Wild sich später sehr krank, so ist es unglaublich heimlich. Vor Hunden oder auch im Treiben sind sie auch im letzten Stadium oft noch sehr flüchtig. Oft sieht man die Krankheit erst wieder, wenn das Wild trollt oder zieht. Kreuzlahmes Wild wird von gesundem abgeschlagen und steht immer allein. Einige Male hatte ich den scheußlichen Anblick, ein krankes Stück offenbar von weither mit heraushängendem Lecker flüchtig vorbeikommen zu sehen. Ein gesundes unmittelbar dahinter. Zweimal zwei
82 Hirsche, einmal zwei Altiere. Leider erkennt man die Situation zu spät, um zu helfen, denn man glaubt selbstverständlich zuerst, daß Hunde jagen, läßt das Wild vorbei und macht sich fertig. Man übersieht die Situation nur, wenn man Gelegenheit hat, eine gewisse Zeit beobachten zu können. Einmal ist ein Schmaltier gefunden, offenbar von einem Hirsch geforkelt; die Hinterläufe zerbrochen, Rippen zum großen Teil. Die Decke ganz zerfetzt, und mehrere tiefe Stiche. Aber das ist ja leicht zu verstehen, weil es in der Brunft war, und das Stück jedenfalls immer einbrach.

Ein alter Hirsch wurde mal geschossen, dessen Keulen ganz bedeckt von Wunden und Narben waren; er war offenbar durch das viele Gehetztwerden sehr herunter. Die Krankheit war noch nicht weit fortgeschritten."

Ob das dieselbe Krankheit ist, über die Geheimrat Schmaltz sich ausspricht, das kann wohl ohne weiteren Vergleich nicht entschieden werden; vielleicht ist sie es.

Schließlich sei noch der Verstopfung als Folge ungeeigneter, schwerverdaulicher Äsung im Winter, und des Durchfalls bei plötzlich eintretender Frühlingswärme und starker Aufnahme ungewohnter, weicher Grünäsung Erwähnung getan. Letzterer wird auch auf überreichliche Salzaufnahme zurückgeführt.

Auch der Erblindung will ich noch gedenken, die hin
83 und wieder, auch nach einem Schuß durch die Stange, beobachtet wurde.

Der durch einen Pilz, Trichophyton tonsurans, hervorgerufene Grind befällt das Haar des Wildes. Professor Dr. Karl Eckstein berichtet in der Danckelmannschen „Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen", Jahrgang 22, Seite 285 ff., über einige Erkrankungsfälle aus dem Harz und aus Schlesien. An den befallenen Stücken zeigten Läufe, Kopf und Gehöre, Hals oder Blätter, bei einem auch der ganze Körper, kahle

Stellen; die Oberhaut hat einen eigentümlichen Glanz; alle Haare sind ganz dicht, höchstens 1 bis 2 mm, über dem Haarboden abgebrochen. Die Oberhaut stößt sich in größeren Schuppen ab, die zum Teil zwischen den Haarresten kleben bleiben. Auch die Schalen des Wildes werden in Mitleidenschaft gezogen. Die Krankheit ist als Herpes tonsurans bekannt und überträgt sich sehr leicht auf den Menschen. Es ist daher beim Aufbrechen solcher Stücke die größte Vorsicht erforderlich. Wenn die Krankheit, die beim Menschen neben dem Haar besonders die Fingernägel befällt, auch nicht gefährlich ist, so wird sie doch sehr lästig und unbequem. Mir ist ein Fall bekannt, in dem ein Herr durch das Aufbrechen eines mit dem Grind behafteten Stückes sich die Erkrankung seiner Nägel zuzog und trotz sorgfältigster Behandlung viele Monate daran gelitten hat.

Von den durch Tiere hervorgebrachten krankhaften Zuständen mögen zunächst diejenigen Erwähnung finden, die durch die im Inneren des Wildes lebenden Schmarotzer verursacht werden. Es sind dieses die Rachen- und Hautbremsen, die Leberegel sowie die Faden-, Band- und Blasenwürmer.

Die Rachenbremse, auch Rachenbreme genannt, gehört zu den Biesfliegen (Oestridae), die eine zur Ordnung der Zweiflügler gehörende Familie bilden. Nach Altum, dessen zum Teil auf Friedrich Brauers: „Monographie der Östriden, Wien 1863" gestützten Angaben ich hier folge, lebt im Rotwild Cephenomyia rufibarbis, auch auribarbis und Pharyngomyia picta. Larve, Puppe und Fliege sind in Abbildung 82 und 83 wiedergegeben. In der allgemeinen Körpergestalt gleichen die Rachenbremsen den Schmeißfliegen. Der Körper ist pelzig behaart, der Kopf rund und dick, mit verkümmerten Mundwerkzeugen. Die sehr kurzen Fühler werden fast ganz von den Stirngruben aufgenommen, so daß nur die Fühlerborste hervorragt. Bei C. rufibarbis sind die Fühler gegen die Spitze verwachsen, die Beine lang.

„Die Weibchen bringen fliegend, in leichter Berührung bzw. spritzend, ihre junge, sofort als Larven aus dem Körper tretende Brut an die Nasenkuppe der Hirscharten und zwar am Rande der Nasenlöcher oder sogar in diese hinein. Vermöge ihres Mundhakenpaares und ihrer Stachelzonen haften sie daselbst und arbeiten sich allmählich an den Schleimhäuten tiefer in Nasen- und Rachenhöhle hinein, können sogar bis zu dem Drosselknopf gelangen. Später hineingelangende drängen die älteren von der Wand ab, so daß schließlich gar oft die Atmungswege mehr oder weniger durch die aneinander hängenden Larven verstopft sind, von denen stets die innersten die größten, und die äußersten, in der Peripherie an den Schleimhäuten haftenden, die kleinsten, jüngsten sind. Das Wild kennt den furchtbaren Feind; es wird beim Summen desselben sehr aufgeregt und unruhig, sucht durch rasche Kopfbewegung den Feind abzuwehren, durch Schlagen mit den Vorderläufen ihn zu verscheuchen. Die behafteten Stücke leiden je nach Anzahl und Alter der Larven oft furchtbar. Ein lautes Schnaufen, Niesen, keuchender Husten verrät schon aus der Ferne das Leiden derselben; schweißiger Schleim tritt aus der Nase; das Äsen wird beim Senken des Kopfes höchst erschwert; Tag und Nacht tritt keine Linderung und Ruhe ein, und dagegen eine Abmagerung zum Skelett und schließlich ein qualvoller Tod, wie sich aus den letzten Bewegungen solcher bereits zu Boden gestreckter

Stücke, z. B. sehr heftiges Schlagen mit dem Kopfe, erschließen läßt. Bei geringerer Behaftung mit dem Feinde hört die Plage meist im Juli auf. Die allmählich reifenden Larven lösen sich los und werden alsdann durch Husten u. dgl. von dem Wirte leicht entfernt. Nach dem Erkalten eines verendeten Stückes kriechen die Parasiten, auch die noch nicht ganz verpuppungsreifen, aus der Nase an die Außenwelt." Hier verkriechen sie sich in der Bodendecke und verpuppen sich, indem die Körperhaut sich allmählich zu einem erhärtenden, braun bis schwarz werdenden „Tönnchen" umbildet. Das reife Insekt sprengt beim Ausschlüpfen den Deckel des Tönnchens ab, begattet sich in sonnigen, hochgelegenen Lagen, an Türmen, Felswänden usw., legt dann die Maden, wie geschildert, ab und verschwindet bald.

Erhebliche Verluste des Rotwildes infolge dieses Schmarotzers werden nicht häufig gemeldet; doch gehen geringe Stücke öfter daran ein. Im Band VIII des „Weidmann", Seite 163, berichtet der Forstmeister Lotz zu Stadtprozelten aus dem Spessart über besonders starkes Auftreten dieses Schmarotzers, welches den Verlust von 70 Stück Rotwild zur Folge hatte. Die Larven, weidmännisch Engerlinge genannt, haben sich dort auch in der Drossel und im Drosselknopf der verendeten Stücke massenhaft vorgefunden.

Neuerdings hat der kgl. Forstmeister Constantin Hoffmann zur Klärung der Lebensweise dieser Plagegeister des Wildes wesentlich beigetragen. Auf seine Veranlassung hat der kgl. Förster Ostermann in Hüttgeswasen, Oberförsterei Dhronecken, auf dem Aussichtsturm des Erbeskopfes, des höchsten Punktes der Rheinprovinz (816 m), eine Reihe von Jahren dem Fang der dort fliegenden Rachenbremsen obgelegen und

1903	54	Stück,
1904	180	„
1905	606	„
1906	425	„ gefangen.

Nach Arten getrennt betrug die Ausbeute:

im Sommer	rufibarbis	picta	stimulator
1905	152	62	392
1906	86	13	326

Davon waren nur etwa 6 % Weibchen, die alle die Eier noch bei sich trugen. Hoffmann glaubt, daß diese gefangenen 6 % Weibchen tatsächlich das Verhältnis der Geschlechter richtig darstellen, so daß ein Zufallsergebnis nicht vorliege. Versuche mit farbigen Lappen hätten völlige Gleichgültigkeit der Bremsen gegen die Farbe ergeben; sie hätten sich auf alle verschiedenen Farben gleich gern niedergelassen. So bleibt nur der Geruchssinn zum Auffinden ihrer Opfer übrig. Die Zahl der Eier betrug bei einem Weibchen 650, bei einem anderen 731.

Wenn übrigens Hoffmann es als sicher betrachtet, daß nur diejenigen Larven zur Verpuppung gelangen und somit zur Erhaltung der Art beitragen, die völlig verpuppungsreif sich im Halse des lebenden Wildes loslösen und zur Erde fallen — er sagt: „Denn mit dem Erkalten des Wohntieres sterben die Larven" — so will mir das nicht recht einleuchten. Es ist doch sonst aus dem Leben der Insektenwelt

bekannt, daß Larven, die nicht ihre völlige Ausreife erlangen, sich, beispielsweise bei Nahrungsmangel, verpuppen — warum soll diese Möglichkeit hier nicht vorliegen? Kann nicht ein Stück Wild verenden ungefähr zu der Zeit, wo die Larven verpuppungsreif werden? Werden diese, wenn sie verpuppungsreif an den Boden gelangen, nicht auch kalt, ohne davon abzusterben? Ich meine, daß man die Möglichkeit der Erhaltung der Larven und ihrer Verpuppung auch bei einem eingegangenen Stück nicht gut bestreiten kann. Dann aber halte ich es für geradezu gefährlich, den Glauben zu erwecken, als wäre mit dem Tod des Wohntieres alles gut, und die tückische Larvenbrut auch dem sicheren Untergang verfallen.

Hier kann man nicht vorsichtig genug sein, indem man das eingegangene Stück mit Einschluß der es umgebenden Erde stark mit Kalk, Kupfervitriol u. dgl. desinfiziert und mindestens einen Meter tief eingräbt, oder wie es noch besser in Österreich vorgeschrieben wird, es verbrennt, und die unter dem Vorderteil des Kadavers gelegenen Erdpartien bis auf die Tiefe von 30 cm durchglüht.

Ein dringendes Bedürfnis ist für Deutschland der Erlaß eines Gesetzes, das den Verwaltungsbehörden die Ermächtigung gibt, unter gewissen Verhältnissen die Schonzeit ganz aufzuheben, um beim Auftreten einer starken Gefährdung des Wildstandes durch Abschuß der befallenen Stücke dem Übel Einhalt zu tun. Von den so erlegten Stücken müßten Kopf und Hals sofort verbrannt werden.

Mehrfach schreibt man den Salzlecken eine günstige Wirkung gegen die Rachenbremse zu. Wenn aber solche Lecken empfohlen werden mit Einrichtung zur Besudelung des Windfanges mit Teer oder dergleichen, um die Fliegen vom Ablegen der Eier fernzuhalten, dann darf man auf solche Ratschläge vom grünen Tisch wohl mit einem ungläubigen Lächeln antworten.

Die Zeit, in der die Bremsen fliegen, ist nach Hoffmann für C. rufibarbis der Juni, für Ph. picta der Juli (C. stimulator, die nur Rehwild befällt, fliegt Juni bis Ende August).

Hoffmann nimmt an, daß das sog. Biesen, d. h. das plötzliche Wildwerden von Rindvieh usw., das übrigens auch beim Rotwild vorkommt, nicht auf die Bedrohungen und Angriffe der Rachenbremse, sondern wahrscheinlich auf solche durch die große Kuhbremse, Tabanus bovinus, zurückzuführen sei. Dieser Annahme kann ich wiederholte tatsächliche Beobachtungen entgegenstellen: Ich habe mehrfach im August Gelegenheit gehabt, auf sehr kurze Entfernung Rotwild mittelst eines sehr scharfen Glases zu beobachten, so daß ich ihm ohne Übertreibung jedes Haar abzählen konnte. Dabei habe ich mit Sicherheit im hellen Sonnenschein die große Rinderbremse das Wild umschwärmen sehen. Das Wild wehrte sie ab, schüttelte Kopf und Hals, schlug und stampfte mit den Läufen — gewiß, aber ohne besondere Unruhe zu zeigen; ich konnte die Bremsen am Wildkörper sitzen sehen, sah auch an den Hinterläufen Stellen, die von Stichen der großen Rinderbremsen herrühren mußten, aus denen Schweiß austrat, und woran Hunderte anderer Fliegen saßen, ganz wie man es an Pferden beobachtet. Daraus möchte ich schließen, daß es nicht die Kuhbremse ist, die das „Biesen" verursacht. Warum soll es nicht die Rachenbremse sein? Sollte das Wild diesen furchtbaren Würgengel nicht kennen, weil er nicht sofort Schmerz verursacht? So niedrig vermag ich die Tierseele nicht einzuschätzen.

Abb. 84. Hypoderma Diana. Abb. 85. Hypoderma Actaeon. Larve, Puppe, Fliege.

Wie schützen wir unser Wild vor den Rachenbremsen, diesen Teufeln der Tierwelt? Wenn es erst befallen ist, kann nur Abschuß helfen, wie es schon besprochen wurde. Aber vorbeugen können wir, so lange uns ein anderes Vernichtungsmittel des Insektes nicht gegeben wird, durch grundsätzliche Schonung aller Tiere, die den Fliegen und Puppen gefährlich werden. Hoffmann hat hier auf Grund von Beobachtungen die Bachstelze und den Rotschwanz genannt, die oben auf dem Erbeskopf die Bremsen fortfingen, so lange sich ein dort befindlicher Wassertümpel erhielt. Also mit dem Schutz und der Hege, die wir der Vogelwelt neuerdings in erhöhtem Maße zuwenden, tragen
84 wir auch zur Vernichtung dieser Bremsen bei. Dann kommen unter den Waldtieren der immer seltener werdende Fuchs, der Dachs und das viel befehdete Schwarzwild besonders in Betracht. Wo gefüttert wird, soll die Umgebung der Fütterungen immer sauber gehalten, umgegraben, mit Kalk abgedüngt usw. werden. Dasselbe gilt von den Salzlecken, deren gute Beschickung ja auch sonst als ein Mittel gegen diese Schmarotzer empfohlen wird.

Schließlich sei hier noch einer interessanten Mitteilung aus A. Hugos Jagdzeitung 1894 gedacht:

„In Fachkreisen hat der Forstinspektions-Kommissär Herr Gold die bestimmte Ansicht ausgesprochen, daß die Schälschäden namentlich von dem mit Rachenbremsen behafteten Edelwild verbrochen werden. Dem entgegen berichtet Herr k. k. Forstverwalter Th. Micklitz in der „Österreich. Forstzeitung" Nachstehendes:

„In dem zum Forstbezirke Attergau gehörenden Außerweißenbachtale wurden im Winter 1888 von 26 Stück eingegangenem Edelwild bei 14 Stück zahlreiche Rachenbremsenlarven gefunden. In diesem Thale kommen und kamen nie Schälschäden vor. In dem benachbarten Steinbachtale, wo ziemlich bedeutende Schälschäden seit längerer Zeit zu konstatieren sind, ist in jenem Jahre nur ein Kalb eingegangen, in dessen Drossel keine Bremsenmaden gefunden wurden. Der Wildstand ist in beiden Tälern bedeutend.

85 Das besorgniserregende Auftreten der Cephenomyia rufibarbis und die traurigen Folgen derselben im Jahre 1888 drängten zum Versuche von Gegenmitteln.

Nachdem beobachtet worden war, daß die Larven im Spätwinter vom Wild größtenteils bei den Futterhütten ausgehustet wurden und sich sodann in der rings herum befindlichen Losung und in den Heuabfällen verpuppten, so wurde diese Losung im Frühjahr nicht wie sonst direkt auf die Wildäcker gebracht, sondern vorher lagenweise mit gelöschtem Kalk bestreut,

um die Fliegenpuppen zu töten. Mag dies nun wirklich den gewünschten Erfolg gehabt, oder mag sonst noch etwas mitgewirkt haben, seit dem Winter 1888 ist die Rachenbremse im Außerweißenbachtale nie mehr häufig aufgetreten, und die Wildeingangsziffer ist seither erheblich gesunken."

Von den Hautbremsen, Dasselfliegen (Hypoderma), die gleichfalls zur Familie der Östriden gehören, sollen nach Brauer a. a. O. Hypoderma Diana (Abb. 84) ausnahmsweise und H. Actaeon (Abb. 85) ausschließlich im Rotwild vorkommen. Brauer beschreibt sie wie folgt: H. Diana: Gesicht kurz, graugelb, Bart gelb, Körperlänge 11—12 mm; H. Actaeon: Gesicht lang und wie der Bart weiß, Körperlänge 13 mm. Beide Arten sind fein behaart und haben auf dem Rücken vier glänzende Striemen, die auf der Mitte unterbrochen sind und dadurch die Figuren des Strichpunktes oder Ausrufungszeichens erhalten. Ihr Hinterteil ist schwarz und bläulich, silberfleckig marmoriert. Altum erwähnt die vier glänzenden Rückenstriemen nicht.

Nach Brauer entfernen sich die Hautbremsen nie weit von den Wirten ihrer Larven; die befruchteten Weibchen folgen der Fährte, fliegen lautlos nahe dem Erdboden und ruhen am liebsten auf kahlen, ausgeglühten Plätzen, daher häufig auf Fußsteigen und staubigen Straßen. „Der ruhige Flug, die staubgraue Farbe und geringe Größe erschweren die Beobachtung bedeutend und haben das merkwürdige Zeitverhältnis, welches zwischen dem Anbringen der Brut und dem Erscheinen der Dasselbeulen besteht, bisher verdeckt. Die Fliege legt nämlich ihre Eier im Mai und Juni — die ersten Spuren der Beulen finden sich aber erst im Dezember."

Es sei hierzu bemerkt, daß das nicht ausnahmslos der Fall ist. Ich kann bestimmt einen Fall verbürgen, daß bei einem am 16. September erlegten Rotspießer der ganze Ziemer voll von Engerlingen war.

Brauer fährt dann fort: „Ob nun aber das Ei an ein Haar oder an die Decke des Trägers (Hals) abgelegt wird, ist noch nicht ermittelt (1864 v. R.); man hat noch kein Hypodermen-Ei in dem dichten Haar finden können, obzwar es ziemlich feststeht, daß sich die Eier äußerlich am Wirte entwickeln. Das Ei der Hautbremsen ist winzig klein (kaum 1 mm lang), flach wie ein Gurkenkern, länglich eliptisch und am hinteren Ende mit einem verhältnismäßig großen, fünfseitigen, dicken Anhange versehen."

Ferner: „Die Entwicklung der Hypodermen-Eier ist in Dunkel gehüllt, und auch über die junge Larve wissen wir nur das, was mit ihr in dem letzten Abschnitte dieses, d. i. des ersten, Stadiums vorgeht. — Kurz vor der ersten Häutung ist sie etwa (je nach der Art) 10 mm lang, drehrund, ganz durchsichtig, weißlich mit schwarzen Mundteilen am vorderen und punktartigen Atmungsorganen am hinteren Ende. Die Mundteile sind zum Bohren eingerichtet . . . Tief im Unterhautzellgewebe fand man die oben beschriebenen Hypodermenlarven und zwar im Dezember; wie sie dorthin gelangt, können wir nur mutmaßen." Soweit Brauer.

In neuerer Zeit hat die Kenntnis von der Entwicklung der Dasselfliegen eine wesentliche Förderung erfahren. Man hat nämlich die Larven im Rückenmark von Rindern gefunden; hierfür gab die bisherige Kenntnis ihrer Lebensweise keine Er-

klärung, und so wurde eine weitere Forschung angeregt. Das Nähere über die Ergebnisse dieser ist in einem im „Landwirtschaftlichen Wochenblatt für Schleswig-Holstein" veröffentlichten Aufsatz des Tierarztes Klepp in Kiel enthalten, aus dem ich das Nachfolgende anführe:

„Die Dasselfliegen legen vom Juli bis September ihre Eier auf die Haare bzw. die Haut der Rinder. Die Frage, ob nun schon die Eier selbst oder die aus dem Ei geschlüpften Larven abgeleckt werden, steht noch offen, aber daß es geschieht, und daß so der Verdauungsschlauch die Eingangspforte der Parasiten in den Tierkörper bildet, ist bewiesen. Diese durchbohren dann die Schleimhaut des Schlundes und auch noch in der Umgebung der Schlundeintrittsstelle die des Pansens. In den Schlundwandungen verweilen sie bis zum Februar bzw. Anfang März, um sich von dort nach der Körperoberfläche durchzubohren. Die jungen Larven sind starre Stäbchen von zylindrischer Gestalt und glashellem Aussehen, haben eine Länge von 15 mm, eine Breite von 1—2 mm und schimmern inmitten gelbgrünlich infolge des Inhaltes des Darmkanals. An dem vorderen Ende befindet sich der Mundapparat und am hinteren die Öffnungen des Tracheensystems für die Atmung. Überall veranlassen die Larven ein schmutzig-grüngelblich gefärbtes Ödem, oft von ziemlich großen Dimensionen, und auch später, wenn sie schon unter der Haut in den Dasselbeulen eingekapselt sind, kann man an dem noch teilweise vorhandenen Ödem und den in demselben zurückgelassenen Exkrementen den Weg verfolgen, den die Larven genommen haben. Sie durchbohren zunächst die Schlundmuskulatur und streben in dem lockeren Bindgewebe, welches die Gefäße und Nerven zwischen dem Mittelfell umgibt, nach der Körperoberfläche. Auf diesem Wege gelangen sie häufig zum Rückenmarkskanal; aber auch, ohne ihn zu berühren, wandern sie durch das Bindegewebe, welches die einzelnen Rückenmarksmuskeln umgibt und voneinander trennt. Unter der Haut haben sie anfänglich noch dasselbe Aussehen wie in den Schlundwandungen (1. Stadium). (Aus eigener Beobachtung kann ich folgendes hinzufügen, das sich auf Rehwild bezieht: Am 21. Dezember 1904 wurde mir eine Larve gebracht, die in der Küche bei der Zurichtung von Rehwildpret gefunden wurde. Es war eine 9 mm lange, spindelförmige, glashelle Larve, in der Mitte von durchscheinendem Darminhalt grünlich, 1—2 mm stark. Sie stammte von einem einige Tage vorher erlegten Reh und wurde mitten im Wildpret in der Nähe des Schlosses gefunden. Augenscheinlich war sie auf der Wanderung nach der Rückenhaut begriffen. v. R.) Nur in diesem Stadium vermag die Larve die direkte Verbindung mit der Luft zu entbehren; denn ihre Haut ist äußerst dünn und zart, so daß sie sehr zur Respiration beitragen kann. Späterhin aber, nach ihrer ersten Häutung, bedarf sie der direkten Zuführung des Sauerstoffes der Luft. Sie durchbohrt von innen nach außen die Haut und bleibt mit ihrem hinteren Ende, in dem sich die Öffnungen der Atmungsorgane befinden, in dem Loche sitzen. Die Larve zeigt dann Querstreifungen, die sich bei näherer Betrachtung als Reihen kleiner Dornen kennzeichnen (2. Stadium)."

„In die Hautwunde dringen dann Eitererreger und erzeugen nun die allbekannten Dasselbeulen. Während die Larve größer wird (3. Stadium), verdicken sich die inneren Wandungen der Beule und verwachsen so vollständig mit der Haut,

daß sie beim Abhäuten an letzterer hängen bleiben. In dieser Periode werden auch die sulzigen Ödeme wieder resorbiert und verschwinden. Die reife Larve ist dunkel, schwarz bis bleigrau, äußerst weich und geschmeidig. Drei bis vier Tage, bevor sie aus der Dasselbeule auskriecht, dehnt sie die Öffnung derselben aus und verläßt dann eines Tages, aber nur in den Morgenstunden, ihren bisherigen Wirt, bei dem sie zirka neun Monate schmarotzt hatte. Sie sucht sich darauf in der Erde in Spalten oder Rissen zu verkriechen, indem sie sich mit Hilfe der Dornen an ihrer Unterseite fortbewegt. Sie bläst sich, sobald sie am geeigneten Orte zur Ruhe gekommen ist, auf, und in diesem aufgeblasenen Zustande erstarrt die Haut dann zur Tonne (Puppe), aus der nach 26—30 Tagen eine Fliege zu neuem Leben ersteht."

Wegen Vertilgung und Vorbeugung gilt dasselbe, wie bei den Rachenbremsen.

Die Leberegel gehören zu den Saugwürmern, die eine Unterklasse der Plattwürmer bilden. Ihren gewöhnlichen Aufenthalt bilden nach Brehms Tierleben die Gallengänge der pflanzenfressenden Tiere. Die größere der beiden am häufigsten vorkommenden Arten, Distomum hepaticum (Abb. 86), ist fast 3 cm lang; der Körper ist blattförmig mit ziemlich dickem, kegelförmigen Vorderende und ist bedeckt mit einer großen Menge schuppenförmiger Stacheln. Der Egel lebt von dem Schweiß und den Wandzellen der inneren Gallengänge. Die Gänge werden entzündet, der Blutumlauf gehemmt und die Absonderung der Galle gestört. Wenn viele Egel die Leber bewohnen, ist das befallene Stück verloren; es geht an Wassersucht zugrunde. Im allgemeinen wird der Leberegel nur dort dem Wild gefährlich, wo Schafherden die Äsungsplätze betreten, da er bei diesen ein ständiger und oft bis zur Vernichtung verheerender Gast ist.

Abb. 86.
Distomum hepaticum.
Leberegel, Larve.

Die Eier des Egels gelangen aus der Leber durch das Gescheide an die Außenwelt. Im Wasser entwickeln sich aus ihnen die Larven, die auch im Wasser leben. Ob sie von hier aus unmittelbar beim Tränken oder Suhlen in das Wild gelangen, ist ungewiß; wahrscheinlich machen sie vorher noch einen Entwicklungsgang in einem anderen Wirt durch.

Der kleine Leberegel, Distomum lanceolatum, erreicht nur eine Größe von 8—10 mm; er hat keine Körperstacheln und kommt nur in geringer Anzahl vor; er ist daher auch ungefährlich.

In der Lunge des Rotwildes kommt ein zu den Rundwürmern gehörender Schädling, der fadenförmige Palisadenwurm, und zwar Strongylus filaria, Str. sagittatus und Str. micrurus vor. Nach den Veröffentlichungen des Abteilungsvorstehers am hygienischen Institut der Universität Bonn, Dr. Gräfin von Linden, in der „Zeitschrift des Allgem. Deutschen Jagdschutzvereins", findet die Verbreitung dieses Schädlings u. a. durch die Losung statt, indem sowohl Larven als geschlechtsreife Tiere mit ausgeschieden werden. Sie haben eine ungeheure Widerstandsfähigkeit — 2—4 Jahre sind beobachtet —, sobald sie die nötige Feuchtigkeit finden. Die Einschleppung in den Wald erfolgt wohl meist durch Rinder und Schafe. Gegenmittel scheinen Düngung der Äsungsflächen mit Thomasphosphatmehl oder Chilesalpeter zu sein, die die Brut vernichten. Dazu

natürlich Abschuß und Vergraben der kranken Stücke, wobei die Kadaver stark mit Kupfervitriollösung zu desinfizieren sind. Die Wirkung der Fadenwürmer ist Verstopfung der Lunge und deren Zerfall, verbunden mit allgemeiner Blutarmut und Entkräftung.

Unter Umständen können diese Schädlinge zu ganz empfindlichen Verlusten führen. So sind im Jahre 1880 auf dem Teutoburger Walde 98 Stück und daselbst im Jahre 1881 57 Stück Rotwild dem Wurm zum Opfer gefallen. Der weitaus größte Teil des eingegangenen Wildes bestand aus jüngeren Stücken. Vermutlich werden diese am stärksten befallen, weil sie nicht so viel Widerstandskraft, auch engere Luftröhrenäste haben als ältere Stücke. In den Jahren 1908/09 ist fast das ganze Rheinland und ein Teil von Westfalen von einer Lungenwurmseuche der Rehe heimgesucht.

Außer dem Strongylus filaria kommt beim Rotwild noch ein Str. hypostomus und ein Peitschenwurm, Trichocephalus affinis, beide jedoch im Gescheide, vor. Auch diese können, wenn sie zahlreich auftreten, das Eingehen des befallenen Stückes verursachen.

Als letzter der im Innern des Rotwildes schmarotzenden Gäste soll der Bandwurm erwähnt werden. Es findet sich in der Leber wie auch im Gescheide diejenige Vorstufe in der Entwicklung des Bandwurms, die als Blasenwurm bezeichnet wird; sie besteht aus einer wasserhellen, dünnhäutigen Blase, in der sich der Kopf der sich im Hund und Menschen entwickelnden Taenia befindet. Dieser Blasenwurm, der dem Wild jedoch selten gefährlich wird, gelangt als Ei durch den Kot von Menschen oder Hunden, in denen die geschlechtsreife Form lebt, in das Wasser, auf die Äsung des Wildes und weiter in dessen Inneres.

Von den außen am Rotwild lebenden tierischen Schmarotzern sind zu nennen: die Mücken, Stechfliegen, Schmeißfliegen, Lausfliegen, Läuse und Zecken. Von den Mücken sind es hauptsächlich die geringelte Stechmücke, Culex annulatus, und die etwas kleinere gemeine Stechmücke, Culex pipiens, die mit Ausnahme des höheren Gebirges überall im Walde das Wild peinigen.

Noch schlimmere Peiniger sind die Stechfliegen, von denen die Rinderbremse, Tabanus bovinus, die Regenbremse, Haematopota pluvialis und die Blindbremse, Chrysops coëcutiens, die gewöhnlichsten sind. Die größte von ihnen, die Rinderbremse, deren Stiche äußerst schmerzhaft sind, ist an den Sonnenschein gebunden; sie meidet den schattigen Wald, so daß das Wild sich vor ihr schützen kann; auch wird es durch ihr kräftiges Gesumme bei Zeiten auf sie aufmerksam.

Die dunkelbraune, grau gezeichnete Regenbremse naht sich unhörbar; sie ist am zudringlichsten bei gewitterschwülem, dunstigem Wetter. Da sie sehr fest sitzt, wenn sie angesogen hat, so kann sie durch Streifen an Bäume und Sträucher leicht getötet werden.

Gleich geräuschlos naht sich die goldäugige Blindbremse, deren Flügel auffallend schwarz und weiß gezeichnet sind; auch diese ist sehr zudringlich und hält fest, wenn sie erst angesogen hat.

Die Stechfliegen fliegen nur am Tage, so daß das Wild während der Abend- und Morgendämmerung wie während der Nacht Ruhe vor ihnen hat. Sie

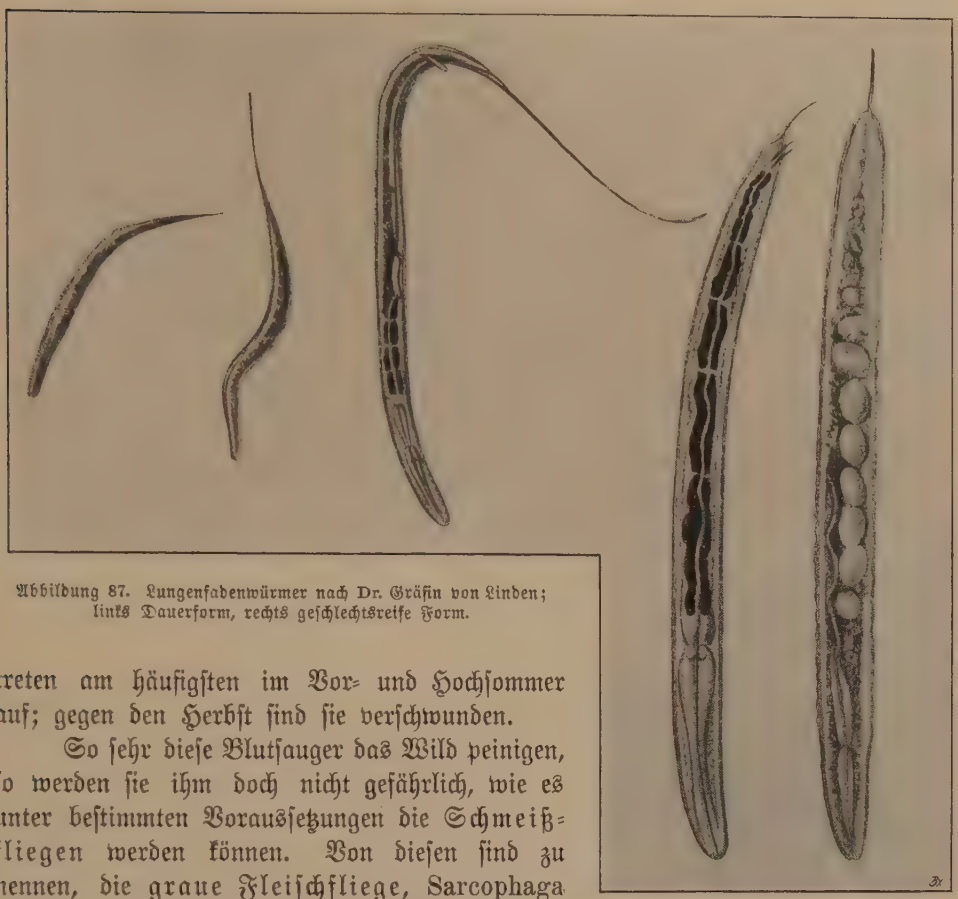


Abbildung 87. Lungenfadenwürmer nach Dr. Gräfin von Linden; links Dauerform, rechts geschlechtsreife Form.

treten am häufigsten im Vor- und Hochsommer auf; gegen den Herbst sind sie verschwunden.

So sehr diese Blutsauger das Wild peinigen, so werden sie ihm doch nicht gefährlich, wie es unter bestimmten Voraussetzungen die Schmeißfliegen werden können. Von diesen sind zu nennen, die graue Fleischfliege, Sarcophaga carnaria, und die blaue Schmeißfliege, Musca vomitoria, der allbekannte Brummer. Die erstere legt keine Eier, sondern gebärt Maden, und zwar ein Weibchen 15—20 Tausend Stück; die letztere legt Eier und zwar ein Weibchen etwa bis 200 Stück. Beide Arten fliegen mit Ausnahme der rauhesten Jahreszeit das ganze Jahr über. Gewöhnlich sind sie dem Wild ungefährlich; wenn dieses aber durch einen Schuß oder aus anderer Veranlassung eine äußerliche Wunde erhält, so sind die Schmeißfliegen sofort zur Stelle, um ihre Maden in die Wunde oder ihre Eier an die Decke in der Umgebung der Wunde zu legen. Die Maden haken sich dort mit ihren Mundhaken fest, wachsen in unglaublich kurzer Zeit heran und zerwühlen das Wildpret nach allen Richtungen. Der von ihnen ausgeschiedene Unrat scheint die Fäulnis des Wildprets zu beschleunigen, und in ganz kurzer Zeit geht das Wild infolge dieser Schmarotzer an einer Verletzung ein, die es während des Winters, wo die Fliegen fehlen, leicht ausgeheilt haben würde. Die Beschädigung des erlegten Wildes durch dieses Geschmeiß soll hier nur kurz gestreift werden.

Von den Lausfliegen ist dem Rotwild eine Art, die Hirschlaus, Lipoptena cervi, eigentümlich; sie kommt freilich auch bei einigen anderen Wildarten vor. Dieses Insekt schmarotzt bis zum Herbst auf Vögeln, verläßt dann diese und lebt

auf dem Rotwild, dem es den Schweiß absaugt. Hier verliert es seine Flügel und schmarotzt flügellos weiter. Das Weibchen legt keine Eier, sondern es entwickelt sich in ihm gleichzeitig nur ein Ei zur Larve, die verpuppungsreif austritt. Das fliegende Insekt kann zur Herbstzeit im Walde auch dem Menschen sehr lästig werden, indem es ihm in Bart und Haar fliegt. Es ist nur schwer zu entfernen, weil der lederartige, platte Körper sich fest an die Haut andrückt und die scharfen Krallen der weit gespreizten Füße ein starkes Festhalten ermöglichen.

Kümmernde Stücke zeigen sich oft in solchem Maße von der Hirschlaus besetzt, daß man ohne Zwang kaum eine andere Ursache des Kümmerns als die Angriffe dieses Schmarotzers annehmen kann. Am stärksten zeigen sich meistens Kopf und Hals, sowie die Innenseiten der Keulen befallen.

Von den Läusen bewohnt die Hirschlaus, Pediculus cervi, das Rotwild, eine echte Laus, die von der Haut und ihren Säften lebt und ein Haarling, Trichodectes longicornis, der in und von den Haaren lebt.

Schließlich sei noch ein arger Quälgeist, die gemeine Hundszecke, Ixodes ricinus, oder der Holzbock, erwähnt, dessen Weibchen sich am Wild festsaugen, und im vollgesogenen Zustand die bekannten, länglich-runden, steingrauen, fettglänzenden, häutigen Säcke von etwa 10—12 mm Länge bilden, mit denen in der Zeit vom Mai bis Oktober manche Stücke mehr oder weniger behaftet sind. Es gibt Reviere, in denen die Zecke sehr selten ist; in anderen ist sie ein häufiger Gast, der sich am liebsten im hohen, trockenen Grase aufhält und dort auch gern dem Menschen ankriecht oder sich auf ihn fallen läßt. Ausziehen läßt er sich nicht, wenn er sich erst festgesogen hat; bei Anwendung von Gewalt bleibt der Kopf zurück und verursacht eine eiterige Beule. Ein Tropfen Benzin tötet den Holzbock sofort; er kann dann leicht abgenommen werden; auch Öl bringt ihn zum Absterben und Loslassen.

Von den der höher organisierten Tierwelt angehörigen Feinden des Rotwildes kommen der Wolf, der Luchs, der Fuchs, der Marder, Adler und Uhu in Betracht.

Der Wolf findet sich nur noch in den Reichslanden als ständiges Raubtier; in den östlichen Teilen Preußens wird er von Zeit zu Zeit beobachtet, wenn er vereinzelt aus den benachbarten Ländern eingewechselt ist. Er ist ein gefährlicher Feind, reißt Wild in jeder Stärke und beunruhigt die Wildbahn auf das Äußerste.

Der Luchs ist für Deutschland als ausgerottet zu betrachten.

Fuchs und Marder können nur den frisch gesetzten Kälbern gefährlich werden, wenn das Alttier nicht in der Nähe ist. Der Schaden, den sie in Wirklichkeit anrichten, ist aber dank der Vorsorge und Aufmerksamkeit des Alttiers nicht bedeutend. Größer ist derjenige, den sie durch Anschneiden erlegter Stücke, die die Nacht über im Walde liegen, verüben. Nichtsdestoweniger sind einige Fälle bekannt, daß Füchse sowohl krankes als auch gesundes Rotwild — und nicht nur Kälber — andauernd gehetzt und auch gerissen haben. Das sind aber Ausnahmen.

Auch Adler und Uhu verursachen keinen nennenswerten Schaden, weil sie sich nur an frisch gesetzte Kälber wagen können, diese aber von der Mutter sehr sorgfältig bewacht werden. Der Seeadler pflegt sich gern bei erlegten Stücken einzufinden; er ist aber sehr vorsichtig, und bevor er sich zum Kröpfen niederläßt, ist des Jägers Beute in den meisten Fällen schon geborgen.

Es erübrigt nun noch, einige Mißbildungen anzuführen. Die Geweihmißbildungen sind bereits besprochen; Mißbildungen infolge von Schußverletzungen bieten kein besonderes Interesse. Daher beschränke ich mich im folgenden auf die Anführung einiger anderer in der jagdlichen Literatur behandelter Unregelmäßigkeiten.

Vereinzelt sind Zwitter beobachtet worden; obgleich es sich bei allen mir bekannt gewordenen Fällen nicht um echte Zwitterbildung, sondern um den als Hypospadie bezeichneten Zustand handelt, so möchte ich doch nach dem gemeinen Sprachgebrauch den Ausdruck „Zwitter" beibehalten. Von einer solchen Mißbildung erzählt im Band VI des „Weidmann", Seite 116, der großherzoglich mecklenburgische Förster A. Tackert. Der Berichterstatter erlegte am 14. November 1874 im Quaster Forst bei Lübtheen einen Hirsch von 8 Enden, „der weder Brunftrute noch Kurzwildpret, dagegen ein Feuchtblatt und unter demselben einen etwa 4 cm langen, vollständig geschlossenen, walzenförmigen Auswuchs" hatte. „Dieser schien mir die Klitoris zu sein, da in der Scheide selbst eine solche nicht vorhanden war. Das Gesäuge fehlte. Der Hirsch hatte wenig Kragen, aber in seinem Äußeren mehr vom Hirsch wie vom weiblichen Wild." Das Geweih war regelmäßig und gut vereckt; der Hirsch wog, aufgebrochen, 100 kg und war sehr feist. Er hatte noch nicht gefegt; der Bast hing in einigen langen Streifen am Geweih. Es scheint sich um einen sog. männlichen Hypospadiäus zu handeln.

Nach Band XII des „Weidmann", Seite 210, fand am 10. März 1881 der Forstaufseher Geißel im Wildpark des Baron von Asseburg zu Neindorf ein dem Verenden nahes Stück Rotwild, das als Schmaltier angesprochen wurde. „Bei genauerer Untersuchung", so berichtet der Genannte, „fand ich den Geschlechtsteil nicht durch das Feuchtblatt, sondern durch eine schwache Brunftrute wie beim Hirsch vertreten. Das Kurzwildpret war jedoch kaum angedeutet, und fehlten die Samenstränge, wodurch eine Zeugungsfähigkeit ausgeschlossen war."

Im Band XXI a. a. O., Seite 281 ff., berichtet der Prosektor am Tierarzneiinstitut in Wien, Dr. Karl Storch, ausführlich über das Untersuchungsergebnis eines ihm leider nicht vollständig übersandten Geschlechtssystemes von einem in Orth an der Donau, Niederösterreich, erlegten Hirsch von 6 Enden, der Hypospadie aufwies. „Nach vorgenommener anatomischer Untersuchung ergab sich, daß die eingeschickten Geschlechtsteile einem durchaus männlichen Stücke angehörten. Eine Abweichung von der Norm wies der Urogenitalapparat nur insofern auf, als die Harnröhre nicht an ihrer gewöhnlichen Stelle, an der Eichel, sondern am Damme, 15 cm unter dem After nach außen mündete." Nach der allgemeinen Beschreibung in dem der Einsendung beigefügten Bericht war das Geweih ziemlich lang gestreckt, jedoch gering. Der ganze Körperbau war sehr zart und ähnelte mehr den Formen eines weiblichen Stückes. Brunftrute und Kurzwildpret hatten normale Entwicklung; trotzdem aber fand sich keine Spur von einem Brunftfleck.

Höchstwahrscheinlich war die Brunftrute ohne Öffnung, da die Harnröhre unter dem Weidloch mündete. Daraus würde sich das Fehlen des Brunftfleckes von selbst ergeben.

Endlich berichtet im Band XXV a. a. O., Seite 191, der k. k. Förster Ed. Wanig über einen am 30. Dezember 1893 in der Gemeindejagd Flachau, Salzburg, erlegten Hirsch, der zuerst als starkes Alttier angesprochen wurde. Man fand „beim Aufbrechen des Stückes das Kurzwildpret (Testikel) innerhalb des Bauchfelles an den Samensträngen angewachsen, vollkommen ausgebildet, nicht verkümmert, jedoch verhältnismäßig klein" vor. „Die Schädelbildung glich in allem jener des Tieres, es fehlte sogar das geringste Merkmal eines Ansatzes zur Rosenstockbildung. Im Wildpret war der Hirsch sehr gut und wog aufgebrochen 85 kg. Festgestellt ist, daß er ohne Haken war, nie ein Geweih aufgesetzt, eine anormale Brunftrute und einen ebensolchen Sitz des Kurzwildprets aufwies." Die Brunftrute war nur kurz und das Kurzwildpret fehlte äußerlich ganz.

Abbildung 88. Alttier mit hängenden Gehören.

Im Band XIX des „Weidmann", Seite 41, findet sich nachstehende Mitteilung: „Im Atelier des Präparators E. Hodeck in Wien befindet sich zur Zeit der Kopf eines starken Vierzehnenders mit einem mehrere Zoll langen hornartigen Auswuchs gerade in der Mitte des Nasenbeines, den Se. Majestät der Kaiser von Österreich in den Revieren zu Ischl kürzlich erlegte."

Band XVII des „Weidmann" bringt auf Seite 325 die Abbildungen einer Zahnmißbildung nebst einem Bericht des königl. Forstsekretärs Schmitz zu Lödderitz a. d. Elbe. Danach war bei einem am 20. Januar 1888 in der Oberförsterei Lödderitz erlegten Alttier der zweite Schneidezahn — von der Mitte aus gezählt — der rechten Seite des Unterkiefers quer durch die Unterlefze in wagerechter Richtung nach vorn gewachsen. Der Unterkiefer selbst war stark aufgetrieben; das alte Tier war jedoch trotz dieser gewiß mit manchen Unbequemlichkeiten verbundenen Mißbildung feist und gut bei Leibe.

Über Mißbildung der Gehöre äußert sich im Band VI des „Weidmann", Seite 56, der Revierförster G. Tittel folgendermaßen: „Im fürstlichen Wildpark zu Greiz befindet sich ein Alttier mit vollkommen herabhängenden Lauschern, ganz gleich den Behängen eines Hühnerhundes. Mehrjährigen Beobachtungen zufolge ist das Tier stets allein und wird von anderem Wild nicht im Rudel geduldet. Bei den alljährlich gesetzten Kälbern von diesem seltsam aussehenden Stück Hochwild ist eine Mißbildung der Lauscher niemals bemerkt worden."

Derselbe Band bringt auf Seite 116 die in Abbildung 88 wiedergegebene Zeichnung eines am 21. Dezember 1874 bei Blankenburg am Harz erlegten gelten Alttieres, dessen Gehöre gleichfalls hängen. „Sie erinnern . . . . an die Behänge eines Schweißhundes, sind aber weniger schlaff als bei letzterem, und lassen sich beim verendeten Tier wohl ein wenig in die Höhe heben, doch nicht derartig zurückschlagen oder umklappen, wie bei einem Hunde.“ In Form und Farbe glichen sie sonst den regelmäßig gebildeten Gehören. Das Stück war, von dieser Mißbildung abgesehen, durchaus regelmäßig gebildet, auch feist und gut bei Leibe.

Von Schalenmißbildungen erwähne ich außer den beiden bekannten der Ridingerschen Sammlung, wo bei einem Hirsch die Schalen an den Vorderläufen, bei einem Alttier an den Vorder- und Hinterläufen aufwärts gekrümmt in die Höhe wachsen, eine Mitteilung des Jagdmalers Kröner im „Weidmann“, Band VI, Seite 104, der ein Stück Wild erlegte, „bei welchem am rechten Vorderlaufe die

Abbildung 89. Mißbildete Schalen.

Schalen über das Doppelte verlängert kreuzweise übereinander lagen.“ Ferner bringt der „Weidmann“ im Band IX, Seite 3, die in Abbildung 89 wiedergegebene Zeichnung der mißbildeten Schalen eines Alttieres, das am 16. November 1876 auf der Herrschaft Jeltsch bei Ohlau erlegt wurde. „Das Tier war sehr gut an Wildpret und zeigte, wie ich selbst beobachtet habe, im Trollen keine Spur von Lahmheit. War nun eine Verletzung Ursache dieser Abnormität, oder ist es nur eine krankhafte Wucherung der Hornmasse?“ So berichtet und fragt der Berichterstatter Graf Saurma-Jeltsch.

Im XV. Band derselben Zeitschrift wird die hier gleichfalls (Abb. 90) wiedergegebene Zeichnung verbildeter Schalen eines Hirsches gebracht, der am 2. Juli 1883 vom gräflichen Förster Wehr im Revier Reichenwalde bei Sandow, Kreis West-Sternberg, erlegt wurde. Der Hirsch schien „krank zu sein, weil er nur schwerfällig forttrat“.

Nach Hartig, Lehrbuch für Jäger usw., befindet sich in der zoologischen Sammlung der Universität München „ein kindskopfgroßer, 1 kg und 280 g schwerer

weißer, runder Stein aus dem Wanste eines Hirsches." Solche „Steine" „bilden sich durch allmähliche Ablagerung der in der Nahrung enthaltenen Kalksalze um einen aus Schleim oder Pflanzenteilen bestehenden Kern."

Schließlich mögen in diesem Abschnitt einige Merkwürdigkeiten aus dem Leben des Edelwildes aufgezeichnet werden, die des Erwähnens wert sind.

Im Band VIII des „Weidmann", Seite 130, erzählt der Major a. D. von Moltke, daß im Revier Babenhausen (Württemberg) ein angeschweißter Hirsch von 12 Enden einen Dachshund in das Geäse nahm. „Der Treiber sprang vor, um ihn am Geweih zu ergreifen; der Hirsch jedoch stand auf, und nahm Stellung gegen den Treiber. Um letzteren zu retten, löste Gottschik beide Hunde,

Abbildung 90. Mißbildete Schalen.

worauf der Hirsch den einen Dachshund (Gottschik gehörig) ins Geäs nahm und mit ihm flüchtig werden wollte. Baron Tessin gab einen zweiten Schuß ab, infolgedessen der Hirsch den Dachshund, dem er das Kreuz gebrochen hatte, wegwarf, zusammenbrach und sogleich verendete."

Über eine „Geschmacksverirrung eines zahmen Rottieres" berichtet im „Weidmann", Band XVIII, Seite 434, Major a. D. F. Drewsen aus Celle Ende Juli 1887: „Vor einigen Tagen hatte der Gutsjäger Wehrs im nahen Lachendorf, der zugleich mit der Fischerei betraut ist, kleine Fische für die Setzangeln gefangen und stellte diese in einem mit etwas Wasser angefüllten Eimer für kurze Zeit abseits, unfern von einigen dort gehaltenen, zahmen Stücken Rotwild. Plötzlich bemerkte er, daß das unter diesen befindliche Alttier einen Fisch aus sothanem Behälter holte und verschlang, und als er letzteren fortnahm, steckte das Stück schnell

sein Geäs abermals in den Eimer, erfaßte noch ein Fischlein und verschluckte es gleichfalls vor den Augen des erstaunten Grünrocks, der nunmehr beim Nachzählen fand, daß im ganzen 5 seiner Angelköder — also höchstwahrscheinlich auf dieselbe Weise — abhanden gekommen waren."

Abbildung 91. Mißbildete Schalen. Nach A. Hugos Jagdzeitung.

Über merkwürdiges Verhalten eines angeschweißten Rothirsches erzählt der königliche Oberförster Vater im Band XXI des „Weidmann", Seite 160: „Der Hirt des Försters Wigandt in Feldichen, Oberförsterei Neumühl, Brandenburg, hütete eines Tages das Vieh auf einer Blöße im Walde, in deren angrenzender Dickung immer Rotwild steht. Wie schon öfter wahrgenommen wurde, daß das Rotwild ganz in die Nähe des Viehes tritt, erblickte der Hirt auch damals einen Sechsender, der direkt und zwar so nahe auf ihn zukam, daß er an Kopf und Geweih berührt werden konnte. Gegen Mittag nach der Försterei zurückgekehrt, erzählte der Hirt dem Förster, was er erlebt, worauf beide sich sofort nach der bezeichneten Blöße begaben. Dort angelangt, bemerkten sie anfangs nichts; bis auf einmal der Schneider wieder erschien, und sich zum zweitenmale derart näherte, daß ihn der Förster berühren und genau untersuchen konnte. Es ergab sich ein kurz weidewunder Schuß, dessen nächste Umgebung ganz grün und überall mit Maden besetzt war. Der Hirsch ließ es sich ruhig gefallen, daß er vom Förster an einem Baum festgebunden wurde. Der Beamte begab sich dann nach Hause und kehrte nach einer Viertelstunde mit der Büchse zurück. Der Hirsch, welcher vorher die Menschen aufgesucht hatte, geriet beim Anblick des nunmehr mit der Büchse versehenen Försters in die größte Aufregung und versuchte mit aller ihm noch zu Gebote stehenden Kraft sich von der Fessel zu befreien, bis eine wohlgezielte Kugel seinem offenbar sehr schmerzvollen Leben ein Ziel setzte."

Im Band VIII des „Weidmann", Seite 149/150, berichtet eine mit „Pohl", Schreiberhau, unterzeichnete Erzählung von einem Hirsch, der im Gelenk über der Schale des linken Vorderlaufes durch einen Schuß verletzt war, und der, des fortwährenden Gestelltwerdens durch einen Hund müde, die offenstehende Tür der dem alten Baudenwirte Weichert gehörigen Baude annahm und hier, nachdem er mittelst Schlingen gefesselt, aber noch stehend, von dem Berichterstatter abgenickt wurde.

Über eine auffallende Ursache des Geltseins schreibt Altum in der Danckelmannschen „Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen", Band X, unter der Überschrift: „Ein Gelttier". Unser Akademiker, Herr O. Dürking, übersandte mir

unter dem 29. Dezember v. J. die Tracht (Fruchthalter) eines Rottieres, welches von seinem Vater, dem herzogl. braunschweigischen Herrn Oberförster Dürking (Holzminden), zwei Tage zuvor erlegt war. Dieselbe war mit wirr durcheinander liegenden Knochen angefüllt. Eine nähere Untersuchung ließ in diesen fast die sämtlichen Skeletteile eines weit über halb ausgetragenen Kalbes erkennen; einzelne Wirbel, Rippen und sonstige kleine Knochen fehlten, und vom Schädel fanden sich nur wenige flache Stücke vor. Selbstredend gehörten diese Embryonalreste nicht der laufenden, sondern der vorjährigen Fortpflanzungsperiode an, denn die letzte Frucht konnte damals nur 10—12 Wochen alt sein. Das Tier war in diesem Jahre gelte geblieben. Zur Erklärung der vorliegenden Tatsache ist wohl die Annahme gerechtfertigt, daß, nachdem jener Embryo im überhalbwüchsigen Alter verendet und dann in Fäulnis übergegangen war, die weichen Teile allmählich aus dem Körper des Tieres abflossen, während der Uterus nicht imstande gewesen war, das zerbröckelte, keine kompakte Masse bildende Knochengerüste auszustoßen. Nachteilige Folgen für das Wohlbefinden des Tieres hat dieser abnorme Zustand nicht gehabt, denn es zeigte sich ganz gesund und feist und wog 64 kg; ein Gewicht, welches nach Angabe des Herrn Dürking das durchschnittliche Gewicht der alten Tiere am Solling nicht unbedeutend übersteigt."

Vereinzelt sind derartige Fälle auch von anderer Seite veröffentlicht worden. Wenn nicht, was häufig der Fall ist, das Tier infolge des Verfaulens der Frucht eingeht, so tritt entweder, wie die Tierheilkunde lehrt, eine allmähliche Eintrocknung der Frucht ein, die man Mumifikation nennt, oder eine Auflösung, die man als Mazeration bezeichnet. Die eingetrocknete Frucht heißt Steinfrucht. Die bei der Mazeration verbleibenden Knochenreste wandern später aus der Tracht in die Scheide, aus der sie meistens ausgestoßen werden.

Das Verwerfen kann vielerlei Ursachen haben, die auf schädliche Beeinflussung des Einzeltieres zurückzuführen sind — falsche Lage der Frucht, Verdrehung der Tracht, Stöße, heftige Bewegungen gegen Ende der Tragezeit usw. Gelegentlich kann es auch seuchenhaft auftreten; man nimmt in diesem Fall als Ursache das Eindringen eines Spaltpilzes in die Scheide an.

Endlich sei noch der in Holz eingewachsenen oder richtiger von Holz umwachsenen Geweihe gedacht, von denen das von einem mehr als fußdicken Eichenstamm umwachsene Geweih eines Zweiundzwanzigenders aus der Ambraser Sammlung durch v. Dombrowskis „Edelwild" bekannt geworden ist.

In der zoologischen Sammlung der Berliner Universität befindet sich ein ähnliches Naturspiel: das von einem Stämmchen von hinten nach vorn zwischen den Rosenstöcken durchwachsene Geweih eines starken Hirsches, bei dem Rosenstöcke und Rosen teilweise mit Holz umwachsen sind.

Ein drittes, in ähnlicher Weise wie in der Ambraser Sammlung umwachsenes Geweih befindet sich im Jagdschloß zu Königs-Wusterhausen. (Siehe Abb. 92.)

Wie diese Seltsamkeiten entstanden sind, darüber lassen sich mancherlei Vermutungen anführen; indessen einen näheren Aufschluß könnte nur die Zerlegung des Holzes bringen, und auch dann blieben noch offene Fragen. Die Vermutung, daß man in alten Zeiten die Grenzen des Wildbanns durch Geweihe bezeichnete, die

an Bäumen befestigt wurden, wo sie vereinzelt einwuchsen, will ich jedoch nicht unerwähnt lassen.

Den Schluß dieses Abschnittes möge eine Zeitungsnachricht bilden:

„Ein eigenartiger Kirchenschmuck. In Landsberg an der Warthe, das ich kürzlich besuchte, so wird der „Voss. Ztg" geschrieben, befindet sich in der St. Marienkirche ein altes Hirschgeweih. Die Geschichte dieses gewiß eigenartigen

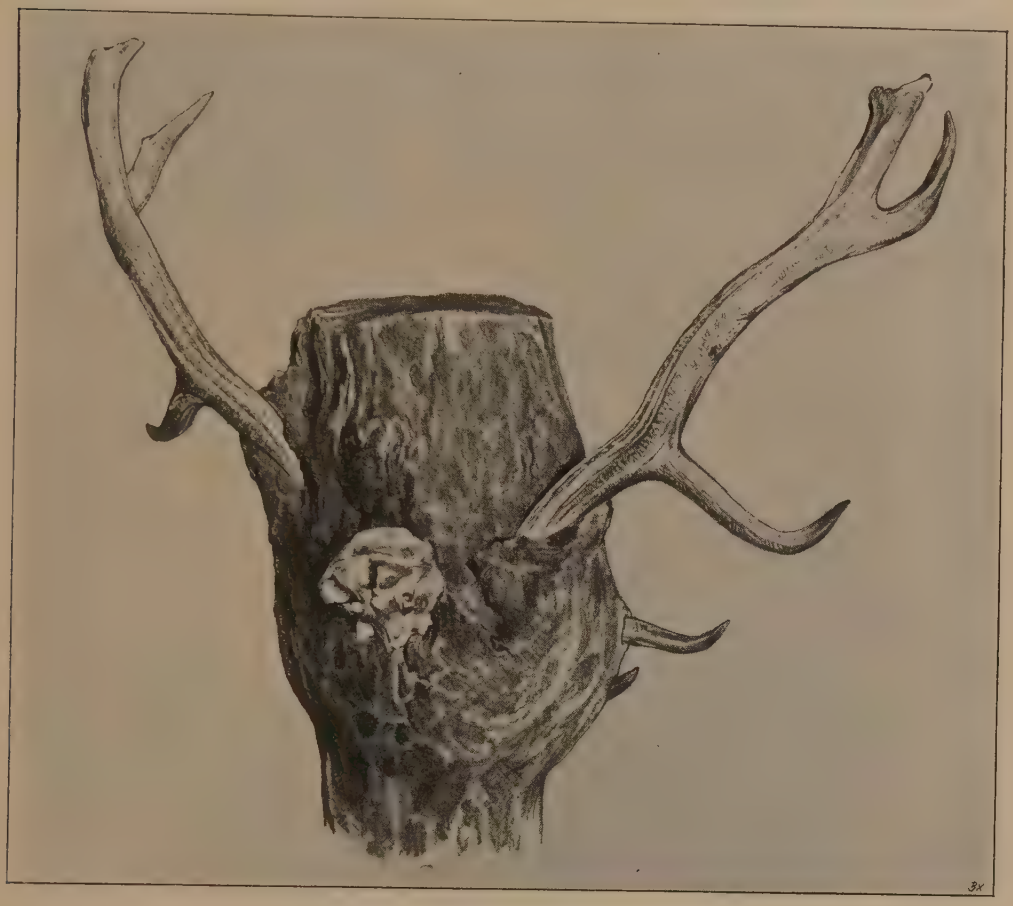


Abbildung 92. Mit Holz umwachsenes Geweih.

Kirchenschmuckes ist nach alter Chronik folgendes: Im Jahre 1599 lagen noch tiefe Wälder und unwegsame Moorstrecken rings um die Stadt; so konnte es geschehen, daß hungrige Wölfe, die in jenen Wildnissen hausten, einen starken Hirsch so lange verfolgten, bis sie ihn durch das Stadttor in die Stadt gehetzt hatten. Es war ein Sonntag; in der Kirche zu St. Marien fand gerade Gottesdienst statt, und das geängstigte Tier suchte Schutz an der geheiligten Stätte. Vor dem Altar brach es zusammen und ließ sich dort geduldig fangen. Lange Jahre lebte der Hirsch noch im Stadtgarten und wurde zum Liebling der Landsberger Kinderwelt. Als er verendet war, machte man aus seinem Geweih einen Kronleuchter und hing ihn dicht

vor dem Altar auf. Der vergoldete Knopf des Kronleuchters trug die Jahreszahl, und in eine beigefügte Metalltafel war die Nachricht von dem seltsamen Ereignis eingegraben. Bei einer Wiederherstellung des Inneren der Kirche im Jahre 1821 wurde das eigentümliche Stück verkauft. Der Käufer hat das Geweih dem König Friedrich Wilhelm III. geschenkt. Kaiser Wilhelm I. bestimmte aber 1876, daß das Geweih wieder an den Ort zurückgegeben werden solle, an dem sein Träger vor nahezu 300 Jahren Schutz gesucht."

—

Vierter Abschnitt.

Verhalten zu Feld und Wald. Einschränkung und Verhinderung des Schadens.

Die Zeiten sind dahin, in denen das Wild in den heimischen Wäldern ungestört seine Äsung und sein Gedeihen fand. Zunehmende Bevölkerung zwang zur Rodung der Wälder, um Raum für den Getreidebau zu schaffen; und mit der zunehmenden Kultur des Landes trat das Wild immer mehr in feindlichen Gegensatz zu den Bestrebungen des Menschen. Kein Wunder, daß es von jeher mehr Feinde als Freunde gehabt hat. Muß doch selbst der wärmste Freund des Wildes, wenn er gerecht sein will, zugestehen, daß, rein materiell betrachtet, der Schaden den Nutzen überwiegt. Es würde daher wohl schwerlich das Edelwild dem feindlichen Ansturm bis heute standgehalten haben, wenn nicht der materielle Schaden in der den Deutschen von jeher eigenen Jagdlust sein Gegengewicht gefunden hätte und fände. Freilich, wer die Lust hat, soll auch den Schaden tragen; das ist eine gerechte und billige Forderung. Seitdem dieser durch die neuere Gesetzgebung über die Wildschadenfrage, wenn auch noch nicht ganz, so doch zum größten Teil entsprochen ist, kann von seiten der deutschen Jägerei dem demagogischen Ansturm ruhigen Herzens entgegengetreten werden: Wir wollen nichts von euch zu unserem Vorteil; was das Wild schadet, wird ersetzt; darum Hände weg von dem, woran einmal unser Herz hängt! Mit diesem fest und offen vertretenen Grundsatz Entgegenkommen und Billigkeit bei wirklichem Schaden vereint und keine übermäßige Hege — dann werden auch unsere Enkel noch des edlen Hirschen Fährte in unseren Wäldern finden.

Wenden wir uns zunächst zu dem Verhalten des Wildes zu den Feldgewächsen. Es schadet diesen durch Verbeißen und Zertreten der Saaten, durch

Abäsen der halbreifen und reifen Ähren, Zertreten der Halme, Herausschlagen von Hackfrüchten aus dem Boden, sowie aus den zur Überwinterung hergestellten Mieten und Gruben; durch Abäsen des Gras- und Kleewuchses, Beraubung der Getreide- und Rauhfuttermieten während des Winters. Sichere Hilfe dagegen bietet nur Eingatterung der gefährdeten Flächen, Mieten und Gruben. Das Scheuchen und Verwittern der gefährdeten Felder sowie der Selbstschuß helfen nur für kurze Zeit, und nur bei häufigem Wechsel und Erneuerung der Verwitterung.

Unzweifelhaft hat die Einführung der Wildschadenersatzpflicht an manchen Orten eine Verminderung des Rotwildstandes zur Folge gehabt und hat sie noch. In einzelnen Fällen wird diese Verminderung in Verbindung mit sonstigen Schädlichkeiten zur völligen Vernichtung führen. Im großen Ganzen werden sich aber angemessene Wildstände mit der neueren Wildschadengesetzgebung vereinigen lassen.

Wie steht es aber mit dem Schaden im Walde? Hier ist das Wild heimisch; hier kann es, wenn unverständige Hege und unzweckmäßige Waldwirtschaft zusammentreffen, was leider nicht selten der Fall ist, zu einem so unerträglichen Zustand kommen, daß der feindliche Gegensatz von Wild und Wald schließlich zu Ungunsten des ersteren entschieden wird, wenn es nicht gelingt, eine Versöhnung herbeizuführen.

Ursprünglich lag der Wert des Waldes in der Jagd, in der Mast- und Weidenutzung. So war es Jahrhunderte lang. Zunehmende Bevölkerung und sinnlose Waldverwüstung belehrten allmählich über den Wert des Holzes; aus der ungeregelten Holznutzung entstanden die ersten Anfänge geregelter Forstwirtschaft. Diese suchte in ihrem Fortschreiten mehr und mehr das Heil in der gleichartigen Bestandesformung und Ausmerzung aller nicht in die Schablone passenden Holzarten und Sträucher. Die Kahlschlagwirtschaft in ihrer starrsten Auffassung und Durchführung beherrschte lange Zeit den Wald. Das Wild, ehedem in dem an Baum- und Straucharten reichen Wald an die verschiedenartigste, für alle Jahreszeiten hinreichende Äsung gewöhnt, mußte diese Umwandlung notgedrungen mitmachen. Die natürliche Folge davon, in Verbindung mit einem ganz unverständigen, auf die stärksten Stücke gerichteten Abschuß, war die allmähliche aber sichere Entartung der Wildstände, die sich ihrerseits wieder an dem seinen Rückgang verschuldenden Wald durch verschiedene, früher nicht empfundene Schäden rächten. Wie anders ist es zu verstehen, daß sich in unseren langweiligen, gleichförmigen Wäldern das Wild auf jede neu eingebrachte Holzart bis zu ihrer Vernichtung wirft, als durch das ihm innewohnende, tiefe Bedürfnis nach Abwechslung und Vielgestaltigkeit der Äsung, die ihm der neuzeitliche Wald versagt. Gottlob mehren sich die Stimmen aus forstlichen Kreisen, die im eigenen Interesse des Waldes zur Umkehr von der Unnatur und zur Abkehr von der starren Kahlschlagwirtschaft mit ihrer Armut an Holz- und Straucharten mahnen — und was auf diese Weise dem Wald zu gute kommt, das wird auch dem Wild frommen.

Unter den Beschädigungen, denen der Wald durch das Wild ausgesetzt ist, steht das Schälen obenan. Man unterscheidet Sommer- und Winterschälung. Die erstere wird in der Weise ausgeführt, daß das Wild mit den als schaufelförmige Meißel dienenden Zähnen zunächst die Rinde bis auf den Splint durch-

schneidet, dann mit Zähnen und Oberlefze den gelösten Teil erfaßt und schließlich einen mehr oder minder breiten Streifen meist nach oben, seltener nach unten, abzieht, bis dieser an einem Ast abreißt, oder sich keilförmig verjüngend sein Ende findet. Die abgelösten Rindenteile werden verzehrt. Daß Hirsche auch mit dem Geweih schälen und sich dabei die Augsprossen zu Stümpfen abschleifen, besonders an Buchen, ist bekannt.

Die Winterschälung erfolgt durch einfaches Abschaben der alsdann festsitzenden Rinde mittelst der Zähne. Die Beschädigung des geschälten Stammes ist natürlich bei der Sommer- oder Saftschälung bedeutend gefährlicher als bei der Winterschälung. Während die letztere, wenn es sich nicht um ganz bedeutende und wiederholte Angriffe handelt, für die Zukunft der geschädigten Bäume und Bestände meistens ohne besonders nachteiligen Einfluß ist, bleibt die Sommerschälung, weil sie den Splint des Baumes zu einem mehr oder minder großen Teil bloßlegt, der Grund für die Entwertung der Bäume und Bestände in ihrer Nutzeigenschaft und wird häufig die Ursache für Wind- und Schneebruch.

Es kommt auch hin und wieder ein Schälen vor, das sich nicht auf die Rinde des Stammes beschränkt, sondern auch diejenige des Wurzelanlaufs und der Tagwurzeln trifft, nachdem sie von der Bodendecke, Moos u. dgl. durch Schlagen mit den Läufen freigelegt sind.

Im allgemeinen schält das Wild am liebsten die Fichte; es folgen dann in absteigender Reihe Eiche, Esche, Tanne, Buche, Kiefer, Erle, Birke. Auffallend und wiederum gar nicht auffallend ist die starke Bevorzugung der Fichte. Diese unduldsame, leider so vielfach an die Stelle der masttragenden Eiche und Buche getretene Holzart, die weder Sträuchern noch Beerkräutern unter sich Raum und Licht gönnt, die durch ihre weitere Verbreitung dem Wild immer mehr die Äsung beschränkt, — gerade die Fichte ist es, die durch das Schälen am meisten leidet. Sie allein ist es auch dadurch, die sich mit dem Wild in einen unversöhnlichen Gegensatz stellt, so lange ihr nicht andere Holzarten beigesellt werden.

Empfindlich ist auch das Schälen der Esche, namentlich deshalb, weil sie eine verhältnismäßig seltenere Holzart und wegen ihrer glatten Rinde bis in das Baumalter hinein gefährdet ist; außerdem weil sie, wie alles Seltene im Wald, die Aufmerksamkeit des Wildes auf sich zieht. Das Schälen der übrigen Holzarten ist, wenn es auch örtlich erheblich schädigend auftritt, im allgemeinen immerhin zu ertragen und durch die nachher zu erwähnenden Gegenmittel einzuschränken.

Rauhe, rissige Rinde schützt die Stämme vor dem Schälen; ebenso erschweren dichter Stand und reiche Beastung dem Wild den Zutritt zu den einzelnen Stämmen, wenn sie auch gerade wegen dieser Eigenschaften bevorzugte Standorte bilden. Daher sind junge Bestände im Alter von 10—60 Jahren, namentlich nach der ersten Läuterung oder Durchforstung, dem Schälen am meisten ausgesetzt. Je saftiger und markiger die Rinde, je mehr sie der Lichtwirkung ausgesetzt ist, um so lieber wird sie genommen. Es versteht sich von selbst, daß Bestände, in denen das Wild mit Vorliebe steht, die nächste Umgebung der Wechsel und der Fütterungen, am meisten leiden. In solchen Örtlichkeiten kann selbst die sonst nicht so gefährliche Winterschälung einen der Zukunft der Bestände verderblichen Umfang und Grad annehmen.

Ob die Hirsche oder Tiere mehr schälen, läßt sich nicht allgemein entscheiden; vielfach wird behauptet, daß alte Leittiere und Gelttiere die ärgsten Sünder seien; jedenfalls ist das Geschlecht von keinem Einfluß und die größere oder geringere Neigung zum Schälen individuell.

Den größten Umfang pflegt das Schälen im Frühjahr anzunehmen, namentlich bei anhaltend nasser Witterung, wenn die Rinde leicht geht und durch den Regen weich geworden ist. Meistens pflegt das Wild zu schälen, wenn es vom Feld wieder zu Holze zieht, oder bevor es abends auf Äsung austritt; doch schält Wild, das diese üble Angewohnheit einmal besitzt, auch zu jeder anderen Tages- und Nachtzeit.

Fragt man nach der Ursache des Schälens, so stößt man auf die verschiedensten Ansichten. Während die einen behaupten, das Wild schäle aus Nahrungsmangel überhaupt, aus Durst, behaupten die andern, es schäle zur Aufnahme gewisser Stoffe, die ihm andere Äsung nicht hinreichend bietet: Gerbstoff, Kalk usw. Noch andere sagen, es sei Naschhaftigkeit, üble Gewohnheit, Nachahmungstrieb; und schließlich wird auf eine Art Krankheit ähnlich der Lecksucht des Rindes verwiesen.

Alle diese Ansichten haben gewiß ihre Berechtigung. Tatsache aber ist, daß längst nicht alles Rotwild schält. Dort, wo der Wald noch seinen ursprünglichen Charakter bewahrt hat, wo die Eiche, Buche, Eberesche, Wildobst dem Wild ihre Früchte bieten, wo die vielen Straucharten, die Beerkräuter, die Heide gesunde Winteräsung spenden, wo überall kleinere Blößen kräftigen Gras- und Kräuterwuchs bringen, und wo der Zutritt zu den Feldern dem Wild nicht verwehrt ist, dort kennt man kein Schälen in verderblichem Umfang, dort finden wir aber auch noch den kräftigen, gesunden Nachwuchs jener Recken aus der Vorzeit, deren Geweihe wir in alten Sammlungen anstaunen. Wo hingegen die Übertreibungen und Einseitigkeiten der Kahlschlagwirtschaft dem Wald seine natürliche Form genommen, den Artenreichtum der Bäume und Sträucher mehr und mehr verringert und jegliche kleine Grasblöße zur Aufforstung gebracht haben, wo die Schießwut das Wild wie die Schafherden heranzüchtete und es in Tiergärten zusammenpferchte, in denen es natürlich nur durch künstliche Fütterung zu erhalten ist, da finden wir das Schälen in seiner verderblichsten Ausdehnung.

Tatsache ist ferner, wie Reuß*) überzeugend nachgewiesen hat, daß der Schälschaden erst seit dem vorvorigen Jahrhundert bekannt ist, daß er früher nicht vorgekommen ist, daß sein Vorkommen mit Maßregeln feld-, wald- und jagdwirtschaftlicher Natur zeitlich und örtlich im Zusammenhang steht und noch in fortwährender Vergrößerung begriffen ist.

Damit soll keineswegs gesagt sein, daß das Wild vor jener Zeit, aus der die ersten Nachrichten über das Schälen stammen, überhaupt niemals geschält hat; das würde offenbar zu weit gegangen sein. Aber ein Schaden durch das Schälen ist damals noch nicht hervorgetreten.

Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Ursachen des Schälens weniger im Wild als im Wald liegen. Eine Ernährungsart, die das Wild im Urzustand nur

*) Die Schälbeschädigung durch Hochwild. Berlin, Jul. Springer, 1888.

gelegentlich und ausnahmsweise zur Anwendung brachte, ist durch die veränderten Kulturverhältnisse ihm vielerorts zum Bedürfnis und zur Gewohnheit geworden; sie wird durch den Nachahmungstrieb mehr und mehr verbreitet und selbst dorthin verpflanzt, wo die natürlichen Bedingungen sonst nicht dazu geführt hätten. Die Verkümmerung dieser natürlichen Daseinsbedingungen und die dadurch hervorgebrachte Entartung des Wildes sind wohl die Ursachen des Schälschadens. Soll letzterer verhindert werden, — und er muß es, wenn Wald und Wild in alter Eintracht zusammenbleiben sollen — so ist die Wurzel des Übels zu bekämpfen. Freilich ein sofort wirkendes Radikalmittel gegen das Schälen gibt es nicht; es sei denn die völlige Vernichtung der stolzesten, edelsten heimischen Wildart — aber wer wäre kurzsichtig und roh genug zu solchem Tun, und wer möchte die Verantwortung übernehmen für die Ausrottung des Edelwildes! Wie das Übel nach und nach entstanden ist und sich vergrößert hat, so wird es auch nur nach und nach wieder beseitigt werden können. Im wesentlichen werden die Maßregeln, die die Herstellung und Verbesserung der Daseinsbedingungen des Wildes zum Ziel haben, in dem der „Hege" gewidmeten Teil behandelt werden; es kann also hier davon abgesehen werden. Indessen können diese Ziele nur langsam erreicht werden; bis dahin sind Gegenmaßregeln gegen den Schälschaden geboten. Diese mögen daher hier besprochen werden.

Daß in jenen glücklichen Zeiten, als das Wild die Untugend des Schälens noch nicht besaß, die Wildstände im Verhältnis von Stückzahl und Fläche hinter denen der neueren Zeit zurückstanden, die sie an Stärke des Einzelstückes weit überboten, darf als sicher angenommen werden. Das aus der Schießwut hervorgegangene Bestreben, an Stückzahl starke Wildstände heranzuziehen, hat zum großen Teil den Schälschaden mit hervorgerufen. Verminderung des zu starken Wildstandes auf ein verständiges Maß ist daher das erste Mittel zur Verminderung des Schadens. Soweit es möglich ist, sind dabei durch sorgfältige Beobachtung die schälenden Stücke festzustellen und abzuschießen. Besondere Belohnungen für die ausführenden Beamten werden hierbei von guter Wirkung sein. Aus dem Inhalt des Pansens wird ja unschwer festzustellen sein, ob das erlegte Stück geschält hat oder nicht. Bei dieser Maßregel ist gleichzeitig eine angemessene Verteilung des Wildstandes auf das ganze Revier zu erstreben; es läßt sich das einmal durch das Heranziehen gut verteilter Dickungen, dann durch Abschuß von zu starken Rudeln und Schonung geringer Rudel wie einzeln stehender Stücke erreichen.

In forstwirtschaftlicher Hinsicht ist alsdann auf eine Beimischung der Weißtanne zu der am meisten bedrohten Fichte Bedacht zu nehmen, da das Wild die erstere, wenn auch nicht immer, so doch häufig bevorzugt und dadurch von der Fichte abgelenkt wird. Einzelne Gruppen wertvoller Holzarten sind für die Dauer ihrer Bedrohung durch Eingatterung zu schützen; doch ist diese Maßregel in größerem Umfang nicht wohl durchführbar, da sonst unter Umständen, namentlich dort, wo die Eingatterung auch gegen Verbiß nötig ist, ungeheure Flächen eingehegt werden müßten.

Aufschiebende Wirkung hat das Hinausschieben der Durchforstungen; da jedoch einmal durchforstet werden muß, so ist das nur ein Mittel auf Zeit;

indes können inzwischen die auf Verbesserung der natürlichen Äsung gerichteten Bestrebungen, von denen in der „Hege" gesprochen werden soll, teilweise schon wirksam werden; insofern liegt in dem Aufschub immerhin Gewinn.

In Fichtenrevieren, die dem Wild im Winter keine ausreichende natürliche Äsung bieten, und in denen das Wild bei einseitiger Heufütterung aus Nahrungsmangel, d. h. aus Hunger, schält, hat sich das Umknicken in 1 m Höhe bei Erhaltung der Verbindung zwischen Stamm und Stumpf von solchen Stangen in der Nähe der Fütterungen, an den Wechseln und an den beliebtesten Ständen, die wirtschaftlich abkömmlich sind, insofern bewährt, als das Wild diese, deren jüngste, d. h. saftigste und markigste Rinde es nunmehr erreichen kann, mit Vorliebe schält, und auf solche Weise den stehenden Bestand weniger angreift. Sollen die Vorteile dieses Verfahrens ganz erreicht werden, so sind diese Stangen nicht alle gleichzeitig, sondern nach und nach den ganzen Winter über zu fällen, damit die Rinde dem Wild immer möglichst frisch geboten wird. Besonders wird sich das Fällen von Kiefern in Fichtenbeständen empfehlen, weil das Wild erfahrungsmäßig die weiche Rinde des oberen Stammteiles dieser Holzart der Fichtenrinde vorzieht. Aus diesem Grund wird in Revieren, in denen das Wild schält, schon bei der Bestandsbegründung auf eine entsprechende Beimischung der Kiefer zur Fichte zweckmäßig Rücksicht zu nehmen sein. Dort, wo Laubhölzer, besonders Weichhölzer, in den den bevorzugten Winteraufenthalt bildenden Beständen oder in der Nähe derselben vorkommen, wird auch von diesen gefällt, was wirtschaftlich angängig ist. Leider hilft das Mittel nur gegen die Winterschälung, während es gegen die gefährlichere Sommerschälung nicht anwendbar ist.

Es mag aber nicht unerwähnt bleiben, daß einige Stimmen lebhaft gegen jede derartige Fällung laut werden. Sie behaupten, früher habe man das Schälen gar nicht gekannt, erst dadurch, daß man dem Wild im Winter Tannen und Aspen fällte, habe dieses das Schälen erst gelernt. Sicher ist diese Anschauung nicht für alle Verhältnisse zutreffend. Die Unterlassung des Fällens würde übrigens nicht von großer Bedeutung sein, weil das Wild im Walde beim normalen Fällungsbetrieb überall Gelegenheit hat, an Zweigen und Ästen das Schälen zu lernen, ohne daß dies verhindert werden könnte.

Ein weit wirksameres, in gleicher Weise gegen Sommer- und Winterschälung gerichtetes Mittel, das sich in großer Ausdehnung bewährt hat, ist die von Reuß*) empfohlene Stammverwahrung durch Reisig. Sie besteht in dem Umbinden des unteren Schaftteiles mit Astreisig, wodurch dem Wild der Zugang zur Rinde verwehrt wird. Das Reisig muß das untere Stammende bis 1,75 m Höhe, je nach der Schneelage auch höher, decken; es wird mittelst eines oder zweier Drähte befestigt, und zwar so, daß der Reisigmantel Halt und Zusammenhang erhält, die Drähte aber in die Rinde nicht einschneiden. Je dicker der Reisigmantel, um so elastischer wird er sein und um so länger die Drähte vor dem Zersprengtwerden infolge des Dickenwachstums bewahren. Nach Reuß wird eine einmalige Wiederholung die Fichte über die Schälgefahr hinwegbringen.

---

*) Die Schälbeschädigung durch Hochwild.

Die erste Umbindung fällt mit der ersten Durchforstung zusammen und erstreckt sich nur auf die mutmaßlich den späteren Hauptbestand bildenden Stämme; die übrigen, nach und nach im Wege der Durchforstung herauszuziehenden Stämme werden dem Wild geopfert. Das Verfahren ist bei allen Holzarten anzuwenden, namentlich auch bei einzeln oder horstweise eingesprengten Eichen und Eschen, die es gleichzeitig auch gegen das Fegen schützt.

Der Kostenaufwand stellt sich nach Reuß bei einem Tagelohnsatz von 1,20 M., wenn die Umbindung gleichzeitig mit der Durchforstung ausgeführt wird, das Reisig also nicht besonders geworben und zugetragen werden braucht, auf 9 M. für 1000 Stämme, und wenn die Umbindung ohne gleichzeitige Durchforstung erfolgt, auf 11,50 M. für dieselbe Stammzahl.

Der Gefahr des Einwachsens der Drähte in den Stamm muß durch Einbinden von mehreren starken Ästen in den Reisigmantel vorgebeugt werden. Diese sprengen bei weiterem Dickenwachstum des Stammes die Drähte. Andernfalls ist besondere Sorgfalt auf deren rechtzeitige Entfernung zu verwenden.

Es leuchtet ein, daß diese Stammverwahrung durch Reisig ein wirklich brauchbares Mittel ist, um wenigstens den Hauptbestand gegen das Schälen zu schützen. Wenn bei zweimaliger Anwendung sich die Kosten für 1 ha auch auf etwa 30 M. belaufen würden, so kann das gegenüber dem Abtriebsertrag der Fläche überhaupt nicht ins Gewicht fallen.

Eine andere a. a. O. von Reuß in Anregung gebrachte Methode gegen den Schälschaden besteht in dem künstlichen Hervorbringen von Harzausfluß, der dem Wild dann die Stämme verleidet. Dieser Gedanke ist, vielleicht ohne irgend eine Kenntnis der Reußschen Vorschläge, von dem Förster Flammiger zu Königstein i. Taunus inzwischen in die Tat umgesetzt. Er hat einen Schutzkratzer erfunden, ein mit einem Handgriff versehenes, in der Rundung der Stammform angepaßtes Kratzeisen, dessen scharfe Zähne in Abständen von etwa 1,5 cm etwas aus dem sie umkleidenden Holzkörper hervorragen. Mit ihm sollen in den Monaten, wo der Saft am besten geht, etwa April bis Juli, die von den unteren Ästen befreiten Fichtenstämmchen in der bedrohten Höhe — wobei auf die Höhe der Schneelage im Winter Rücksicht zu nehmen ist, v. R. — angekratzt werden. Dadurch wird ein Harzausfluß verursacht, der nach Erhärtung den Stamm vor weiterem Schälen schützen soll. Der Erfinder verkauft den Schutzkratzer zum Preise von 1,50 Mark das Stück. Nach seiner Angabe soll der Arbeitslohn für 1000 Stämme 8—10 Mark betragen.

Das Verfahren ist noch zu neu, um endgültige Schlüsse auf seine Brauchbarkeit zuzulassen; Berichte über angestellte Versuche sind recht widersprechend.

Eine auf demselben Grundgedanken beruhende, ähnliche Methode hat der königl. Oberförster Münst in Tübingen ersonnen. Er hat ein Punktierrad hergestellt, das auf zwei parallelen Eisenreifen von 7—8 cm Durchmesser scharfe Zähne trägt, die durch Auf- und Abrollen auf der Rinde mittelst eines Handgriffes ebenfalls Harzausfluß erzeugen und so weiteren Schälschaden verhüten sollen. Die Kosten sollen 1—2 Pfennige für den Stamm, je nach der Stärke betragen. Das Ergebnis der seither punktierten Bestände soll sehr zufriedenstellend sein; eine Reihe von Jahren hindurch soll jede Schälbeschädigung aufgehört haben.

Der königl. württembergische Hofjagdinspektor, Oberförster Lanz in Stuttgart hat, um die mit vorstehenden beiden Instrumenten immerhin verbundenen Beschädigungen des Stammes durch Quetschen und Eindringen in das Kambium zu vermeiden, einen Harzhobel anfertigen lassen, der die Rinde nur ganz oberflächlich, so viel wie zur Erschließung der Harzgänge erforderlich ist, „fleckt", um hinreichenden Harzaustritt zum Überziehen der ungefleckten Partien mit Harz zu erzielen. An einem Tage sollen von einem Arbeiter 300 Stämme von 30—40 cm Durchmesser gehobelt werden können. Der Hobel ist käuflich bei J. F. Stohrer in Stuttgart, Engelstraße 8.

Sind die vorerwähnten drei Verfahren der Herbeiführung eines künstlichen Harzüberzuges nur beim Nadelholz mit glatter Rinde, Fichte, Weißtanne, Weymutskiefer anwendbar, so ist ein vom Oberförster Lanz empfohlener teilweiser Anstrich mit Steinkohlenteer auch für Laubhölzer, Lärche und Kiefer brauchbar. Die vielfach gemachten üblen Erfahrungen mit diesem Teer sollen nicht auftreten, sobald man nur solche Stämme und Stellen teert, die bereits verkorkte Rinde haben, und sobald der Anstrich nicht eine größere Fläche luftdicht bedeckt. Mit Hilfe einer Spritze, wie sie ähnlich zum Spritzen gegen Schütte und Weinbergschädlinge gebraucht wird, und die von der Maschinenfabrik Gebrüder Holder in Metzingen (Württemberg) bezogen werden kann, bespritzt der Arbeiter die zu schützenden Stämme in Höhe von 2 m bis auf Kniehöhe, bei schwachen Stangen in gerader Linie mit Freilassen 2 cm breiter Streifen, bei stärkeren in Zickzacklinie. Der Erfolg soll gut sein; die Kosten betragen bei 3 Mark Tagelohn etwa $1^1/_4$ Pfennig für einen Stamm, indem ein Mann am Tage 600 Stämme, bei Verbrauch von 75 Kilo Teer zu 4 Mark, zu spritzen imstande ist.

Ob das von Lanz empfohlene Verfahren der künstlichen Borkebildung, das er für Buche, Ahorn, Esche vorschlägt und mit Hilfe eines sog. Rindenstriegels hervorbringt, einen dauernden Erfolg haben wird, muß abgewartet werden. Lanz glaubt es zwar, aber Tatsachen, aus denen es hervorgeht, führt er nicht an. (Vergl. Lanz: Die Schutzmittel gegen das Schälen des Rotwildes. „Wild und Hund", Jahrgang 1908.)

Aus Eberswalde, den 10. März 1910, schreibt mir schließlich der königl. Oberförster Dr. Dengler über Versuche mit dem Flammigerschen Kratzer:

„Meine Untersuchungen sind an 16 mit dem Flammigerschen Kratzer behandelten und zum Vergleich dazu an 6 geschälten (ungekratzten) Stämmen aus verschiedenen Oberförstereien der Regierungsbezirke Breslau, Hildesheim, Kassel und Wiesbaden ausgeführt. Ich habe auch die Berichte der Oberförstereien über den Erfolg der Schutzwirkung gegen das Schälen in den Händen gehabt. Die Meinungen darüber sind einigermaßen geteilt. Das Gros der Versuchsansteller läßt die Frage noch offen, da das Wild seit der Vornahme des Versuchs entweder gar nicht, oder doch nicht in nächster Nähe der Versuchsfläche geschält hat, ein etwas kleinerer Teil hält das Mittel für wirksam, da auf den Versuchsflächen nicht weiter geschält wurde, gibt allerdings dabei nicht an, ob diese Flächen in eklatanter Weise verschont worden sind, oder ob vielleicht überhaupt in der Nähe nicht geschält wurde; nur einige wenige Oberförstereien (Reinerz, Homburg, Fasanerie) haben nach dieser Beziehung

von sicheren Erfolgen berichten können, in vereinzelten Fällen waren gekratzte Fichten in geringem Umfange aber auch nachträglich noch geschält worden. Das Gesamturteil dürfte danach etwa lauten: Ein sicherer Beweis für die Schutzwirkung ist zwar im allgemeinen nicht erbracht worden, doch scheint sie in vielen Fällen wahrscheinlich zu sein, in wenigen Fällen ist sie sicher eingetreten. In mehreren Fällen wurde übrigens berichtet, daß das Wild in den letzten Jahren überhaupt nur noch in den Dickungen schält und die Stangenhölzer, selbst die jüngeren, ganz meidet! Dann wäre natürlich ein solches Mittel, wie das Schutzkratzen, nicht mehr ausführbar. Die Untersuchungen über die Wirkung auf Wachstum und Gesundheit der behandelten Stämme haben aber überhaupt so schlechte Resultate gezeigt, daß ich dieses sogenannte Mittel für höchst gefährlich erklären muß. Ein genügender Harzfluß tritt nur ein, wenn der Kratzzahn Borke, grüne, bezw. lebende Rinde und Kambiumschicht bis aufs Holz durchschneidet. In diesem Fall tritt aber fast immer zunächst eine Tötung des lebenden Gewebes von 1—2 Finger Breite an der Kratzrinne ein. Wenn bestenfalls auch eine baldige Regeneration von der Seite her erfolgt, so verwächst das später gebildete Holz an diesen Stellen nicht mit dem älteren und es bleiben braune, mit Harz inkrustierte Streifen zurück. In vielen Fällen aber greift nicht nur ein, sondern mehrere Zähne des Kratzers so tief, und dann fließen die toten Streifen der benachbarten Rillen seitlich zusammen, und es ergeben sich bis handbreite abgestorbene, und dann auch zuwachslose Partien, denen man, da die Rinde zunächst ja vollständig dran bleibt, äußerlich im Anfang das nicht ansieht! Solche Stellen versucht der Stamm nun von oben und den Seiten her zu überwallen, und es bilden sich genau wie an offenen Wunden mehr oder minder dicke, wulstartige Vorwölbungen des Zuwachses an den Grenzen zwischen lebendem und totem Gewebe. Einzelne Stämme waren so förmlich kantig geworden. Diese Unregelmäßigkeiten der Jahrringbildung werden bei günstigstem Verlauf vielleicht erst nach 10—15 Jahren verschwinden. Vor allem aber liegt auch die Gefahr vor, daß die toten Rindenpartien allmählich abplatzen und dann große offene Wunden geben, die sich von den Schälwunden höchstens ungünstig dadurch unterscheiden, daß die schützende Harzdecke fehlt! In einzelnen Fällen war bis $^1/_3$ des Stammumfangs abgestorben und dabei die Ausführung des Kratzens vollkommen einwandfrei. An mehreren Stämmen fand ich schließlich noch Pilzinfektion, die nachweisbar von den Kratzrillen ausgegangen war, wenn auch eine Zersetzung des Holzes offenbar nicht eingetreten war. Wahrscheinlich handelte es sich eben um keine holzzerstörenden Arten, aber die Gesundheit des Stammes ist auch so schon zweifellos bedroht. Nach alledem dürfte bei der größten Mehrzahl derjenigen Stämme, die überhaupt kräftig genug gekratzt wurden, so daß der gewünschte Harzfluß eintrat, das untere Stammende nutzholzuntauglich werden, wahrscheinlich wird im Laufe der Jahre aber auch noch hier und da Stammfäule eintreten. Die Beobachtungen beziehen sich ja erst auf die verhältnismäßig kurze Dauer von drei Jahren. Wenn es sich wirklich sicher stellen ließe, daß der Harzüberzug das Wild zuverlässig vom Schälen abhielte, so würde es sich meines Erachtens viel eher empfehlen, es einmal mit äußerem Anstrich zu versuchen, wozu natürlich nur die bestwüchsigsten Stangen in Betracht kämen. Das Harz würde

eventuell an Ort und Stelle an Durchforstungsmaterial zu gewinnen sein. Eventuell würde aber Raupenleim auch schon dieselben Dienste tun. Ich weiß nicht, ob derartige Versuche etwa schon gemacht sind? Bekannt ist mir nichts darüber. Von der Anwendung des Flammigerschen Schutzkratzers aber kann auf Grund der eingehenden Untersuchungen nur abgeraten werden."

Über einen gewissen Erfolg gegen das Schälen durch reichliche Gaben von Salz schreibt mir der königl. Forstmeister Rudolph in Neuruppin:

„In Beantwortung Ihrer geschätzten Anfrage vom 5. d. Mts., teile ich Ihnen ergebenst mit, daß ich hier die Beobachtung gemacht habe, daß eine reichliche Gabe von Salz an das Rotwild dieses vom Schälen außerordentlich zurückhält. Als ich vor 11 Jahren mein Revier übernahm, fand ich nirgends eine Salzlecke vor, hingegen in den Kiefernschonungen reichliche Schälschäden. Nach Anlegung von Salzlecken (Lehm mit Salz), hörten die Schälschäden auf. Waren die Lecken leer, fing das Schälen wieder an. Diese von mir gemachten Beobachtungen teilte ich dem Märkischen Forstverein in Rheinsberg im Sommer 1908 mit, fand aber fast allgemein Unglauben. In neuerer Zeit lege ich als Lecksteine aus der Saline in Schönebeck bezogene Pfannensteine mit gutem Erfolg aus. Dieselben werden auf die alten Salzlecken bei den Fütterungen und auf die Wildwechsel in Dickungen usw. gelegt und vom Wilde begierig angenommen. Wie ich mich überzeugt habe, hört das Schälen allerdings nicht gänzlich auf, wird aber sehr dadurch gemindert. Voraussetzung ist eine reichliche Gabe von Salz, und eine rechtzeitige Erneuerung der Lecken. Mein Revier ist in der Hauptsache ein Kiefernrevier mit vielem Buchen-, Zwischen- und Unterholz, einige reine Buchenbestände, wenige Alteichen, Eichen- und Haselunterholz. Fichte kommt sehr wenig vor. Geschält wurden die Kiefern im Alter von 8—20 Jahren und zwar hauptsächlich im Winter und Frühjahr. Am besten sind die Lehmsalzlecken mit Beigabe von präz. bas. phosphors. Kalk; da mir dieselben reichlich teuer wurden, griff ich, wie schon erwähnt, zu den billigeren Pfannensteinen. Für jedes Rudel Wild müssen an den Standorten desselben 1—2 Lecken vorhanden sein, je mehr um so besser. Der ursprüngliche durchschlagende Erfolg ist nicht ganz so intensiv geblieben, immerhin aber noch zufriedenstellend."

Schließlich sei hier noch auf einen Anstrich von Kalkmilch, die mit scharfem Sand gemischt ist, als Schutzmittel, sowie auf die bei der späteren Besprechung der Fütterung erwähnte Erfahrung des Oberforstmeisters von Eschwege in Wernigerode hingewiesen, daß nach kräftiger Rübenfütterung sowohl die Winter- wie auch die Sommerschälschäden stark nachgelassen hätten.

Reichhaltige Winterfütterung mit möglichst verschiedenartigen Futtermitteln: Hafer in Körnern und Garben, Mais, Eicheln, Roßkastanien, süßem Wiesenheu von tadelloser Beschaffenheit, Eichen-, Eschen-, Himbeerfutterlaub, Wildobst, Vogelbeeren vermag das Winterschälen stark einzuschränken. Die über das ganze Revier zu verteilenden Fütterungen sind dabei in älteren, dem Schälen nicht mehr ausgesetzten Örtlichkeiten in der Nähe der Hiebsorte, aber, zur Vermeidung von Schäden durch Verbeißen, möglichst entfernt von den Kulturen anzulegen. Der Hieb in den Schlägen ist dabei so langsam zu führen, daß er möglichst den ganzen

Winter über dauert, um dem Wild Knospen, Triebspitzen und die junge Rinde der oberen Baumteile möglichst frisch zu bieten.

Von der Verwendung von Rindenersatzmitteln, von phosphorsaurem Kalk und Bitterstoffen als Beigabe zu den Salzlecken zur Vorbeugung der Schälschäden, sowie von dem bekannten Holfeldschen Wildfutterpulver sei hier abgesehen. Diese Mittel haben sich gegen das Schälen nicht bewährt, und die an einzelnen Orten gemachten günstigen Erfahrungen sind wohl den mit der Anwendung dieser Futtermittel gleichzeitig reichlich verabreichten sonstigen Futtermitteln zuzuschreiben.

Abbildung 93.
Verbissene Buchen im Vorsommer.

Schließlich sei noch die Einführung frischen Blutes in schälgewohnte Wildstände erwähnt, zur Verbesserung der Körperbeschaffenheit und damit bezweckter Einschränkung der Schälgewohnheit. Diese Maßregel ist an sich keinesfalls zu verwerfen, wenn sie mit sonstigen, auf die Verbesserung der natürlichen Äsungsbedingungen gerichteten Bestrebungen verbunden ist; nur wartet man zweck-

Abbildung 94.
Verbissene Fichten im Frühling.

mäßig mit der Einführung frischen Blutes, bis diese Bestrebungen einigermaßen Erfolge sehen lassen. Nicht genug kann aber vor der Einführung von Wild aus Tiergärten gewarnt werden. Tiergartenwild schält am heftigsten, und jedes aus einem Tiergarten stammende Stück ist im hohen Grade schälverdächtig. Solches Wild einführen, zur Einschränkung des Schälschadens, heißt die Pferde hinter den Wagen spannen.

Im allgemeinen weniger gefährlich, aber weiter verbreitet, ist der Schaden, den das Wild den Kulturen durch das Verbeißen junger Pflanzen zufügt. Doch kann auch dieser örtlich so stark auftreten, daß ganze Kulturen vernichtet werden. Der Schaden erfolgt auf verschiedene Art. Entweder werden die jungen, aus Saat oder Pflanzung hervorgegangenen Anwüchse durch Verbiß an Knospen und Trieben niedergehalten, wachsen langsam und ungleich auf, werden immer weiter verbissen und zeigen schließlich eine Menge von rundlichen und kegelförmigen Kollerwüchsen, wie Karl Wagner sie uns in den nach der Natur gezeichneten Abbildungen 93—95 vorführt, und die, soweit das Geäse des Wildes reicht, immer wieder von neuem verbissen werden, oder es werden die jungen, frisch gesetzten Pflanzen bei dem Versuch, die Knospen abzuäsen, aus dem Erdboden herausgerissen, oder es werden, um die saftigen, jungen

Triebe zu erreichen, Lohden und Heister niedergezogen oder überritten und dabei die Wipfel eingeknickt oder abgebrochen.

Der Verbiß trifft alle Baum- und Straucharten des Waldes (Dietrich aus dem Winckell nimmt die Erle aus. In der Oberförsterei Darß wird diese Holzart stark verbissen; dagegen wird hier die Lärche wohl stark gefegt, aber nicht verbissen); doch unterliegt dieser Satz je nach der Örtlichkeit den verschiedensten Abweichungen. Eine Holzart, die das Wild in dem einen Revier mit Vorliebe verbeißt, sieht es in anderen Revieren überhaupt nicht an. Es ist daher müßig, eine bestimmte Reihenfolge der gefährdeten Holzarten aufstellen zu wollen. Nur so viel sei bemerkt, daß die herrschende Holzart eines Reviers in der Regel dem Wildverbiß weniger ausgesetzt ist, als andere; indes erleidet auch diese Regel Ausnahmen. Solche Holzarten, die im Revier von Natur nicht heimisch sind, werden unter allen Umständen mit Vorliebe verbissen.

Während der Vegetationsruhe, beim Ausbruch der jungen Triebe und gegen den Herbst hin erfolgt das Verbeißen am häufigsten. Am stärksten leiden die jungen Pflanzen, die bei hohem Schnee aus diesem hervorragen.

Der durch den Verbiß verursachte Schaden ist nach der Holzart, dem Standort, dem Ausheilungsvermögen, der Schnellwüchsigkeit und dergl. verschieden groß. Er besteht in Zuwachsverlust, erhöhten Kulturkosten, verringerter allgemeiner Wachstumsleistung und früherem Absterben durch längeres Kümmern der Pflanze in der Jugend, sowie in mangelhafter Entwicklung ganzer Bestände infolge von Ungleichwüchsigkeit.

Von den Laubhölzern ertragen den Schaden am leichtesten: Eiche, Buche, Hainbuche; von den Nadelhölzern: Tanne und Fichte.

Die zur Vorbeugung, Einschränkung und Verhinderung des Schadens zu ergreifenden Maßregeln sind mannigfach. Es sei der Besprechung der einzelnen Mittel vorausgeschickt, daß die Äsung von Knospen, jungen Trieben und Blättern dem Wild ein natürliches Bedürfnis ist, das ihm durch keine Maßnahmen überhaupt abgewöhnt werden kann. Das Wild hat auf diesen Tribut des Waldes ein Recht, das der Wald auch tragen kann; die Frage ist nur, wie weit der Wald ohne wesentlichen Schaden dabei besteht. Hier müssen der Forstmann und der Jäger sich einigen; und das ist nicht schwer, wenn der letztere auf übertriebene Ansprüche verzichtet und von der dem deutschen Jäger im Grund so fern liegenden Lust am Massenmord abläßt. Er wird hiervon selbst den größten Vorteil haben, indem der Wildstand ihm an Stärke und Geweihbildung des Einzelhirsches reichlich ersetzt, was an Zahl geopfert wird. Es soll aber auch der Forstwirt nicht einseitig sein und dort, wo kleine Opfer für das Wild gebracht werden müssen, die dem Walde wesentlichen und dauernden Schaden nicht zufügen, aus Mücken keine Elefanten machen.

Wie stark der Wildstand sein kann, ohne mit den Interessen des Waldes — von denen des Feldes sehe ich ab, weil das Gleichgewicht sich dort schon durch die Wildschadenersatzpflicht regelt — in erheblichen Widerspruch zu geraten, läßt sich nicht allgemein bestimmen. Je mehr der Wald den natürlichen Daseinsbedingungen des Wildes entspricht, je reichhaltiger und auskömmlicher die natürliche

Äsung zu jeder Jahreszeit ist, um so geringer wird der Schaden sein, den das Wild verursacht, und um so stärker wird der Wildstand der Zahl nach sein können. Ich glaube, daß die Interessen des Waldes wie diejenigen des Wildes gleich gut fahren werden, wenn der Wildstand in einer solchen Höhe gehegt wird, daß die herrschende Holzart des Reviers nachgezogen werden kann ohne die Notwendigkeit der Eingatterung der Kulturflächen. Wenn dann künstlich eingebrachte oder seltener vorkommende Holzarten eines besonderen Schutzes bedürfen, so wird das unschwer zu ertragen sein.

Das erste und natürlichste Mittel zur Einschränkung und Verhinderung des Verbeißens ist sonach die Verminderung des zu starken Wildstandes auf ein erträgliches Maß und seine angemessene Verteilung über das ganze Revier. Diese Maßregel klingt zwar sehr einfach; ihre Ausführung verlangt aber Zeit, viel Überlegung und große Sorgfalt; denn es ist selbstverständlich nicht damit abgetan, daß der Wildstand um so und so viele Stücke vermindert wird; sondern diese Verminderung muß planmäßig sein und sich gleichzeitig auf die Hebung der Stärke des Einzelstückes richten. Das Nähere hierüber wird in der „Hege" besprochen werden. Ebenso ist eine gute Verteilung dort, wo sie fehlt, nur allmählich durch entsprechende Anordnung der Hiebsflächen und demgemäß der Dickungen zu erzielen.

Ausreichende Fütterung während des Winters wird das Wild vom Verbeißen abhalten; dabei gilt natürlich als Voraussetzung, daß die Fütterungen nicht in die Nähe der bedrohten Jungwüchse verlegt, und daß sie über das ganze Revier verteilt werden.

Auf waldbaulichem Gebiet läßt sich in mehrfacher Hinsicht dem Verbißschaden begegnen.

Zunächst durch die Lage und Größe der Kulturen. Muß schon zur zweckmäßigen Verteilung der Dickungen der Hieb entsprechend geführt werden, sofern nicht wichtigere wirtschaftliche Rücksichten entgegenstehen, so gereicht das in gleicher Weise den Kulturen zum Nutzen. Wo es irgend angängig ist, wählt man dazu große Schläge, erhält also auch große Kulturen. Auf solchen verteilt sich der Schaden auf große Flächen; er wird also für die einzelne Pflanze weniger empfindlich und gestattet schnelleres Wachstum; dazu kommt der Umstand, daß, falls die Eingatterung der Kulturen nicht zu vermeiden ist, diese für größere Flächen verhältnismäßig billiger wird als für kleinere. Ohne wirtschaftliche Nachteile sind zwar die großen Schläge nicht immer anwendbar; dort aber, wo wesentliche Bedenken nicht entgegenstehen, sind sie als zweckdienlich zur Einschränkung des Schadens durch Verbeißen zu empfehlen.

Wenn von anderer Seite grundsätzlich das Gegenteil empfohlen wird, so kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß solche Vorschläge weniger auf praktischen Erfahrungen als auf theoretischen Überlegungen beruhen.

Die Art der Bestandesbegründung ist von erheblichem Einfluß. Natürliche Verjüngungen pflegen zunächst größere Ausdehnung zu haben, werden also schon durch ihre Größe geschützt; alsdann wachsen sie sozusagen unter den Augen des Wildes auf; sie haben langsame Entwicklung und meistens einen sehr großen

Pflanzenbestand. Alles das vermindert den Schaden durch das Verbeißen. In Ausschlagswaldungen kommt die ungeheure Wachstumsleistung der Stockausschläge in Betracht; wenn die Schläge nur in hinreichender Größe geführt werden, so entwächst der Stockausschlag dem Geäse des Wildes in wenigen Jahren: es kann ihn einfach nicht niederhalten. Kleine Schläge im Niederwalde werden aber oft vollständig bis zur Versagung des Wiederausschlages verbissen.

Abbildung 95. Verbissene Kiefern im Frühjahr.

Weil die Saat eine ungleich größere Pflanzenzahl im Gefolge hat als die Pflanzung, so hat sie vor der letzteren einen Vorsprung; sie leidet aber, wie nachher gezeigt wird, nicht wenig durch Zertreten und gebraucht längere Zeit, um dem Geäse des Wildes zu entwachsen, als die Pflanzung. Ob man bei der Pflanzung in der Reihenanordnung Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit wählt, ist ziemlich unerheblich. So enge Verbände, die dem Wild das Durchwechseln durch die Kultur verleiden würden, können doch nicht zur Anwendung kommen. Läßt man aber das von dem Hiebe herrührende wertlose Reisig, das meistens an Ort und Stelle verbrannt wird, auf der Kulturfläche liegen, so kann man dadurch dem Wild das Betreten der Fläche einigermaßen verleiden.

Äußerste Schonung jeder Weichholzart auf den Kulturen ist von großer Wichtigkeit. Der Schaden, der der Kultur etwa durch Verdämmen erwachsen würde, wird reichlich aufgehoben durch den Nutzen, den das Weichholz durch Ablenken des Wildes von den edlen Holzarten verursacht. Salweide und Aspe werden mit größerer Vorliebe verbissen als Eiche, Buche und die Nadelhölzer; sie werden daher zum Nutzen der Kultur vom Wild selbst im Zaum gehalten. Diese Schonung der Weichhölzer ist dort, wo sie herrschend auftreten, selbstverständlich nur so weit auszudehnen, als der zu erwartende Vorteil reicht; leider hat sie die Axt zum Schaden des Wildes und des Waldes stellenweise beinahe ausgerottet.

Von den Mitteln, die durch ihre unangenehme Witterung oder klebrige Beschaffenheit das Wild von den Jungwüchsen abhalten sollen, erwähne ich nur die bewährtesten:

1. Die Mortzfeldsche Mischung, bestehend aus Steinkohlenteer, Rinderblut und kalzinierter Soda im Verhältnis von 1 : 1 : 0,25. Die Masse wird mit Hilfe der bekannten Büttnerschen Doppelbürste aufgetragen. Kosten etwa 3 M. für 1 ha. Die Mischung ist weder den Knospen noch den Nadeln schädlich und hat sich namentlich für Laubholz bewährt.
2. Eine ähnliche Mischung aus einem Teil Steinkohlenteer und fünf Teilen Kuhdung oder Kuhjauche hergestellt, ist ebenso gut wie die vorstehende, dazu etwas billiger.
3. Eine Mischung von 4 Kilo Steinkohlenteer und 25 Kilo Petroleum, ausreichend für 1 ha Fläche, nach Oberförster Bierau, aufzutragen mit der Büttnerschen Doppelbürste im Oktober-November, Kosten etwa 4 M. für 1 ha. Schäden an den Pflanzen sind nur bei zu dickem Auftragen beobachtet.
4. Ebenso wirksam ist der in gleicher Weise aufgetragene entsäuerte Baumteer von Joh. Poppinger Nachfolger in München. Zartrindige Pflanzen sind gegen den Teer empfindlich.

   Bei aller Teeranwendung ist jedoch damit zu rechnen, daß das Wild sich daran gewöhnt.
5. Pikrofötidin von Revierförster Laage in Quickborn ist nur für die Nadeln anwendbar; Triebe bräunen sich leicht und sterben ab.
6. Haller Wildleim von Zapf u. Lang, Schwäbisch Hall.
7. Raupenleim von Schindler u. Muetzell in Stettin und
8. Leim gegen Wildverbiß derselben Handlung haben sich alle drei gleich gut bewährt.
9. Eine Kalklösung, wie sie zum Ankalken der Obstbäume verwendet wird; man kann entweder die ganze Kultur mit der Lösung besprengen, wozu natürlich trockenes Wetter auszusuchen ist, oder sich auf Anstreichen der Gipfelknospen mittelst eines Pinsels beschränken.

Alle diese Mittel haben sich bewährt; natürlich eignet sich nicht jedes für alle Verhältnisse gleich gut, und das letzte, der Kalk, kann seiner geringen Dauer halber — der Regen wäscht ihn ab — nur unter besonderen Bedingungen für vorübergehenden Schutz empfohlen werden. Die übrigen Mittel sind nicht teuer; sie sind unschwer anzuwenden und bleiben mehrere Monate lang wirksam.

Würde nur der Schutz der Kulturen in Frage kommen, so würde lediglich die Billigkeit des Mittels für seine Anwendung den Ausschlag geben. Indes ist es ja hinreichend, wenn das Wild die Pflanzen schont; die ganze Kulturfläche mit ihrer vorzüglichen Äsung soll ihm gar nicht verekelt werden. Und da stellt sich nun heraus, daß von den vorgenannten Mitteln nur die unter 3—4, 6—9 aufgeführten in dieser Hinsicht befriedigen.

Unter anderem haben die Mortzfeldsche Mischung und das Pikrofötidin einen so durchdringenden, üblen Geruch, daß sie dem Wild die ganzen Flächen verleiden.

Ich bin jedoch weit entfernt, aus diesem Grund von ihrem Gebrauch abzuraten; denn die Hauptsache bleibt der Schutz der Kulturen, bei dem dann schließlich die Äsungsbeschränkung mit in den Kauf genommen werden muß.

Ob eine einmalige Anwendung für den Winter, also im Herbst, genügt, oder ob das Mittel zur Zeit des Laubausbruches wiederholt werden muß, ist nach örtlichen Erfahrungen, nach den Äsungsverhältnissen und den Neigungen des Wildes zu entscheiden. In manchen Revieren beginnt das Verbeißen der im Verholzen begriffenen Triebe etwa Anfang September, wenn der Gras- und Kräuterwuchs dem Wild nicht mehr lecker genug ist; es setzt sich über Winter fort und wird besonders empfindlich im Frühjahr, wo die hervorbrechenden, zarten Blättchen und Triebe genommen werden; und nun reißt es bei manchen Laubhölzern gar nicht mehr ab; die nach dem Verbeißen der ersten Triebe immer von neuem ausschlagende Pflanze wird der Zartheit ihrer Blätter halber immer wieder verbissen und kommt auf diese Weise gar nicht zur Ruhe. Unter solchen Umständen empfiehlt sich die zweimalige Verwitterung, einmal im August, das andere Mal bei Beginn des Frühjahrs. In den meisten Fällen wird man jedoch mit einmaliger Verwitterung im Anfang des Winters ausreichen.

Die Kosten einer einmaligen Verwitterung können für ein Hektar auf etwa 3—5 Mark angenommen werden, je nach der Höhe der Tagelöhne und den örtlichen Verhältnissen.

Besonders für Nadelholzkulturen werden noch einige Schutzmittel angewendet, die ich im folgenden anführe:

1. Umwergen oder Behanfen; es besteht darin, daß man leicht auseinander gezupften Werg oder Hanf um und über die Gipfelknospe legt. Er bleibt an den Nadeln sitzen, nachdem er das Wild vom Verbeißen der Gipfelknospe abgehalten hat. Bei Laubhölzern muß er, um zu haften, um den Mitteltrieb gelegt werden. Wie Forstrat Eberts in der Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen mitteilt, sind damit schlechte Erfahrungen gemacht, indem das Zeug einwächst, Kümmerwuchs des Gipfeltriebes und sogar dessen Absterben verursachen kann.

2. Das Anbringen von Papierdüten oder Streifen rund um die Gipfelknospen hat guten Erfolg und keine nachteiligen Erscheinungen gezeigt.

3. Umwickelter, geglühter, unverzinkter Eisendraht hat die Gipfeltriebe nicht so geschützt, wie man erwartete; sie wurden trotzdem verbissen.

4. Die Lanzschen Knospenschützer Krone, von denen man sich viel versprach, haben allerlei Nachteile gezeigt. Abgesehen davon, daß das Verfahren zeitraubend, und eine mehrjährige Verwendung nur zum Teil möglich ist, sind die

Triebe oft unterhalb des Schutzmittels abgebissen; manche Knospen wurden am Austreiben verhindert. Die Kosten für zwei Jahre betragen rund 30 Mark für 1 ha. Die Arbeiter wurden durch die rostig gewordenen Spitzen gefährdet. Was aber das schlimmste ist: nach der Österr. Forst- und Jagdzeitung wurden im Revier Veitsch, Obersteiermark, die Knospenschützer nur zwei Jahre vom Wild respektiert; dann begann der Verbiß dennoch, und bei zehn eingegangenen Stücken Rotwild wurde als Todesursache das Verschlucken der blechernen Knospenschützer festgestellt.

Das sicherste Mittel zum Schutz der Kulturen ist die Eingatterung, Einfriedigung, Umzäunung derselben mit Holz- oder Drahtgatter. Über die Anfertigung und die Kosten im einzelnen verweise ich auf die sehr eingehenden Arbeiten des königlichen Oberförsters, seitherigen Forstassessors, Hubert Schumacher: „Das Wildgatter", „Das Rautengatter", Neudamm, Verlag von J. Neumann. Im allgemeinen mögen hier einige Ausführungen folgen, die sich lediglich auf praktische Erfahrungen stützen.

Ist der Wildstand so stark, daß die vorgenannten Mittel zur Abhaltung erheblichen Schadens durch Verbeißen nicht ausreichen, so bleibt als letztes Mittel nur die Eingatterung der Kulturflächen übrig. Daß diese nur ein Kind der Not ist, und keineswegs eine dauernde Einrichtung für alle Kulturen bleiben soll, möchte ich vorausschicken. Der Wildstand soll nicht so stark sein, daß dauernd die Hauptholzart des Reviers durch Gatter geschützt werden muß. Indes, bis zur Erreichung einer planmäßigen, gleichzeitig auf Hebung der Stärke des Einzelstückes gerichteten Verminderung der Stückzahl auf das zulässige Maß ist die Eingatterung der bedrohten Flächen nicht zu vermeiden, und für diese Übergangszeit muß man sich notgedrungen damit behelfen. Eine völlige und dauernde Einhegung der Kulturen entzieht dem Wild die besten Äsungsflächen, insofern, als auf diesen die vortrefflichsten Gräser und Kräuter zu wachsen pflegen, und drängt das Wild auf die Felder, wo es, neben dem unvermeidlichen Verlust meist der besten Hirsche und dem Ärger über das Verludern angeschossener Stücke, zu fortwährenden Schadenersatzansprüchen und Aufforderungen zum Abschuß Veranlassung gibt. Sie entspricht daher weder dem Interesse des Wildes noch ihrer eigenen Kostspieligkeit halber denen des Waldbesitzers.

Greift man aber zu einer so einschneidenden und teueren Maßregel, so muß man auch entschlossen sein, sie so zielbewußt durchzuführen, daß der beabsichtigte Erfolg erreicht werden muß. Es ist daher von allen halben Maßregeln und scheinbaren Ersparungen, die in Wirklichkeit den Erfolg vereiteln und dadurch doppelt teuer werden, abzusehen. Ein Gatter, das die Wildart, gegen die es gerichtet ist, nicht vollständig und dauernd von der zu schützenden Fläche abhält, ist ganz zwecklos und bedeutet fortgeworfenes Geld. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß Übertreibungen vermieden werden müssen. Eingatterungen, die gegen Überfallen durch Wild, das durch ganz besondere Umstände — etwa vom Hund gehetzt — zu besonderer Kraftanstrengung veranlaßt wird, unter allen Umständen gesichert sein sollen, würden über 3 Meter hoch sein müssen; eine Höhe von 2 Metern ist aber, abgesehen von solchen Ausnahmefällen, völlig ausreichend.

Im wesentlichen ist der Verlauf des Gatters an die Gestalt der zu schützenden Fläche gebunden; doch vermeidet man zweckmäßig einen solchen, der nach innen einspringende Winkel aufweist, weil das Wild an diesen Ecken einzudringen versucht, was ihm auch, wenn sich Mängel eingefunden haben, gelingt. Außerdem wird durch Abschneiden des Winkels an Gatterlänge gespart. Etwa in der Richtung des Gatterzuges stehende Bäume verlocken leicht dazu, sie als Pfosten zu benutzen; es kann aber davor bei Gattern aus reinem Langdraht nicht genug gewarnt werden. Der Wind bewegt jeden Stamm, auch den stärksten, und so wird in kurzer Zeit das ganze Gefüge eines Drahtzuges gelockert und undicht gemacht. Soll wegen seiner festen Verankerung im Boden an einer Ecke etwa ein stehender Stamm als Pfosten benutzt werden, so ist er zu köpfen; dann hört das Spiel des Windes auf. Bei Gattern aus reinem Maschendraht, die eine Lockerung des Gefüges nicht besorgen lassen, können natürlich stehende, lebende Stämme mit Vorteil benutzt werden.

Größere Schonungen und angehende Dickungen, in denen sich Blößen von bedeutenderem Umfang befinden, zur Aufforstung der letzteren ganz einzugattern, ist durchaus zu widerraten. Lieber gattere man jede Blöße für sich ein, wenn dadurch auch eine weit größere Gatterentwicklung notwendig wird. Das Wild ist von solchen Dickungen nur durch Mauern abzuhalten. Irgendwo findet sich im Lauf der Zeit auch bei dem bestgehaltenen Holz- oder Drahtgatter eine undichte Stelle, und alsbald ist das Wild innerhalb des Gatters. Bei der Unübersichtlichkeit der Fläche wird das Erlegen solcher Stücke, die sich, einmal vergeblich beunruhigt, eine ganz unglaubliche Schlauheit aneignen, ein wahres Kunststück. Selbst mit laut jagenden, flüchtigen Hunden hat es seine Schwierigkeiten derartige Stücke aus der schützenden Dickung vor die Büchse zu bringen. Ich denke noch heute mit dem ganzen damaligen Ärger daran, wie vor Jahren ein in eine der Hauptsache nach aus 12jähriger Kieferndickung bestehende Eingatterung eingewechseltes Alttier mit einem Kalb an fünf verschiedenen Tagen die ganze Jägerei beschäftigte, ohne daß ein Schuß fiel. Erst das sechste Mal unter Beihilfe einer Neuen gelang es das Kalb zu strecken; darauf überfiel das Alttier das Gatter und brachte sich in Sicherheit.

Ob man Draht- oder Holzgatter wählt, ist eine Kostenfrage. Wo man Überfluß an geringeren Fichten- oder Tannenstangen hat, wo dieses Sortiment schwer absetzbar ist, wird man zu dem in diesem Fall billigeren Holzgatter schreiten; andernfalls wählt man Drahtgatter. Es ist bei letzterem, so lange es sich nur um Schutz der Fläche gegen Rotwild handelt, und Rehwild nicht abgehalten werden soll, hinreichend, wenn das Gatter aus 10 bis 12 Einzeldrähten hergestellt wird. Wo aber gleichzeitig Rehwild von der Kultur ferngehalten werden soll, da ist man gezwungen, zum Maschengeflecht zu greifen; vielleicht wird dieses durch das zweifellos billigere Schumachersche Rautengatter ersetzt werden können, doch sind mir über letzteres Erfahrungen größeren Umfanges nicht bekannt geworden.

Über die aus Einzeldrähten hergestellten Drahtgatter hat der ehemalige Direktor der Forstakademie zu Tharand, der Geheime Oberforstrat Dr. Neumeister in seiner 1895 bei Craz und Gerlach zu Freiberg erschienenen Flugschrift: „Fütterung des Edel- und Rehwildes" sich völlig absprechend geäußert. Er sagt auf Seite 44: „Die schlechtesten und teuersten Zäune (relativ nach der Anzahl der Drähte) sind

die aus Einzeldrähten hergestellten": Ich bezweifle nicht im mindesten, daß die Erfahrungen, die Herr Neumeister mit derartigen Gattern gemacht hat, ihn zu diesem Ausspruch vollauf berechtigen und bin, soweit das Rehwild in Frage kommt, ganz seiner Meinung, aber sobald es sich um Rotwild handelt, muß ich ihm widersprechen, und zwar auf Grund vieljähriger und umfassender Beobachtungen und Erfahrungen. In der Oberförsterei Darß sind derartige Gatter, wie Abb. 96 sie veranschaulicht, seit 1892 im großen zur Anwendung gelangt; und dort, wo das Gatter gut hergestellt ist und sorgfältig unterhalten wird — das ist hier wie bei allen Gattern die Voraussetzung — hat es seinen Zweck in hervorragender Weise erfüllt. In den meisten Gattern ist seit ihrer Herstellung nie ein Stück Rotwild gewesen, und wo dennoch das eine oder andere Stück eingedrungen war, hat sich alsbald eine schadhafte Stelle — mit schlaffen Drähten — als Ursache

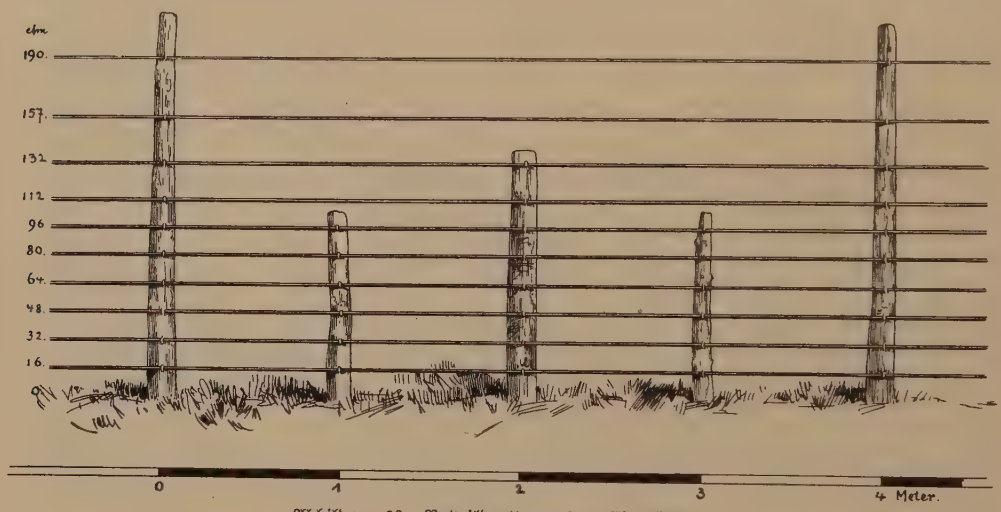


Abbildung 96. Rotwildgatter aus 10 Einzeldrähten.

der Undichtigkeit auffinden lassen. Das kommt aber auch bei jedem Holzgatter vor und ist selbst bei Anwendung von Maschengeflecht nach wiederholten hiesigen Erfahrungen nicht ausgeschlossen. Das letztere ist dort einem Anprall des Wildes am wenigsten gewachsen, wo das Geflecht an den Spanndraht befestigt ist.

Ich bin auch heute (1910) auf Grund meiner weiteren Erfahrungen noch nicht in der Lage, der Neumeisterschen Verwerfung des Gatters aus Einzeldrähten beizutreten.

In der Regel hat das Gatter im ersten Jahr nach seiner Herstellung den größten Andrang des Wildes auszuhalten. Nachher läßt dieser — ausgenommen, wenn es sich um Dickungen handelt — mehr und mehr nach, weil das Wild seine Wechsel verlegt und den Gattern ausweicht.

Es erübrigt noch hier, die Sprunglatte zu berühren. Unter dieser versteht man die oberste, hoch angebrachte Latte bei Holzgattern, bzw. eine in entsprechender Höhe über den Drähten angebrachte Latte, die angeblich das Überfallen des Wildes verhindern soll.

Ich glaube, daß die Sprunglatte dem Wild, anstatt es am Überfallen zu verhindern, erst recht den Maßstab gibt, wie es seinen Sprung bemessen soll; weil sie auch in der Dunkelheit gut wahrgenommen werden kann, reizt sie das nach der Äsung auf der Kulturfläche lüsterne Wild zum Überfallen, während der Draht dann kaum erkennbar ist und jedenfalls keinen guten Maßstab für die Bemessung der Höhe

Abbildung 97. Rotwildgatter mit Leiterüberstieg.

abgibt. Aus diesem Grund ist die Sprunglatte in der hiesigen Oberförsterei nicht mehr zur Anwendung gelangt; es ist aber trotz sorgfältiger Beobachtung meines Wissens kein Fall festgestellt worden, daß das Wild einen reinen Drahtzaun überfallen hätte. Als gewissenhafter Chronist muß ich allerdings hinzusetzen: abgesehen von einigen Fällen, in denen das Wild nachgewiesenermaßen vom Hund verfolgt, oder in einen Trichter, zwischen zwei Gattern, von beiden Seiten durch Menschen in die Enge getrieben war.

Wie ist es nur möglich, möchte mancher Leser fragen, daß das Wild sich durch ein Drahtgatter, wie es Abb. 96 darstellt, hindurchzwängen kann? Darauf kann ich antworten: Wenn alle Drähte straff gespannt, und die Krampen (die Befestigungsmittel des Drahtes an den Pfosten) fest angetrieben sind, dann ist das nicht möglich; wenn aber ein Draht schlaff, oder eine Krampe, namentlich in der Höhe des Widerristes lose ist, dann steckt das Wild zunächst den Kopf zwischen dem losen und dem nächsten Draht durch, folgt mit dem Halse, hebt sich auf den Hinterläufen in die Höhe und schiebt den Körper nach, bis er das Übergewicht nach vorn bekommt, und das Stück auf der Innenseite des Gatters einfach zur Erde fällt. Ich habe einige Male beobachtet, daß das Wild in solchen Fällen mit dem Rücken zuerst den Erdboden berührte. Ist nun ein Stück hineingelangt, — wodurch der Draht an der Stelle noch nachgiebiger wird — so haben die übrigen nicht eher Ruhe, bis

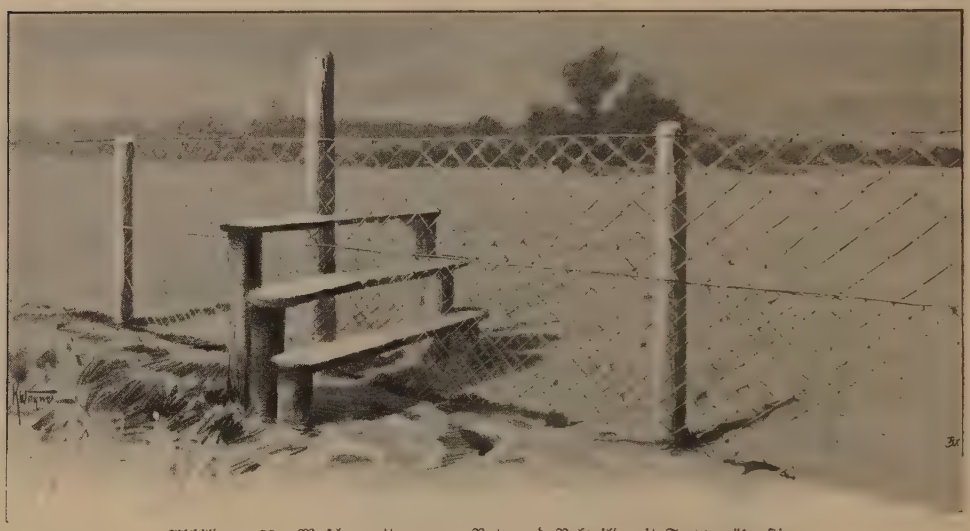


Abbildung 98. Maschengatter gegen Rot- und Rehwild mit Treppenüberstieg.

sie nachgekommen sind. Wo das Rudel hereinkam, findet es auch wieder den Auswechsel; und so ist bald eine bequeme Öffnung hergestellt, indem durch das häufige Durchschlüpfen immer mehr Drähte gelockert werden, und die Krampen herausspringen.

Soll daher ein Gatter dauernd wehrhaft erhalten werden, so darf man sich bei der einmaligen guten Herstellung nicht beruhigen. Es ist vielmehr eine sorgfältige Unterhaltung erforderlich. Indes, nicht nur wegen etwaigen Durchzwängens des Wildes: es wird gelegentlich durch den Wind ein Stamm auf das Gatter geworfen, und das Einfallstor ist da; es lassen in dem mehr und mehr zusammentrocknenden Holz der Pfosten die Krampen nach, Seitenstützen und Streben geben nach, und der Draht wird schlaff; das soll die ordnungsmäßige Unterhaltung verhindern oder ausbessern. Die Kosten dafür sind gering. Ein Beamter mit einem Arbeiter geht in jedem Monat einmal jedes Gatter der ganzen Länge nach ab und beseitigt sofort jeden vorgefundenen Mangel.

Wie kommt aber der Forstbeamte in ein solches Gatter hinein? Das Übersteigen an den Hauptpfosten ist zwar ohne viele Umstände zu bewerkstelligen,

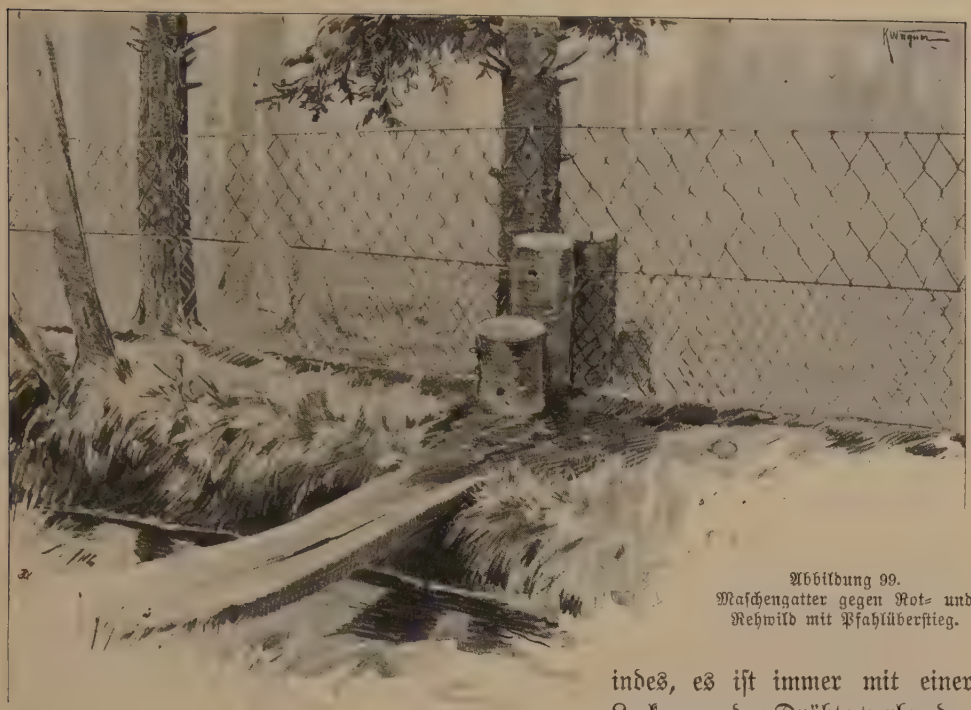


Abbildung 99.
Maschengatter gegen Rot- und Rehwild mit Pfahlüberstieg.

indes, es ist immer mit einer Lockerung der Drähte verbunden und hat keinen großen Reiz. Für die Wehrhaftigkeit des Gatters ist das Übersteigen daher nachteilig, und da es von seiten der Waldarbeiter, die die Richtwege lieben, trotz allen Verbotes geschieht, so ist es zweckdienlich, wenn an den Ecken der Gatter und an blinden Wegen, die durch das Gatter gesperrt sind, sogenannte Überstiege, wie die Abbildungen 97—99 darstellen, angebracht werden. Das Nähere ergibt sich ohne weiteres aus den Abbildungen. Nur sei bemerkt, daß bei Leiterüberstiegen runde Sprossen zu vermeiden sind, weil sie bei feuchtem Wetter glatt und somit für Mensch und Hund gefährlich werden. Letztere bekommen im übrigen bald eine große Gewandtheit in der Benutzung der Überstiege. Diese haben außer dem Schutz gegen Lockerung des Drahtgefüges durch Auftreten auf die Drähte, den großen Vorzug, daß sie den Forstbeamten von oben bis unten den häufigen Besuch der Kulturen erleichtern, anstatt daß diese beim Fehlen dieser Einrichtung gar leicht außen am Gatter entlang schnüren. Je öfter aber die Kulturen besucht und besichtigt werden, um so besser für die Wirtschaft. Von anderen Einrichtungen in die eingehegten Kulturen zu gelangen unterscheidet sich der Überstieg dadurch, daß er keine Unterbrechung des Drahtzuges bedingt, wie Türen, Tore und Drehkreuze, und so ein festeres Gefüge des Ganzen ermöglicht.

Ist durch einen zu starken Wildstand die Notwendigkeit der Eingatterung gegeben, ein Umstand, den der einzelne Waldbesitzer oder Forstwirt längst nicht immer durch Abschuß zu ändern imstande ist, da das Wild nicht immer einen festen Stand hat, so ist doch nach Möglichkeit für Abkürzung der Einfriedigungsdauer der einzelnen Flächen zu sorgen. Innerhalb der Gatter fördert man daher den Kulturbetrieb mit

allen Mitteln, besonders durch kräftige Bodenbearbeitung vor der Saat oder Pflanzung und Freihalten des Anwuchses von verdämmendem Gras und Kräutern. Der Wahl der teureren Pflanzung vor der billigeren Saat, wo deren Gelingen zu erwarten ist, kann ich aber mit Rücksicht auf die ohnehin bedeutenden Kosten der Eingatterung nicht das Wort reden. Nachdem das Gatter einmal da ist, können innerhalb desselben nur waldbauliche Rücksichten entscheidend sein. Im hiesigen Revier sind 2jährig gepflanzte Erlenlohden nach 3 Jahren höher als das Gatter von 1,90 m und damit dem Wildverbiß entwachsen; Kiefernstreifensaaten aus dem Jahr 1892 konnten 1899 geöffnet werden; sie waren 1,80 m hoch und konnten durch Verbeißen nicht mehr nennenswert leiden.

Die Kosten für Eingatterungen sind naturgemäß sehr verschieden, je nachdem man Holz- oder Drahtzaun, Flecht- oder Stangen- bzw. Einzel- oder Maschendrahtgatter oder Verbindungen dieser Art wählt. Nach Neumeister*) kostet das

Abbildung 100. Reh- und Rotwildgatter.

laufende Meter Hordengatter von 2 m Höhe 60 Pfennig; ebenso hoch wird sich in der Oberförsterei Darß das laufende Meter Drahtzaun aus Einzeldrähten stellen. Eine Verbindung von Maschengeflecht und Einzeldrähten (Abb. 100) kostet etwa 90—100 Pfennige. Diese Sätze schwanken in einzelnen Jahren nicht unbedeutend, da sie sich nach den Eisenpreisen richten.

Die Kosten der Eingatterung für das Hektar anzugeben, ist nicht möglich, weil diese wesentlich von der Form und der Größe der zu schützenden Fläche abhängen. Nur so viel sei bemerkt, daß bei annähernd rechteckiger Form bei dem Zunehmen der Fläche im quadratischen Verhältnis die Länge des erforderlichen Gatters, also der Kostenaufwand, nur im einfachen Verhältnis zunimmt. 4 ha von quadratischer Form haben 800 m, 16 ha von derselben nur 1600 m Umfang. Es läßt sich mithin durch Führung großer Schläge beträchtlich an Gatterkosten sparen.

Ist die Eingatterung ganzer Flächen als Regel für den Waldwirt wie für den Heger eine unangenehme Notwendigkeit, so ist sie das weniger, wenn sie zum Schutz von Einzelpflanzen zur Anwendung gelangt; denn sie ermöglicht erst die

*) Fütterung des Edel- und Rehwildes.

Einzelanpflanzung von mastttragenden und Zierbäumen, die im Interesse des Wildstandes und der Waldschönheitspflege erfolgt. Der Schutzmantel von Maschendraht, wie er aus Abb. 102 ohne weiteres verständlich ist, schützt jedes von sorgsamer Hand gepflanzte Einzelstämmchen vor dem sonst unvermeidlichen Verbiß und vor sonstigen Wildbeschädigungen ebenso wie das in Abb. 103 dargestellte Einbinden des Stämmchens mit trockenem Reisig. Das letztere Verfahren kann ich besonders für die Eiche sehr empfehlen. Ich ziehe längst nicht mehr nach alter Väter Weise in umfangreichen Kämpen mittelst des pyramidenförmigen Schnittes teure Heister heran, sondern ich entnehme den Pflanzbedarf als Heister aus den Saaten, wo er sonst im Wege der ersten Läuterung ausgehauen und fortgeworfen wird. Diese „spillerigen Dinger"*) werden an Pfähle gesetzt und mit trockenem Reisig gegen

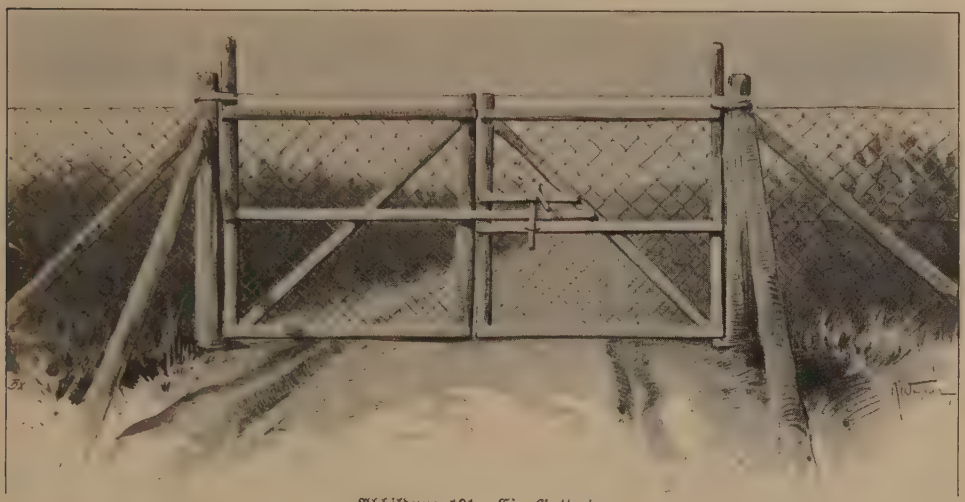


Abbildung 101. Ein Gattertor.

Fegen und Schlagen der Hirsche 2½ m hoch eingebunden. Sie wachsen ganz gut an; nur lassen manche bald den Kopf hängen. Dann wird dieser einfach abgeschnitten, und es bildet sich ein neuer. In einigen Jahren habe ich mit durchschnittlich 12 Mark für das Hundert — an Gesamtkosten, bei 3 Mark Tagelohn — die schönsten Heister, denen niemand ansieht, wie einfach sie gewonnen sind.

Bei allen Pflanzungen von Halbheistern und Heistern wird man zweckmäßig zwei Dinge berücksichtigen: erstens, daß das Wild, um an den Wipfel zu gelangen, mit Vorliebe die Pflanze niederreitet, zweitens, daß die Hirsche, falls der Heistergipfel dem Geweih erreichbar ist, ihn gern knicken, indem sie ihn zwischen eine Gabel der Krone nehmen. Daher wird der Stützpfahl so hoch gewählt, daß diese ärgerlichen Beschädigungen ausgeschlossen sind; bei 2,5 m Länge oberhalb der Erde wird dieser Zweck sicher erreicht.

Man zieht wohl zu demselben Zweck die Heister in Kämpen durch Beseitigung aller seitlichen Jahrestriebe so stark, daß die Hirsche sie nicht mehr knicken können;

*) Die wirklich spillerigen nimmt man natürlich nicht.

aber die Sache wird recht teuer, und gegen Fegen müssen diese Heister doch noch besonders geschützt werden.

Jedoch sind nicht immer Hirsche die Attentäter, wenn einmal Heister geknickt sind. Auch das liebe Kahlwild hat eine ganz gute Art und Weise, an den wohlschmeckenden Gipfel zu gelangen, die nur durch hohe Stützpfähle verhindert wird. Es hebt sich nämlich auf den Hinterläufen und klettert mit den Vorderläufen an

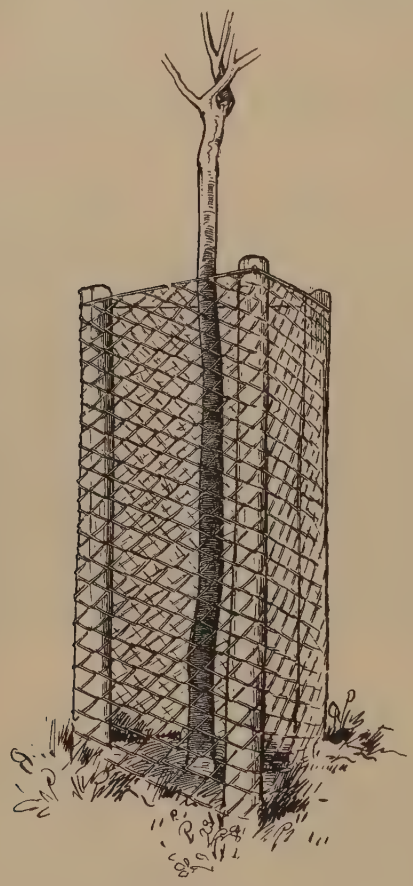


Abbildung 102.
Durch Maschendraht geschützter Stamm.

Abbildung 103.
Mit Reisig umbundener Eichenheister.

dem Heister oder seinem Schutzmantel so hoch, daß es mit dem Geäse den Gipfeltrieb fassen kann. Gelingt das, dann muß der Gipfel herunter!

Nach dem sichersten Mittel gegen Wildverbiß, als welches wir die Eingatterung kennen gelernt haben, erübrigt noch, das beste Mittel anzuführen: es ist das Zusammenwirken aller jener Maßregeln, die auf die Hebung der natürlichen Äsungsverhältnisse zu wirken bestimmt sind. Diese werden in dem Teil über die Hege ihre nähere Erörterung finden.

Außer den vorgenannten Beschädigungen des Waldes durch das Rotwild ist noch der durch Zertreten junger Pflanzen und durch das Niedertun auf den

Kulturen entstehende Schaden anzuführen. Der letztere ist nicht erheblich; das Zertreten kann jedoch empfindlich werden. Es wird dadurch hervorgerufen, daß das Wild bei Saaten oder Pflanzungen in Pflug- oder Hackfurchen mit Vorliebe den Streifen und Furchen folgt; es sucht sich eben den bequemeren Pfad und schädigt am meisten die Nadelholzsaaten während des Auflaufens, indem es sie infolge Spreizens der Schalen aus dem Boden herauszieht oder sie zertritt.

Es läßt sich dieser Schaden verhüten durch gänzliche Verwitterung der bedrohten Flächen und durch Eingatterung, vermindern auf ein erträgliches Maß einmal durch unregelmäßige häufige Unterbrechung der Saatstreifen, dann durch Ausführung der Saat nicht in der Längsrichtung der Saatstreifen, sondern quer über diese mit Abständen der kleinen Querreihen von etwa einem Fuß; — etwa nach Art der Zeichnung 104 —; ferner durch Eintreiben von Knüppeln seitwärts der Streifen und schräge über diese hinweg, so daß das obere Ende des Knüppels etwa 1 m über der Erde steht. Am besten wirken alle diese drei Maßregeln zusammen; sie verleiden dem Wild durch häufigere Behinderung das Wechseln in den Streifen

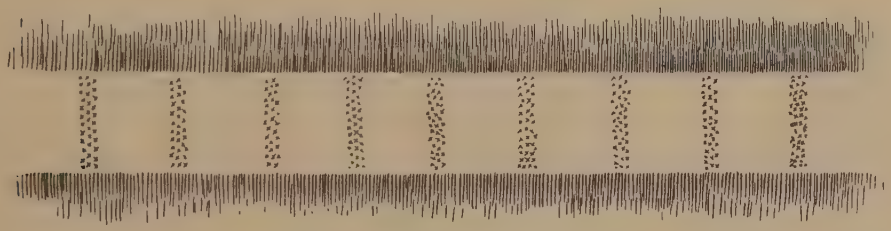


Abbildung 104. Streifensaat in Querreihen.

und sichern bei der Quersaat die äußeren Pflanzen, weil das Wild mit Vorliebe die Mitte der Streifen hält. Irgend in das Gewicht fallende Kosten verursachen sie nicht.

Der Schaden, den das Edelwild durch Aufzehren von Waldfrüchten anrichtet, wird oft sehr einseitig beurteilt. Von dem, was die Natur in verschwenderischer Fülle im Walde hervorbringt, kommt auch dem Wild sein Teil zu, und er soll ihm gern gegönnt werden.

Wirklicher Schaden wird auch durch das Aufzehren von Eich- und Buchmast, um die es sich vorzugsweise handelt, von seiten des Wildes nicht verursacht. Was selbst ein starker Wildstand in dieser Hinsicht aufzehrt, ist verschwindend gegen das, was zum Beispiel die Tauben aufnehmen. Zu Flügen von Tausenden kommen sie in Mastjahren an und machen in unglaublich kurzer Zeit reinen Tisch; dagegen ist das, was das Wild nimmt, gänzlich unerheblich.

Empfindlich wird dieser Schaden aber dort, wo er in die Pläne des Wirtschafters störend eingreift, indem das Wild die Eichel- und Buchelsaaten aus dem Boden herausschlägt und verzehrt. Hiergegen hilft Ausführung der Saat im Frühjahr, um die Angriffszeit zu verkürzen, Verwitterung des Saatgutes bzw. der Flächen, und, wenn diese Mittel versagen, Eingatterung.

Schließlich sei noch desjenigen Schadens Erwähnung getan, der durch das Fegen und Schlagen der Hirsche verursacht wird.

Während man vielfach unter Fegen im engeren Sinn die Befreiung des Geweihes vom Bast versteht, nennt man anderen Ortes diesen Vorgang wieder Schlagen. Andererseits spricht man wiederum dort von Schlagen, wenn der Hirsch das Geweih vom Bast zwar befreit hat, was bekanntlich nur ganz kurze Zeit in Anspruch nimmt, und nun durch weiteres Reiben an Stämmen, Ästen und im Erdreich erst das Geweih wirklich fertig macht.

Es würde hier eine einheitliche Bezeichnung leicht zu erreichen sein, wenn man mit Fegen diejenige Tätigkeit benennen wollte, die auf die Reinigung des Geweihes vom Bast, seine Bräunung und völlige Fertigstellung gerichtet ist und die überwiegend in einem Reiben besteht. Schlagen würde dann die Äußerungen des Mutwillens, der Aufregung und der Unruhe in der Brunst bedeuten, die sich auch überwiegend als ein Schlagen mit dem Geweih darstellen. Natürlich geht beides häufig in einander über; man würde aber einigermaßen zutreffend sagen können: der Hirsch fegt im Anfang der Feistzeit, also Juli—August; er schlägt von da an bis zum Ende der Brunftzeit. Alsdann tut er nichts dergleichen mehr.

Gegen Fegen und Schlagen schützt Einbinden mit trockenem Reisig — denn an grünem würde er ebenso leicht fegen wie am lebenden Stamm, wenn die Holzart ihm zusagt —, ein Schutzmantel von Draht, schräg gestellte Schutzstangen und Kalkanstrich. Letzterer ist billig, und da er nur für verhältnismäßig kurze Zeit erforderlich ist, auch bei einmaligem Anstrich haltbar — wenn das Wetter trocken ist; bei nassem Wetter staubt der Kalk nicht, und der dem Hirsch in die Lichter dringende Staub ist das wirksame am Kalkanstrich.

Zum Schluß sei auch hier die Wichtigkeit der Schonung der Weichhölzer nochmals hervorgehoben, weil durch sie das Wild von den edleren Holzarten abgelenkt wird.

Zweiter Teil.

Die Hege.

„Wer mag jagen,
Darf auch hagen“.
Altes Sprichwort.

Erster Abschnitt.

Die Hege umfaßt alle Maßregeln und Einrichtungen, die die Erhaltung und Förderung des Wildstandes zum Ziel haben; sie beschäftigt sich daher mit der Wildpflege, dem Schutz und der Zucht. Sie veredelt die Jagdlust, indem sie den Jäger veranlaßt, nach den Bedingungen für das Gedeihen seines Wildes zu forschen; sie führt ihn zur Beobachtung der Natur in ihrer unerschöpflichen Vielseitigkeit und verbindet auf diese Weise die Jagdlust mit dem Naturgenuß zu einem untrennbaren Ganzen. „Kein Heger, kein Jäger." Freilich nicht jedem ist es beschieden, in vollem Umfang des Wortes ein Heger zu sein; nicht jeder hat die Möglichkeit, das Wild zu schützen, zu füttern, zu pflegen; aber es wäre betrübend, wenn er darum nicht doch ein Jäger in edlem Sinn sein könnte. Wer, zum „Riegeln" auf Rotwild eingeladen, sorgsam das heraustretende Leittier schont, wer statt des starken Spießers mit den langen Spießen dem Achter mit dem enggestellten Geweih die Kugel gibt; wer es nicht übers Herz bringt, das alte Tier vom Kalb wegzuschießen, der ist auch ein Heger, obgleich er den Wald und das Wild nur besuchsweise zu sehen bekommt; und von Herzen soll er in der edlen Jägerei willkommen geheißen werden. Wer aber den Finger nicht gerade halten kann; wer auf das erste beste Stück, das beim Riegeln heraustritt, Dampf macht; wer jeden Hirsch, wo er ihm beikommen kann, ohne Rücksicht auf Geweih, Vererbung, Nachzucht, und womöglich immer den stärksten, totschießt, der ist kein Jäger, er bleibt ein Schießer, ein Mörder, und wenn er einen noch so grünen Rock trägt, und wenn noch so viel Kapitalgeweihe an seinen Wänden hängen.

Wildpflege.

Äsung, Fütterung, Tränken, Salzlecken und Suhlen.

Unter Äsung versteht man diejenige Nahrung des Wildes, die ihm der Tisch der Natur deckt, während Fütterung diejenige umfaßt, die ihm die Hand des Hegers reicht.

Die erstere ist die naturgemäße, die letztere die künstliche Ernährung; welche von beiden daher dem Wild, dem Naturgeschöpf, zuträglicher ist, bedarf keiner Erörterung. Allein die großen Veränderungen in der Bodenkultur und besonders in der Waldwirtschaft haben die natürliche Äsung mehr und mehr verkürzt und sie in ihrer Vielseitigkeit beraubt. Es ist daher ohne künstlichen Ersatz nicht überall auszukommen. Aufgabe des Hegers ist es jedoch, soviel es sich mit den Anforderungen einer geordneten Forstwirtschaft verträgt, die natürlichen Äsungsbedingungen zu verbessern. Das kann nach der Natur des Gegenstandes nur nach und nach geschehen; und bis zur Erreichung dieses Zieles wird die Fütterung an vielen Orten nicht zu vermeiden sein.

Schauen wir offenen Auges im Walde um uns, so finden wir vieles, was, ohne der Forstwirtschaft Schaden zu bringen, für das Wild nützlicher behandelt werden könnte. Daß das sich so verhält, liegt in einer gewissen Scheu begründet, die der Wildpflege, namentlich in den Staatsforsten, als einer heiklen Sache lieber aus dem Wege geht. Sehr mit Unrecht; zu dieser Scheu haben wir viel eher Veranlassung, wenn wir die edelste heimische Wildart still und klanglos im deutschen Walde zum körperlichen Krüppel und gewohnheitsmäßigen Waldverderber verkommen lassen. Wir wollen ja keine Herden heranzüchten — nein, eine mäßige, mit dem Wohl des Waldes vereinbare Stückzahl körperlich gut entwickelten Wildes; die dürfen wir pflegen und die müssen wir pflegen, wenn unser Andenken dereinst von unsern Enkeln gesegnet werden soll.

Fragen wir, was wir tun können, um die natürlichen Äsungsbedingungen zu verbessern, so bringt uns ein Vergleich mit der Vorzeit alsbald auf das Zurücktreten der masttragenden Holzarten. Das sind zunächst die Eiche und die Buche.

Die guten Eichenböden, die der Wald im Lauf der Zeiten dem Ackerbau hat abtreten müssen, können wir zwar nicht wiedergewinnen; aber nur wenige Reviere haben durchweg einen so armen Boden, daß sich nicht hin und wieder Gelegenheit zum Anbau der Eiche fände. Eine solche sollte man niemals ungenutzt vorübergehen lassen. Wir Forstleute sind es ja gewohnt, daß die Früchte unserer Arbeit erst spät reifen — aber ist es nicht eine glückliche Vorstellung, sich den Jäger nach 100 Jahren an einem Eichenhorst auszumalen, wie er beim Anblick eines Rudels unter den masttragenden Stämmen mit dankbarer Freude des Hegers gedenkt, dessen sorgende Hand einst den Nadelhölzern dieses Fleckchen entriß, dessen Name und Gedächtnis freilich längst erloschen ist! Das für die Zukunft! Aber wir können auch jetzt schon sorgen, daß die Mast der Eiche wie der Buche dem Wild auch noch zu unserer eigenen Freude zugute kommt. Wie manche im Kiefernaltholz einzelnstehende alte Eiche und Buche, der es an hinreichendem Licht zur Samen-

erzeugung fehlt, könnte Mast tragen, wenn man beizeiten darauf Rücksicht nähme, die andrängenden Nadelhölzer zu beseitigen. In je jüngerem Alter das geschieht, um so sicherer ist der Erfolg. Längere Verjüngungszeiträume in der Buchenwirtschaft sorgen gleichfalls für reichlichere Mast; Schonung der Randbäume, die immer gerne Mast hervorbringen, ist ein weiteres Hilfsmittel. Das räumliche Gebiet der Kiefer gibt fast überall Gelegenheit zum Unterbau sich lichtender Bestände mit der Buche und der Hainbuche. Die letztere trägt auch als Unterwuchs häufig Nüsse, die das Wild gern nimmt.

Es kommen dann die Stiefkinder unserer heutigen Forstwirtschaft: die Eberesche, der Mehlbeerbaum, der Elzbeerbaum, der wilde Apfel, die Vogelkirsche an die Reihe; und besonders ist die Roßkastanie zu nennen. An diese schließen sich aus der Zahl der Sträucher: der Weißdorn, namentlich die großfrüchtige Crataegus coccinea, der Wacholder, Hollunder, besonders der Hirschhollunder, Sambucus racemosa, an. Blaubeeren und Preißelbeeren spenden fast alljährlich reiche Früchte.

Zur Anpflanzung der Eberesche, Mehlbeere, Vogelkirsche bieten die Wegeränder gute Gelegenheit. Die Eberesche ist allgemein bekannt, weit weniger die für Wildreviere so wertvolle Mehlbeere (Sorbus Aria). Dieser im Gebirge wie in der Ebene überall gedeihende Baum erreicht ein weit höheres Alter als die Eberesche und liefert ein wertvolles Nutzholz. Seine Mast, die Mehlfäßchen, bildet eine sehr gern genommene, ausgezeichnete Wildäsung, und ist besonders deshalb von Bedeutung, weil sie gerade zur Winterzeit, wo der Tisch knapp wird, nach und nach abfällt. Die Anzucht des Baumes ist nicht schwer; jede gute Samenhandlung liefert den Samen billig. Im Saatbeet liegt dieser gern ein Jahr über. Die Elzbeere eignet sich für den reicheren Gebirgsboden, und ihr stärkerer Einbau in andere Holzarten sollte schon wegen ihres vorzüglichen Holzes, das dem des Buchsbaumes nahesteht, gefördert werden. Die Früchte fallen dann für das Wild als Nebenerzeugnis ab.

Die Roßkastanie ist kein Wegebaum, sie schattet zuviel; aber überall im Walde sollte sich ein Platz für sie finden, da ihr weißes Holz sehr gesucht ist, und sie fast alljährlich reichlich ihre großen, vom Wild gern genommenen Früchte spendet. An Bestandesrändern wie als Einzelbaum, auch in kleinen Horsten kann sie Verwendung finden. Zu beachten bleibt jedoch, daß sie ähnlich wie die Eiche einen warmen Fuß liebt. Wo sie, ohne überwachsen zu werden, mitten in anderen Hölzern steht, da hat sie sich auf dem Darß am schönsten entwickelt. Ihre Schnellwüchsigkeit und frühe Samenerzeugung sind für die Wildreviere von großer Bedeutung. Selbstverständlich wird man alle diese jungen Anpflanzungen gegen Verbiß und Fegen schützen müssen, bis sie diesen Gefahren entwachsen sind.

Dort, wo lichtkronige Holzarten, wie die Birke, die Lärche, als Wegeeinfassungen angebaut werden, läßt sich auch für den Anbau des Weißdorns und des Hollunders sorgen, die unter diesen gutes Gedeihen finden; der schwarze Hollunder in der Ebene, der Hirschhollunder als Kind der Berge im Gebirge. Den Wacholder schone man überall; namentlich ist er von den Kulturen, wenn er nicht gar zu massenhaft vorkommt, nicht in der oft beliebten rücksichtslosen Weise zu ent-

fernen. Sein gedrungener Wuchs schließt erhebliche Beschattung der Jungwüchse und dadurch nennenswerten Schaden aus; er trägt aber im Freistand reichlich Früchte, die das Wild mit Vorliebe nimmt, und die von den Vögeln durch das ganze Revier verbreitet werden, in unbewußter Sorge für die Zukunft dieses schönen und nützlichen Waldstrauches.

Mit der grundsätzlichen Ausrottung der Weichhölzer, wie sie die neuere Forstwirtschaft im großen Stil betrieben hat — ich sage hat, denn sie ist nun beinahe fertig damit und ist sich selbst am wenigsten klar, was sie damit im Grunde hat erreichen wollen — ist dem Wild eine ausgezeichnete Äsung entzogen worden. Eines aber ist sicher, daß nicht zum wenigsten dieses sinnlose Verfahren die Schuld an so manchen, heute beklagten und früher nicht gekannten Beschädigungen des Waldes durch das Rotwild ist. Die Natur rächt sich für die gegen sie begangenen Sünden. — Führt man einen jungen Grünrock an einen Stangenort, in dem sich unter- und zwischenständig Weichhölzer, Birke, Aspe, Weide befinden, und fragt nach etwa vorzunehmenden Wirtschaftsmaßregeln, so kann man Hundert gegen Eins wetten, daß man mit sicherer Geläufigkeit die Antwort erhält: „Aushieb der verdämmenden Weichhölzer.“ Bittet man dann, diese unglücklichen Weichhölzer anzuzeichnen, so stellt sich heraus, daß einfach alle vorhandenen Weichhölzer angeschalmt werden. Das ist der Unsegen der Schlagwörter. Wenn der Nachdruck auf die verdämmenden Weichhölzer gelegt wird, so hat ja ein solcher Aushieb zweifellos seine wirtschaftliche Berechtigung; aber leider geschieht das nicht; die verdämmenden Weichhölzer haben sich zu einem einheitlichen forstlichen Begriff gestaltet; gedankenlos werden alle Weichhölzer für verdämmend gehalten, ganz abgesehen davon, ob sich im Einzelfall überhaupt etwas zu verdämmen, das heißt zu unterdrücken, findet, oder ob etwa gar die Weichhölzer selbst von den sogenannten edlen Holzarten verdämmt werden. Leider wird auch ebenso gedankenlos die Axt geführt, und alles, was Weichholz heißt, wird ohne Gnade ausgerottet.

Das haben einsichtige Forstwirte längst beklagt; ich verweise hier auf eine Abhandlung des seither verstorbenen Forstmeisters, damaligen königlichen Oberförsters Meyer zu Grünaue im 18. Jahrgang der Danckelmannschen „Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen“, die der als praktischer Forstmann wohlbekannte Verfasser „Raum für die Weichhölzer!“ benannt hat.

Auf eine nähere Wiedergabe dieser beherzigenswerten Abhandlung, die den Gegenstand lediglich vom forstlichen, nicht aber vom jagdlichen Standpunkt betrachtet, muß ich hier verzichten. Doch sei hervorgehoben, daß die Verteidigung der Weichhölzer von diesem Standpunkt aus erst recht denjenigen, von welchem aus im Interesse der Wildhege die Sache anzusehen ist, stärken muß. Verlangen schon forstliche Rücksichten die Schonung und den Wiederanbau der Weichhölzer, so können jagdliche sie ohne den Vorwurf der Einseitigkeit gewiß verlangen.

Treten wir der Frage näher, inwiefern denn die Weichhölzer, als welche genannt sein mögen: Birke, Aspe, Eberesche, Linde und Salweide, dem Wild und dem Wald nützlich sind, so läßt sich kurz sagen: dadurch, daß sie dem Wild namentlich im Winter an Knospen und Trieben natürliche, grüne Äsung bieten, und es zu anderer Zeit von der Beschädigung der edlen Holzarten abhalten.

Die Birke, Aspe, Weide haben leichten Samen, der, vom Wind weithin getragen, sich auf dem verwundeten Boden der Kulturen leicht ansiedelt. Sie pflegen fast alljährlich Samen zu tragen, und so wachsen alsbald die reichlich angesiedelten und sehr schnellwüchsigen Holzarten über die Verjüngungen und Saaten hinaus. Das ist insofern nützlich, als das Wild durch diese Eindringlinge, die ihm zum Teil lieber sind als die verjüngten oder angebauten Holzarten, von dem Verbeißen der letzteren abgehalten wird. Treten sie so stark auf, daß sie die Kultur zu verdämmen drohen, so gehe man ihnen zu Leibe; aber das braucht doch nicht über den beabsichtigten Zweck hinausgehen. Außerdem bleibt eine mäßige Bestandesmischung dieser verachteten Holzarten forstlich wünschenswert, und als Schutz- und Treibhölzer sind sie oftmals gar nicht zu entbehren; daher gehe man nicht zu weit, und nehme nur das wirklich verdämmende Weichholz, aber nicht schlechthin alles Weichholz heraus. Es ist doch im Grunde nichts als forstlicher Eigensinn, wenn man auf kleinen Blößen wüchsige Birken weghaut, um sie nachher durch zweifelhafte Heisterpflanzungen wieder zu ergänzen; nur damit die Natur, unsere beste Lehrmeisterin, nicht recht haben soll.

Diese Weichhölzer treiben teilweise erhebliche Wurzelbrut (Aspe), die übrigen reiche Stockausschläge; sie bieten während des Winters dem Wild an Knospen und jungen Trieben eine äußerst gesunde, zuträgliche Äsung, die auch bei den tiefsten Schneelagen leicht erreichbar ist. Als unter- und zwischenständiges Mischholz halten sie, weil die Hirsche die weichrindigen Stangen denen der übrigen Holzarten zum Fegen vorziehen, diese von der Beschädigung der edlen Holzarten ab und sind somit mittelbar ein Schutz für sie. Im höheren Stangenholzalter bilden wiederum Knospen, junge Triebe und Rinde dem Wild die beste Winteräsung, wenn sie ihm zur Notzeit durch nach und nach erfolgenden Aushieb zugänglich gemacht werden.

Die Weichhölzer sind daher für die Hege von ganz hervorragender Bedeutung; sie verdienen weitgehende Schonung, und, wo sie fehlen, künstlichen Anbau. Eingehende forstliche Erörterungen liegen freilich nicht im Rahmen dieses Buches, allein einige Winke über den Anbau der Weichhölzer könnten doch dem einen oder anderen Leser willkommen sein. Beginnen wir mit der Birke. Sie kommt bei uns hauptsächlich in zwei Arten vor, als Betula verrucosa und pubescens; die erstere ist für trockenen, die zweite für nassen Boden geeignet. Das wird beim Anbau zweckmäßig beachtet, wenn man keine Enttäuschung erleben will. Zu unterscheiden sind sie für den Laien leicht dadurch, daß Betula verrucosa nackte Triebe, mit kleinen weißen Warzen besetzt, zeigt, die sich rauh anfühlen, während die Triebe der Betula pubescens weich behaart sind und sich weich anfühlen. Der Anbau erfolgt entweder durch Saat, z. B. als Schutzsaat bei Eichelsaaten, oder durch Pflanzung. Für die letztere ist die Beobachtung einer Eigentümlichkeit der Birke von großer Wichtigkeit. Die junge Birke erträgt nämlich durchaus keinen Graswuchs oder dichte Bedeckung ihres Fußes. Sie gedeiht als junge Pflanze am besten auf frisch aufgeschüttetem Boden und wächst, auf leichtem, losem Sand obenauf gepflanzt, sicher und freudig an, während sie versagt, wenn man, wie es häufig aus besonderer Sorgfalt geschieht, ihren Fuß mit Rasenplaggen bedeckt.

Die künstliche Anzucht der Aspe stößt auf Schwierigkeiten. Sie wird mit Erfolg gepflanzt, wenn man 1—2jährige Wildlinge haben kann. Hat man diese

nicht, und muß die Pflanzen erst erziehen, so gelingt noch am leichtesten die Ansamung der Kampfläche durch Bestecken mit kätzchentragenden Zweigen, falls die Fläche recht feucht gehalten wird. Am billigsten wird jedoch die Verbreitung der Aspe im Revier, wenn man die Saat- oder Pflanzkulturen anderer Holzarten an der der herrschenden Windrichtung zugekehrten Seite mit samentragenden Zweigen der Aspe besteckt. Dann fliegt der Same auf dem wunden Boden leicht an. Auch ist die Vermehrung durch Stecklinge erfolgreich, wenn diese hinreichend tief, etwa einen Fuß, in den Boden gebracht werden. Gedeihen findet die Aspe auf jedem frischen Boden, während sie den nassen weniger liebt.

Mit diesen Ausführungen soll aber nicht etwa der künstliche Anbau der Aspe im großen bezweckt oder gar empfohlen werden. Dazu eignet sich dieser Baum in Deutschland nicht. Nein es soll diese Holzart nur als Unter- und Zwischenholz einige Duldung erfahren, damit sie nicht gänzlich ausgerottet wird. Im übrigen ist sie längst nicht so schlecht, wie sie stellenweise dargestellt wird, und ihr waldbauliches Verhalten kann recht verschieden sein; wer also glaubt, mit ihr fertig zu werden, der lasse sich nicht abhalten, mit ihrer Wiedereinführung einen Versuch zu machen.

Forstrat Hofmann in Rosenheim empfiehlt im „Forstlichen Zentralblatt" nachstehendes Verfahren für ihre Anzucht: „Das Saatbeet lag im Auwalde, es hatte frischen, tiefgründigen, sandigen Lehm. Der Same ist, sobald er seine Reife zeigt (Aufspringen der Kätzchen, Abfliegen einzelner Wolleklümpchen, 20. Mai), zu sammeln, doch nur bei trübem Wetter oder morgens; die geschlossenen Kätzchen sind dann in einem gegen Zug geschützten Raum, sehr dünn ausgebreitet, durch Luftwärme zum Öffnen zu bringen, die hervorquellende Samenwolle wird in Säckchen zur Saatstelle gebracht (5 kg Kätzchen = 500 g Wolle). Das Saatbeet wird unmittelbar vorher frisch umgegraben und mit einem Brett angetreten, die Wolle wird auf den Boden aufgedrückt (70 g pro Quadratmeter) und ganz schwach mit feingesiebter Komposterde gedeckt, überbraust und mit Fichtenzweigen (gegen Regengüsse) gedeckt, nach dem Erscheinen der Keimlinge steckt man das Reisig zum Schutz gegen die Sonne an die Seite der Beete, hält die Beete auch immer feucht. Die Keimlinge kommen in 5—6 Tagen hervor, bis Oktober sind die Pflanzen etwa 15 cm hoch. Man verschult sie einjährig in 25/30 cm Verband, sie erreichen dann im ersten Jahr 1,50 m Höhe." —

Die Eberesche ist mehrfach als Asungspflanze recht wegwerfend behandelt. Demgegenüber möchte ich darauf hinweisen, daß sie von anderen in dieser Eigenschaft ganz außerordentlich geschätzt wird. Die Vögel tragen durch ihre Losung den Samen überall hin, und je mehr tragbare Ebereschenstämme im Revier vorhanden sind, um so zahlreicher findet sich der Aufschlag ein. So wird im 45. Jahrgang von A. Hugos Jagdzeitung von Dr. Joh. A. Tschuschner auf die außerordentliche Wichtigkeit dieser Pflanze für die Erhaltung des Edelwildstandes im Isergebirge hingewiesen, und gleichzeitig betont, wie die zahlreichen Ebereschen auch das Schälen der Fichtenstangen und das Verbeißen der Kulturen hintanhalten.

Die Eberesche ist aus Samen leicht zu erziehen; auch sie nimmt fast mit jedem Boden fürlieb, gedeiht aber am besten auf den frischen Böden.

Die Linde wird aus Samen oder durch Stecklinge erzogen; sie liebt lockeren, frischen Boden, ist aber durchaus nicht wählerisch, und sie erreicht selbst auf mittlerem Sandboden hohes Alter und starke Entwicklung.

Die Salweide, die den frischen Waldboden liebt, ist wenig sicher durch Stecklinge fortzupflanzen; will man sie anbauen, so ist die bewurzelte Pflanze vorzuziehen. Es genügt aber schon, wenn man sie dort, wo sie vorkommt, und das tut sie im Walde fast überall, duldet; sie verbreitet sich dann durch ihren fliegenden Samen leicht weiter.

Es ist ein Vorzug, den die Eingatterung der Kulturflächen mit sich bringt, daß sich alle diese Holzarten, deren Wachstum und Verbreitung, nachdem sie durch den rücksichtslosen Aushieb seltener geworden sind, durch das Wild zurückgehalten, wenn nicht gar verhindert wird, auf den Kulturen einfinden, und, im Schutz des Gatters in die Höhe wachsend, für weitere Verbreitung ihrer Art durch Samen sorgen können.

Es sei hier, obgleich es kein Weichholz im forstlichen Sinn ist, noch eine im Walde nicht selten vorkommende Pflanze, die Mistel (Viscum album), erwähnt. Sie wächst als immergrüner, schmarotzender Strauch auf verschiedenen Bäumen, namentlich auf der Kiefer, Tanne, Linde, Pappel, Obstbaum, und bildet zur Notzeit des Wildes im Winter für dieses eine vorzügliche, gesunde und sehr gut auf die Geweihbildung wirkende Äsung. Leider erstreckt sich die Verfolgungssucht mancher Forstleute, weil er angeblich den Nutzwert des Holzes beeinträchtigt, auch auf diesen Strauch, und die mit ihm besetzten Stämme fallen, wenn irgend möglich, der Axt zum Opfer. Und dabei ist diese Beeinträchtigung des Nutzwertes meistens nur in der Einbildung vorhanden, da die Mistel in den allermeisten Fällen nicht auf dem den Nutzwert darstellenden Stamm, sondern auf den Ästen wächst, die einen Nutzwert nur in seltenen Fällen haben und daher dem Brennholz zufallen. Nun vermag zwar das Wild die Mistel oben in den Bäumen nicht zu erreichen, aber wenn diese im Winter nach und nach mit Hakenstangen herabgerissen wird, wird sie ihm zugänglich. Es sollten darum die mit Misteln besetzten Stämme für die Notzeit des Wildes aufgespart und zu anderer Zeit geschont werden.

Dasselbe gilt für den Efeu, der nicht allein eine ausgezeichnete Äsung darstellt, sondern auch gut auf die Geweihbildung wirkt.

Hiermit sind wir zu einer Maßregel gekommen, die in allgemeiner Anwendung dem Wild viel Gutes erweist; das ist die Führung des Hiebes während des Winters mit Rücksicht auf die Äsung.

Das Rotwild ist mit dem forstlichen Betrieb im Wald längst vertraut geworden, der Klang der Axt verscheucht es nicht, nein, er lockt es an. Es läßt sich durch das Geräusch im Holzschlag wenig stören und verläßt nicht einmal seinen Tagesstand in der benachbarten Dickung. Nur starke Hirsche machen hiervon eine Ausnahme. In der Nacht aber, wenn es still im Wald geworden ist, dann sucht das Wild die Schlagfläche auf und äst mit Begier die Knospen und jungen Triebe der über Tag gefällten Hölzer; es nimmt auch wohl die saftige Rinde, soweit sie glatt ist. Dabei schließt es keine Holzart aus, obgleich es wählerisch, wie es einmal ist, die Laubhölzer den Nadelhölzern vorzieht. Diese Wahrnehmung darf sich

der Heger nicht entgehen lassen, und so ist es eine schon lange geübte Regel geworden, daß, soweit wichtigere forstliche Rücksichten nicht dagegen streiten, die Holzschläge in Wildrevieren zur Winterzeit, namentlich bei Schneelage, geführt und so eingerichtet werden, daß die Schläge mit der besten und reichsten Knospenäsung nicht mit einem Mal, sondern nach und nach fertig gestellt werden. Auf diese Weise wird dem Wild immer wieder frische Äsung geboten. Gibt man ihm auf einmal zu viel, so nimmt es nur das Leckerste; daher ist eine verständige Verteilung besser. Besonders sind es die im Durchforstungshieb auszuziehenden Weichhölzer, die, zur Notzeit des Wildes gefällt, auf seine Erhaltung und sein Wohlbefinden von bestem Einfluß sind.

Durch solche Maßregel nützt man nicht nur dem Wild, sondern auch dem Wald, indem ersteres nun nicht mehr gezwungen ist, sein Bedürfnis nach Äsung am stehenden Holz zu befriedigen und damit Schaden anzurichten.

Handelt es sich bei den bis jetzt besprochenen Mitteln zur Verbesserung der Wildäsung in der Hauptsache um die gelegentliche, aber der eingehendsten Überlegung werte Anwendung von Maßregeln innerhalb des Rahmens unserer heutigen Wirtschaft, so wird die von angesehenen Männern der grünen Farbe angestrebte Umwandlung des gleichförmigen Hochwaldes in einen an Holzarten reicheren Mischwald der Verbesserung der Wildäsung zweifellos mit zugute kommen.

Da indes dieser Gegenstand in das rein forstliche Gebiet gehört, so begnüge ich mich hier mit diesem einfachen Hinweis, um auf das näher liegende Gebiet der Pflege und Neuanlage von Waldwiesen überzugehen.

Es ist noch nicht lange her, da galt es als besonders zweckmäßig, die in fast allen Revieren vorhandenen, meist ganz wertlosen und verkommenen Waldwiesen einfach aufzuforsten. Es wurde damit dem Wild eine zwar oft saure und schlechte, aber doch immerhin brauchbare Äsung genommen. Von dieser, oft mit vielen wirtschaftlichen Schwierigkeiten verbundenen Aufforstungsleidenschaft, ist man in neuerer Zeit mehr und mehr zurückgekommen. Der Fortschritt in der Ablösung der Waldgrundgerechtigkeiten legte den Gedanken nah, der ärmeren waldanwohnenden Bevölkerung für die abgelöste Weideberechtigung die Möglichkeit zur Erwerbung guten Futters für die Stallhaltung des Rindviehes zu geben. Heruntergekommene Brücher, deren Bewirtschaftung schwierig wurde, regten zu dem Versuch der Umwandlung in Kunstwiesen an. So wurde, namentlich in den Staatsforsten, nach und nach der einst verachteten Waldwiese erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn auch dabei die Rücksicht auf das Wild nicht in Betracht kam, so wurde dieses doch von der neuen Richtung unbeabsichtigt hinsichtlich seiner Äsung günstiger gestellt.

Man kann aber mit gutem Gewissen weitergehen, und schlechte Brücher und versumpfte Wiesen, natürlich in verständigem Verhältnis zu einem mäßig starken Wildstand, diesem zu Liebe umwandeln. Eine Geldzubuße wird dadurch kaum erforderlich werden, weil die Grasnutzung der Wiesen fast allenthalben zu gutem Preis verwertet werden kann.

In den Revieren der Ebene wird es sich überwiegend um sumpfige Moorflächen handeln, die zunächst der Entwässerung bedürfen; im Gebirge wird, von Talwiesen abgesehen, die Bewässerung häufig in den Vordergrund gestellt werden

müssen. Gips, Asche, Kalk werden für die Bergwiesen die gebräuchlichsten Düngemittel darstellen, während auf Moorwiesen gemahlene Thomasschlacke und Kainit von fast immer guter Wirkung sind. Hat man zur Neuanlage von Wiesen die Wahl unter verschiedenen Flächen, so wird man diejenigen auswählen, die unter sonst gleichen Bedingungen ihre größte Länge in der Richtung von Süden nach Norden haben, weil, besonders bei der Längsrichtung Ostwest, der durch den im Süden vorliegenden Bestand verursachte Schattenstreifen zu viel Raum beansprucht.

Im Gebirge kann genügende Entwässerung nur selten fehlen; in der Ebene ist diese Rücksicht zuerst sicher zu stellen. Ohne hinreichende Entwässerung sind die für eine Moorwiesenanlage aufzuwendenden Kosten fortgeworfenes Geld. Ist diese aber möglich, dann wird zunächst der Hauptabzuggraben in der Richtung des größten Gefälles ausgehoben, dann auf diesen mündend in Abständen von etwa 20—30 m die Entwässerungsgräben, in einer Tiefe, die den Wasserspiegel bis etwa 1 Fuß unter die Bodenoberfläche senkt. Dieser Arbeit folgt die Einebnung der Fläche, die Aufreißung der alten Grasnarbe und des Mooses, alsdann die Düngung mit Thomasschlacke und Kainit im Herbst, sowie die Aussaat von edlen Gräsern und Klee im darauffolgenden Frühjahr. Eine allgemeine Vorschrift für das Verhältnis des auszustreuenden Düngers unter sich und zur Fläche gibt es nicht; sie richtet sich nach der Zusammensetzung des Moores. Häufig werden auf ein Hektar 8 Zentner Thomasschlacke und 16 Zentner Kainit gegeben, die im Herbst auf die Wiese gebracht werden. Für die preußischen Staatsforsten ist vor der Inangriffnahme neuer Flächen die Bodenanalyse durch die Moorversuchsstation zu Bremen angeordnet; von dieser erfolgt dann die Anweisung über das Düngungsverhältnis und die Aussaat von edlen Gräsern und Klee. Den Privaten ist diese Versuchsstation ebenso zugänglich. Es sind in der Oberförsterei Darß auf diese Weise in wenigen Jahren viele ehemalige Sumpfflächen in herrliche Wiesen umgewandelt worden, die der anwohnenden Bevölkerung große Massen billigen und vorzüglichen Viehfutters liefern, und dabei auch dem Wild sehr zu statten kommen.

Die Verwendung der Thomasschlacke zur Düngung der Waldwiesen ist von hervorragender Bedeutung für die Erziehung eines starken, kräftigen Wildes, weil sie im Mittel etwa 17% Phosphorsäure und 50% Kalk enthält, phosphorsaurer Kalk aber zur Knochen- und Geweihbildung in großer Menge benötigt wird.

Die eigenartigen Wachstumsverhältnisse der Moorwiesen verlangen eine jährlich wiederholte Düngnng; bei den kräftigeren Gebirgswiesen ist eine solche zwar nicht immer notwendig, doch darf sie nicht zu lange ausgesetzt werden, wenn die Wiese im Ertrag gut bleiben soll. Hierzu gehört außerdem die Sorge für die Offenhaltung der Entwässerungsgräben, Eggen zur Vertilgung der Unkräuter, Walzen, falls die Grasnarbe durch Auffrieren gelitten hat.

Von besonderem Wert für den Wildstand ist die Düngung der Waldwiesen namentlich mit Phosphaten und Kalk deshalb, weil sie hauptsächlich zu der Zeit reichliche Äsung spenden, wo die Hirsche das neue Geweih ausbilden, und die alten Tiere die Kälber säugen. Sie wirkt somit unmittelbar günstig auf starke Geweihbildung und gute Knochenentwicklung der Kälber. Schaffung hinreichender

guter Wiesen ist das Beste, was auf dem Gebiet der Äsung für den Wildstand getan werden kann.

Die Pflege und Neuanlage von Waldwiesen ist nicht nur für sich betrachtet von hohem Wert für die Vermehrung und Verbesserung der Äsung, sie ist auch mittelbar von großem Vorteil für den Wildstand, wenn sie mit der Einschränkung oder Beseitigung der Waldweide und der Waldgräserei Hand in Hand geht. Beide Nutzungen sind mit dem Wohl des Waldes nicht vereinbar. Mag die Ausübung der Waldweide noch so scharf unter Aufsicht genommen werden, immer wird es in der Natur des Weideviehes begründet bleiben, daß es nach den mit reicherem und wohlschmeckenderem Grase bestockten Kulturen und Schonungen drängt; und wenn der Hirt der Einmieter auch in der Furcht vor dem Förster sein Vieh davon fernzuhalten bemüht — freilich häufig genug ohne Erfolg — der Hirt des Försters pflegt nicht so ängstlich zu sein; und dem Walde ist es gleich schädlich, ob er von dem Vieh der einen oder dem des anderen verbissen wird. Aus dieser Erkenntnis geht das allgemeine Bestreben auf Beseitigung der Waldweide hervor, das meistens jedoch nicht ausführbar ist, ohne der waldanwohnenden armen Bevölkerung durch die Möglichkeit des billigen Ankaufes von Gras die Stallhaltung des Viehes zu ermöglichen.

Diese aus rein forstwirtschaftlichen Rücksichten notwendige Beseitigung des Waldweideganges kommt dem Wild sehr zustatten; das Vieh nimmt die meiste und beste Gras- und Krautäsung dem Wild fort und verdrängt es dazu während der Morgen- und Abendstunden gänzlich von den Äsungsplätzen. Das kommt mit der Beseitigung der Weide in Wegfall.

Auch hinsichtlich der Waldgräserei hat es, nachdem einsichtige Männer schon längere Zeit davor gewarnt haben, mehr und mehr zu tagen begonnen. Man ist sich über die ungeheure Raubwirtschaft, die durch die ausgedehnte Gräserei in den Kulturen usw. getrieben wird, klar geworden, und in dieser Erkenntnis liegt die Gewähr für ihre Beseitigung. Wo aus volkswirtschaftlichen Gründen auf Grasnutzung aus dem Walde nicht verzichtet werden kann, da empfiehlt sich die Anlage von Wiesen, die an die kleinen Leute in angemessenen Flächen zu verpachten sind. Auf diese Weise wird an Bodenkraft gespart und der Vergeudung an Arbeitskraft, die mit der Gräserei meistens verbunden ist, vorgebeugt. Die Fälle, in denen es sich um Beseitigung von verdämmendem Grase in den Kulturen handelt, scheiden bei vorliegender Betrachtung natürlich aus.

Der mit der Beseitigung der Waldweide und der Gräserei verbundene Nutzen beschränkt sich nicht auf das Gebiet der Äsung allein; er macht sich außerdem durch die Vermehrung der dem Wild so nötigen Ruhe im Revier fühlbar.

Es ist in hohem Grade verwunderlich, daß häufig in Revieren, in denen mit großer Liebe für die gute Durchwinterung des Wildes gesorgt wird, die natürlichste aller Äsungen, nämlich die Heide- und die Beerkräuter, dem Wild bei Schneelage nicht zugänglich gemacht wird. Da wird an Heu, Eicheln, Hafergarben aus warmem Herzen gereicht, was das Wild nur äsen will, so daß sich dieses an den Raufen voll und satt äst, die Fütterungen kaum verläßt und es völlig verlernt, für sich selbst zu sorgen. Aber daran, daß man das, was die Natur bietet, dem Wild

zugänglich machen soll, wird nicht gedacht; und doch liegt es so ungeheuer nahe, dort, wo Heidekraut und Beerkräuter vorkommen, diese bei tiefer Schneelage dem Wild offen zu legen. Das einfachste Mittel hierzu ist der Schneepflug (Abb. 105); wo dieser im Gebirge etwa nicht anwendbar sein sollte, ist er, freilich nur kümmerlich und teuer, durch Schaufeln zu ersetzen.

Dieser hervorragend nützliche Pflug, der in keinem Wildrevier mit Heide- oder Beerkraut fehlen sollte, besteht aus zwei in einem rechten Winkel zusammenstoßenden, auf der hohen Kante stehenden Planken. Sie sind 60 cm hoch, 100 cm lang, und am hinteren Ende durch einen starken Querbalken verbunden, von dem aus

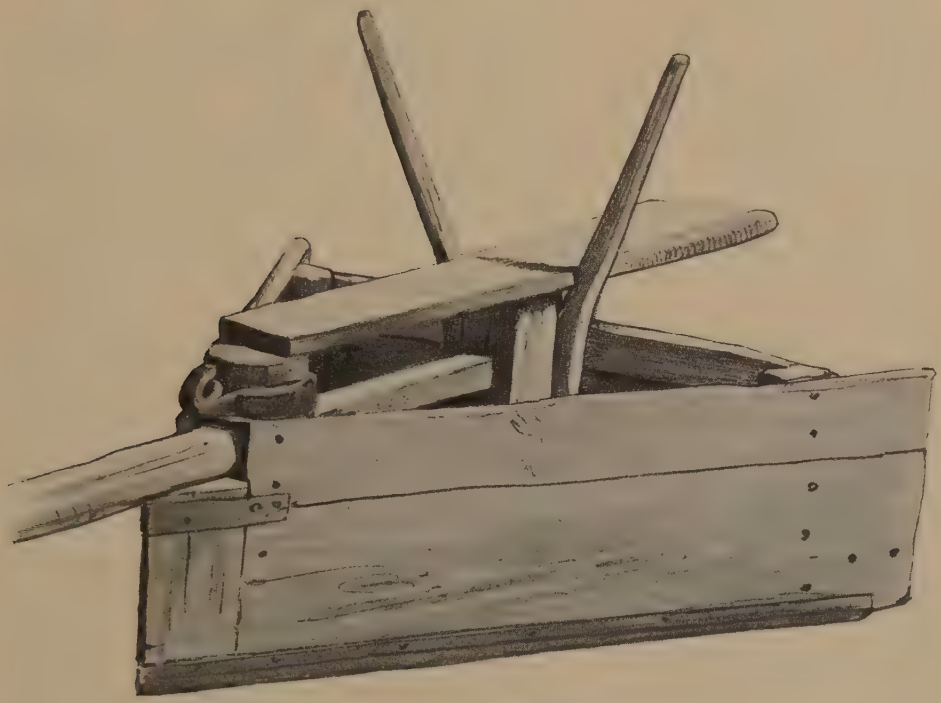


Abbildung 105. Schneepflug.

die starke Deichsel durch die Spitze des Pfluges nach vorn reicht. Oben auf dem Pflug befindet sich der Kutschersitz und im Keil ein Brett zum Halt für die Füße. Zur stärkeren Befestigung des ganzen Gefüges sind die Planken in ihrer Mitte nochmals durch einen Querbalken verbunden. Bis auf den hinteren Querbalken ist der Pflug hinten offen; ebenso ist unten keinerlei Boden oder dergleichen. Alle Verbandstücke und der Fußschemel sind in der oberen Hälfte der Höhe angebracht, damit ein Festhaken des Pfluges hinter Stöcken und Stubben vermieden wird. Unten sind die Planken mit starkem Eisenblech beschlagen; auch die Schneide des Keiles wird durch Eisen verstärkt. Von oben gesehen, sieht die Pflugkonstruktion etwa so aus, wie Abb. 106 darstellt. Der ganze Schneepflug, von Eichenholz hergestellt, kostet etwa 30 Mark.

Überall da, wo seine Verwendung in Frage kommen kann, sollte er in mehreren Stücken vorrätig sein. Jeder Stellmacher kann ihn leicht herstellen. Wird er erst angeschafft, wenn die Not da ist, so kommt er oft zu spät. Beim Gebrauch tut man gut, darauf zu achten, daß die Deichselspitze stark nach unten hängt, und nicht etwa durch die Deichselketten hoch gezogen wird, da der Pflug sonst nicht tief genug geht und die Bodendecke nicht völlig frei legt. Besondere Aufmerksamkeit ist hierauf zu richten, wenn das Pflügen durch fremdes Gespann erfolgt, weil die Fuhrleute ihren Pferden gern auf Kosten der Arbeitsgüte die Arbeit erleichtern. Gepflügt wird überall da, wo Heide- oder Beerkraut steht; besonders aber, in einem Abstand von 50 Schritten, rings um die Schonungen und Dickungen herum; wo viel Heide usw. vorhanden ist, wird etwa alle 20 Schritt ein Streifen freigelegt.

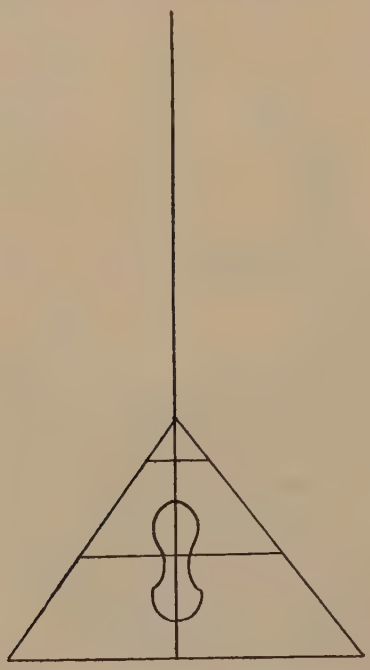


Abbildung 106. Konstruktion des Schneepfluges, von oben gesehen.

Zwei Pferde genügen als Gespann, doch ist es gut, wenn sie zu Mittag abgelöst werden können, da die Arbeit immerhin schwer ist. Von Wichtigkeit ist das Erfassen des richtigen Zeitpunktes. Wirklich gut und rein freigelegte Streifen erzielt man nur, wenn bei Frost im losen Schnee gepflügt wird. Bei Tauwetter drückt sich der Schnee unter dem Pflug zusammen, und es bleibt, wenn es wieder friert, eine fest zusammengepreßte Schneeschicht zurück, die nun vollends den Boden abschließt. Aus demselben Grund empfiehlt sich auch das Pflügen gleich nach dem ersten Schneefall; denn wenn die erste Lage eine Kruste bekommt, oder durch und durch verfirnt, so geht bei nachfolgenden Schneefällen, auch bei losem Schnee, der Pflug nur bis auf diese Schicht, und der gewünschte Erfolg bleibt aus.

Wird die Arbeit richtig und rechtzeitig vorgenommen, so kann man getrost den weiteren Unbilden des Winters entgegensehen; kommt neuer Schneefall, so werden die alten Streifen, die wegen ihrer hohen Einfassungen leicht wiederzufinden sind, wieder freigepflügt.

Die Kosten des ganzen Verfahrens, einschließlich der Anschaffung einiger Pflüge, sind gering. So haben beispielsweise in der Oberförsterei Darß in dem harten Winter 1895/96 23 Gespanntage zu 2 Pferden genügt, um dem gesamten Wildstand die nötige Äsung frei zu legen. Dabei sind Verluste durch Fallwild nicht vorgekommen; künstliche Fütterung ist dem Wild nicht verabreicht worden. Ebenso ist es in den harten Wintern 1890/91, 1892/93 und 1894/95 gehandhabt worden; auch damals sind die Verluste gleich Null gewesen.

Es erklärt sich dieser günstige Erfolg, der freilich an das reichliche Vorkommen von Heide- und Beerkräutern gebunden ist, aus der durch den Schneepflug dem Wild dauernd zugänglich gemachten Grünäsung und aus dem Umstand,

daß die Pflugstreifen das Wild in Bewegung halten. Die Grünäsung hat auch zur Folge, daß der Übergang zu der saftigen Frühjahrsäsung erleichtert wird, und so auch Verluste im Frühling vermieden werden.

Hat der Schneepflug rechtzeitig und gut gearbeitet, so gewährt es große Freude zu beobachten, wie gern und schnell die Pflugstreifen vom Wild angenommen werden. Man sieht dann Rot- und Rehwild, wie es nur auf den Streifen steht, wechselt, sich äst, und namentlich in sonnigen Lagen sich niedertut. Tritt dann Tauwetter mit nachfolgendem Frost ein, entsteht die gefürchtete Kruste, so sind es wieder die Pflugstreifen, die dem Wild schmerzlose Bewegung und Äsung zugleich bieten. Naht sich endlich der Frühling, so sind sie es wiederum, die zuerst gänzlich frei von Schnee sind, und die auch zum rascheren Auftauen der Schneelage in ihrer Umgebung beitragen.

Weitere Maßregeln zur Verbesserung der Äsungsverhältnisse bieten sich in der Erhaltung und dem Anbau von Äsung spendenden Sträuchern und in dem Anbau von Futtergewächsen. Dieser erfolgt entweder gelegentlich auf Wegeböschungen, Grabenrändern, Gestellen und Schneisen, oder auf besonders zu diesem Zweck bestimmten Wildäckern.

Der gelegentliche Anbau eignet sich mehr für die Sträucher, während die Wildäcker für die Futtergewächse bestimmt sind.

Unter den anzubauenden Sträuchern ist an erster Stelle der Besenpfriem (Spartium scoparium oder Sarothamnus scoparius, wie er neuerdings heißt) zu nennen; dieser als Ginster, Hasenkraut, Brahm usw. allbekannte Strauch, mit seinen um Pfingsten erscheinenden goldgelben Blüten wird wie von allem Wild auch vom Rotwild gern angenommen. Er gedeiht auch auf ärmerem Sandboden, auf Moorboden aber nicht; seine tiefreichenden Wurzeln sichern ihm die nötige Feuchtigkeit. Unter besonders günstigen Umständen und bei vollem Lichtgenuß erreicht er eine Höhe von 2—3 Metern. Der schwere Samen, der beim Aufspringen der Schoten einige Schritt weit fortgeschleudert wird, bleibt Jahrzehnte lang keimfähig und sichert der Pflanze eine langsame aber sichere Verbreitung. Starke Kälte vermag den Strauch bis in die Wurzel hinein zu töten; meistens schlägt er jedoch wieder aus, und wenn er es nicht tut, so läuft dafür der bisher unter dem Schatten ruhende Same auf, und in wenigen Jahren ist die Pfrieme wieder hoch.

Die saftigen, grünen, fünfrippigen Stengel bilden im Winter für das Wild eine gute Grünäsung, die es nicht aus dem Schnee herauszuschlagen braucht, weil sie durch ihre pfriemenartige Gestaltung und ihre Höhe vor der Bedeckung mit Schnee geschützt ist. In harten Wintern wird oft der ganze oberirdische Teil der Pflanze vom Wild bis auf die Wurzel vernichtet; er hat aber damit seine Schuldigkeit getan; die Wurzel schlägt oft wieder aus.

Durch seinen bedeutenden Gehalt an Kali wirkt der Besenpfriem günstig auf die Bodenverbesserung; außerdem ist er hin und wieder als Boden- und Pflanzenschutz von Nutzen, während er anderseits auf den Kulturen mitunter lästig werden kann. Das trifft aber nur dort zu, wo besonders eigenartige Bodenverhältnisse ein ausnahmsweise üppiges Wachstum dieses Strauches begünstigen. Aus diesem verschiedenen Verhalten erklärt sich die große Meinungsverschiedenheit über seinen forst-

lichen Nutzen und Schaden. Während auf der einen Seite behauptet wird, der Besenpfriem wirke unterdrückend und vernichtend, besonders auf die Kulturen der lichtbedürftigen Eiche und Kiefer, wird er von der anderen Seite, auf Grund anderweitiger örtlicher Erfahrungen in Eichen- und Kiefernkulturen als wertvolle Schutzpflanze geschätzt. Es läßt sich daher vom rein forstlichen Standpunkt weder ein uneingeschränktes Lob, noch ein Verdammungsurteil rechtfertigen. Ohne bedeutende Unkosten aber läßt sich der Besenpfriem wohl allenthalben im Zaum halten, und es bleibt mit Rücksicht auf seine rein forstlich günstigen Eigenschaften daher kein Grund bestehen, der den für das Wild so ungeheuer wichtigen Anbau dieses Strauches als einen forstlichen Fehler erscheinen ließe.

Mit dem Schutz der Kulturen, der sich durch ein- oder zweimaliges Ausschneiden oder Aussicheln erreichen läßt, tritt die etwa bestehende Schädlichkeit des Besenpfriems in den Hintergrund, und von nun an erweist sich das Kraut durch das Stangenholzalter hindurch bis in das Abtriebsalter der Bestände hinein nur nützlich, und zwar sowohl durch seine bodenverbessernden Abfälle, als auch durch seine tiefgehenden, weitverzweigten Wurzeln, die eine starke Bodendurchlüftung im Gefolge haben. Verschwindet er auf diesem Wege infolge zu starker Beschattung einmal ganz, so erscheint er, der langandauernden Keimfähigkeit seines Samens halber, alsbald dort wieder, wo der Bestandesschluß nachläßt, um nun als Bodenschutzpflanze wieder sein Dasein zu rechtfertigen. Unter Buchen und Fichten kann er sich wegen der starken Beschattung nicht halten; er kommt daher für diese Holzarten nur auf den Kulturen und in den Verjüngungsschlägen in Frage. Um so wichtiger aber ist sein Vorkommen für das weite Gebiet der Kiefer, wo er die ihm zukommende Verbreitung noch längst nicht gefunden hat. Zum Anbau eignen sich besonders die Bestandesränder, Wege- und Grabenböschungen — die tiefgehenden, weitverzweigten Wurzeln befestigen den Boden und schützen ihn gegen Abrutschen. Wo in sandigen Revieren als Wegeeinfassung die Birke gepflanzt wird, sollte überall der Besenpfriem berücksichtigt werden; er gedeiht unter der lichten Beschirmung dieser Holzart recht gut und liebt besonders den frisch aufgeschütteten Boden. Der Same ist von jeder guten Samenhandlung zu beziehen und nicht teuer — das Pfund 1 M. —. Wenn man besondere Kämpe anlegt, so kann man ihn auch leicht selbst ziehen; die jungen Pflanzen tragen schon vom dritten Jahre an und dann fast alljährlich reichlichen Samen. Dieser wird im Frühjahr an geeigneten Orten dünn ausgestreut und leicht untergebracht. Das kann sehr billig geschehen, wenn man bei den Revierbegängen zu dieser Zeit immer einige Pfund Samen in der Jagdtasche mitführt und diese nach Befund der Örtlichkeit aussät. Hat das Revier einen starken Bestand an Hasen, so lassen diese freilich die jungen Pflanzen nicht aufkommen. Es muß dann zu der teureren Pflanzung geschritten werden, die am besten mit zweijährigen Pflänzchen erfolgt.

Es sei schließlich noch erwähnt, daß der weitere Anbau des Besenpfriems, auch abgesehen von der Jagd, noch in volkswirtschaftlicher Beziehung seine guten Früchte trägt, indem die goldgelben Blüten reich an Honig sind und den Bienenzüchtern infolge des fast alljährlichen Blühens eine vorzügliche Bienenweide bieten.

Auf die Früchte des Wacholders ist vorhin schon hingewiesen worden; es kommt aber dieser Strauch auch noch durch seine jungen Triebe in Betracht, an denen das Wild im Winter eine gute und gern genommene Grünäsung findet. Auch ist der Wacholder darum besonders wichtig, weil er nicht vom Schnee bedeckt wird und dem Wild immer zugänglich bleibt. Wo er vorhanden ist, verdient er ausgiebigen Schutz; wo er fehlt, wird sich seine Einbürgerung empfehlen. Da er im Halbschatten recht gut gedeiht und durch reichlichen Nadelabfall bodenverbessernd wirkt, auf den Kulturen durch seinen Seitenschatten eher nützlich als schädlich wird, so kann der Forstmann seiner Einführung keine Schwierigkeiten entgegenstellen. Der Same liegt gern 2, auch 3 Jahre über. In der Verpflanzung ist der Wacholder schwierig, er will während der Vegetation, nicht in der Vegetationsruhe verpflanzt werden; daher ist die Aussaat an Ort und Stelle, womöglich unter lichtem Schirm, vorzuziehen. Ist er erst vereinzelt im Revier vertreten, so sorgen die Vögel für seine weitere Verbreitung.

Auch der immergrüne Hülsenstrauch (Ilex aquifolium) wird vom Wild gern angenommen. Wenn es die lederartigen, stacheligen Blätter auch im Winter nicht nimmt, so weiß es sie doch sehr geschickt von den grünen Trieben zu entfernen, um diese dann zu verzehren. Im Frühling äst es die jungen Triebe gern und hält auf diese Weise in manchen Revieren die Hülsen, die den Hochsträuchern angehören, gänzlich nieder, so daß sie, ähnlich wie die Kriechweide, den Boden bedecken. Die Schonung dieses herrlichen, immer seltener werdenden Strauches liegt daher im Interesse der Wildhege.

In ganz ähnlicher Weise wie beim Besenpfriem empfiehlt sich auch der Anbau des Stachelginsters (Ulex europaeus), namentlich für die milderen Küstengebiete. Dieser auch unter dem Namen: Stechginster, Heckensame bekannte Strauch ist bezüglich des Standorts wenig wählerisch und nimmt mit armem Sand fürlieb. Seine saftigen, grünen Triebe bilden eine gute Wildäsung und sind auch bei tiefer Schneelage dem Wild erreichbar, da der Strauch bis 1½ m hoch wird. Der Same ist bei allen guten Samenhandlungen zu haben. Einige Kritiker der ersten Auflage dieses Buches haben den Ulex zwar ganz tot geredet — er lebt aber immer noch.

Wegen seiner ganz eigentümlichen Anziehungskraft für das Rotwild verdient der wilde Jasmin, Pfeifenstrauch (Philadelphus coronarius), noch erwähnt zu werden. „Lieblingsäsung sind ihm (dem Wild) der junge Trieb, das Blatt und die Blüte des wilden Jasmins. Durch ihn wird in dieser Jahreszeit das Edelwild ebenso sicher aus weiter Ferne herangezogen, als im Winter durch den Mistel", sagt Dietrich aus dem Winckell.

Die übrigen Sträucher des deutschen Waldes einzeln aufzuführen, scheint mir nicht nötig. In ihrer Gesamtheit spielen sie eine wichtige Rolle für die Äsung des Wildes; ihre Schonung und unter Umständen ihr Anbau ergibt sich daher für Hochwildreviere von selbst als jeder Rücksicht wert. Nur der Brombeere und der Himbeere (Rubus fruticosus und Idaeus) sei noch gedacht. Sie verdienen ihrer Früchte und ihrer wintergrünen Belaubung wegen die freundliche Beachtung des Hegers. Die Brombeere ist leicht durch Ableger zu vermehren und besonders

dankbar für frisch aufgeschütteten Boden, weshalb sich ihr Anbau auf frisch aufgeworfenen Grabenrändern usw. empfiehlt.

Vom Anbau der Himbeere ist nicht viel zu erwarten, da sie empfindlich und wählerisch im Standort ist. Zu viele Himbeeren sind überdies nur ein Anziehungsmittel für die beerensuchenden Scharen der Bevölkerung, und somit infolge der dadurch hervorgerufenen Beunruhigung des Reviers dem Wild eher nachteilig als nützlich.

Wird zur Vermehrung und Verbesserung der Äsung der Anbau von Futtergewächsen ins Auge gefaßt, so wird man sich die Frage vorlegen müssen, ob man diesen Anbau mit dem Betrieb vereinigen, oder ob man ständige Äsungsplätze, Wildäcker anlegen will. Für den ersteren Fall eignet sich der Anbau von Gewächsen, die ausdauernd sind, und die eine große Ersatz- und Ausschlagsfähigkeit haben. Voraussetzung des Erfolges ist eine gute Bodenbearbeitung, auch muß das anzubauende Gewächs, wenn es sich um den Anbau auf Gestellen, Schneisen, Brandsicherungsstreifen u. dgl. handelt, wenigstens leichten Halbschatten vertragen, und wenn es sich um den Anbau auf Kulturen handelt, nicht so verdämmend wuchern, daß die Kultur darunter leidet. In dieser letzteren Hinsicht bleibt freilich zu bedenken, daß das Wild hierbei dem Wirtschafter nicht unwesentlich zu Hilfe kommt.

In jedem Revier finden sich Schneisen, Gestelle, alte Wege, die vorübergehend oder überhaupt nicht zur Holzabfuhr benutzt werden; in den Kiefernheiden sind allenthalben, wo größere Aufforstungen stattgefunden haben, breite Brandsicherungsstreifen zu finden, die mit Birken besäumt sind. Diese können dem Anbau von Futtergewächsen überwiesen werden.

Zum Anbau auf den Kahlschlagflächen gleichzeitig mit der Kulturausführung ist das Waldkorn besonders zu empfehlen. Es ist dies eine unter dem Namen „Böhmischer Waldroggen" angebaute Getreideart. Der königlich sächsische Oberförster G. Schlegel zu Hinterhermsdorf bei Sebnitz berichtet darüber im Band VII des „Weidmann": „Das Verfahren bei der Aussaat ist in Kürze folgendes: Man reinige zunächst den zu besäenden Schlag von etwa liegengebliebenem Reisig usw., besäe ihn breitwürfig, so daß auf 1 Hektar $^1/_2$ Scheffel Korn kommt, und hacke schließlich den Samen mit breiten Kultur- oder Krauthacken oberflächlich unter. Auf gutem, kräftigem Boden ist es von Vorteil, Hafer mit einzusäen, und verwendet man davon etwa halb soviel Samen als auf dem Felde. Den mit Waldkorn bzw. Hafer besäten Schlag kann man dann ohne Rücksicht auf die Einsaat mit Laub- oder Nadelholz bepflanzen. In bezug auf die Zeit des Säens muß ich noch bemerken, daß man damit erst dann beginnt, wenn starke Fröste nicht mehr zu erwarten sind, weil das dem Froste ausgesetzt gewesene Waldkorn im ersten Sommer Halme treibt, ohne sich zu bestocken."

Nach einem Bericht des damaligen königlichen Oberförsters Reinhard zu Klein-Lutau in Westpreußen, erschienen in der Danckelmannschen „Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen", Jahrgang 11, hat dieser das von der Gutsverwaltung zu Endersdorf in Österr.-Schlesien bezogene Waldkorn auf Kahlschlägen und Kiefernstreifensaaten eingebracht: „Im Mai, wenn die Kahlschläge von Sprock und Abfallreisig gereinigt waren, wurde das Korn auf den nichtkultivierten Flächen breitwürfig, etwa 1 Hektoliter pro Hektar, ausgesät und dann mittelst der Hacke flach unter-

gehackt. Auf den zur Kiefernstreifensaat bestimmten Schlägen wurden die zwischen den Saatstreifen liegenden Balken, nachdem sie etwas aufgehackt waren, gleichzeitig bei Ausführung der Kiefernsaat mit Waldkorn in oben angeführter Menge bestreut und dasselbe mittelst der Waldhacke eingehackt. Sehr bald, etwa nach 3—4 Wochen, erschienen entfernt stehende, grünviolette Keimblätter, welche sich indessen außerordentlich schnell zu bestauden begannen, so daß die Kahlschlagflächen, sowie die Balken der Kiefernsaaten bereits im Sommer einen lebhaft grünen Überzug zeigten. Bis zum Winter breiteten sich die Stauden sehr stark aus, zeigten meist 20—30 Blätter aus einem Korn und wurden etwa 10—15 cm hoch und breit, trieben aber in diesem Jahre keine Halme."

„Schon im Sommer nahmen besonders die Rehe das saftige Futterkraut begierig an, und als der Schnee kam, scharrten Rehe wie Hasen die Saaten überall auf und fanden auf denselben bis zum Frühjahr vortreffliche Äsung. Nach dem Weggange des Schnees trieb das Korn, wenn auch total abgeäst, sofort wieder aus und bot dem Wilde jetzt wiederum die erste grüne Nahrung, welche dieses so lange nahm, bis sich andere junge Gräser fanden; dann trieb das Waldkorn Halme, bildete Ähren gleich dem gewöhnlichen Roggen, reifte im August, wurde bezüglich seiner Einheimsung wie anderes Getreide behandelt und ergab auf Boden mittlerer Güte etwa das vierte bis sechste Korn."

„In den folgenden Jahren wurden die Versuche mit dem Waldkorn im Revier fortgesetzt und sein Anbau auch auf weniger günstige Standorte ausgedehnt. Hierbei stellte es sich heraus, daß diese Fruchtgattung ungemein genügsam ist, und selbst auf armem Sandboden, wenn auch ohne sonderlichen Ertrag, doch noch vegetiert. Auf Torfboden ist Waldkorn im verflossenen Frühjahr zum ersten Male gebaut worden und zeigt dasselbe bis jetzt auch dort recht guten Fortgang. Nur im Schatten von Bäumen gedieh es nicht . . . Von besonderem Belang aber scheint mir die hier gemachte Erfahrung zu sein, daß auf den Kiefernkulturen, zwischen welchen Waldkorn eingesät worden war, ein Verbeißen der jungen Kiefernpflanzen nicht mehr bemerkt worden ist . . . Dagegen glaube ich bemerkt zu haben, daß dasselbe besonders an den Sonnenseiten den jungen Nadelholzpflanzen nicht unerheblichen Schutz gegen Trocknis gewährt . . ."

Das Waldkorn ist u. a. zu beziehen von der bereits genannten Gutsverwaltung zu Endersdorf, Post Zuckmantel in Österr.-Schlesien. Seine Anspruchslosigkeit an die Bodengüte und Bodenbearbeitung in Verbindung mit seiner raschen Bestockung und Ausschlagsfähigkeit sichern ihm einen hervorragenden Platz unter den Futtergewächsen.

Weniger genügsam als das Waldkorn hat sich die perennierende Lupine (Lupinus polyphyllus) erwiesen; sie wurde vor etwa zwanzig Jahren durch den Grafen von Mirbach-Sorquitten und den Forstmeister Pfützner zu Slaventzitz, Oberschlesien, zuerst als Wildfutterpflanze empfohlen. Nach den in den Lehrrevieren der Forstakademie Eberswalde unternommenen Anbauversuchen zeigte die Pflanze nur auf frischerem Sand- und Lehmboden üppiges Gedeihen, wurde auf Kiefernboden III. Standortsgüte vom Graswuchs unterdrückt und starb auf den geringeren Bodenklassen trotz anfänglichen Wachstums schnell ab. (Vgl. Danckelmann, „Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen", Band 25.)

Diese Lupine ist bei uns als Zierpflanze lange bekannt, sie wird bis 1 Meter hoch und zeichnet sich durch die prachtvoll gefärbten, blauen, weißen, auch violetten, bis einen halben Meter langen, aufrecht stehenden Blütentrauben aus. Die Blätter weisen eine unregelmäßige Anzahl umgekehrt lanzettförmiger Blättchen auf, die von einem Punkte schirmförmig auseinandergehen. Forstmeister Pfützner schreibt über die Pflanze im VIII. Band des „Weidmann": „Eine noch nicht sehr bekannte Äsung für Rotwild hat sich hier vorzüglich bewährt. Es ist dies die perennierende Lupine. Aus den linsengroßen Samenkörnern, 15 Pfund auf einen preußischen Morgen, im Monat Mai ausgesät, erwächst schon im ersten Jahre, nachdem die Spitzen mit den reifen Schoten abgeschnitten sind, ein gutes Lupinenstroh zur Winterfütterung. Im nächsten Frühjahr erfolgt ein sehr bedeutender Stockausschlag, der im Monat Juni bei ca. 1 Meter Höhe Blüten von weißer, rosa und violetter Farbe trägt und, in dieser Zeit abgemäht, ein vorzügliches Lupinenheu liefert. Die Wurzelstöcke schlagen sofort wieder aus, und es erreichen diese saftigen Ausschläge, die vom Rotwilde sehr begierig geäst werden, bis zur Brunftzeit noch eine Höhe von 25—30 Zentimeter. Es sind hier vor zwei Jahren auf freien Brunftplätzen dergleichen Lupinenäcker angelegt worden, die, eingezäunt, zunächst eine Heuernte, und während der Brunftzeit eine gute Äsung gaben. Da ich ziemlich viel Samen gewonnen habe, werde ich diesen Lupinenbau in diesem Jahre noch weiter ausdehnen."

Ferner schreibt Graf von Mirbach in der „Illustrierten Jagdzeitung" 1875: „Nach meinen Erfahrungen wird die perennierende Lupine am zweckmäßigsten derart angebaut, daß man den Samen im Frühjahr in gut präparierte Saatkämpe einbringt, und im nächsten Frühjahr die einjährigen Pflanzen an dem für sie bestimmten Standorte auspflanzt. Ein unmittelbares Säen der Lupine scheint nicht ratsam, da die Hasen die schwachen Pflänzchen nicht aufkommen lassen. Als zweckmäßigste Standorte für die Pflanze wäre zu empfehlen, Blößen in Schonungen und Remisen, ferner breite Gestelle, endlich lichte Stellen im hohen Holze. Es liegt die Absicht vor, hier gelegentlich die von Waldlisièren stark verschatteten, nach Norden gelegenen Feldbeete, welche den Wald unmittelbar begrenzen, mit der perennierenden Lupine zu bepflanzen. Wintergetreide leidet, hier wenigstens, an diesen Stellen häufig durch Schnee, ferner durch Wild, während die Lupine, abgesehen von der Wildäsung, im zeitigen Frühjahr, ein nicht zu unterschätzendes Futterquantum liefert, überdies eine, namentlich in der Blütezeit, sehr hübsche Einfassung des Waldes herstellen würde. Die Lupine gedeiht auf jedem Boden, auf leichtem sowohl wie auf schwerem; sie verträgt einen ganz freien Stand ebenso gut wie eine mäßige Beschattung durch Bäume."

Der scheinbare Widerspruch zwischen dem Anfang dieses letzten Satzes und den Ergebnissen der Anbauversuche in den Lehrrevieren um Eberswalde erklärt sich wohl daraus, daß Graf Mirbach landwirtschaftliche Standortsgüte im Auge hat, bei der allerdings Kiefernboden IV. und V. Klasse nicht in Betracht kommt.

Der Same ist sehr teuer; der Zentner kostet in guten Handlungen etwa 70 M. Daher wird die Saat kostspielig; da indes die spätere Verpflanzung der im Saatbeete gezogenen Pflanzen wegen der sehr langen Pfahlwurzel auch nicht billig wird, so bleibt, wenn nicht bedeutender Hasenfraß zu befürchten ist, doch die unmittel-

bare Aussaat vorzuziehen. Den Samen kann man in eingezäunten Kämpen sicher und reichlich gewinnen; es würde also nur die erstmalige Beschaffung ins Gewicht fallen.

Es liegt auf der Hand, daß bei einigermaßen gutem Wildstand kleine Anbauversuche wenig Aussicht auf Gelingen bieten, weil das Wild die Pflanzen nicht aufkommen läßt. Es empfiehlt sich daher die Anlage von Kämpen zur Samengewinnung und alsdann Aussaat auf größeren Flächen.

Als Winteräsung kommt die perennierende Lupine nicht in Betracht; denn der oberirdische Teil der Pflanze vergeht nach den ersten Frösten. Um so größere Bedeutung hat sie im getrockneten Zustand als Winterfutter. Zu jeder anderen Jahreszeit gewährt sie aber reichliche und sehr gern genommene Äsung. Daß wir es hier wirklich mit einer für die Vermehrung und Verbesserung der Wildäsung wichtigen Pflanze zu tun haben, dafür möchte ich das Ansehen des, als hervorragender Weidmann bekannten, mehrfach genannten Grafen Mirbach nochmals in die Wagschale werfen. Sechzehn Jahre nach der vorhin auszugsweise wiedergegebenen Veröffentlichung in der „Illustrierten Jagdzeitung" empfiehlt er den Anbau der perennierenden Lupine im „Weidmann", Band XXII, wiederum; er sagt dort also auf Grund langjähriger Erfahrung: „Als Standort sagt ihr jeder Boden zu, der etwas — wenn auch ganz geringe — Feuchtigkeit enthält. Scharfen, trockenen Sand, auf dem der Stachelginster noch gedeihen soll, verträgt sie nicht... Saat ist wegen des teueren Samens weniger beliebt (als die Pflanzung), jedoch ebenso sicher. Dieselbe empfiehlt sich unter Anwendung des Markeurs in einer Reihenbreite von etwa einem halben Meter; der Same wird in die Kreuzungsstellen gestreut . . ."

Zum Anbau auf Blößen, in Kulturen, wie auf breiten Gestellen, Feuerstreifen usw. ist ferner der Topinambur (Helianthus tuberosus) zu empfehlen. Es ist dieses ein vor einigen hundert Jahren aus Brasilien eingeführtes Knollengewächs, das bis 3 m hohe, stark belaubte Stengel treibt und der Sonnenblume ähnliche Blüten trägt. Viel Schatten verträgt die Pflanze nicht, doch nimmt sie mit jedem nur einigermaßen feuchten Boden fürlieb; sie gedeiht daher auf dem frischen Sand sowohl wie auf dem Lehm- und Gebirgsboden. Die Aussaat, die im Herbst wie im Frühjahr erfolgen kann, ist dieselbe wie bei der Kartoffel; ebenso ist auch eine tiefe Bodenbearbeitung bei dem ersten Anbau erforderlich. Die Knollen, die den Winter über in der Erde nicht erfrieren, bilden ebenso wie das reiche Laub eine gesunde Wildäsung. Selbst wenn das Wild auf den Topinamburflächen noch so sehr gehaust und die Knollen herausgeschlagen hat, bleiben doch immer noch hinreichend Knollen im Boden, um die Wiederbestockung der Fläche zu sichern. Auf diese Weise hält der einmalige Anbau auf mehrere Jahre vor.

Der Topinambur wird im Südwesten Deutschlands als Viehfutter häufig angebaut; von dorther sind die Knollen daher am besten zu beziehen; in klimatischer Beziehung kommt die Pflanze überall da fort, wo die Kartoffel noch gedeiht.

Auf den breiten Brandschneisen in größeren Aufforstungsflächen der Kiefernheiden eignen sich zum Anbau als Wildäsung besonders der Buchweizen und die zottige Wicke, Sandwicke (Vicia villosa). Der gewöhnliche, braune Buchweizen macht mehr Ansprüche an die Bodenfrische als der silbergraue, der bedeutend schnellwüchsiger ist und sich viel stärker bestockt. Die Sandwicke kommt

auf dem trockensten Sand fort, liebt etwas kalkhaltigen Boden und gibt eine Äsung, die dem Klee an Nährwert nahekommt.

Über die Verbindung des Anbaues der gemeinen, gelben Lupine mit der Kiefernsaatkultur hat im Band XIII des „Weidmann" Graf von Mengersen in einem „Über Wildfütterung in Verbindung mit Waldkultur" überschriebenen, sehr lesenswerten Aufsatz wertvolle Mitteilungen gemacht, so daß ich nicht unterlassen möchte, einen Teil seiner Ausführungen hier wörtlich wiederzugeben:

„Die zum Anbau bestimmten Schläge, mindestens zwei bis drei, werden baldtunlichst von Stöcken gereinigt, so daß es möglich wird, die betreffende Fläche in dem dem Abtriebswinter folgenden Herbst mit Gespannen umzubrechen. Dadurch wird erreicht, daß der rohe Boden im Winter durchfriert und mürbe wird. Im zeitigen Frühjahr wird er geeggt und mit der Ringelwalze bearbeitet, wenn dies wegen verraster Beschaffenheit nötig ist. Möglichst zeitig muß die Lupine zugleich mit dem Kiefernsamen dann gesäet und eingeeggt werden und zwar folgendermaßen: Der Kiefernsamen wird in mindestens vier Fuß im Lichten von einander abstehenden Rillen in die Erde gebracht, und der Zwischenraum von je vier Fuß mit Lupine ebenso dicht wie auf dem Felde besäet. Die Kiefern gedeihen zwischen den Lupinenstreifen vortrefflich; nur beobachte man die Vorsicht, fünf Pfund Samen pro Morgen oder nach neuem Maß und Gewicht 10 kg pro Hektar zu verwenden. Im Herbst, wenn die Lupine zu reifen beginnt, wird sie ganz so behandelt, wie auf dem Felde; nur bringe man die Frucht mehrerer Reihen auf eine Reihe, in sogenannte Windhaufen. Sobald diese trocken sind, werden sie aufgeladen und vorsichtig (mit einem Pferde, welches geführt wird) von der bestellten Fläche heruntergefahren. Die junge Kiefernsaat leidet hierbei gar nicht oder doch nur ganz unbedeutend . . ."

„Man darf aber bei Kiefernsaat die Bestellung mit Getreide nicht wiederholen, weil die Kiefer durchaus keinen Druck verträgt; dagegen wächst die Saat, sowohl im ersten als in den folgenden Jahren auf dem schön gelockerten Boden vortrefflich; außerdem bildet sich in den mit Lupinen bestellt gewesenen Streifen eine veränderte Grasnarbe, das Heidekraut verschwindet und macht besseren Waldgräsern (Hirsengras, süßer Quecke, Pferdeschmiele u. a.) Platz. Somit bietet auch in den nächsten Jahren die Schonung eine bessere Wildäsung."

„Kosten-Berechnung.

Kosten der Bearbeitung in einem stark verrasten, schwer zu behandelnden Boden.

Aus eigener Erfahrung berichte ich hierüber:

14 Morgen kosteten

Für Pflügen	70,—	M.
Ringeln und Eggen	140,—	„
2 Sack Lupinen	24,—	„
56 Pfund Kiefernsamen	86,80	„
Säen und Einharken	27,—	„
Summa	347,80	M.
Hiervon geht ab der Wert der teils verkauften, teils verfütterten Lupinen mit . . .	150,—	„
Bleibt rund	200,—	M. Kulturkosten

oder pro Morgen rund 14 Mark; wären die Lupinen ganz reif geworden, so hätten sie einen Wert von 300 Mark repräsentiert und die Kosten dadurch auf ca. $3^1/_2$ Mark pro Morgen ermäßigt."

„In diesem Jahre habe ich eine alte Feldfläche zur Lupinen-Kiefernsaat vorrichten lassen; die Kosten stellen sich hier weit niedriger:

13 Morgen Pflügen und Eggen	58,50 M.
65 Pfund Kiefernsamen (ca.)	100,— „
2 Sack Lupinen (ca.)	30,— „
Säen und Einharken	25,— „
Summa	213,50 M.

Rechne ich unter günstigen Witterungsverhältnissen den Wert der zu erwartenden Lupinen auf 300 Mark, so bleibt sogar erheblicher Überschuß; rechne ich 200 Mark, so kostet der Morgen eine Mark." Soweit Graf von Mengersen. Seine Zahlen sind allein im forstlichen Interesse recht geeignet, zu Versuchen dieser Kulturart anzuregen. Das Wild würde dabei nebenher seine Rechnung finden.

Mit dieser Kulturart sind wir sehr nah an ein Gebiet gelangt, das gleichfalls zur Bereicherung der Wildäsung in Betracht kommt, nämlich dasjenige des sogenannten Waldfeldbaues. Es ist dieses ein forstlicher Betrieb in Verbindung mit landwirtschaftlicher Zwischennutzung, meistens auf Kiefernbestände und Kartoffelbau beschränkt. Er kommt dem Wild sowohl unmittelbar durch die Kartoffeln, als auch durch die, infolge gründlicher Bodenbearbeitung, verbesserte Äsung auf den den Kartoffeln folgenden, späteren Kulturen zustatten. Doch hat er den Nachteil, daß er sich nur für Reviere mit ganz geringen Wildständen eignet. Sonst bleibt den armen Waldarbeitern — denn diese sind meist die Pächter derartig behandelter Flächen — nichts übrig, und die ganze Sache bringt mehr Klagen und Widerwärtigkeiten, als sie dem Wild Nutzen schafft.

Will man daher auf solche Weise für sein Wild sorgen, so ist es zweckmäßiger und allgemein eher durchführbar, zu der Anlage von nur zum Besten des Wildes bestimmten Wildäckern überzugehen.

Der Wildacker kann verschiedenen Zwecken dienen: der Fesselung des Wildes an bestimmte Standorte, namentlich für die Brunftzeit — er heißt dann Brunftacker —, der unmittelbaren Nahrungsaufnahme auf dem Acker und der Erzeugung von Winterfutter im Revier selbst. Damit das Wild die auf solchen Äckern wachsenden Früchte überhaupt aufkommen läßt, ist deren zeitweise Einfriedigung notwendig. Diese ist in allen Fällen so einzurichten, daß sie leicht entfernt werden kann. Die Pfosten bleiben stehen und die dazwischen eingehängten Fache (Horden von Holz, seltener Draht) werden je nach Bedarf ausgehoben. Das Wild scheut die Pfosten nicht und nimmt nach Öffnung des Gatters den Acker schleunigst an. Eine einfache und billige Art der Befestigung der Horden an den Pfosten, die ich in der Oberförsterei Fischhaus in der Dresdener Heide gesehen habe, ist nachstehend in Abb. 107 wiedergegeben: Aus einem Brett d e f g, das in der Richtung d f spaltet, wird durch den Sägeschnitt a b das Stück d a b c herausgelöst; b c, weil in der Spaltrichtung liegend, wird

leicht abgespalten. Der so hergestellte Haken oder Träger a f g e c b wird mit zwei Nägeln an dem Pfosten geschlagen und dient zur Aufnahme der Querhölzer der Horden, die einer weiteren Befestigung nicht bedürfen. Die ganz gebliebene Seite des Trägers e g kommt nach der Innenseite des Gatters.

Damit die Horde nicht zu schwer wird, dürfen die Gatterpfosten nicht mehr als etwa 4 m Abstand haben.

In anderen Revieren werden die Horden nicht an eingegrabenen Pfosten, sondern durch schräge gegen die Horden gerichtete, in den Boden eingetriebene Strebepfähle befestigt. Diese Art sichert zwar eine leichtere Versetzbarkeit des Gatters, sie ist aber weniger fest und verursacht größere Kosten. Da die Wildäcker meistens aus naheliegenden Gründen an denselben Orten beibehalten werden, so verdient das Gatter nach dem Fischhauser Muster den Vorzug.

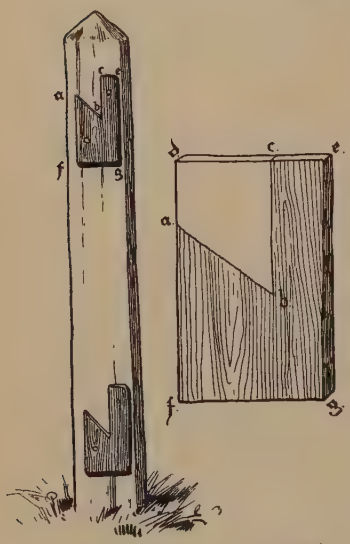


Abbildung 107. Träger zum Einhängen von Horden an Pfosten.

Abgesehen von den Brunftäckern, bei welchen die Fesselung des Wildes an bestimmte Orte im Vordergrund steht, und bei denen es daher auf eine gute Ausnutzung der gebotenen Äsung weniger ankommt, ist bei lediglich zur Vermehrung und Verbesserung der Äsung dienenden Wildäckern zu berücksichtigen, daß nach Öffnung derselben vor der Ernte ein großer Teil der Früchte zertreten wird und verkommt. Es eignen sich für diese Nutzung daher am besten die sogenannten Hackfrüchte: Kartoffeln, Topinambur, Rüben usw., die nach und nach in schmalen Streifen dem Wild freigegeben, von diesem mit den Läufen aus der Erde geschlagen und verzehrt werden. Um mit Rücksicht auf eine geordnete Fruchtfolge wechseln zu können, sind mehrere Wildäcker anzulegen, auf denen abwechselnd Körner-, Hülsen- und Hackfrüchte gebaut werden.

Die Lage dieser Äcker ist oft von der Örtlichkeit gegeben; wenn man die Wahl hat, so bringt man sie in ruhige, vom menschlichen Verkehr abseits gelegene Waldteile. Selbstverständlich sind sie angemessen zu verteilen; daß man den besten Boden auswählt, bedarf keiner Erörterung. Die Rücksicht auf die Nachteile der Beschattung verlangt größere Flächen, so daß wenigstens der Hauptteil des Ackers unbeschattet bleibt.

Im übrigen sind es durchaus keine bedeutenden Flächen, die die Anlage von Wildäckern selbst bei stärkerem Wildstand beansprucht. Ich wähle, um für die freie Wildbahn nicht zu niedrig zu greifen, als Beispiel eine Mitteilung des Herrn Oberforstmeisters Mühlmann früher zu Fischhaus bei Dresden aus der gleichnamigen Oberförsterei Fischhaus in der größtenteils eingegatterten Dresdner Heide: Er schreibt mir, nachdem er sich über die Winterfütterung des 170 Stück Rotwild und 150 Stück Rehwild starken Wildstandes näher ausgesprochen hat, über die Wildäcker: „Neben dieser direkten Fütterung bestehen noch Wildäcker und Wildwiesen in einem Flächenumfang von 8 ha, gegenüber der Reviergröße von 1676 ha, und zwar Wiesen = 3 ha, Acker = 5 ha. Zumeist baue ich auf den Äckern Johannis-

roggen mit Sandwicke und Klee, dann im folgenden Jahre entweder Topinambur oder gelben Senf, Heidekorn, Luzerne, Lupine, Kartoffeln und schließlich nach kräftiger Düngung wieder Johannisroggen, so daß ich unter möglichster Abwechslung je nach Lage und Bodenbeschaffenheit etwa in 3—5 Jahren den neuen Turnus beginne. Heuer will ich mit wilder Erbse (Pisum arvense) einen Versuch im großen vornehmen; dieselbe ist anspruchslos und wird auffallend gern genommen."

Unter den in neuerer Zeit vielgenannten Futterpflanzen beschränke ich mich auf die Anführung des Sachalin-Knöterichs (Polygonum sachalinense), nachdem sich die Anpreisungen der Waldplatterbse (Lathyrus sylvestris Wagneri) als völlig verfehlt erwiesen haben.

Das Polygonum sachalinense, von der Gartenbaufirma Charles Baltet zu Trages in Frankreich in den Handel gebracht, soll ungeheure Futtermengen von großer Nährkraft hervorbringen. Die Pflanze ist perennierend, sie soll bis zu 10 Jahren ausdauern und vom Wild sowohl grün als getrocknet sehr gern genommen werden; dabei werden die Bodenansprüche als gering bezeichnet. Pflanzen sind sowohl aus Trages als auch von den bedeutenderen heimischen Gärtnereien nebst Kulturanweisung zu beziehen. Nach Ludwig Dach: „Der Wildpfleger als Landwirt", J. Neumann, Neudamm, hat sich der Anbau des Knöterich gut bewährt. Es sei auch sonst auf dieses lehrreiche Buch verwiesen.

Wenn der Heger von den bisher behandelten Mitteln zur Verbesserung und Vermehrung der Äsung diejenigen angewendet, die sich für sein Revier eignen, so kann er ruhig die Unbilden auch eines harten und schneereichen Winters erwarten; er braucht für sein Wild nichts zu fürchten. Was an Wild dann noch zu Grunde geht, um das ist es nicht schade; denn der Winter erweist sich in diesem Fall nur als ein Werkzeug der natürlichen Auslese, die erbarmungslos zum Wohl der Art alles Minderwertige ausmerzt. Wo aber die masttragenden Bäume und Sträucher, die Weichhölzer, Wacholder, Besenpfriem, Heide, Beerkräuter usw. fehlen, dort ist es Pflicht, mit der

Fütterung

vorzugehen.

Im wesentlichen wird sie sich in freier Wildbahn, und mit dieser haben wir es hier zu tun, auf den Winter beschränken.

Um das Wild nicht erst Not leiden zu lassen, so daß es bei Beginn der Fütterung schon entkräftet sein würde, beginnt man zeitig zu füttern. Das Wild lernt dann diese Zeit bald kennen und zieht sich beim Herannahen des Winters nach den bekannten Futterplätzen; es wird so das im Gebirge bei plötzlichem Schneefall nicht selten eintretende Mißgeschick vermieden, daß dem Wild der Wechsel zu den Futterplätzen verlegt wird. Außerdem bleibt bei zeitigem Beginn der Fütterung das Wild gut bei Leibe und damit auch gegen die harten Witterungseinflüsse widerstandsfähiger. Gegen das Frühjahr hin tritt es meist von selbst, den jungen Gräsern und Kräutern nachziehend, wieder von den Fütterungen fort.

Das geschieht namentlich dort, wo es den Winter über nur Trockenfutter gab, und wo Mangel an Überlegung den Heger gegen Ausgang des Winters die Fütterungen vernachlässigen ließ. Und doch ist zu keiner Zeit die beste Ernährung

notwendiger und nützlicher als zu dieser. Die Ausbildung des Fötus stellt an die alten Tiere immer stärkere Anforderungen; die Hirsche werfen das Geweih ab, und sofort beginnen die Kolben wieder zu wachsen. Wenn nun die Hand des Hegers sich gerade zu der Zeit, wo sie am nötigsten ist, zurückzieht, so wird der Zweck der Fütterung nur halb erreicht. Es gilt also durch besonders reichliches und leckeres Futter das Wild möglichst lange auf den Futterplätzen festzuhalten.

Was die Tageszeit betrifft, zu welcher das Futter gereicht wird, so ist es von Wichtigkeit, daß diejenigen Futtermittel, die im gefrorenen Zustand nur schwierig geäst werden können, nur kurze Zeit dem Frost ausgesetzt bleiben. Es werden daher Rüben, Kartoffeln usw. am besten am Nachmittag gereicht, da das Wild die Fütterungen am liebsten mit dem Eintritt der Dämmerung aufsucht.

Für die bei der Anlage von Futterstellen zu berücksichtigenden Örtlichkeiten kommen mehrere Gesichtspunkte in Frage. Zunächst nimmt man Rücksicht auf die vom Wild gern angenommenen Winterstände; dann hat die Wahl der Futterstellen und deren Anzahl der immer aufrecht zu erhaltenden Verteilung des Wildes auf das ganze Revier zu dienen; ferner bleibt die Auswahl geeigneter Bestände zur Verhinderung von Waldbeschädigungen zu berücksichtigen, und schließlich ist auf die Nähe von gutem, womöglich fließendem Trinkwasser, und nicht zum wenigsten auf die auch bei tiefer Schneelage unter allen Umständen sichere Zugänglichkeit der Fütterungen mit Fuhrwerk Bedacht zu nehmen.

Die Winterstände nimmt das Wild im Gebirge in tieferen, geschützteren, sonnigen Lagen, in der Ebene mit Rücksicht auf natürliche Äsung und warme Dickungen.

Die Verteilung der Fütterungen, die in möglichst reicher Zahl anzulegen sind, soll ein starkes Zusammenrudeln, zu dem das Wild im Winter ohnehin neigt, verhindern und dadurch die Schäl- und Verbißschäden einschränken; außerdem aber auch einzeln stehenden Stücken, namentlich stärkeren Hirschen, die gern von dem beweglicheren Mutterwild und der „Kinderstube" getrennt, einzeln oder in kleinen Trupps stehen, die Annahme der Fütterung erleichtern. Hieraus ergibt sich schon der zweifelhafte Wert der sogenannten Hauptfütterungen, die immer mit einer starken Ansammlung des Wildes verbunden sind.

Man legt die Fütterungen weder in die nächste Nähe von schälgefährdeten Stangenhölzern, noch auch in diejenige von Kulturen; doch sind in letzterer Beziehung Ausnahmen zuzulassen, wenn reichliche Beimischung von Weichhölzern und das Vorhandensein von Heide und Beerkräutern nach örtlichen Erfahrungen erheblichen Schaden an edlen Hölzern ausschließen. Gesundes Trinkwasser, das, wenn es zufrieren sollte, künstlich offen zu halten ist, kann das Wild trotz aller gegenteiligen Ansichten nicht entbehren; es gehört dieses daher notwendig zu einer guten Fütterung, die ohne Tränke nicht als vollständig gelten kann; denn das Körnerfutter ist immer trocken und verlangt starken Beigenuß von Wasser, auch wenn Rüben, Kartoffeln, Topinambur usw. gereicht werden. Stehende Wassertümpel und Pfützen mit fauligem Wasser in der Nähe der Fütterungen sind häufig die Ursache der Übertragung des Leberegels, Lungenfadenwurms und ähnlicher Schmarotzer, die zu ihrem Gedeihen Wasser oder feuchtes Erdreich nötig haben.

Derartige Stellen sind daher bei der Wahl der Örtlichkeit zu meiden, zumal sie auch, meistens tief und dumpf gelegen, der guten Erhaltung des Trockenfutters nachteilig sind.

Die sichere Zugänglichkeit der Futterstellen bei jeder Schneelage ist so selbstverständlich, daß darüber weiter nichts zu sagen bleibt.

Über die Frage, was gefüttert werden soll, gehen die Ansichten auseinander. Es ist das nicht zu verwundern, da das Bedürfnis des Wildes nach diesem oder jenem Futtermittel wesentlich von der Art und Menge der im jeweiligen Revier gebotenen natürlichen Äsung abhängig ist und daher durch ein Universalmittel gar nicht befriedigt werden kann. Soviel sollte aber für alle Fälle feststehen, daß dort, wo einmal die Verhältnisse zum Ersatz der fehlenden Äsung, zum Füttern zwingen, nicht nur die nackte Befriedigung des Hungers, sondern auch gleichzeitig darüber hinaus die Förderung der Körperstärke und Geweihbildung angestrebt wird.

Schon vor einer Reihe von Jahren haben einsichtige Weidmänner vor der alleinigen Heufütterung gewarnt. In neuerer Zeit ist diese Frage besonders durch zwei kleinere Schriften: E. Drömer, Wildhege und Wildpflege, Neudamm 1896, und Dr. Max Neumeister, Fütterung des Edel- und Rehwildes, Freiberg 1895, in Fluß gebracht. Die erstere Schrift bezieht sich zwar nur auf Rehwild und Hasen; sie ist nicht frei von Einseitigkeiten und Übertreibungen; dennoch hat sie einen auch für die Hege des Rotwildes nicht zu unterschätzenden Wert, weil sie aus dem bisherigen Schlendrian aufrüttelt, und sich in der Frage, ob Trockenfutter oder natürliches — der Verfasser versteht darunter safthaltiges, hauptsächlich Rüben — entschieden gegen das Trockenfutter stellt. Sie geht damit freilich zu weit, aber als Anregung zum Nachdenken und Beobachten verdient sie eingehende Beachtung.

Von weit größerer Bedeutung ist die zweite der genannten Schriften; einmal ihres gediegenen Inhaltes wegen und dann wegen der amtlichen Stellung ihres Verfassers. Mir ist es wie ein Ruf zum Sammeln ins Ohr gedrungen, als der Direktor einer deutschen Forstakademie (Tharandt) so offen und warmherzig für die Erhaltung und Hege des Rotwildes auftrat. Indem ich auf die Arbeit selbst verweise, kann ich doch nicht umhin, den auf die Fütterung bezüglichen Inhalt in seinem wesentlichsten Teil kurz wiederzugeben: Der Verfasser geht von der wissenschaftlich begründeten Ernährung des Tierkörpers aus und benutzt als Grundlagen die Arbeiten von Emil Wolff und Julius Kühn, die sich freilich nicht auf das Wild, sondern auf das Rindvieh beziehen. Wenn auch hiergegen eingewendet werden kann, daß die Unterlagen nicht einwandsfrei sind, so darf man sie doch wohl ohne erheblichen Fehler als hinreichend annehmen.

Als das wichtigste Ergebnis der Untersuchungen erscheint nach der einen Seite die Unzulänglichkeit mittelguten Wiesenheues für die Wildernährung, nach der andern Seite der hohe Nährwert gut getrockneten und zeitig geworbenen Futterlaubes der Eiche, des Hirschholunders, der Linde, Esche, Rüster, des Hornbaumes, Ahorn, der Birke, der Himbeere, Brombeere, des Heidelbeer- und Heidekrautes. Es wird an der Hand chemischer Analysen nachgewiesen, daß der Futterwert des

Laubreisigs von Anfang Juni bis Anfang Oktober stetig sinkt, daß daher die frühzeitige Werbung des Reisigs geboten ist.

Es kann dem Verfasser nur beigetreten werden, wenn er eine möglichst vielseitige Fütterung empfiehlt, und zwar außer dem vorgenannten getrockneten Laubreisig: Hafer in Garben und in Körnern, Mais, Erbsen, Bohnen, Eicheln, Bucheckern, Roßkastanien, Biertreber, Malzkeime, Kartoffeln, Topinambur, Rüben, Rübenschnitzel, Möhren, Wiesenheu, Grummet, Kleeheu, Lupinenheu, Spörgelheu, Erbsenstroh usw. Auch darin hat er unzweifelhaft recht, daß er mit Rücksicht auf die Verdauungswerkzeuge und das Wiederkäuen die alleinige Fütterung mit Körnern und Knollengewächsen verwirft, und eine gewisse Beigabe von Rauhfutter in Gestalt von Heu, Stroh, Laubheu verlangt.

Zur Gewinnung hochwertigen Laubreisigs befürwortet Dr. Neumeister die Verschiebung der Hiebszeit im Niederwalde und im Unterholz des Mittelwaldes auf Ende Mai, Anfang Juni. Er weist dann auf die große Wichtigkeit des phosphorsauren Kalkes für den Aufbau des Knochengerüstes und des Geweihes hin und empfiehlt reinen, präzipitierten, phosphorsauren Kalk namentlich dem Körnerfutter im Verhältnis von 1 : 30—40 beizumengen, auch ihn in Haferbrote einzubacken und so dem Wild zu verabreichen.

Wie wichtig die Beigabe phosphorsauren Kalkes ist, dafür bieten die vielen Nachrichten der Jagdzeitschriften über abgeworfene Geweihe benagendes Wild bemerkenswerte Belege. Wie oft sind Hirsche und Kahlwild beim Benagen von Knochen und abgeworfenen Stangen beobachtet worden. Daß sie bei diesem Benagen etwas anderes suchen als den ihnen für den Aufbau des Geweihes und die Ausbildung des Fötus so nötigen phosphorsauren Kalk, das wird wohl niemand glauben.

Über die Wichtigkeit des phosphorsauren Kalkes handelt auch eine Schrift des fürstlich Klaryschen Oberforstmeisters Holfeld zu Eichwald in Böhmen: „Die Bedeutung des phosphorsauren Kalkes, des Kochsalzes und einiger Pflanzenstoffe usw.", in der der Verfasser auf Grund photographischer Wiedergabe Geweihe und Gehörne darstellt, die den Einfluß des phosphorsauren Kalkes in Form des von ihm erfundenen und vertriebenen Wildfutterpulvers zur Anschauung bringen sollen. Schon vor längerer Zeit hat sich zwischen dem Verfasser und dem Oberforstmeister Kühn zu Schleiz eine Fehde im „Weidmann" entsponnen über den Einfluß dieses Pulvers auf die Verhinderung der Schälbeschädigungen, gegen die das Mittel ursprünglich gerichtet war. Von dem letzteren Zweck ist es später still geworden; die beabsichtigte Wirkung ist im allgemeinen nicht erreicht. So schreibt mir Herr Oberforstmeister Kühn unter dem 8. März 1897: „Auf gefällige Anfrage vom 3./6. d. Mts. teile ich Ihnen ergebenst mit, daß meine in der 83er Veröffentlichung ausgesprochene Befürchtung leider sich erfüllt hat, indem die Anwendung des Wildfutterpulvers ohne jede merkbare Wirkung geblieben ist. Das Wild hat nach wie vor geschält und schält auch noch heute. Gegen die Schäden suchen wir uns dadurch zu schützen, daß 5—600 Stangen für den Hektar nach Reußscher Weise mit Reisig umbunden werden."

Zurzeit wird der Nachdruck auf die günstige Wirkung des Wildfutterpulvers für die Geweihbildung gelegt. Es läßt sich jedoch nicht erweisen, wie viel

von dieser Wirkung auf das Pulver und wie viel auf das reichlichere und bessere sonstige Futter zu rechnen ist. Eine unparteiische Würdigung des Wertes des Pulvers auf Grund der Holfeldschen Schrift wird zudem dadurch sehr schwer gemacht, daß der Verfasser selbst an dem Verkauf desselben interessiert ist, indem er damit Handel treibt. Daß die Anwendung des Pulvers nach Anweisung des Erfinders recht teuer ist, wird zur allgemeinen Einführung, selbst wenn es die gerühmten Eigenschaften wirklich im vollen Umfang haben sollte, nicht gerade beitragen; denn es berechnet sich nach den Angaben des Erfinders der Jahreskostenaufwand lediglich für das Pulver, also den Hafer, Mais usw., womit es verabreicht wird, nicht gerechnet, für einen Wildstand von 100 Stück Rotwild auf genau 496 Mark, oder in Hafer, umgerechnet zum Preise von 7 Mark den Zentner, auf 71 Zentner Hafer. Ich glaube, daß mancher Leser mit mir der letzteren Ausgabe den Vorzug geben würde. Im übrigen verweise ich wegen der Holfeldschen Präparate auf die näheren Ausführungen in meinem „Rehwild". Nur kurz sei noch bemerkt, daß ich den Hauptnachdruck bei meiner Besprechung dieser Präparate nicht, wie in gelegentlichen Auslassungen in Jagdzeitschriften dargetan wird, etwa auf die Unwirksamkeit lege, sondern darauf, daß sie viel zu teuer sind. Ich verwahre mich nachdrücklich gegen die ganz unbegründete Unterstellung, als hätte ich die Holfeldschen Präparate nur als unwirksam bezeichnet.

Von mancher Seite ist geraten worden, bei der Verabreichung von Heu diesem Salz beizumengen, um es dem Wild schmackhafter zu machen. Ich möchte davor warnen; das Salz hat bekanntlich die Eigenschaft, die Feuchtigkeit der Luft an sich zu ziehen, in der es dann schließlich zerschmilzt. Wird nun das Heu, was sehr häufig vorkommt, nicht sofort nach der Darreichung angenommen, so macht die Salzbeigabe es alsbald naß; die Feuchtigkeit laugt das Heu aus, und dieses wird völlig unverdaulich, dem Wild sogar gefährlich. Man gibt daher das Salz lieber in Gestalt von Lecksteinen in die für das Körnerfutter bestimmten Krippen oder in Gestalt von Salzlecken.

Ist man sich darüber schlüssig geworden, welche Futtermittel man dem Wild bieten will, so ist es notwendig, eine Berechnung aufzustellen, wie viel von jedem Futterstoff erforderlich ist. Ich verweise in dieser Hinsicht wieder auf die Neumeistersche Schrift, die den Gegenstand eingehend behandelt und durch eine am Schluß angefügte Tabelle über Zusammensetzung und Nährstoffgehalt der Futtermittel nach Prozenten, in der auch der Geldwert für je 50 Kilogramm nicht fehlt, und die sich auf alle irgend in Betracht kommenden Mittel erstreckt, eine vorherige Berechnung des Bedarfes und der Kosten ermöglicht.

Nun kommt aber ein wesentlicher Teil der ganzen Fütterung. Wie sollen wir dem Wild das Futter reichen? Zunächst soll die Beschaffenheit tadellos sein; minderwertige Futterstoffe zu reichen ist eine falsche Sparsamkeit, die sich am Wild rächt. Das tadellose Futter aber soll so gegeben werden, daß keine Verschwendung getrieben wird und dem Wild jedes Korn, jeder Halm, jede Knolle im besten Zustand zu gute kommt. Wieviel wird dagegen gesündigt! Ich denke an ein stark besetztes Hochwildrevier, für das mit fürstlicher Freigebigkeit das vor-

züglichste Wiesenheu in überflüssiger Menge angekauft wurde; und was hatte das Wild davon? Wenig. Für viele hundert Stück Wild gab es einen Futterschuppen, an dem etwa 20 Stück Platz fanden, wenn sie friedlich waren; im übrigen wurde das Heu einfach neben einem Waldweg auf die Erde gelegt und in langer Reihe haufenweise daran verteilt. Da lag es, dem Regen, dem Schnee preisgegeben; das Wild tat sich darauf nieder, benäßte es und loste darauf — die ganzen riesigen Ausgaben waren größtenteils fortgeworfen. Fallwild, namentlich an Kälbern, gab es alljährlich in Menge, und dann hieß es: das Heu ist das schlechteste Wildfutter. Es liegt mir fern in der ausschließlichen Heufütterung eine empfehlenswerte Futterart zu finden; aber wer so mit dem Heu umgeht, der hat kein Recht, seine eigenen Fehler in der Verabreichung dem Futterstoff zur Last zu legen. Denn er hat kein Heu, sondern meistens Mist gefüttert.

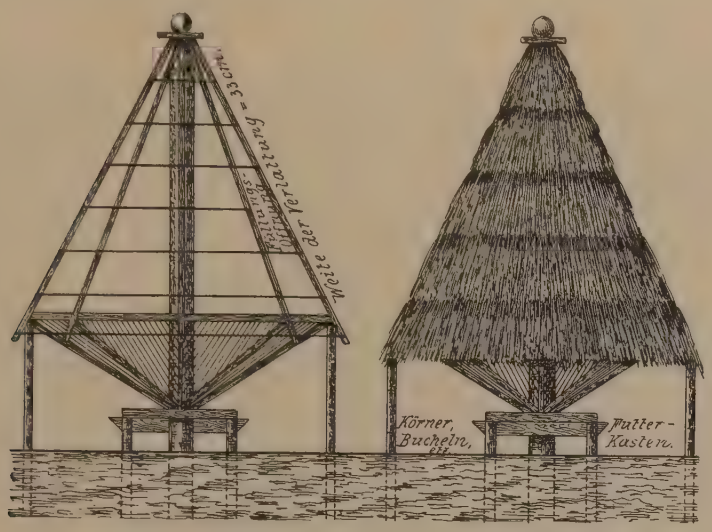
Fragen wir, wie denn eine gute Fütterungsanlage beschaffen sein soll, so wird die Antwort etwa folgendermaßen lauten: Sie soll:

1. die Futtermittel gegen die nachteiligen Einflüsse der Witterung durchaus schützen;
2. diese dem Wild nur soweit zugänglich machen, als sie sofort verzehrt werden;
3. aus möglichst vielen, räumlich verteilten Einzelanlagen bestehen, jedem Stück die ungestörte Annahme des Futters ermöglichen und den Kälbern für stärkeres Wild unzugängliche Futterstellen bieten;
4. eine möglichst einfache Bedienung erfordern;
5. bei offenem Wetter regelmäßig von Losung und umherliegenden, fauligen, schimmelnden Futterresten gesäubert werden können;
6. eine Anzahl Salzlecken in räumlicher Verteilung aufweisen;
7. gesundes, immer offenes Trinkwasser, möglichst fließendes, bieten.

Diesen Anforderungen genügen die vielerorts im Gebrauch befindlichen größeren Futterschuppen nicht; sie versammeln zu viel Wild auf kleinem Raum und lassen die geringeren Stücke, die von den stärkeren abgeschlagen werden, nicht zu ihrem Recht kommen. Das Rauhfutter soll in kleinen Raufen, das Körnerfutter in vielen kleinen Trögen, die Knollengewächse einfach auf dem Boden dargeboten werden.

Den Anforderungen zu 1, 2 und 4 entspricht die in Abb. 108 wiedergegebene, vom gräflich Magnisschen Förster Richter zu Eckersdorf hergestellte Wildfutterraufe durchaus. Dieselbe besteht aus 1. der Mittelstange (5,50 cm lang), 2. vier Pfählen zur Befestigung der Mittelstange und Anbringung der Futterkästen, 3. acht Eckpfählen für die Kreuzauflage; die Rundung muß durch starke und schwache Latten bewerkstelligt werden, 4. der Raufe (Abstand der Latten 6—7 cm), 5. dem Rahmen der Raufe, der mit Deckleisten zu versehen ist, damit das Wild die einzelnen Sprossen nicht heben kann. Der Grundriß der Anlage hat einen Durchmesser von 3—4 m; alle Pfähle müssen mindestens 50 cm in die Erde getrieben werden. Die Entfernung vom Boden bis zum Dach beträgt 1,20 m. Es wird dazu noch bemerkt, daß die Latten im Inneren von Rinde zu befreien, besser glatt zu hobeln sind, damit das durch die Füllungsöffnung eingeführte

Rauhfutter immer nachrutschen kann. Am Boden der Raufe wird ein Salzleckstein eingelegt, der sich allmählich auflöst und durch die Latten vom Wild aufgeleckt wird. Bei nicht allzustarkem Wildstand braucht die Raufe selten mehr als einmal im Winter nachgefüllt zu werden, da das Wild jeden Halm ziehen muß, wodurch eine Vergeudung von Futter von selbst ausgeschlossen ist. Das aus Holz verschließbar angelegte Fülloch soll der Windseite entgegenliegen, um Eindringen von Wasser zu verhindern. Das Übrige ergibt sich aus der Zeichnung.



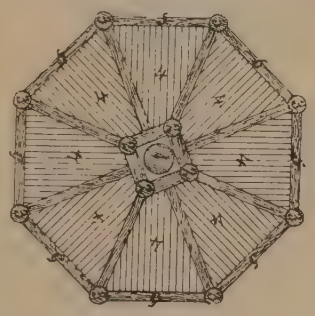
Holzgerippe der Raufe. Gedeckte Raufe.

Abbildung 108. Wildfutterraufe,

1. Mittelstange: 5,50 cm lang.

2. Pfähle zur Befestigung der Mittelstange und Anbringung der Futterkästen.

3. Eckpfähle für die Kreuzauflage; die Rundung muß durch starke und schwache Latten bewerkstelligt werden.



4. Raufe: 6—7 cm Weite (Abstand der Latten).

5. Rahmen der Raufe. Damit das Wild nicht einzelne Sprossen heben kann, mit Deckleiste zu versehen.

Grundriß der Anlage 3—4 m; alle Pfähle mindestens 50 cm in die Erde; Entfernung vom Boden bis zum Dache 1,20 m.

Grundriß der Raufe.

Abbildung 110, von Albert Richter nach der Natur gezeichnet, bringt Futterraufen und Futtertröge in ihrer räumlichen Verteilung zur Anschauung, wie sie in der Dresdener Heide in Gebrauch sind. Eine weitere Beschreibung erübrigt sich.

Die Anforderungen zu 3 ergeben sich zur weiteren Anwendung von selbst; nur bezüglich der gesonderten Futterstellen für die Kälber möchte ich noch Dr. Neumeister a. a. O. anführen. Er sagt: „Zur Fütterung des Jungwildes empfehlen sich die sogenannten Kälberställe. Hierunter sind mit einem Pfahlzaune

umgebene, kreisförmige Flächen von etwa 30 qm Ausdehnung zu verstehen. Der Zaun muß aus hinreichend starken Pfählen bestehen, welche in einem so geringen Abstande voneinander (20 cm im Lichten) in die Erde eingeschlagen werden, daß nur das schwache Wild sich durchzwängen kann. Die Haltbarkeit der Kälberställe ist dadurch zu erhöhen, daß die wenigstens 2 m über den Boden hervorragenden Pfähle oben durch aufgenagelte Leisten verbunden werden. In die Mitte der Kälberställe kommen die Behältnisse, welche das Futter aufzunehmen haben. Um den Zaun für den Futterbringer passierbar zu machen, ist in demselben ein Türchen anzubringen, das ausgehoben werden kann. Ganz ähnliche Anlagen wie die

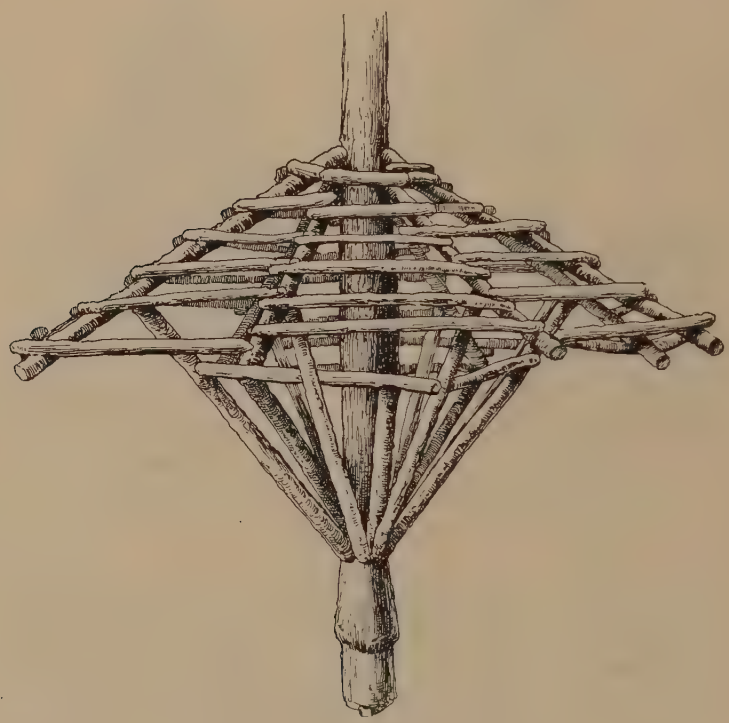


Abbildung 109. Gerüst einer kleinen Wildraufe.

Kälberställe sind für Rehe dort nötig, wo Edel- und Rehwild zusammen an die Fütterungen treten. Nur muß für die Rehfütterungen die Entfernung der Zaunpfähle noch enger (etwa 15 cm im Lichten) bemessen werden, damit nur die Rehe durchwechseln können. Die auf dem Tharandter Reviere in dieser Art mehrfach angelegten Edelwild-Kälberställe*) und Rehfütterungen haben sich durchweg gut bewährt; es ist nie eine Beschädigung des Wildes vorgekommen."

Oberförster Seitz legt aus seinen Wildparkerfahrungen besonderen Wert auf die Anlage vieler kleiner Futterraufen, namentlich dann, wenn auch Damwild die

*) Ich erlaube mir, dem Herrn Verfasser der „Fütterung des Edel- und Rehwildes" den Vorschlag zu machen, das unschöne Wort „Kälberställe", das auch dem Sinne der Anlage nicht entspricht, etwa in Kälberzäune oder Kälberringe umzuändern. v. R.

Fütterungen annimmt, weil dieses die Kälber aus ihren besonderen Futterringen leicht verdrängt.

Bei keiner Fütterungsanlage, in der Rauh- und Körnerfutter gereicht wird, sollte die Miete mit den Knollengewächsen fehlen. Es genügt für jede Anlage eine Miete. In dieser werden die Kartoffeln, Rüben usw. im Herbst frostsicher eingebracht, im Winter täglich nach Bedarf herausgenommen und auf der ganzen Futterstelle umher gestreut. Um leicht an die Knollen heranzukommen und dauernde frostsichere Eindeckung zu ermöglichen, ist die Miete in langgestreckter Form anzulegen. Gegen etwaiges Herausschlagen der Früchte und Beschädigung der

Abbildung 110. Futterplatz für Rotwild.

Miete dient dick aufgelegtes Reisig; als Verschluß nimmt man Stroh, das wieder durch Reisigauflage geschützt wird. Auf diese Weise kann dem Wild täglich saftholtiges, gutes Futter ohne erneute Anfuhr gereicht werden.

Hier möge auch noch ein in neuerer Zeit oft genanntes Futtermittel Erwähnung finden: die Rübenschnitzel, abgepreßte Rübenrückstände von den Zuckerfabriken, die für den Zentner etwa um 10 Pfennige zu haben sind; sie werden sowohl frisch wie eingesäuert gern genommen und üben namentlich im eingesäuerten Zustand durch ihren starken Geruch eine große Anziehungskraft auf das Wild aus. Sie können in den Gruben sogar über Jahr und Tag aufbewahrt werden und haben nach den bisher veröffentlichten Erfahrungen irgend nachteilige Einflüsse auf das damit gefütterte Wild nicht erkennen lassen.

Dort, wo sie ohne besonders weiten Transport zu haben sind, bieten sie sonach ein billiges und gesundes Futter.

Vor dem Verfüttern der Knollengewächse bei Frost ist nicht selten gewarnt worden. Der Nachweis jedoch, daß das Wild infolge dieses Futters krank geworden oder gar eingegangen sei, ist nicht gebracht. Über Vermutungen ist man nicht hinausgekommen.

Zweifellos ist der Genuß ungefrorener Rüben und Kartoffeln dem Wild zuträglicher, als der von gefrorenen; es vermag sie in ersterem Zustand viel leichter zu zerkleinern, während es bei den gefrorenen Früchten mehr oder weniger auf Schaben angewiesen ist; aus diesem Grunde reicht man derartiges Futter am besten täglich frisch aus der Miete. Aber man glaube ja nicht, daß die gefrorenen Knollen gefährlich seien; sie sind vielmehr immer noch ganz bedeutend besser als gar keine. Muß doch das Wild bei der Äsung im Winter häufig genug mit gefrorenen Pflanzenteilen fürlieb nehmen, und es tut das auch ohne Schaden. Reichliche Vorlage von Knollengewächsen bezw. deren Resten vermag zwar das Trinkwasser teilweise zu ersetzen; bei dem großen Wasserbedarf jedoch — der Wildkörper besteht zu 80 bis 40%, je nach dem Alter, aus Wasser und bedarf bei reichlicher Absonderung auch reichlicher Zufuhr — ist auf gutes Trinkwasser unbedingt Bedacht zu nehmen. Ist kein fließendes, also bei Frost in der Regel offen bleibendes Wasser da, so muß die Tränke künstlich offen gehalten werden.

Eine besonders auf die Frostzeit berechnete Winterwildtränke hat der damalige Forstaufseher Andermann zu Peisterwitz hergestellt. Er erwärmt eine etwa 150 Liter fassende Zinkwanne, die mit der Bodenoberfläche abschließt, mittels einer darunter angebrachten, etwa 4 Liter Petroleum enthaltenden Lampe, die durch ein oberirdisch verlaufendes Rohr ventiliert wird, und erreicht auf diese Weise selbst bei starkem Frost dauernd 9—10 Grad Wärme im Wasser. Die Lampe brennt etwa 14 Tage ohne Nachfüllung; der Docht verlangt jedoch tägliches Nachsehen. (Siehe Weidmann, Band XXI, Nr. 24.) Die Brauchbarkeit der Vorrichtung ist durch Versuche in der Oberförsterei Peisterwitz erprobt. Das Wild hat sie gern angenommen. (Verhandlungen des Schlesischen Forstvereins 1889.)

Abgesehen von der Anlage von Salzlecken oder der Darreichung von Lecksteinen, die in der Folge näher behandelt werden sollen, ist die Säuberung und Reinhaltung der Futterstellen nicht zu vernachlässigen. Bei offenem Wetter beseitigt man die Losung sowie die umherliegenden Abfälle und durchsetzt sie schichtenweise mit Ätzkalk, um etwaige Schmarotzerlarven zu vernichten; bei Frost, wo das nicht gut ausführbar ist, bestreut man den ganzen verunreinigten Teil mit zerkleinertem gebrannten Kalk, und fährt bei eintretendem Tauwetter den, einen ganz ausgezeichneten Dünger darstellenden, Abraum auf die Wiesen oder Wildäcker. Die leere Fuhre bringt dafür Sand oder Grand, wie er sich bietet, zurück, der wieder auf der Futterstelle verteilt wird. Hat man ansteckende Krankheiten oder Schmarotzer zu bekämpfen, so ist die Entseuchung der Futterstellen zu jeder Zeit geboten.

So notwendig sich die gut angelegte und gut unterhaltene Fütterung dort erweist, wo und so lange das Wild ohne solche nicht bestehen kann, so weisen doch, abgesehen von anderen Rücksichten, ihre eigenen Nachteile darauf hin, daß sie in freier Wildbahn keine dauernde Einrichtung bleiben darf.

Zunächst ist die Art der Futteraufnahme dem Wild gänzlich unzuträglich und ungewohnt. Die Äsung muß das Wild sich nach und nach halm- und knospenweise zusammensuchen; es bringt den größten Teil seines Lebens damit zu. Jeder kleine Bissen wird sorgfältig gekaut und gut eingespeichelt; Kauen und Wiederkäuen wechselt in angemessenen Zwischenräumen mit einander ab. Anders bei der Fütterung; das Wild nimmt, da es ihm geboten wird, Futter in großen Mengen zugleich; der gegenseitige Futterneid veranlaßt zum hastigen Schlingen; schlecht eingespeichelt und nur roh zerkaut gelangen die Bissen in den Pansen. Das Wiederkäuen allein kann nicht die erste mangelhafte Verarbeitung ersetzen; starke Inanspruchnahme des Verdauungsganges und Störungen in der Verdauung sind die Folgen.

Als besonders nachteilig bei der Körnerfütterung hat Oberförster Seitz den vorzeitigen, starken Verbrauch der Zähne bezeichnet. Er hat in solchem Fall durch Quetschen der harten Körner zu helfen versucht. Ich möchte aber die Frage aufwerfen, ob man, soweit Eicheln oder Bucheckern in Frage kommen, diese nicht einfach so aufbewahrt, wie die Natur es tut. Ich habe das jedenfalls zu Saatzwecken seit 20 Jahren getan und immer im Frühjahr das tadelloseste Saatgut gehabt. Und was zur Saat taugt, und was das Wild im Freien doch auch den ganzen Winter so vom Boden aufnimmt, das sollte auch als Futter brauchbar sein. Die Natur kennt kein Dörren zur Erhaltung der Samen. Die Eichel saugt sich den Winter über mehr und mehr voll Wasser, bis sie durch ihre Schwere an den Boden gelangt, wo sie im Frühling keimt. Daher überwintert man dünn geschüttete, mit Laub leicht bedeckte Eicheln und Bucheln, ebenso wie Mutter Natur, am besten. Zum Schutz gegen Mäuse zieht man Gräben ringsum.

Ferner beeinträchtigt die Annahme der Fütterung die Bewegung des Wildes. Es steht den ganzen Tag in der Nähe der Futterschuppen und wartet, bis am Nachmittag Körner und Rüben gereicht werden; hat es sich gesättigt, so tut es sich zum Wiederkäuen nieder, bis der Hunger es wieder zur Raufe treibt. Zuträglich kann dieser Mangel an Bewegung unmöglich sein.

Viel schlimmer aber ist der Umstand, daß das Wild durch die Fütterung das Aufsuchen der schließlich auch in äsungsarmen Revieren doch immerhin vorhandenen grünen Äsung verlernt, und so die natürlichen Hilfsmittel zu seiner gesunden Erhaltung gar nicht ausnutzt.

Am nachteiligsten auf die Entartung des ganzen Wildstandes wirkt die mit der Fütterung unstreitig verbundene Einschränkung der natürlichen Auslese. Es ist selbstverständlich, daß an der Fütterung die Büchse ruht; abgesehen von der weidmännischen Empfindung zwingt dazu schon der Zweck der Anlage. Aber der Abschuß muß doch erfüllt werden; da trifft er natürlich am meisten dasjenige Wild, das die Fütterungen nicht aufsucht, und das pflegt seiner naturgemäßeren Äsung wegen das stärkste und widerstandsfähigste, also für die Nachzucht wertvollste zu sein. Die Folge davon ist die langsame aber sichere Entartung, zumal die Fütterung noch manchen Schwächling, der zum Wohl des Ganzen, wenn ihn nicht die Büchse eines verständigen Hegers streckt, ruhig dem harten Griff des Winters geopfert werden sollte, künstlich an dem verdienten Schicksal vorbeiführt.

Darum ohne zwingende Not keine Fütterung, aber gleichzeitig Vermehrung und Verbesserung der natürlichen Äsung!

Ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen ohne eines Vortrages Erwähnung zu tun, den der fürstliche Oberforstmeister v. Eschwege zu Wernigerode auf der Versammlung des Harzer Forstvereins 1906 gehalten hat. Er unterscheidet Sommeräsung und Winteräsung = Fütterung, und rechnet zu ersterer die Wiesen und sogen. Äsungsplätze. Unter letzteren versteht er kleine, 1—25 Ar große, freie Stellen im Walde, Windbruchblößen u. dergl. in geschützter Lage, so daß das nur aus Angst zum Nachttier gewordene Wild auch bei Tage ungestört äsen kann. Diese Plätze werden nur durch die Düngung, die gerade wie bei den Wiesen erfolgt, zu Äsungsplätzen gemacht.

Die Winteräsung besteht aus gutem Heu und Rüben; in freier Wildbahn durchschnittlich für jedes Stück = 2 Zentner Heu und 4,5 Zentner Rüben. Der Vortragende sagt dann wörtlich: „Bei starker Rübenfütterung sind unter dem Wild die geringsten Winterverluste eingetreten. 1903/04 hat unter dem gefütterten Wild einen Abgang von 3,3% (und zwar am wenigsten dort, wo die meisten Rüben gegeben waren), unter dem nachweislich nicht gefütterten Wild aber einen solchen von 20,6% gebracht. Wo kräftig mit Rüben gefüttert ist, haben sowohl die Winter- wie auch die Sommerschälschäden stark nachgelassen, stellenweise ganz aufgehört. In den Laubholzbeständen der jagdlich verpachteten Südharzreviere ist dagegen stellenweise sehr stark geschält, vielleicht eine Folge des Zusammenrottens vielen Wildes in den Wintermonaten wegen der dort üblichen starken Fütterungen und der beim Wild besonders beliebten Futtermittel (Rüben, Kastanien, Eicheln, Hafer usw.). Vielleicht liegt aber der Grund der Laubholzschälung auch darin, daß verhältnismäßig zu viel und zu lange Trocken-Kraftfutter gegeben wird. Auch in den Nordharzparks, wo bis in den Juni Kraftfutter gegeben wird, wird Laubholz geschält."

Wildäcker sind in den fürstlichen Forsten als zu kostspielig und zu kurz wirkend völlig aufgegeben.

Wie in der Naturbeschreibung schon näher ausgeführt ist, unterliegt es bei mir nicht dem geringsten Zweifel, daß das Edelwild sich tränkt. Es ist das nicht nur von vielen guten Beobachtern öfters festgestellt worden, es liegt auch in der Natur der Sache. Ich habe es dazu durch eigene Beobachtung so oft bestätigt gefunden, daß ich die Herstellung und die Unterhaltung von Wildtränken dort, wo es an fließendem Wasser fehlt, für eine wesentliche Aufgabe der Wildhege halte. Vielfach ist über das Auswechseln des Wildes bei trockener Zeit aus wasserarmen Revieren geklagt worden; man hat sich auch in den spitzfindigsten Erklärungen für dieses auffallende Ereignis ergangen, aber die natürlichste und zunächst liegende Erklärung will immer noch von diesen und jenen Zweiflern nicht geglaubt werden.

Die Offenhaltung von Gräben und Wasserlöchern liegt oft schon im Interesse der Waldpflege; wo es an gutem Wasser fehlt, ist solches durch Aufgraben von Löchern zu beschaffen; bei starkem Frost, bei dem bekanntlich reines Wasser viel eher und dicker mit Eis bedeckt wird, als die Sumpf- und Moorlöcher, sorge

man für das regelmäßige Aufeisen; man wird dafür die Freude erleben, daß das Wild dann nicht auswechselt, sondern im Revier Stand behält. Die hin und wieder gehörten Erzählungen von den gänzlich wasserlosen Revieren, in denen trotzdem das Wild jahrein jahraus seinen Stand beibehielte, vermag ich nicht für wahr zu halten. Wenn ich auch dem Erzähler nicht zu nahe treten will, so glaube ich doch, daß er dann die Wassergelegenheiten nicht kennt, auch wenn er sein Revier noch so genau zu kennen vorgibt. Wo es gar kein oberirdisches Wasser gibt, da bleibt für längere Zeit kein Vogel und kein Säugetier — das Wild macht davon keine Ausnahme.

Im Gebirge läßt sich durch Stauvorrichtungen leicht für Wasservorrat in Zeiten der Dürre sorgen; in wasserarmen, sandigen Revieren bleibt nichts übrig, als die Tränken mit einer starken, festgestampften Lehmschicht zu versehen, wenn nicht der Lebensquell zur Unzeit versiegen soll.

Wenn man die jagdliche Literatur durchblättert, so sieht man überall, wo die Hege des Rotwildes behandelt wird, die Salzlecke oder Sulze erwähnt. Hält man aber in den Revieren Umschau, so findet man diese Lecken in sehr vielen gar nicht, in anderen in so geringer Anzahl, daß sie für den gesamten Wildstand kaum in Betracht kommen. Nur in wenigen, ganz besonders pfleglich behandelten Revieren trifft man sie in größerer Zahl an. Dabei weisen manche Reviere, in denen man niemals eine Salzlecke kannte, Wild von solcher Stärke und so guter Geweihbildung auf, wie es besser nicht gewünscht werden kann. In anderen Revieren wird trotz aller Lockmittel und trotz aller Mühe die Sulze zur Verzweiflung des Hegers überhaupt nicht angenommen.

Diese Verhältnisse weisen auf die Verschiedenheit des Salzgehaltes in der Äsung, je nach der Bodenbeschaffenheit hin. Die Salzlecke soll dem Wild das zur gesunden Verdauung erwünschte Salz bieten, und es gleichzeitig durch diesen Genuß mehr an seinen Stand fesseln. Wo nun die aufgenommenen Pflanzenteile einen hinreichend großen Salzgehalt haben, da verschmäht das Wild die weitere Aufnahme und nimmt die Sulzen nicht an.

Diese unleugbare und in der Jagdliteratur hinreichend bezeugte Tatsache genügt, um die Salzlecke des Rufes als Allheilmittel zu entkleiden. Sie ist in der Hege ein Mittel zur Gesunderhaltung des Wildes; aber nicht, wie es so oft dargestellt worden ist, das Mittel. In diesem letzteren Sinne halte ich die Lecke sogar für gefährlich, weil sie die vielen anderen Maßregeln für das Gedeihen des Wildes in den Hintergrund drängt. In früherer, wundergläubiger Zeit wurden die Sulzen als Mittel gepriesen zur Anlockung des Wildes auf die weitesten Entfernungen. In der Zeit der deutschen Kleinstaaterei wurde die Anlage von Salzlecken sogar gesetzlich verboten, damit nicht etwa durch diese die Hirsche aus dem einen „Vaterland" in das andere hinübergelockt werden sollten. So besagt § 4 der Sachsen-Koburg-Saalfeldischen Jagdordnung vom 10. März 1810: „Das Recht, Salzlecken und Fütterungen zu unterhalten, steht ausschließlich dem Landesherrn zu; Landsassen oder benachbarte Herren, welchen die hohe Jagd in einigen Distrikten der herzogl. Lande zusteht, sollen dergleichen bei Verlust des Jagdrechtes nicht anlegen." Reisende Jäger durchzogen das Land, einer den anderen in der

Anpreisung eines noch besseren Lockmittels für die Sulzen überbietend. Auch die heutige Zeit ist noch nicht frei von derartigen Anschauungen.

Für salzarme Böden wird die Sulze nie entbehrt werden können; aber wo der Boden und damit die auf ihm wachsenden Pflanzen einen hinreichenden Salzgehalt haben oder wo z. B. bei der Düngung der Moorwiesen alljährlich in dem Kainit große Mengen kochsalzhaltiger Verbindungen in das Revier gebracht werden, da ist die Sulze überflüssig, und dort wird sie auch nur wenig oder gar nicht angenommen.

Wer also dort, wo noch keine Salzlecken vorhanden sind, die Neuanlage beabsichtigt, der tut gut, zunächst Versuche im Kleinen zu machen, um nicht größere Kosten vergebens zu verausgaben.

Das Kochsalz (Chlornatrium) ist je nach dem Salzgehalt des Bodens in den jungen Gräsern, Kräutern und Holztrieben mehr oder weniger überall in der Natur vorhanden. Erhöhte Salzgaben aber üben auf die Verdauungstätigkeit eine belebende Wirkung und sind namentlich von gutem Einfluß bei der Aufnahme von Gräsern, die bei warmem, feuchtem Wetter üppig emporgewachsen sind, sowie bei dem Genuß trockner, von Feuchtigkeit ausgelaugter Gräser und Kräuter, die an sich nahrungs- und salzarm sind, und die mehr den Pansen füllen, als Kraft und Wärme geben. So spielt das Salz beim Aufbau und der Erhaltung des Wildkörpers eine doppelte Rolle, indem der notwendige Bedarf an Salz zur Ernährung gebraucht wird, der überschießende Teil der Belebung der Verdauungstätigkeit und leichteren Überwindung von Störungen derselben dient. Auch eine erregende Wirkung auf den Geschlechtstrieb, sowie Erleichterung des Haarwechsels wird dem Kochsalz zugeschrieben. Daher ist es besonders zur Frühlingszeit, wo nach der Winteräsung ein schneller und an manchen Orten gänzlich unvermittelter Übergang zur Grünäsung stattfindet, sowie auch während der Fütterung im Winter am Platz.

Die gebräuchlichste Art der Verabreichung des Salzes ist die altüberkommene Salzlecke. Sie wird in der Weise angefertigt, daß man in dicht schließende, eichene Tröge, die 3—4 Fuß im Geviert groß und $1^1/_2$ Fuß hoch sind, fein gesiebten, trockenen, stein- und sandfreien Lehm, der nicht eisenhaltig ist, stark mit Koch- oder Viehsalz im Verhältnis von 4 : 1 oder 3 : 1 vermengt, einschlägt, die Füllung bis über den Rand aufhöht und oben rund abformt, damit das Regenwasser nach auswärts ablaufen kann.

Oder man füllt, was zur Verhinderung des Auslaugens noch besser ist, Steintröge oder solche von gebranntem Ton mit der gesalzenen Lehmerde. Dieses Verfahren ist in der erstmaligen Ausgabe teurer, da die Steintröge nicht billig sind, und die Tontröge durch Bretterumschalung gegen das Zerschlagenwerden durch die Läufe des Wildes geschützt werden müssen.

Viel billiger ist das gelegentliche Einschlagen der Salzlecke in alte Stubben. Dieses Verfahren hat außerdem den Vorteil, daß die Lecke natürlicher aussieht und leichter angenommen wird.

In neuerer Zeit werden Lecksteine in den Handel gebracht, die außer dem Kochsalz auch noch phosphorsauren Kalk und zur Anlockung verschiedene, dem Wild

angenehme, stark riechende Stoffe enthalten. Solche Steine sind viel leichter überall hin zu bringen als die alte Lehmsalzmischung und auch weit leichter zu handhaben. Sie sind u. a., nach Neumeisterscher Vorschrift hergestellt, zu haben in der chemischen Fabrik von Fack und Lehmann, Mockau-Leipzig.

Im übrigen ist bei allen derartigen als Lecksteine oder als Pulver (Wildfutterpulver) zur Mischung in die Salzlecken angepriesenen Mitteln für die Stärkung des Knochenbaues und der Geweihbildung neben dem Kochsalz der phosphorsaure Kalk die Hauptsache. Die übrigen Bestandteile: Anis, Veilchenwurzel, Fenchel usw. sind lediglich Lockstoffe für das Wild und — den einkaufenden Heger, denn er muß diese an sich überflüssigen Stoffe teuer bezahlen. Bei weitem billiger erzielt er die guten Wirkungen, wenn er der Lehmsalzmischung in der alten Salzlecke geruchfreien, präzipitierten, basisch-phosphorsauren Kalk beimengt, wie er in der Viehzucht allgemein zur Anwendung gelangt, und der etwa mit 10 Mark für den Zentner käuflich ist. Dagegen kostet beispielsweise der Zentner Holfelds vegetabilisches Wildfutterpulver für Salzlecken rund 80 Mark! Auch die neuerdings in den Handel gebrachten Holfeldschen Lecksteine sind sehr teuer, während die von Fack und Lehmann vertriebenen, ähnlich zusammengesetzten sich durch große Billigkeit auszeichnen.

Wie viele Salzlecken man anlegen soll, darüber läßt sich schwerlich eine Vorschrift geben; ihre Zahl richtet sich nach dem Wildstand und dessen Verteilung im Revier. Nimmt das Wild die Lecken an und bekundet dadurch sein Bedürfnis nach Salz, so ist Sorge zu tragen, daß die Lecken möglichst allem Wild zugänglich werden. Stille Waldwiesen, gern besuchte Äsungsplätze, Suhlen, Fütterungen usw. eignen sich am besten zur Anlage der Sulzen. Um das Wild auf sie hinzuleiten, sät man rings herum Hafer, Seradella, Klee u. dgl.; in der nächsten Umgebung der Lecke hält man den Boden wund, um spüren zu können, welches Wild das Salz angenommen hat. Sollte darüber längere Zeit vergehen, so hält man durch Übergießen mit starker Salzlösung (Heringslake?) die Füllung frisch. Selbstverständlich ist sofortige Wiederfüllung nötig, wenn das Wild den Lehm mit den Läufen herausgeschlagen (was es gern tut) oder fortgeleckt hat.

Die Lecksteine, seien es nun einfache Stücke Viehsalz oder besonders für das Wild hergestellte oder Pfannensteine, wie sie in den Salinen billig erhältlich sind, gibt man in Krippen, spießt sie auf Holzstäbe, legt sie in Astquirle usw. und berücksichtigt dabei, daß sie Regen nicht vertragen.

Wie ich im ersten Teil näher ausgeführt habe, liebt es das Rotwild zu jeder Jahreszeit, sich im nassen Schlamm zu wälzen, sich zu suhlen. Diesem Bedürfnis ist durch stete Unterhaltung, und wo nötig durch neue Herstellung der Suhlen Rechnung zu tragen. Da der Wasserstand nach der Jahreszeit im Revier wechselt, das Wild aber sich nicht im Wasser, sondern mehr im Schlamm zu suhlen liebt, so nimmt es immer nur die Suhlen an, die zeitweise dieser Liebhaberei entsprechen. Bei trockener Witterung muß man daher, wenn die Feuchtigkeit in den Suhlen knapp wird, für die nötige Vertiefung Sorge tragen. Dabei berücksichtigt man die bequeme Zugänglichkeit für das Wild, die nur bei wenigstens nach einer Seite flach verlaufendem Rand möglich ist.

Je mehr und je bessere Suhlen ein Revier hat, um so lieber nimmt das Wild unter ihm sonst zusagenden Verhältnissen dort seinen Stand. Durch Anlage neuer kann man das Wild auch nach Revierteilen hinziehen, wo es aus Mangel an solchen bisher nicht gern stand. Legt man im sandigen Boden derartige Erfrischungsplätze an, so läßt man am besten gleich in der Nähe der Wechsel mehrere in verschiedener Tiefe ausgraben, weil sie, um das Wasser zu halten, mit Lehm ausgeschlagen werden müssen, und dieser, falls die Suhle dennoch trocken wird, die Arbeit der Vertiefung bedeutend erschwert.

Werfen wir am Schluß dieses Abschnittes einen Rückblick auf seinen Inhalt, so erhellt, daß wir eine reiche Auswahl der verschiedensten Mittel haben, um je nach der Örtlichkeit und den Standortsverhältnissen dem Wild diejenige Äsung und im Notfall diejenigen Futtermittel zu bieten, die es gebraucht, um sich gesund und kräftig zu entwickeln. Daß darin im allgemeinen zu wenig getan wird, ist leider nicht zu leugnen; daß wir aber, um der weiteren Entartung des Wildes vorzubeugen, und um es, nachdem die Wildschadenersatzpflicht ihm die Felder mehr und mehr verschließt, an den Wald zu fesseln, in umfangreichem Maßstab und in weiser Sorge für die Zukunft von Wald und Wild von diesen Mitteln, je nachdem sie sich für die gegebenen Verhältnisse eignen, gehörig Gebrauch machen müssen, darüber wird der Leser hoffentlich mit mir einer Meinung sein.

Zweiter Abschnitt.

Wild- und Jagdschutz.

Unter Wildschutz versteht man den Schutz des Wildes gegen Witterungseinflüsse, Tiere, Menschen, und die Verhinderung von Störungen in seiner Ruhe und seinen Lebensgewohnheiten; der Jagdschutz umfaßt dagegen die Verhinderung von Eingriffen in das Jagdrecht des Jagdberechtigten.

Beschäftigen wir uns zunächst mit dem Wildschutz. Wenn auch das Wild als Bewohner des freien Waldes gegen die Einflüsse der Witterung eine große Widerstandskraft besitzt, so hat diese doch zur Voraussetzung, daß ihm diejenigen Schutzmittel, die die unverfälschte Natur bieten würde, auch im Wirtschaftswalde nicht gänzlich fehlen. Kälte, rauhe Winde, Hitze, Sonnenbrand, stechendes und saugendes Geschmeiß sollen das Wild nicht schutzlos finden.

Hinreichend große, dichte, geschlossene Dickungen in zweckmäßiger Verteilung über das ganze Revier bieten Ruhe und Schutz und veranlassen eine dem Wild wie dem Walde günstige Verteilung desselben; dem Wild, weil die natürliche Äsung besser ausgenutzt wird, dem Walde, weil der Schaden durch Verbeißen usw. sich verteilt und dadurch weniger fühlbar wird. Hier kommt in Laubhölzern besonders die Anlage von Nadelholzdickungen, wenn auch nur auf kleineren Flächen in den Jungwüchsen in Betracht; und unter den Holzarten besonders die Fichte. Diese sonst zu dem Edelwild in so starkem Gegensatz stehende Holzart ist vermöge ihrer dichten Benadelung, wie ihrer wagerechten, wenn nicht hängenden, Zweigbildung zur Anlage recht warmer, schützender Dickungen hervorragend geeignet; auch bietet ihr tiefer Schatten im heißen Sommer willkommenen Schutz gegen die

schmarotzenden Insekten. Für die Laubholzwaldungen brauche ich freilich ihren Einbau nicht besonders zu empfehlen; sie wird ohnehin ihres bequemen Anbaues wegen leider überall zu viel angepflanzt. Doch ist sie auch in Kiefernwaldungen von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Es bleibt unter der Fichte im kalten Winter viel wärmer; sie trägt viel mehr Schnee; es bleibt also unter ihr der Boden leichter offen, als unter der Kiefer, und es ist im Sommer dunkle Nacht in der Fichtendickung, wenn es in der Kieferndickung heller Tag ist. Aus diesem Grund ist eine mäßige Beimischung von Fichtensamen bei der Kiefernsaat, aber noch viel mehr auf frischeren, in der Mitte der jeweiligen Kiefernkultur gelegenen Stellen Aussaat des Samens im umgekehrten Verhältnis zu empfehlen. Es braucht sich das nur auf wenige Are zu erstrecken; und so armselig sind nicht viele Reviere, daß unter der Kiefer nicht wenigstens unterwüchsig die Fichte vorwärtskäme. Dem Wild aber wird durch solche Zufluchtsorte ganz ungeheuer wohlgetan; und der Heger wird bald empfinden, daß solche Sorgfalt ihren Lohn in sich trägt.

Es gehört hierhin auch die Schonung und Pflege der Brücher. Das kühle, nasse, mit Röhricht durchwachsene Bruch ist dem Wild in der heißen Zeit unersetzlich; nirgends findet es besseren Schutz vor der Hitze und vor den fliegenden Plagegeistern des Sommers. Darum zapfe man nicht jedes minderwertige Bruch ab, um darauf eine meist unsichere Kultur sogenannter besserer Holzarten zu versuchen.

In Niederungs- und Aurevieren, die der Überschwemmung ausgesetzt sind, müssen, falls dem Wild nicht nahe gelegene Höhen zugänglich sind, die es bei Gefahr von selbst aufsucht, künstlich erhöhte Dämme oder Plätze angeschüttet werden, die ihm Zuflucht bieten. Ferner ist hier bei Anlage von Zäunen und Gattern irgend welcher Art sorgfältig zu erwägen, ob ihre Lage nicht dem etwa zum Rinnen gezwungenen Wild gefährlich werden kann. Vor allen Dingen aber ist bei eintretendem Hochwasser für unbedingte Ruhe und Ungestörtheit des bedrohten Wildes zu sorgen, damit es nicht durch wildernde Kahninsassen und neugierige Gaffer beunruhigt und von den rettenden Plätzen abgehalten wird. Aus demselben Grund hat auch jede eigene Hilfe durch Kähne usw. zu unterbleiben. Sie nützt nichts und stört nur das Wild in seiner Selbsthilfe.

Von dem Haar- und Federraubwild kommen, nachdem der Luchs in Deutschland als ausgerottet anzusehen ist, der Wolf, Fuchs, Marder, Adler und Uhu in Betracht.

Der Wolf, der in den Reichslanden noch heimisch ist und in die östlichen Provinzen Preußens vereinzelt einwechselt, ist rücksichtslos zu verfolgen, besonders durch Einkreisen bei einer Neuen. Wo ein solcher in das Revier einbricht, da ist es um die Ruhe des Wildes geschehen; er reißt junge wie alte Stücke und bringt in kurzer Zeit das ganze Revier in Angst und Aufruhr.

Über Fuchs und Marder, die nur frisch gesetzten Kälbern gefährlich werden, ist nichts Besonderes zu sagen.

Daß der Steinadler und der Uhu, die beide erheblichen Schaden am Jungwild anrichten können, vom Jäger kurz gehalten werden, ist geboten; für den Seeadler aber möchte ich wenigstens dort, wo er noch horstet, ein gutes Wort einlegen. Sein Jagdgebiet ist das Wasser; er findet sich zwar auch bei gefallenen

Stücken Wild ein; aber daß er ein Rotwildkalb geschlagen hätte, das ist beispielsweise auf dem Darß, wo er regelmäßig horstet, soviel ich habe feststellen können, noch nicht beobachtet worden. Darum Schonung für diesen schönen, immer seltener werdenden Vogel, der der Küstenlandschaft zu unvergleichlicher Zier gereicht!

Weit gefährlicher als das Raubwild ist für die Ruhe des Wildstandes der jagende Hund. Es gibt fast kein Revier, das nicht unter dieser Plage leidet.

Um nicht mit dem Gesetz in Streit zu geraten, ist die Kenntnis der gesetzlichen Vorschriften betreffend die Verhinderung des durch jagende Hunde verursachten Schadens erforderlich. Es ist hier nicht der Ort, auf diesen weitschichtigen Gegenstand näher einzugehen. Ich verweise daher auf das ausgezeichnete Werkchen von Joseph Bauer: „Das in Deutschland geltende Recht, revierende Hunde und Katzen zu töten." Neudamm, J. Neumann.

Daraus vermag sich jeder über die Rechtslage in seiner Gegend zu unterrichten.

Es liegt im Interesse der Jagdberechtigten und ganz allgemein der Jagd selbst, von der Befugnis zum Töten der Hunde nur in den Fällen Gebrauch zu machen, in denen es sich um wirkliche Abwehr von Schaden handelt, sonst aber lieber ein Auge zuzudrücken, als durch rücksichtsloses Totschießen unnötige Verstimmung zu erregen. Dieser letztere Grund leitet auch darauf hin, jagende Hunde möglichst still und lautlos verschwinden zu lassen.

Zum Totschießen gehören meistens zwei, einer der erschossen wird, und einer, der schießt; weil aber dieser letztere oftmals nicht zugegen ist, wenn Phylax laut oder stumm am Wild hetzt, und falls er in der Nähe ist, nur selten die Jagd erreichen kann, so ist das Totschießen das weniger sichere Mittel zum Habhaftwerden der Störenfriede. Viel sicherer, weil immer wirkend, ist das Eisen und die Falle.

Man legt entweder um einen zu diesem Zweck in das Revier geschafften, halb vergrabenen Tierkadaver oder um ein ebenso vergrabenes Stück Fallwild eine Anzahl von Tellereisen, oder fängt die Hunde nach vorherigem Ankirren durch Legen von Eisen unter aufgehängten Fleischstücken u. dgl. mehr. Die Sache ist meistens sehr sicher, weil die Hunde in der Regel von den benachbarten Dörfern oder einzelnen Gehöften aus jagen nnd meistens an derselben Stelle einzulaufen pflegen. Freilich hat das Eisen den Nachteil, daß die Hunde, wenn nicht erschlagen, so doch immer stark verletzt werden; fangen sich daher Hunde, deren Tötung nicht beabsichtigt wird, so ist das mißlich. Aus diesem Grunde ist die Anlage von Fallen oder Fanghütten zweckmäßiger. Es sind das kleine, aber festgebaute Holzhütten, die so viel Raum bieten, daß ein Hund sich darin bewegen kann; am Boden befindet sich ein Brett, das mit dem Köder versehen wird; das Brett ist durch eine einfache Stellvorrichtung und die die Falltür hoch haltende Leine mit der Falltür verbunden. Der Köder muß von der Schwelle so weit entfernt sein, daß die Tür unbedingt hinter dem Hund zufällt. Sobald dieser den Köder ergreift, wird die Stellung ausgelöst; die Tür fällt herunter und Phylax ist gefangen. Ein einfacher Federverschluß verhindert ihn, die Tür wieder hochzuheben.

Einen wichtigen Teil des Wildschutzes bildet die Fernhaltung von Beunruhigungen des Wildes durch Menschen. Ruhe im Walde ist für das

Gedeihen des Wildes unentbehrlich. Sie kann gestört werden durch die Jägerei selbst und durch andere. Sehen wir zu, was der Jäger zur Erhaltung der Ruhe beitragen kann, so werden wir zunächst finden, daß die Vermeidung lärmender Niederjagden hierfür von großer Bedeutung ist.

Wem das Glück zuteil geworden ist, in seinem eigenen oder dem ihm zur Verwaltung anvertrauten Walde einen Edelwildstand zu hegen, der hat mit diesem Vorzug auch Pflichten zu übernehmen, wenn er ein gerechter Jäger sein will.

Wie geht es aber manchmal zu?! Kaum zieht der 1. Juli ins Land, so wird auf Enten gejagt; die stillen Seeränder mit ihrem Röhricht, der liebste Aufenthalt der Kolbenhirsche, werden der Schauplatz lauten Geschreies, Schießens und Hundehetzens; die Entenhunde, ohnehin nicht selten von mangelhaftem Appell, hetzen die Hirsche und die alten Tiere mit ihren kaum vier Wochen alten Kälbern; das Alttier nimmt in der Angst einen Wechsel an, auf dem das Kalb, des tiefen Wassers wegen, noch nicht folgen kann, und das Kalb ertrinkt.*) So wird der hehrste Waldesfriede in ein Tohuwabohu verkehrt; und glücklich geht es noch, wenn damit die Sache vorbei ist. Nicht selten aber werden täglich mit den Hunden die Seeränder und Brücher auf Enten abgesucht — wo soll das arme Wild bleiben, wenn ihm seine Lieblingsstände verleidet werden!

Kaum ist die Brunftzeit vorbei; kaum haben die erschöpften Platzhirsche sich in die großen Dickungen zurückgezogen, um in Ruhe und Frieden die verlorenen Kräfte wieder zu ersetzen, da ertönt an einem frischen Novembermorgen die Hasenklapper; ein lustiges Schießen hebt an, Hunde jagen an vorbei- oder angeschossenen Hasen; Hundepfeifen und Rufe tönen durcheinander. Das wiederholt sich sogar hin und wieder öfter; der Hasenjagd folgt im Januar, Februar das Fuchstreiben, diesem im März, April die Schnepfensuche. Wie soll das Wild dabei die so nötige Ruhe finden? Es ist kein Wunder, wenn unter solchen Umständen mehr auswechselt als wieder einwechselt.

Aber, höre ich einen Leser fragen, soll denn alles sich nur um das Rotwild drehen? Durchaus nicht, die anderen Wildarten sollen auch bejagt werden; aber deren Jagd soll sich der Hege des Rotwildes unterordnen, und vor allem die dieser Wildart so notwendige Ruhe nicht stören.

Es ist einmal so der Brauch, daß Treibjagden auf Hasen im Walde gemacht werden; und gewiß hat eine solche Jagd ihre großen Reize, wenn — Hasen vorhanden sind. Aber in größeren, geschlossenen Waldkörpern, in denen das Rotwild eigentlich zu Hause ist, pflegt das Geschlecht derer von Lampe nicht hervorragend vertreten zu sein; und oft steht dort das Ergebnis einer solchen Jagd mit dem dazu aufgebotenen Schützen- und Treiberpersonal in einem wunderlichen Gegensatz. Die paar Hasen hätte man ruhig können leben lassen; dann hätte man sich das Wild nicht für längere Zeit vergrämt.

Darum tut man gut, sich mit solchen Jagden auf die Ränder des Reviers zu beschränken; da pflegt es auch eher Hasen zu geben; und wenn hier das Wild

*) Bei den in früheren Jahren in der Oberförsterei Darß nur einmal im Jahre, Anfang Juli, abgehaltenen Entenjagden wurde regelmäßig mindestens ein eben ertrunkenes Rotwildkalb gefunden. Waren das die einzigen? Seither habe ich diese Jagden gänzlich eingestellt.

vergrämt wird, so ist das kein Fehler; es steht da doch mehr oder minder immer gefährdet. Ähnlich hält man es auch, soweit die örtlichen Verhältnisse das nicht gerade durchkreuzen, mit den übrigen kleinen Jagden: im Inneren des Revieres möglichste Ruhe, an den Rändern und Feldgrenzen Enten- und Schnepfensuche nach Herzenslust. So schlägt man zwei Fliegen mit einer Klappe.

Der Beunruhigung des Wildstandes vermag der Jäger ferner vorzubeugen durch die Wahl von Jagdarten auf das Rotwild selbst, die dieses am wenigsten stören, sowie durch entsprechendes Verhalten nach dem Schuß. Hierhin gehört die Ausübung der Jagd auf dem Anstand, die Pürsche, die Vermeidung des Beschießens stärkerer Rudel; beim Pürschenfahren unbedingtes Unterlassen des Schießens vom Wagen aus oder noch in Gesichtsweite des Wagens; ferner die Beschränkung des Jagens mit kurzläufigen Hunden beim Drücken auf die Außenränder. Nach abgegebenem Schuß soll der Jäger unbeweglich verharren, bis das Wild sich völlig verzogen hat; dadurch wird erreicht, daß es den Schuß nicht gleich mit dem Menschen in Beziehung bringt und vertraut bleibt.

Abgesehen vom Schweißhund, bei dem dieses selbstverständlich ist, gehören aber in Hochwildrevieren noch die von der Jägerei ins Revier mitgeführten sonstigen Jagdhunde zu jeder Jahreszeit an die Leine. Es wirft kein gutes Licht auf die Jagdverwaltung und verrät eine durchaus unberechtigte Sorglosigkeit, wenn man, wie es leider häufig der Fall ist, Hühnerhunde und Teckel, die, wenn man ihren Besitzern glauben wollte, natürlich ausnahmslos einen ausgezeichneten Appell haben, ungeleint ihre Herren begleiten sieht. Ganz besonders ist aber zur Setzzeit in dieser Beziehung Strenge zu üben.

Nicht wenig trägt ferner zur Störung der Ruhe im Walde seitens des Jagdpersonales das Suchen nach abgeworfenen Stangen bei. Diese Suche ist einmal von dem Betreten der Lieblingsstände des Wildes nicht zu trennen. Erfahrungsmäßig ist dem Wild aber keine Beunruhigung so störend, wie das stille Nachschleichen und Umherkriechen in den Dickungen und sonstigen heimlichen Orten. Mag man, was ja verständlich ist, die starken Abwürfe des einen oder anderen guten Hirsches auch gern in seinen Besitz bringen, so soll die Suche danach doch so eingeschränkt werden, daß erhebliche Störung der Ruhe vermieden wird. Wenn aber das Jagdpersonal systematisch und anhaltend im Frühling und Vorsommer jede Dickung, womöglich mit Hunden, auf Stangen absucht, so ist das nichts weiter als Unfug, der um so verderblicher wirkt, als die Hirsche nach dem Abwerfen mehr denn je die Ruhe und Stille aufsuchen. Fremde Stangensucher sind selbstverständlich erst recht aus dem Revier fernzuhalten.

Die Ruhe im Revier stört leider nicht allein der Jäger; es tragen dazu manche andere bei, die nicht so leicht wie dieser zur Rücksicht auf das Wild veranlaßt werden können. Aus der Geschichte des deutschen Waldes, der in früheren Zeiten Eigentum der Markgenossen war, und dem einzelnen derselben weitgehende Rechte gestattete, ergibt sich die noch heute im Volke wurzelnde Anschauung, daß wenigstens gewisse Waldnutzungen noch Gemeingut seien. Mit diesen Anschauungen wird, wenn sie auch nicht in den Gesetzen festgelegt sind, tatsächlich seitens der Staatsgewalt und des Großgrundbesitzes gerechnet, insofern mancherlei Nutzungen,

unter entsprechender Aufsicht, der Bevölkerung in leichtester Weise zugänglich gemacht werden.

Ich würde dem Wild einen schlechten Dienst leisten, wollte ich derartige Waldnutzungen nur vom Standpunkt des Jägers aus behandeln. Daher stelle ich den volkswirtschaftlichen und den Standpunkt des Waldbesitzers in den Vordergrund, die beide vor einer zu weitgehenden Liberalität in dieser Hinsicht warnen. Von den Berechtigungen auf Waldnutzungen, die, allerorts durch Ablösung im Rückgang begriffen, meistenteils schon abgelöst sind, sehe ich ab.

Betrachten wir zunächst eine weitverbreitete Nutzung, das Sammeln von Raff- und Leseholz. Wenn der Waldbesitzer der alten Witwe, dem Greise die Erlaubnis erteilt, im Walde abgefallene, dürre Äste zu sammeln und als Feuerungsmaterial nach Hause zu tragen oder zu karren, so gibt er den nicht mehr arbeitsfähigen Familienmitgliedern Gelegenheit, zum Unterhalt der Wirtschaft noch ihr Scherflein beizutragen, ohne dem Walde nennenswerten Nachteil zuzufügen. Wenn er aber diese Erlaubnis auch auf den arbeitsfähigen Teil der waldanwohnenden Bevölkerung ausdehnt, so geht er offenbar zu weit. Einmal kann das nicht geschehen, ohne das Revier in seinem größeren Teil frei zu geben, ohne jeden trockenen Ast, der zweckmäßiger der Bodenverbesserung zugute käme — als geringer Ersatz für die infolge der Kahlschlagwirtschaft nach dem Abtrieb des Altholzes nicht zu verhindernde Bodenverarmung — hinzugeben, und zweitens wäre es eine Vergeudung von Arbeitskräften, insofern, als der wirkliche Wert des Sammelholzes zu der von arbeitsfähigen Leuten aufgewendeten Zeit in einem schreienden Mißverhältnis steht. Die immer intensiver werdende Waldwirtschaft leidet vielfach unter dem Mangel an Arbeitskräften; da ist es vergeudete Nationalkraft, wenn so geringwertige Sachen, wie Raff- und Leseholz, von arbeitsfähigen Leuten gesammelt werden. Der Bevölkerung wie dem Walde leistet man ungleich bessere Dienste, wenn man für dauernde, gute Arbeitsgelegenheit sorgt und den Arbeitern dadurch die Möglichkeit zum Ankauf brennkräftigen Holzes gibt. Zur Unterstützung der Armut ist dann die untertaxmäßige Verabfolgung von Reiserholz zu empfehlen. Beschränkt man ferner das Sammeln von Leseholz, wie es schon im Interesse des nicht zu weiten Transportes liegt, auf die den Dörfern zunächst gelegenen Waldteile und auf bestimmte Wochentage, so wird der Bevölkerung und dem Walde mehr genützt, als durch die uneingeschränkte und maßlose Erlaubnis zum Holzsammeln, mit der außerdem die Gefahr von Forst- und Jagdfreveln in hohem Grade verbunden ist. Freilich opfert man dabei die so leicht durch allerhand Nachgiebigkeiten zu erringende Volksgunst, die weniger nach ihrem wirklichen Vorteil, als nach eingelebten Gewohnheiten und Gebräuchen urteilt; aber der Wald gedeiht nur in einer starken Hand, und am Wohl des Waldes hängt ein nicht unbedeutender Teil des Volkswohles. Welchen Nachteil frühere Nachgiebigkeiten dem Walde gebracht haben, zeigt deutlich die ausgedehnte Erlaubnis zum Haken der Äste. Es war und ist leider noch hier und dort den Holzsammlern gestattet, mit eisernen, an langen Stangen befestigten Haken die trockenen Äste in den Stangen- und Baumhölzern herunterzureißen. Die abgebrochenen Stummel bleiben dann am Stamm und wachsen mit ein. Heute ernten wir die Früchte dieser barbarischen Behandlung

des Waldes in dem geringeren Preise, den wir für das so entwertete Nutzholz erzielen, ebenso wie in der ungeheuren Gefahr, die die Verbreitung des Kiefernbaumschwammes über die so mißhandelten Kiefernbestände gebracht hat. Würde man diese Schäden berechnen können, so würde sich ergeben, daß der in früheren Zeiten der holzsammelnden Bevölkerung gewährte geringe Vorteil heute durch die Entwertung ungeheurer Bestandsmassen hundertmal wieder aufgewogen wird.

Liegt somit eine weise Beschränkung der Holzlese im Interesse des Waldes und der Bevölkerung selbst, so soll sie uns vom Standpunkt der Hege erst recht willkommen sein.

Etwas anders liegt die Sache, wenn es sich um das Sammeln von Beeren und von Pilzen handelt. Die von der ärmeren Bevölkerung gesammelten Blaubeeren — an deren Gesundheit und Wohlgeschmack wir freilich erst zu glauben beginnen, wenn wir ihren köstlichen Saft auf dem Umweg über Bordeaux in den wohlgekapselten Flaschen als Château Margaux oder Château Lafitte (Schloßabzug) auf dem Tisch stehen sehen — wie die Preißelbeeren und Himbeeren, stellen wirkliche Werte dar, die den Wert der auf das Sammeln verwendeten Zeit weit übersteigen. Ähnlich verhält es sich stellenweise mit den Pilzen. Der Waldbesitzer wird daher ohne Verletzung des Allgemeinwohles diese Nutzungen nicht gut untersagen können. Aber zwischen diesem gänzlichen Verbot und einer uneingeschränkten Freigabe der Nutzung liegt mancher gangbare Weg, der den beiderseitigen Interessen genügt: Beschränkung der Beeren- und Pilzsammler auf denjenigen Teil der Bevölkerung, der zum Walde im dauernden Arbeitsverhältnis steht, Fernhaltung aller irgendwie unsicheren Leute, Gestattung des Sammelns nur für die Haupterntezeit und unter Ausschluß der inneren Revierteile. Bei der immer wachsenden Entvölkerung des platten Landes hat der Waldbesitzer ein wesentliches Interesse daran, seine Waldarbeiter durch Gewährung derartiger Nutzungen an den Wald zu fesseln, und sie vor anderen zu bevorzugen. Es ist gänzlich unüberlegt, um nicht zu sagen sinnlos, dem Proletariat der benachbarten Stadt, das niemals zur Waldarbeit sich einfindet und immer im feindlichen Gegensatz zum Walde steht, aus bloßer Rücksicht auf den Herrn Redakteur des städtischen Käseblättchens die gleichen Nutzungen wie der waldanwohnenden Landbevölkerung und natürlich nur auf Kosten dieser zu gestatten. Sentimentalen Lesern, die hierin etwa eine Härte oder gar eine Beschränkung des Naturgenusses finden sollten, mag gesagt sein, daß es sich für diese über den Waldfrieden losgelassenen Horden meistens um wesentlich anderes als Naturgenuß, Beeren und Pilze handelt. Würden sie einmal ein solches Tohuwabohu erleben, das jegliches Wild auf Tage und Wochen von seinem Stand verscheucht, und die Beschäftigung solcher Ausflügler näher beobachten können, sie würden sich entrüstet von einer solchen Entweihung des Waldfriedens abwenden.

Daher gestatte man das Sammeln von Beeren und Pilzen in verständigen Grenzen, weise aber jede Überschreitung streng ab.

Besondere Ruhe verlangt das Wild zur Setzzeit und während der Brunft. Es wird daher in gut geleiteten Wildrevieren schon in wirtschaftlicher Hinsicht auf diese Zeiten Rücksicht genommen.

Es gehören schließlich zum Wildschutz noch die Mittel, mit denen den Verlusten an Wild durch Austreten und Erlegung auf fremden Jagdgebieten vorgebeugt wird.

Die sicherste Maßregel in dieser Hinsicht bietet die Anpachtung der angrenzenden Jagden. Allein diese sind nicht immer zu haben; anderseits verursacht deren Besitz häufig, infolge der Wildschadenersatzpflicht, so viele Kosten und Unannehmlichkeiten, daß man lieber auf die Jagden verzichtet, und die unvermeidlichen Wildverluste als unabänderlich in den Kauf nimmt oder sich durch Abgatterung schützt.

Es ist eine eigentümliche Entwicklung, die die Wildschadenfrage erfahren hat. Jahrhunderte hindurch hat das aus den Wäldern der Großen austretende Wild die Mühe und den Fleiß des Bauern auf dem Felde ungestraft schädigen, ja vernichten dürfen. Die Grundherren hatten die Macht und gebrauchten sie rücksichtslos. Die Gesetzgebung der neueren Zeit hat dann, gestützt auf den Grundsatz des römischen Rechtes, daß das Wild erst durch die Erlegung oder völlige Eingatterung in das Eigentum des Jagdberechtigten übergehe, das Pendel nach der entgegengesetzten Seite ausschlagen lassen. Sie spricht dem Grundbesitzer einen weitgehenden Anspruch auf Wildschadenersatz zu und gibt ihm gleichzeitig das Recht, sich des Wildes auf seinem Grund und Boden zu bemächtigen. Ob das durch Übertragung auf den Jagdpächter geschieht oder nicht, das ändert an dem Grundsätzlichen der Sachlage nichts. In der Wirklichkeit gestaltet sich die Sache meist so, daß der kleine Grundbesitzer zunächst die Jagdpacht einstreicht, daß er dann an Wildschaden das Vielfache des wirklich erlittenen Schadens in die Tasche steckt, und daß schließlich der in die jagdlichen Rechte des Grundbesitzers eingetretene Jagdpächter dem angrenzenden Waldbesitzer das austretende Wild ab- oder zu Holze schießt.

Diese Verhältnisse haben sich zu einem völligen Notstand ausgewachsen, seitdem die kleinkalibrigen Büchsen und Zielfernrohre, die auch im Dämmern noch ein Abkommen gestatten, in Verbindung mit rings an der Waldgrenze angebrachten Hochsitzen so zu sagen den ganzen Wildstand des Waldbesitzers unter Feuer nehmen und ihm jede verständige Hege zerreißen. In besonders ungünstig gelegenen Waldrevieren wird sogar die fernere Erhaltung des Wildstandes einfach in Frage gestellt.

Man braucht nur mit der Eisenbahn durch das Land zu fahren, um neben Löchern und Schirmen aller Art Hochsitz an Hochsitz um die Waldgrenzen herum beobachten zu können. Die Anschauungen des Feldpächters sind in dieser Hinsicht so naiv geworden, daß er, der Pächter, sagen wir von 500 m Waldgrenze, nicht nur das juristische Recht — das hat er ja leider — sondern auch das moralische für sich in Anspruch nimmt, von austretendem Wild zu schießen, was ihm vor die Büchse kommt. Ja, ich erinnere mich eines Aufsatzes eines jagdlichen Schriftstellers in einer vornehmen Tageszeitung, in dem die Poesie und die Weidgerechtigkeit einer derartigen Anstandsjagd verherrlicht wurden. Erklärlich ist derartiges nur durch die Tatsache, daß die Jagdlust eine Leidenschaft ist, die bekanntlich blind macht, und dadurch, daß die gesetzlichen Vorschriften auf die Dauer auch nach der häßlichen Seite erzieherisch wirken.

Ich gehöre nicht zu den Leuten, die dem Rotwild in Deutschland schon den Grabgesang singen; ich glaube vielmehr, daß in dem steigenden Wert, der der Jagd auf dieses edle Wild beigemessen wird, ein sehr wirksames Erhaltungsmittel liegt, und daß die stetigen, umfangreichen Waldankäufe und Waldbegründungen des Staates in den östlichen Provinzen Preußens dem Hirsch eine immer weiter sich ausbreitende Heimat bieten werden.

Unter diesen Umständen verlohnt sich die Frage, ob die heutige Gesetzgebung für das Wild förderlich oder abträglich wirkt. Die Antwort kann nur lauten: abträglich. Dem steht nicht entgegen, daß wir trotz dieser Gesetzgebung mit einer starken Abnahme des Rotwildes noch nicht zu rechnen haben. Aber die Zahl allein ist nicht maßgebend. Je mehr für die Erziehung und Erhaltung eines gesunden Geschlechtsverhältnisses getan wird, je zahlreicher daher die Hirsche im Verhältnis zum Kahlwild werden, desto verheerender wirkt der Abbruch an den Grenzen und desto empfindlicher wird er für den Waldbesitzer. Einen gewissen Verlust an Kahlwild erträgt der letztere wesentlich leichter als einen solchen an Hirschen; und die Folge ist, daß er zum Radikalmittel, zur Abgatterung greift, die in sehr vielen Fällen schließlich zur völligen Eingatterung wird. Das würde aber die traurigste Entwicklung sein, weil am letzten Ende nur Tiergartenwild übrig bleiben würde.

In der gegenwärtigen Rechtslage sind grobe Fehler. Es ist falsch und widerspricht dem gesunden Menschenverstand, daß das Wild als eine Sache gilt, an der der Grundbesitzer kein Eigentumsrecht, sondern nur ein ausschließliches Besitzergreifungsrecht hat. Wo in einem größeren Waldkörper (und nur solche kommen im allgemeinen in Frage) Rotwild seinen Stand hat, das auf benachbarte Fluren austritt, da steht es in der Regel ganz außer Frage, woher das den Schaden verursachende Wild austritt, und wo es seine Heimat hat. Dann, wer das ausschließliche Besitzergreifungsrecht hat, der sollte auch für den Schaden aufkommen, den das Wild außerhalb seines Waldes verursacht. Der Einwurf, daß ja auf der benachbarten Flur der dort Jagdberechtigte dem Wild Abbruch tun könne, ist ganz haltlos. Denn einmal kann das nur auf wenig weidmännische Art durch nächtlichen Ansitz, Einlappen oder dgl. geschehen, und dann wird auf diese Weise eine große Menge Wild zu Holze geschossen; es verludert und geht dem Nationalvermögen verloren. Das kann nicht die Absicht einer guten Gesetzgebung sein.

Als Ausgleich für die schwierigere Erbeutung auf der Feldflur und die dem Pächter dieser auferlegten Wildschadenersatzpflicht würde nun der ihm erlaubte Wildabschuß angesehen werden können. Aber dieses Mittel ist das der rohesten Selbsthilfe, die sonst in einem Rechtsstaat überall auf das sorgfältigste ausgeschaltet zu werden pflegt.

Wer durch einen anderen Schaden erleidet, der soll ihn voll ersetzt erhalten. Das ist ein Rechtsgrundsatz, dessen Richtigkeit auf der Hand liegt. Beim Wildschaden wird aber nicht nur der erlittene Wildschaden in der Regel vielfach ersetzt — nein es wird dem Geschädigten durch seinen jagdgesetzlichen Vertreter, den Jagdpächter, nun obendrein die Befugnis erteilt, das den Schaden verursachende Wild abzuschießen oder, was in der Mehrzahl der Fälle eintritt, es zu Holze zu schießen.

Es ließe sich sehr wohl eine bessere Regelung des Wildschadens erzielen, wenn in die Behandlung der Sache nicht immer die leidigen politischen Verhältnisse hineinspielten.

Als erster Grundsatz müßte gelten: Rotwild gehört dem Waldeigentümer, in dessen Besitz es in der Regel seinen Stand hat. Kommen mehrere Waldeigentümer in Frage, so gehört es ihnen nach Maßgabe ihrer Flächen gemeinsam. Als zweiter: Für den Schaden, den austretendes Wild auf den Feldern verursacht, haftet (haften) der (die) Waldeigentümer, aus dessen (deren) Forsten es austritt. Als dritter: die Haftung erfolgt nicht von Fall zu Fall, sondern durch Zahlung von laufenden Beiträgen nach Wildstands- und Flächenverhältnis in eine Zentralkasse. Als vierter: Aus dieser wird es alljährlich nach Maßgabe der Katasterbonitierung an die in einem Umkreise von 300 m vom Walde entfernt liegenden Grundbesitzer verteilt; ganz unabhängig davon ob diese Schaden erlitten haben oder nicht. Als fünfter: Innerhalb dieses Umkreises ruht die Jagd auf Rotwild.

Mag man diese Gedanken als fromme Wünsche belächeln — das soll mich nicht abhalten sie auszusprechen. Denn wenn man die Jagd auf Rotwild nicht etwa als eine böse Tat ansieht, sondern ihre sittliche Berechtigung anerkennt, dann hat sie, sofern sie in die Rechte Unbeteiligter nicht eingreift, auch Anspruch auf staatlichen Schutz von inneren, sachlichen Gesichtspunkten heraus und nicht lediglich nach wandelbaren politischen.

Die Behandlung der ganzen Frage nach den vorstehenden Gesichtspunkten würde viel Unrecht und viele Erbitterung aus der Welt schaffen; sie würde der Überhege des Wildes wirksam vorbeugen, wenn die Beiträge des Waldbesitzers nach Verhältnis des Jahresabschlusses zu seiner Fläche eingezogen würden. Eine ganz unbegründete und unsittliche Bereicherung des mit Schaden bedrohten Grundbesitzers der Feldflur würde beseitigt, die ganze Frage den örtlichen, durch persönliche Beziehungen voreingenommenen Stellen entzogen. Die Jagdpachten der Gemeinden müßten im Preise steigen, weil eine Unsumme von Ärger und Mißhelligkeiten beseitigt würde, und schließlich müßte der Gesamtaufwand für Wildschaden auf das wirkliche Maß zurückgeführt, sehr bedeutend geringer werden als er zurzeit ist.

Freilich der Waldbesitzer müßte zahlen. Aber abgesehen davon, daß er die Freude an der Jagd hat, könnte auch ihn der Umstand versöhnen, daß er wirklichen Schaden ersetzt, während der heutige Feldjagdpächter mit Hilfe des Gesetzes auf das Unsittlichste ausgebeutet wird. Will der Waldbesitzer jedoch nicht in den großen Verband hinein, so möge er sich durch dauernde und völlige Eingatterung davon befreien können. Er würde sich bald davon überzeugen, daß er bei gerechter Umlage des Schadens billiger fortkommt als durch Eingatterung, und außerdem statt des Tiergartens eine freie Wildbahn hat.

Besonders lästige Einschnitte fremden Jagdgebietes in den Wald beseitigt man am besten durch Ankauf. Vorübergehend läßt sich das Wild am Austreten verhindern durch Ablappen der bedrohten Grenze, Verwittern der Wechsel durch übelriechende Stoffe und Abschuß einzelner Stücke von austretenden Rudeln. Helfen diese Mittel nicht mehr, sind die Verluste zu groß, so bleibt nur übrig,

sich durch Abgatterung der bedrohten Grenze zu schützen. Ich rede dieser Maßregel nur sehr ungern das Wort; aber die Dinge haben mit der sich immer verbessernden Verkehrsgelegenheit, die auch die entlegensten Orte leicht erreichbar macht, mit der Erfindung und steigen Verbesserung der Zielfernrohre auf den weittragenden Büchsen, und nicht zuletzt mit dem steigenden Wert der Erlegung eines Hirsches eine derartige Verschärfung erfahren, daß man sich gern nach der seligen Zeit des mit der Schrotspritze im Anstandsloch sitzenden Bäuerleins zurücksehnt. Ob man es gern tut oder nicht — vielfach wird man zur Abgatterung geradezu gezwungen.

Ist die Sache soweit, so kommen meist Überlegungen in Frage, die vorhin bei der Besprechung der Kulturgatter fortfielen. Es soll ihnen daher hier Raum gegeben werden.

Da ist zunächst zu bedenken, ob man das Gatter — ob Holz oder Draht, ob Maschen- oder Langdraht ist wesentlich Geldfrage — hart auf die Grenze oder einige Schritt davon nach innen setzen soll. Ich habe mich für das letztere entschieden, weil gelegentlich doch einmal Wild austritt und dieses sich, vom Grenznachbar oder Hunden beunruhigt, in der Regel hart am Gatter hält. Es bleibt also, wenn dieses etwas einwärts steht, immer auf der eigenen Jagd — ein großer Vorteil, der es durchaus schützt. Steht der Zaun aber hart auf der Grenze, so ist jedes herausgewechselte Stück eine sichere Beute des Angrenzers.

Bei vorspringenden Ecken kann man oft wesentlich an Gatterlänge sparen, wenn man sie abschneidet; aber es kommt dabei darauf an, womit die Ecke bestockt ist. Ist es durchsichtiges, lichtes Stangen- oder Baumholz ohne Unterwuchs, in dem das Wild sich nicht stecken kann, dann mag man die Ecke abschneiden. Bei Schonungen, Dickungen und Beständen mit Unterwuchs rate ich davon ab. Das Wild stellt sich gern dort ein, und man hat, wenn auch nicht mehr so viel Schaden, doch sicherlich mehr Ärger, als vor der Abgatterung; denn nun sieht man auch geringe Verluste ganz anders an als früher.

Indessen muß man sich doch immer gegenwärtig halten, daß eine Abgatterung eine Eingatterung an Dichtigkeit niemals erreichen kann, weil das Wild an den Flügeln austritt, ja weil gerade hier sehr namhafte Verluste eintreten können. Auf diese Möglichkeit muß man sich, will man keine Enttäuschungen erfahren, von vornherein einrichten. Man kann ihr aber durch stete Aufsicht daselbst und energischen Abschuß bei dem dort austretenden Wild die Giftzähne ausbrechen. Bei der Anlage hat man ja ohnehin schon die Rücksicht genommen, daß der Flügel auf einer freundlichen Grenze endet; wenn sich das nicht erreichen läßt, ist die ganze Maßregel nur halb.

Viel Kopfzerbrechen machen die die Grenze schneidenden öffentlichen Wege. Doch liegen bei der Abgatterung die Dinge nicht so schwierig, wie bei völliger Eingatterung eines kleinen Wildparkes, weil das Wild hier längst nicht so stark nach außen drängt, als bei letzterem.

Es gibt recht gute Abschlüsse an den Straßen, ohne daß man zu Toren greifen braucht. Ich bin seit langen Jahren mit einfachen Trichtern ausgekommen; wurde bei einem solchen festgestellt, daß Wild durchwechselte, so habe ich ihn um

100 m verlängern lassen, und das Austreten hörte völlig auf. Abb. 111a zeigt eine solche Anlage; als Länge des Trichters genügen 100—150 m. Will man ein übriges tun, so kann man auf die Endpfosten in besonders gefährlichen Zeiten eine Laterne stellen, die dann natürlich scharfer Bewachung bedarf, oder noch besser die Pfosten mit stark phosphoreszierender Farbe streichen lassen.

Der Doppeltrichter Abb. 111b soll das Wild irreführen. Die Flügel müssen daher an seiner schmalsten Stelle um eine Straßenbreite vom Straßenrand entfernt bleiben, damit das Wild an dem Straßeneingang vorbeigeleitet wird.

Ein weiterer Wegeverschluß ist die Überdachung des Einganges; er rechnet darauf, und mit Recht, daß das Wild nicht gern durch einen dunklen, gedeckten

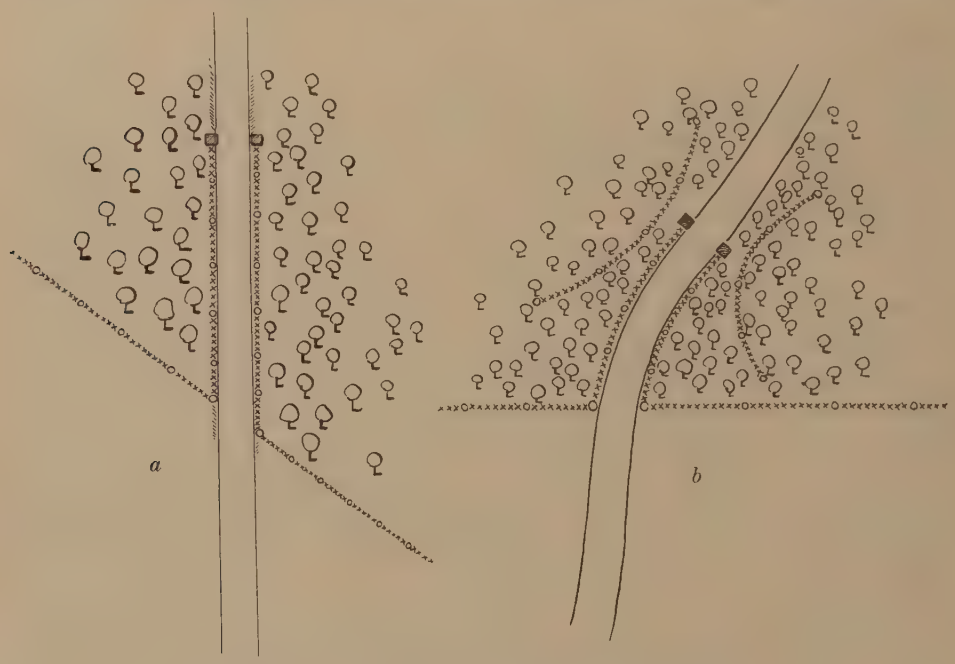


Abbildung 111 a u. b. Gattertrichter an öffentlichen Verkehrswegen.

Gang hindurchzieht. Zur weiteren Sicherung gegen das Wild wie zur Sicherung des Verkehres wird unter das Dach eine Laterne angebracht. Der dunkle Gang braucht keine große Länge zu haben: 5—6 m genügen. Auch ein leuchtender innerer Anstrich der Bretterwände, etwa weiße Kalkfarbe, hält das Wild vom Durchwechseln ab.

Will man sich mit diesen Verschlüssen nicht begnügen und ein Tor an der Wegeöffnung anbringen, so ist das Seitzsche Gattertor zu empfehlen, dessen Anfertigung durch D. G. M. 174 269 geschützt ist. Abb. 112 zeigt ein solches nach „Wild und Hund" Jahrgang 1906. Die Herstellung kostet etwa 50 M. Das Nähere ist durch den königlichen Oberförster Seitz in Eckstelle bei Posen zu erfahren. Nach einem Erkenntnis des Oberverwaltungsgerichtes ist es als ein Verkehrshindernis auf einem öffentlichen Wege nicht anzusehen.

Außer den Vorrichtungen zum Verschluß öffentlicher Wege — Privatwege kann man durch Tore schließen, wie ein solches in Abb. 101 dargestellt ist — bedarf eine Abgatterung noch einiger Einrichtungen, die ausgetretenem Wild das leichte Wiedereindringen in das Revier gestattet. Hierzu dienen die Einsprünge und die Einläufe. Einsprünge, Abb. 113, werden zweckmäßig an vorhandene Hügel angelehnt, indem man diese auf 8—10 m Länge im Zuge des Gatters senkrecht absticht und das steil stehende Erdreich durch vorgelegte Stangen gegen Einsturz schützt. Es genügt eine Höhe von 1,40—1,50 m, um dem Wild das Überfallen von innen zu verwehren; um ihm das Einspringen zu erleichtern, läßt man innen den Erdboden sich nach dem Gatter zu etwas senken, so daß er dem Wild sozusagen entgegenkommt.

Abbildung 112. Gattertor nach Seitz.

Einen Einlauf nach R. v. Dombrowski zeigt Abb. 114. Es ist die ins Jagdliche übertragene Idee der Drahtmausefalle; die federnden Stangen verwehren den Austritt, in das Revier hinein kann aber das Wild sich durchzwängen.

Einsprünge und Einläufe legt man am besten dort an, wo Dickungen an die feindliche Grenze stoßen, weil hier das Wild leichter einspringt und einläuft als in offenen Beständen.

Hat man so der Not gehorchend einen Grenzzug abgegattert, so lasse man sich ja nicht verführen, zur völligen Eingatterung des ganzen Revieres zu schreiten. Es liegt wohl kein Revier so ungünstig, daß seine Umwandlung in einen Park unbedingt geboten wäre. Diese ist zwar ein radikales Mittel gegen Verlust durch Austreten und Auswandern; sie hat aber wie viele Radikalmittel größere Nachteile als Vorzüge. Zunächst pflegt sie dem Bedürfnis zu entspringen, Herr über das eigene Wild zu bleiben; nicht selten spricht auch der Jagdneid, der dem Nachbarn nichts gönnt, ein wichtiges Wörtchen mit; auch der Ärger über das vom Nachbarn

Abbildung 113. Einsprung.

angeschweißte und auf dem eigenen Revier verluderte Wild hat seinen Einfluß auf den Entschluß. Es soll auch nicht bestritten werden, daß es möglich ist, im eingefriedigten Revier, also im Tiergarten oder Wildpark, eine Zeitlang starke Hirsche zu erziehen; das beweisen uns ja die alljährlichen Geweihausstellungen; aber mit der Jagd wird es immer kläglicher, je kleiner das eingefriedigte Revier ist, und der Schaden, den das Wild dem Walde zufügt, wie die schließliche, sichere Entartung des Wildes selbst sprechen laut gegen die ausgedehnte Anlage von Tiergärten. Soll das Wild und seine Jagd das sein und bleiben, was es war: die edelste Lust des deutschen Mannes, so gehört dazu so notwendig die Freiheit

des Wildes, wie die Luft zum Atmen. Gründe hierfür anzuführen halte ich für überflüssig — „wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen".

Außerdem ist es bedeutend billiger, durch die Fürsorge für hinreichende Äsung das Wild im Revier zu halten, als es durch umfangreiche Gatteranlagen von fremden Jagdgebieten abzuhalten; und es mehren sich die Stimmen, die in voreiligen, ab irato beschlossenen Eingatterungen nur ein Unglück für das Wild erkennen. Es ist ja gewiß nicht erfreulich, wenn im Feldgehölz vom angrenzenden Bäuerlein ein starker Hirsch mit Posten niedergedonnert wird, den man selbst mit Rücksicht auf seinen Zuchtwert mit der Kugel verschonte, aber daran ist einmal nichts zu ändern — „leben und leben lassen" gilt auch hier —; darum aber, wenn die nötigen Mittel da sind, gleich die unersetzliche freie Wildbahn in einen

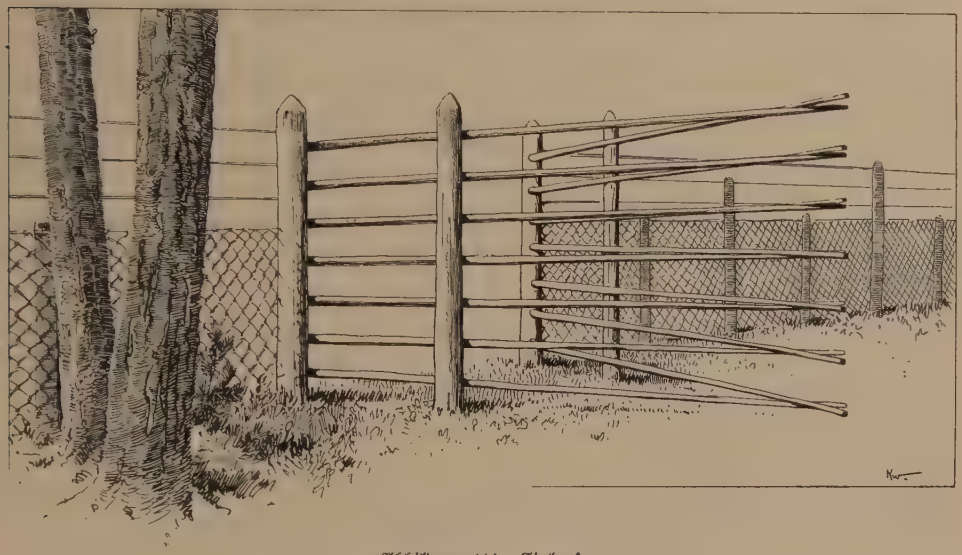


Abbildung 114. Einlauf.

Tiergarten umzuwandeln, wie es zweifellos oft und gerade mit kleinen Revieren geschieht, ist kurzsichtig; denn was man in der freien Wildbahn durch Auswechsel und Austreten verliert, das bekommt man auch an frischem Blut zum Wohl des Ganzen wieder. Drum, wenn irgend möglich, fort mit dem Gatter und Freiheit für das freie Geschöpf des freien Waldes!

Wir sind darum doch nicht wehrlos an den bösen Nachbarn — den guten geht es, wie den guten Frauen; man spricht nicht von ihnen — verkauft; denn, abgesehen von den vorgenannten Maßregeln zur Verhinderung des Austretens, gibt es noch einige recht wirksame Mittel.

Diese Sicherung der Grenzen wird dem Waldbesitzer in der Regel schwer verdacht. Es wird ihm als unanständig und unmoralisch vorgeworfen, daß er nicht freundlich lächelnd zusieht, wie — ich will mal sagen — der Pächter der Feldjagd, denn darum wird es sich meistens handeln, nächtlich von der Kanzel mit Zielfernrohr und Kilometerbüchse das aus dem Walde heraustretende Wild tot oder zu

Holze schießt. Wenn er nicht im tiefsten Herzen befriedigt ist über die hohe Strecke auf der Feldjagd, die dort infolge geschickten Ablappens vom Pächter erzielt ist, dann wird ihm das übel ausgelegt. Weil eine ganz und gar verfehlte Gesetzgebung zusammengehörige Dinge, wie Wald und Wild, auseinanderreißt und jedem, der die Pacht bezahlen kann, das Recht gibt, auf der Feldjagd das sorglich gehegte Wild des Waldbesitzers niederzudonnern, darum wird dem Waldbesitzer aus seiner Haltung ein Strick gedreht. Aber einzig und allein das gesetzliche Recht ist auf Seiten des Pächters, das moralische ist auf Seiten des Waldbesitzers; und das letztere ist in diesem Fall dem gesetzlichen ethisch hundertfach überlegen. Es ist der Triumph aller schlechten Instinkte, wenn das Gesetz das nächtliche Einlappen an den Grenzen schützt — es verbietet doch sonst das Fangen von Rotwild in Schlingen!

Wenn dann noch gar ein Stückchen Wald zur Feldjagd gehört, dann werden darin Fütterungen errichtet unter Anwendung aller Lockmittel, die man kennt, dabei wird totgeschossen, was vor die Büchse kommt, wenn nicht bei besonders starkem Zuspruch eines Tages auch hier das Wild eingelappt und zu Dutzenden hingestreckt wird. Dann wird noch in protziger Überhebung über den Waldbesitzer hergezogen: „Er füttert ja nicht! Er tut nichts für das Wild; also habe ich, der ich immer redlich füttere, auch ein Recht auf einen Teil des Abschusses!“

Es sei gerade herausgesagt: Das nächtliche Schießen aus dem Anstandsloch und von der Kanzel ist Aasjägerei! weil man einmal nicht sicher ist, worauf man schießt, weil man niemals für eine weidmännische Nachsuche sorgen kann — schon weil die nahe Grenze es verbietet, und ein freundschaftliches Abkommen zwischen Weidmännern und Aasjägern ein Unding ist.

Das Ablappen der Grenze ist die unanständigste Jagdausübung, die ich mir denken kann, und das Schießen an der Fütterung, zumal, wenn diese zu diesem Zweck unterhalten wird, ist wiederum Aasjägerei! Darüber gibt es gar keine Verständigung, dagegen gibt es nur energische, rücksichtslose Abwehr.

Ich gehe ruhig so weit zu sagen: Wer eine Feldjagd pachtet, um das aus dem anstoßenden Wald austretende Hochwild auf nächtlichem Ansitz oder mittels Einlappens zu erlegen, der kommt für mich als Jäger gar nicht in Frage. Ganz anders liegen die Dinge, wenn es sich um einen Feldbesitz mit Eigenjagd handelt, der an den Wald grenzt. Hier befindet sich der Besitzer des Feldes in einer Zwangslage. Kein Mensch kann es ihm verdenken, wenn er sich gegen Schaden auf dem Felde wehrt; und da er dem Wild gar nicht anders Abbruch tun kann, als durch nächtlichen Ansitz, so muß er aus der Not eine Tugend machen. Hier muß das Einsehen, die möglichste Verhinderung des Schadens, jagdliches Entgegenkommen gegen den Feldbesitzer auf Seiten des Waldbesitzers sein. Hier ist freundnachbarliches Verständnis am Platz, weil beide Teile in gegebene Verhältnisse hineingesetzt sind, mit denen sie sich abfinden müssen.

Gegen den Mißbrauch der Lappen gibt es ein zwar etwas umständliches, aber unfehlbares Mittel. Wo man unter diesem Übel zu leiden hat, da gewöhne man sein Wild an die Lappen, indem man sie selbst im Revier zur Anwendung bringt; aber man lappe schlecht, damit das Wild lernt, die Lappen nicht zu fürchten;

das heißt, man stelle das Wild eng ein, man hänge die Lappen so, daß das Wild sie möglichst spät gewahrt, man stelle Ecken und spitze Winkel unter möglichster Vermeidung von Schonungen und Dickungen, man lasse das eingestellte Wild nicht vorsichtig anregen, sondern laut und mit Gewalt usw. Dann wird es bald jede, auch noch so gut gestellte und behandelte Lappstatt überfallen. Der Popanz hat seinen Schrecken verloren!

Das zu Felde ziehende Wild steht über Tag gern in den am Rand des Revieres gelegenen Dickungen. Dort ist es zu vergrämen durch tägliches, ganz stilles, ich möchte sagen schleichendes Durchgehen des Revierbeamten; das liebt das Wild gar nicht; und es wird bald einen ruhigeren und weniger gefährlichen Stand suchen. Hierbei ist auch der Hund gut zu verwenden, indem man mit ihm das Wild so oft als möglich aus der Dickung oder dem Bruch usw. herauslanziert. Hilft das noch nicht, so mag man das eine oder andere Stück abschießen — das ist vorübergehend von sicherer Wirkung.

Das am Morgen und Abend erfolgende Begehen der Grenzen durch das Revierpersonal, das dabei die Hunde revieren läßt, beunruhigt das Wild um so mehr, je stiller es erfolgt. Sein Nutzen besteht vor allen Dingen auch darin, daß dem Bäuerlein im Schießloch die Sache über wird, wenn er statt des erwarteten Hirsches den pflichtgetreuen Grünrock hin und wieder erscheinen sieht. Freundliche Anknüpfung einer Unterhaltung mit dem Hüttenbewohner pflegt ihn bald zu vertreiben.

An automatische Schießvorrichtungen gewöhnt sich das Wild leicht; es wechselt wohl beim Knall etwas weiter; aber in den Wald wird es, nachdem es sich an das Schießen gewöhnt hat, deswegen kaum zurücktreten.

Als ein gut und sicher wirkendes Verwitterungsmittel, das immerhin einige Wochen wirksam bleibt, möchte ich außer roher Karbolsäure und Petroleum durch Pulverrauch im verschlossenen Gefäß, Kiste oder Faß verwitterte, alte Wollappen erwähnen.

Diese, neben oder auf den Wechseln unauffällig ins Moos oder Gras gedrückt, halten das Wild, ohne durch ihren Geruch sonstwie lästig zu werden, von dem verwitterten Ort ab. Auf solche Weise ist der Bewohner eines besonders gefährlich gelegenen Anstandsloches leicht auf einige Zeit kalt zu stellen.

Der Jagdschutz erstreckt sich auf die Verhinderung von Eingriffen dritter Personen in das Jagdrecht des Jagdberechtigten. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, dieses umfangreiche, jagdliche Gebiet einer ausführlichen Behandlung zu unterziehen; ich beschränke mich daher auf die Hervorhebung der für die jagdliche Praxis wichtigsten Gesichtspunkte, indem ich die gesetzlichen Bestimmungen zum Schutz des Jagdrechtes und der Jagdpolizei als bekannt voraussetze.

Die Wilddieberei wird teils aus Eigennutz, teils aus Leidenschaft, meistens aus beiderlei Gründen zugleich betrieben. Sie erbt in der Regel vom Vater auf den Sohn und breitet sich hin und wieder über ganze Dörfer aus. Ist das Übel erst vorhanden, so ist es bei der Unterstützung, die der Wildfrevler bei der ländlichen

Bevölkerung überall findet, schwer auszurotten; eine kluge Jagdverwaltung nimmt daher Bedacht darauf, daß nicht erst Wilddiebe erzogen werden.

Der Verkauf von zerlegtem und unzerlegtem Wildpret durch den Jagdberechtigten für die nähere und weitere Umgebung gibt Gelegenheit zum redlichen Erwerb und beseitigt damit einen Anreiz zum Wilddiebstahl. Fernhaltung aller der Wilddieberei verdächtigen Personen und deren Familienangehörigen von dem Walde und Ausschluß derselben von allen Nutzungen und Vergünstigungen, Ausschluß der heranwachsenden Knaben von den Waldnebennutzungen ist dringend geboten. Die Jungen pflegen sich mehr auf verbotenen Pfaden im Walde umherzutreiben, als daß sie nützliche Arbeit verrichten; mit dem Ausnehmen von Vogelnestern und dem Suchen nach Hirschstangen fängt der demnächstige Wilderer seine Laufbahn an.

Bei der Anlage von Waldwiesen, Wildäckern und Fütterungen bleibe man den öffentlichen Wegen fern; der Anblick des Wildes reizt begehrliche Gemüter; er wird ihnen also besser entzogen.

Der ungehinderte, freie Verkehr in den Wäldern macht eine genügende Beaufsichtigung unmöglich; ein jeder Frevler hat dann eine Ausrede. Das fällt völlig fort, wenn die nicht dem öffentlichen Verkehr dienenden Wege für Unbefugte verboten werden.

Das weitaus wichtigste Mittel dem Wildfrevel vorzubeugen ist ein hinreichend starkes, pflichttreues, diensteifriges und zuverlässiges Schutzpersonal. Ein tüchtiger Schutzbeamter soll neben kernfester Gesundheit ausgezeichnete Sinne haben; er soll mit kühnem Mut Entschlossenheit und ruhige Überlegung verbinden, durchaus zuverlässig, unverdrossen und findig und seinem Beruf mit Leib und Seele ergeben sein; er darf mit der Bevölkerung nicht nah verkehren, keine Kneipen und Spielgesellschaften regelmäßig besuchen, keinen Anspruch auf pünktliche Einnahme seiner Mahlzeiten machen; kurz, er und sein Aufenthalt muß der Bevölkerung immer ein Buch mit sieben Siegeln sein. Nur so ist er imstande, das ihm anvertraute Revier zu schützen und den Anforderungen seines Berufes gerecht zu werden. Diesen hohen Ansprüchen stehen aber auch Forderungen des Schutzbeamten gegenüber, die Erfüllung finden müssen, wenn er freudig seinen Dienst tun soll.

Da ist zunächst eine ausreichende Besoldung und das Bewußtsein, daß für seine Familienangehörigen gesorgt ist, wenn ihn in treuer Pflichterfüllung des Wilderers Blei dahinrafft. Es ist menschlich verständlich, daß ein Familienvater der drohenden Todesgefahr ausweicht, wenn er befürchten muß, daß im Fall seines Todes seine Familie gar der öffentlichen Wohltätigkeit anheimfällt. Im städtischen und privaten Dienste empfiehlt es sich daher, einen Teil des im übrigen ausreichend zu bemessenden Gehaltes zu Beiträgen für Lebens- oder Unfallversicherung zu verwenden und zwar so, daß dem Beamten diese Beiträge gleich vom Gehalt vorweg abgezogen werden.

Der Beamte ist dann der Sorge für das leibliche Wohl der Seinen enthoben, und er wird in ganz anderer Weise dem Wildfrevel entgegentreten, als wenn sein Tod auch die äußere Existenz seiner Lieben vernichten würde. Im Staatsdienst machte es für den Bezug des Witwen- und Waisengeldes bis 1900 keinen Unterschied, ob der Beamte an einer Krankheit im Bett sanft verschieden oder ob er mit Daransetzung

des Lebens Wildfrevlern gegenüber seine Pflicht getan hatte — und dabei getötet worden war. Sollte es nicht zweckmäßig sein, über das Unfallversicherungsgesetz hinaus den Forstbeamten in dem Fall, wo sie im Kampf mit Wilderern ihren Tod finden, für die Hinterbliebenen grundsätzlich die Witwen- und Waisengelder zu gewähren, die dem Höchstgehalt und höchsten Ruhegehalt der Beamtenklasse entsprechen?!

Bei der innigen Verbindung von Wald und Wild wird es sich nur in seltenen Fällen um Jagdschutzbeamte handeln; der Forstschutzbeamte ist zugleich der Jagdschutzbeamte. Naturgemäß liegen die Fähigkeiten bei dem einen mehr auf forstlichem, bei dem anderen mehr auf jagdlichem Gebiet. Es gibt manche tüchtige Förster, die nur mangelhafte Jäger sind; zum Glück aber viele, die in beider Hinsicht auch hohen Anforderungen genügen. Diese für die Erhaltung und Pflege einer Wildbahn unentbehrlichen Leute wollen aber nicht immer nur zusehen; sondern sie haben den verständlichen Wunsch, auch einmal ein Stück Wild zu schießen. Die Jagdleidenschaft, neben der Pflichttreue die wirksamste Triebfeder bei der Wahrnehmung des Schutzes, verlangt, wenn sie nicht einschlafen soll, Befriedigung. Hier wird viel gesündigt. Wie oft kommen fremde Gäste, die zu dem Walde und dem Jagdherrn in oft sehr loser Beziehung stehen, dazu, auf Rotwild zu schießen; während der das Wild das ganze Jahr schützende und hegende Beamte zur Seite stehen muß. Das muß die Lust am Dienst, ohne die einmal seine Strapazen und Beschwerlichkeiten nicht zu überwinden sind, lähmen. Den Schaden davon hat allein die Jagd. Ein entsprechender Teil des Abschusses sollte daher von vornherein für die Schutzbeamten bestimmt und ihnen rechtzeitig zur Ausführung überwiesen werden. Mit den Anforderungen eines richtig geleiteten Abschusses ist es, wie der folgende Abschnitt zeigen wird, unvereinbar, wenn der Jagdherr oder Verwalter, meist aus reinem Schußneid, alles Wild allein schießen will, und erst dann die Schutzbeamten zur Hilfe heranzieht, wenn er es nicht mehr schaffen kann. Dann wird natürlich das erste beste Stück totgeschossen, ganz gleichgültig, ob es im Interesse der Nachzucht nicht viel besser am Leben geblieben wäre.

Man sei aber dem Schutzpersonal gegenüber auch nicht zu spröde mit der gelegentlichen Freigabe eines Hirsches. Der Förster weiß selbst schon, daß die Kapitalen, falls das Revier noch welche hat, für andere als für ihn bestimmt sind; so unbescheiden ist er auch gar nicht, darauf seine Wünsche zu richten; aber einen zum Besten der Nachzucht auszumerzenden Hirsch schießt er mal sehr, sehr gern und vergilt mit doppelter Pflichttreue eine solche Erlaubnis.

Nachlässigkeiten in der Handhabung des Forstschutzes, besonders dort, wo die Forstbeamten gewohnt sind, ihre Reviergänge ohne Schußwaffe zu machen, wo an Festtagen kein Beamter im Revier sich erblicken läßt u. dgl. mehr, lassen in der Regel sehr schnell den Wildfrevel aufleben. Ist er erst da, dann kann nur zähe Bekämpfung auf Tod und Leben ihn wieder ausrotten. Diese Aufgabe fällt naturgemäß der heimischen, nach Bedarf zu verstärkenden Jägerei zu. Militärkommandos nützen nicht viel, weil die Wilderer dann den Schauplatz ihrer Tätigkeit zu verlegen pflegen. Ist die Truppe wieder abgerückt, dann stellen sich auch die Wilderer wieder ein.

Das Benehmen des Wildes, das seine Vertrautheit verliert, unaufgeklärte Schüsse, verdächtige Fußspuren, barfüßig, auf Lappen, meist ohne Stock, endlich Aufbrüche, Schweiß usw. verraten alsbald die Tätigkeit des Wilderers.

So unentbehrlich die Bekämpfung des Übels im Revier ist, so liegt der Schwerpunkt für den Erfolg meistens in einem klugen Auskundschaften über den

Abbildung 115. 24 Ender. Erlegt vom Fürsten Pleß 1904 in Kobier. II. Kaiserbecher 1905.

Verbleib des Wildes. Hierzu gehört die sorgfältigste Überwachung aller Transportgelegenheiten, auch in der weiteren Umgebung, um von da aus rückwärts in das Revier und die Dörfer hinein die Wilderer und die Hehler zu ermitteln.

Um den Transport in zerlegtem Zustand im Revier zu überwachen, ist jeder Sack, jede Kiste, Tonne usw., mag sie noch so unverdächtigen Personen gehören, zu untersuchen — man glaubt es kaum, wie viele Helfer der Wilderer in der Bevölkerung hat.

Im Revier ist zuerst jegliches unnötige Schießen zu untersagen und eine strenge Schußkontrolle durchzuführen; alsdann ist Anordnung zu treffen, daß kein Beamter anders als völlig bewaffnet seine Wohnung verläßt; schließlich helfen nur planmäßig durchgeführte Patrouillengänge von je zwei Beamten, verbunden mit scharfer Überwachung der Zugänge des Reviers und der es durchschneidenden öffentlichen Straßen, bei Tag und bei Nacht; meist wird das Wild, das vom Erlegungsort zunächst an einer oder zwei Stangen hängend weiter befördert wird, auf oder in der Nähe der öffentlichen Verkehrswege auf Fuhrwerk verladen, häufig auch mit Hundefuhrwerk weithingebracht. Bei aller Umsicht und Zähigkeit wird man doch nicht so bald Ruhe vor den Wilderern haben, wenn es auch gelingt, die Hauptschuldigen zu fassen. Bei jedem Nachlassen in der Aufsicht kann man auf erneutes Aufleben des Übels rechnen. Nur Ausdauer führt hier zum Ziel; entweder werden dann die Wilderer dem Gefängnis zugeführt oder totgeschossen, oder sie wandern aus, weil ihnen die Sache zu gefährlich wird.

Einer besonderen Behandlung bedarf bei der Besprechung des Jagdschutzes noch das Suchen nach abgeworfenen Stangen durch Unberechtigte. Häufig bin ich der Meinung begegnet, als wäre es nutz- und zwecklos, gegen dieses unberechtigte Suchen etwas zu unternehmen, nachdem die Rechtsprechung abgeworfene Stangen als herrenlose Sachen behandelt hat. In dieser Allgemeinheit trifft das aber nicht zu. Abgeworfene Stangen sind nur dort herrenlose Sachen, wo gesetzliche Bestimmungen nicht etwas anderes vorschreiben. In Baden, Sachsen und Württemberg sind beispielsweise nach Lage der Gesetzgebung die Abwürfe Eigentum des Jagdberechtigten; ihre Aneignung durch andere ist daher strafbar. In Preußen*) gilt folgendes: Im Bereich der Forst- und Jagdordnung für Westpreußen und den Netzedistrikt vom 8. Oktober 1805 sind gefundene Stangen Eigentum des Grundbesitzers, gleichgültig ob es sich um staatlichen oder privaten Besitz handelt. In Ostpreußen und in der Provinz Posen, mit Ausschluß des Netzedistrikts, sind die auf staatlichem und unter besonderer Kuratel der Bezirksregierungen stehenden Besitz gefundenen Stangen der fiskalischen Behörde bei Vermeidung von Strafe abzuliefern; dagegen sind die auf anderm Besitz gefundenen herrenlose Sachen (Forstordnung vom 3. Dezember 1775, § 6, Titel XI und § 35, Titel XIV).

In Pommern, mit Ausschluß von Neuvorpommern und Rügen gilt dieselbe Bestimmung (§ 12, Titel IV der Pommerschen Verordnung vom 22. Juni 1800). Für die Mittel-, Alt-, Neu- und Uckermark, das Wendische und die zugehörigen Kreise bestimmt die renovierte und verbesserte märkische Holz-, Mast- und Jagdordnung vom 20. Mai 1720, daß die „auf Unseren Haiden und Wildfuhren oder sonsten" gefundenen Stangen an die nächsten Forstbedienten bei Vermeidung von Strafe gegen Finderlohn abzugeben sind. Dasselbe gilt für das ehemalige Herzogtum Magdeburg und Fürstentum Halberstadt (§ 1, Titel 35 der renovierten und verbesserten Holz-, Mast- und Jagdordnung vom 3. Oktober 1743). Für das ehemalig kurfürstlich cölnische Gebiet bestimmt § 35

*) Vgl. Wagner: Die Preußische Jagdgesetzgebung. 1889.

der Jagd-, Büsch- und Fischereiordnung vom 9. Juli 1759 die Ablieferung gefundener „Hirsch-Gewichter" an den nächstgelegenen Waldförster oder Amtsjäger. Im ehemals kurhessischen Gebiet gilt dasselbe. In den sonstigen Gebieten des Preußischen Staates sind die abgeworfenen Stangen nach geltendem Recht herrenlose Sachen, die dem Finder gehören.

In dem ehemaligen Herzogtum Sachsen-Koburg-Saalfeld sind aufgefundene Hirschstangen bei Strafe einzuliefern (§ 6 der Jagdordnung vom 10. März 1810) usw. usw.

An diesen Bestimmungen hat das Bürgerliche Gesetzbuch nichts geändert. Siehe Artikel 69 des Einführungsgesetzes.

Dritter Abschnitt.

Die Hege mit der Büchse.*)

Die bisherigen Abschnitte der „Hege" haben den guten Willen des Weidmannes mehr in Bezug auf das Wild und gegen andere in Anspruch genommen. Der vorliegende Abschnitt, der sich mit der Regelung des Abschusses nach Stückzahl, Geschlecht und Alter befaßt, stellt erheblich höhere Anforderungen, weil er den Willen des Jägers zum Kampf gegen seine eigene Neigung aufruft und ihm Entsagung auferlegt, wo er genießen möchte.

*) Ich darf die Vaterschaft dieser Bezeichnung wohl für mich in Anspruch nehmen und mich gleichzeitig als Verfasser der sich in gleicher Richtung bewegenden Aufsätze in der Zeitschrift „Wild und Hund" aus der Mitte der 1890er Jahre bekennen, die D. v. D. gezeichnet sind. Gegenüber anderweiten Veröffentlichungen über diesen Gegenstand sei bemerkt, daß „Das Rotwild" im November 1898 in den Handel kam, „Kein Heger, kein Jäger" von Graf Sylva-Tarouca, das dieselben Grundsätze wie „Das Rotwild", wie ich ausdrücklich und gern anerkenne, durchaus selbständig vertritt, im Jahre 1899. Der im Augustheft des Jahrgangs 1900 der Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen veröffentlichte Aufsatz: „Grundlegende Gedanken bei Aufstellung des Rotwildbeschußplans" vom großherz. Strehlitzschen Forstmeister Graf von Bernstorff in Hinrichshagen ist nichts weiter als eine Zusammenstellung der in den genannten Werken in geordnetem Zusammenhang vertretenen Gedanken ohne Quellenangabe.

Zu diesen Feststellungen sehe ich mich gezwungen, nachdem aus neu erschienenen Werken geschlossen werden kann, als hätten Sylva-Tarouca und ich bei Bernstorff abgeschrieben, und nachdem unsere Bemühungen, letztgenannten Herrn zur nachträglichen Quellenangabe zu veranlassen, gescheitert sind. v. R.

Was würde der Leser von einem Landwirt sagen, der die besten Stücke seines Stalles verkaufen und das Minderwertige für sich und für die Nachzucht behalten wollte! Er würde eine solche Torheit für unmöglich erklären. Und doch bildete diese Unmöglichkeit seit langer Zeit und stellenweise noch heutzutage in unseren Wildbahnen die Regel. Die stärksten Stücke Kahlwild, die stärksten Hirsche wurden, ohne zu fragen, ob sie für die Nachzucht entbehrlich sind, mit Vorliebe abgeschossen, und der glückliche Schütze — oft genug nur ein Schießer — war noch stolz auf diese Tat.

Schon wiederholt ist in jagdlichen Schriften auf diesen großen Fehler in unserem Jagdbetrieb hingewiesen worden, der in allererster Linie die Schuld an der Entartung des Edelwildes trägt. Ein richtig aufgestellter und durchgeführter Beschußplan verhindert planlosen und zuchtwidrigen Abschuß.

Einer solchen Aufstellung hat

die Wildzählung

voranzugehen. Je nach der Stärke des Wildstandes, den Äsungsverhältnissen und den Besonderheiten des Reviers wird man die Zählung entweder unmittelbar bei den Fütterungen oder während der Brunftzeit oder mittelbar durch Feststellung der Fährten bei Spurschnee erreichen. Nur bei ganz geringen Wildständen werden die vorhandenen Stücke ohne weiteres als bekannt angesehen werden können.

Die Zählung bei den Fütterungen ist selbstverständlich nur dort möglich, wo jahrein jahraus regelmäßig gefüttert wird, einerlei, ob der Winter streng ist oder milde. Dann ergibt sie aber auch, falls sie erst vorgenommen wird, wenn alles Wild, das die Fütterungen überhaupt annimmt, sich herangezogen hat, sichere Ergebnisse. Voraussetzung ist, daß an einem einzigen Tage und im ganzen Revier zur selben Stunde anfangend gezählt wird. Es bietet keinerlei Schwierigkeiten, ist aber für den Beschußplan wichtig, die Hirsche, je nachdem sie jagdbare, geringe oder Spießer sind, zu sondern, und das Kahlwild getrennt als Alttiere, Schmaltiere und Kälber zu zählen. Kann man die Hirsche sogar nach den Enden ermitteln, so ist das sehr erwünscht; wichtig aber ist es, wenn die Geweihkümmerer und von Rumpf und Geweih mangelhaft veranlagte Hirsche besonders gezählt werden, damit diese Zahl zur Ausmerzung voll in den Beschußplan aufgenommen wird. Dasjenige Wild, das die Fütterungen nicht annimmt, wird durch Abspüren bei Spurschnee, möglichst auch nach Stärke und Geschlecht, ermittelt und dem Ergebnis der Zählung an den Fütterungen zugerechnet.

In solchen Revieren, die auch in strengen Wintern hinreichende Äsung bieten, wird man von der Fütterung absehen. Es ist dort, falls genügende Blößen und raume Bestände vorhanden sind, auf denen die Brunft sich abspielt, die Brunftzeit die beste Gelegenheit, um die Anzahl des vorhandenen Wildes zu ermitteln. Das ist erheblich schwieriger, als die verhältnismäßig einfache Zählung bei den Fütterungen und erfordert ein durchaus geschultes und zuverlässiges Jagdpersonal. Ist das vorhanden, dann sind bei richtiger Leitung des Zählgeschäfts jedoch sichere Zahlen zu erreichen. An einem einzigen Tage ist die Arbeit freilich nicht zu leisten; sie wird

immer mehrere Tage in Anspruch nehmen; doch ist es gut, wenn das Geschäft nicht länger ausgedehnt wird, als es notwendig ist. Es könnten in längerer Zeit zu leicht Verschiebungen eintreten, die zu Doppelzählungen Veranlassung geben. Die örtliche Erfahrung bestimmt den Zeitpunkt und die Zeitdauer der Zählung. Bevor eine gewisse Stetigkeit in der Bewegung des Wildstandes eingetreten ist, bevor die Platzhirsche sich ihre Rudel erkämpft haben, kann man nicht beginnen; andernfalls darf man, um nicht zu falschen Zahlen zu kommen, die Zählung auch nicht bis zu dem Zeitpunkt verschieben, an dem ein Teil des Mutterwildes schon abgebrunftet hat und die Brunftplätze zu verlassen beginnt. Ist Anfang und Ende der Zählung gleichmäßig für das ganze Revier bestimmt, so erübrigt noch, die Zählbezirke abzugrenzen. In der Regel wird jeder Schutzbezirk dem zuständigen Förster, der die beste Orts- und Wildkenntnis haben wird, zugeteilt; es wird aber, wenn die nötigen Kräfte vorhanden sind, zweckmäßig sein, dem Hilfspersonal ebenfalls Zählbezirke zuzuweisen. Diese werden jedoch nicht schutzbezirksweise, sondern so abgegrenzt, daß je zwei Hälften, oder drei Drittel zweier oder dreier Schutzbezirke wieder einen Zählbezirk bilden. Auf diese Weise erhält man zwei gänzlich von einander unabhängige Zählungen, von denen die eine die andere ergänzt und auf ihre Richtigkeit prüft. Es versteht sich von selbst, daß kein Beamter dem andern über seine Zählungen irgendwelche Mitteilungen macht. Alle Meldungen gehen an die Revierverwaltung, und hier findet die Zusammenstellung und Prüfung statt. Besondere Schwierigkeiten wird immer dasjenige Wild verursachen, das auf den Grenzen zweier oder mehrerer Zählbezirke wechselt; solches Wild wird in den Meldungen besonders ersichtlich gemacht, und zwar auch hinsichtlich der Richtung, woher und wohin es wechselt. Bei der endgültigen Zusammenstellung ist dieses Wild besonders zu berücksichtigen, und falls eine Doppelzählung anzunehmen ist, nur mit der Hälfte der von zwei Seiten gemeldeten Stückzahl aufzurechnen.

Auf solche Weise wird man leidlich zuverlässige Zahlen über den vorhandenen Wildstand erhalten. Doch wird hierüber erst einige Sicherheit eintreten, wenn unter Berücksichtigung des Abschusses, des Fallwildes und Wechselwildes die Ergebnisse einer Reihe von Jahren mit einander verglichen werden können.

In manchen Revieren mit gutem Wildstand spielt sich die Brunft sehr heimlich ab. Wenn dabei die Bestandesverhältnisse die Übersichtlichkeit verhindern, so ist wenig Aussicht, auf dem vorhin angegebenen Wege zum Ziel zu gelangen. Es bleibt dann nichts anderes übrig, als die Zählung bei Gelegenheit einer Neuen vorzunehmen. Das klingt im ersten Augenblick sehr einfach, ist es aber durchaus nicht. Zunächst erschwert tiefer Schnee die Sache ungemein und macht häufig die Zählung unmöglich. Der günstigste Fall ist der, wenn der Schnee am späten Abend, nachdem das Wild seinen Tagesstandort verlassen hat, zu fallen beginnt, und wenn es zu schneien aufhört, bevor das Wild wieder zu Holze, oder von den Äsungsplätzen zur Dickung zieht. Dabei ist aber seitens des Zählpersonals sehr zu bedenken, daß das Wild die schneeverhangene Dickung nur ungern annimmt und lieber in die Stangenorte zieht. Jedoch ist der Vorteil vorhanden, daß man es nur mit Morgenfährten zu tun hat, da die Abendfährten unter dem Schnee verdeckt liegen.

Es kommt recht häufig vor, daß man, nachdem es am Tage vorher und während der Nacht geschneit hat, früh ins Revier fährt, und sich, falls man einen guten Wildstand hat, auf die zahlreichen Fährten freut, die man zu sehen hofft, daß man jedoch sehr enttäuscht zu Hause wieder ankommt. Das hat seinen Grund darin, daß das Wild während und kurz nach stärkeren Schneefällen wenig umherzieht, sondern stehen bleibt, wo es stand, als es zu schneien anfing. Erst am zweiten Tage findet man dann das Revier voll Fährten. Dieser Umstand ist für die Zählung nicht außer acht zu lassen. Für alle Fälle und Einzelheiten lassen sich keine Vorschriften geben; sie müssen der Findigkeit und Sorgsamkeit der Jägerei überlassen bleiben. Im günstigsten Fall gibt aber diese Art der Zählung nicht annähernd das zuverlässige Ergebnis der vorhin besprochenen; man muß zufrieden sein, wenn man nur über das Wesentlichste annähernd unterrichtet wird. Es bedarf keines Hinweises, daß die Zählungen im ganzen Revier an einem einzigen bestimmten Tage vorgenommen werden, nachdem, wenn der Schnee nicht ganz frisch ist, am Tage vorher alle Fährten verstrichen oder ausgetreten sind.

Sind durch die eine oder andere Art diejenigen Grundlagen gewonnen, die nach Lage der Verhältnisse überhaupt beschafft werden können, so kann

der Beschußplan

aufgestellt werden. Bevor ich im einzelnen darauf eingehe, schicke ich einige allgemeine Betrachtungen voraus, deren Würdigung für die Eigenschaft des Beschußplanes als eines wesentlichen Bestandteiles der Hege in Frage kommt.

Es wird das Ziel eines jeden Weidmannes sein, dem das Glück zuteil geworden ist, ein Rotwildrevier sein eigen zu nennen oder zu verwalten, starke Hirsche zu schießen. Will er hierzu die weidmännische Berechtigung haben, so muß er sie aber auch erziehen; denn sonst erntet er die Früchte früherer Heger und sorgt nicht für diejenigen, die nach ihm kommen. Er würde, wenn noch so viele Kapitalgeweihe seine Wände zieren, nur ein Schießer, niemals aber ein Jäger heißen können.

Nachdem der Wald im Lauf der Jahre den besten Boden der Landwirtschaft hat abtreten und nach und nach sich auf den absoluten Waldboden hat zurückziehen müssen, haben die Äsungsverhältnisse des Wildes eine erhebliche Verschlechterung gegen frühere Zeiten erfahren. Im Walde selbst hat das Streben nach Gleichförmigkeit in den Bestandesverhältnissen den Reichtum der Holzarten beschränkt, das Wild durch Eingatterung der Kulturen von diesen verdrängt und ihm so wiederum die Äsung verringert und verwehrt. In neuerer Zeit wird allerdings durch Hebung des Wiesenertrages auch dem Wilde wieder Gutes getan. Aber die Nachteile überwiegen, und das Wild ist in Körperstärke und Geweihbildung im Rückgang. Es wird, besonders begünstigte Verhältnisse ausgenommen, mindestens 20 Jahre dauern, ehe ein Hirsch als Kapitalhirsch angesprochen werden kann, falls er überhaupt das Zeug dazu in sich hat. Die meisten Hirsche werden außerdem als geringe Hirsche erlegt; da ist es kein Wunder, wenn so vielfach über den Mangel an guten Hirschen geklagt wird. Wer den Achter nicht sehen kann, ohne

nach der Büchse zu greifen, wird sich des Zwölfers niemals erfreuen, des Sechzehn-, Achtzehnenders nicht zu gedenken. Wer viele Spießer schießt, wird an geringen Hirschen nie Überfluß haben. Wenn dann ferner noch alte, starke Tiere in großer Zahl erlegt werden, so beruht die Nachzucht auf der Tätigkeit der in der Brunft — weil zu wenig Hirsche auf zu viel Mutterwild kommen — überanstrengten Schneider, der Schmaltiere und geringen Alttiere. Werden alte Tiere von den Kälbern fortgeschossen, so gibt es kümmerliche Kälber; daß aus diesen keine kräftigen Spießer und Hirsche, keine starken Schmal- und Alttiere werden können, liegt auf der Hand. So ist die langsame aber sichere Entartung der Wildstände die unvermeidliche Folge unvernünftigen Abschusses.

Es ist eine ganz ungerechtfertigte Annahme, daß ein Spießer, aus dem einmal ein starker Hirsch werden soll, schon im zweiten Lebensjahr starke Spieße tragen müsse und daß er, wenn er das nicht tut, zum Abschuß reif sei. Es mag vereinzelt solche günstigen Äsungs- und Rasseverhältnisse geben, unter denen die Annahme zutrifft; im allgemeinen ist dies nicht der Fall. Eine solche Anschauung kann nur aus einer ganz urteilslosen Anklammerung an das Geweihbildungsgesetz entstanden sein, wonach der Hirsch im 2. Lebensjahr Spießer, im 4. Sechser, im 5. Achter usw. sein muß, wenn alles nach Vorschrift geht. Aber die Natur geht ihren eigenen Weg und kümmert sich nicht um Vorschriften. Es gibt viele Reviere, in denen der Spießer zwei und drei Jahre Spieße trägt, dann nach einem guten Jahr acht Enden aufsetzt, vielleicht zwei oder drei Jahre Achter bleibt und es in höheren Jahren doch noch zu einem braven Zwölfer bringt. Es gibt auch Reviere, in denen der Hirsch im 4. Lebensjahr schon zehn Enden trägt, und es mit acht Jahren schon zum Sechzehn- oder Achtzehnender bringt. Das ist zwar selten, aber es kommt vor. Freilich wird kein verständiger Heger einen achtjährigen Sechzehnender zum Abschuß bestimmen; solch ein hervorragend veranlagter Hirsch ist unschätzbar für die Nachzucht — und was wird dieser Hirsch erst für ein Geweih tragen, wenn er das doppelte Alter erreicht hat! Man mag in Geweihsammlungen die stärksten Geweihe prüfen, immer wird man finden, daß es die mit dem kürzesten Rosenstock und mit der ganz verwachsenen, stellenweise verwischten Stirnnaht und mit den stärksten Schädelknochen sind. Das heißt, starke Geweihe sind ein Erzeugnis des Alters. Natürlich nicht des Alters allein; denn dann müßten alle alten Hirsche starke Geweihe tragen, was sie nicht tun — aber erst im reiferen Alter schiebt der Hirsch das stärkste Geweih, das ihm zu tragen beschieden ist.

Die gegenteilige Meinung, daß gute Geweihe ausschließlich auf Einzelveranlagung beruhen sollen, ist mir wohl bekannt. Ich halte sie aber auf Grund langjähriger Beobachtung und Erfahrung in einem und demselben Revier für falsch. Wenn sie richtig wäre, dann müßten die mit geradezu erbärmlichen Geweihen ausgestatteten Darßer Hirsche aus älterer Zeit durchweg gut veranlagt gewesen sein und diese Veranlagung nur aus Mangel an zusagenden Verhältnissen nicht zum Ausdruck gebracht haben. Denn sonst wäre es unerklärlich, daß ohne fremden Zuwechsel, der nicht nennenswert in Frage kommt, nach Schaffung besserer Äsung, Verbesserung des Geschlechtsverhältnisses und systematischer Ausmerzung aller minderwertigen Stücke aus diesem alten, elenden Wildstand jetzt ein an Körperform und

Stärke wie an Geweih im Durchschnitt guter Rotwildstand erwachsen ist. Es haben zwar fast 20 Jahre dazu gehört, und manche Verhältnisse haben das Ergebnis günstig beeinflußt; aber es kann unmöglich aus dieser Tatsache der Schluß gezogen werden, daß starke Geweihe einzig und allein auf Einzelveranlagung beruhen; so wenig ich bestreiten will, daß diese für deren Erzielung in hohem Grade fördernd wirkt.

Die Verfechter der ausschließlichen Einzelveranlagung dürften, wenn sie ihre Wildbahnen in die Höhe bringen wollen, von Rechts wegen überhaupt keinen guten Hirsch strecken. Denn sie berauben sich mit ihm der einzigen Möglichkeit, die Veranlagung weiter zu vererben. Die Ausrede, daß der Hirsch sich ja gewiß schon mehrfach vererbt habe, ist dabei ein schlechter Trost. Wer ausschließlich der Einzelveranlagung das Vorkommen besonders starker Geweihe zuschreibt, der ist ein schlechter Heger, wenn er die Träger solcher Veranlagung früher streckt, als bis diese Eigenschaft sich allgemein vererbt hat.

Andererseits ist es gar nicht zu bezweifeln, daß auch Verbesserung der Äsung und Darreichung guten Futters außerordentlich günstig auf die Geweihentwicklung wirken, wie das ja die Erfahrung bei zahm gehaltenen Hirschen täglich lehrt, und wie wir es alljährlich auf den Geweihausstellungen an den „Mast"hirschen sehen können. Ob man in dieser Anschauung gerade den extremen Standpunkt einnehmen darf, wie ihn z. B. Oberförster Seitz in seinen wertvollen „Beiträgen zur Geweihbildung der europäischen Rothirsche" in „Wild und Hund" vertrat, indem er darlegte, wie man durch Fütterung sozusagen nach Wunsch starke untere oder stärkere obere Geweihpartien hervorbringen könne, das lasse ich dahingestellt. Etwas Wahres ist aber an der Sache zweifellos, das man auch in freier Wildbahn beobachten kann. Dort, wo nämlich dem Wild keine Gelegenheit geboten wird, im Mai und Juni ausreichende, gute Äsung zu sich zu nehmen, da pflegt es mit der Kronenbildung mißlich auszusehen. Die unteren Geweihpartien können dort recht gut sein, oben bleiben die Geweihe mager. Daher der hohe Wert guter Wiesen für die Hirsche.

So konnte man 1909 in freier Wildbahn, wo nicht gefüttert wurde, nach dem anhaltenden, langen Winter, der sich bis in den Mai hineinzog, die Beobachtung machen, daß die unteren Geweihpartien zu wünschen ließen, während die Kronen nach Eintritt der Wärme und reichlicher Äsung sich kräftig ausbildeten.

Auch im Gebirge läßt sich die häufig gegen die Körperstärke recht abfallende Geweihbildung oft genug auf mangelnde Äsung während der Monate April und Mai zurückführen, wo dort noch alles unter Schnee liegt.

Ein Rückgang der Geweihe ist, abgesehen von dem Zurücksetzen infolge von Notjahren oder Verletzungen, fast immer erst dann festzustellen, nachdem der Rosenstock fast verschwunden ist und das Geweih sozusagen unmittelbar auf dem Schädel aufsitzt. Es ist auch eine unrichtige Annahme, daß der Hirsch, nachdem das Geweih seinen Höhepunkt erreicht hat, nun bald zurückgeht; er bleibt vielmehr, wie andere Tiere, auch eine ganze Reihe von Jahren auf der Höhe seiner Entwicklung, und ein Hirsch von dreißig Jahren ist längst nicht immer ein Greis. Das kann bei der Aufstellung des Beschußplans nicht genug gewürdigt werden; und der Abschuß

aller starken Hirsche, die vor die Büchse kommen, ist ein sicheres Mittel, den Wildstand herunterzubringen. Man könnte mir hier einwerfen, daß erfahrungsgemäß die stärksten Hirsche von bösen Nachbarn in Feldgehölzen erlegt oder zu Holze geschossen werden. Das ist zum Teil richtig; aber nur ein Grund mehr, dem Revier zu erhalten, was man kann, und nur wenige der besten Hirsche selbst zu schießen.

Ich komme auf den Spießer zurück: diesem ist es noch nicht anzusehen, was er für die Zukunft verspricht; dagegen kann man den geringen Hirsch schon sicherer beurteilen. Man tut daher gut, die Spießer, soweit sie nicht nur Knöpfe tragen, zu schonen; dafür bietet sich bei den geringen Hirschen eine gute Gelegenheit, die Spreu vom Weizen zu sondern. Wenn sich hier der Abschuß planmäßig auf diejenigen richtet, die eng gestellte Stangen aufweisen, Stangen ohne Augsprossen oder mit eingefaulten Enden tragen, dagegen alle gut veranlagten Hirsche sorgfältig geschont werden, dann wird man dem Ziel, starke Hirsche zu erziehen, bald näher kommen.

Auch hinsichtlich der Anzahl der zu erlegenden Hirsche ist eine gewisse Vorsicht notwendig. In der Regel werden zu viele Hirsche im Verhältnis zum Kahlwild abgeschossen, weil man sich darauf stützt, daß das Rotwild polygam ist. Aber man bedenkt dabei nicht, daß es für die Nachzucht von Vorteil ist, wenn nur die auf der Höhe ihrer Kraft stehenden Hirsche zur Fortpflanzung gelangen, und daß es der Nachzucht nicht förderlich sein kann, wenn die Hirsche sich in der Brunft zu sehr erschöpfen. Man wird im allgemeinen nicht fehlgehen, wenn man je einen jagdbaren Hirsch auf 4—8, im Mittel 6 beschlagfähige Tiere rechnet. Hierbei ist aber zu berücksichtigen, daß der Nachwuchs an Hirschen ganz außer Betracht bleibt. Ein Hirsch auf der Höhe seiner Kraft erschöpft sich nicht an 6 Tieren; und es ist nicht zu befürchten, daß die Kälber der zuletzt beschlagenen Stücke geringer ausfallen. Wenn zu wenig Hirsche vorhanden sind, so bleibt, um nicht eine körperlich geringe Generation heranzuziehen, nichts weiter übrig, als den Kahlwildstand zu verringern — hat man dann auch nicht so viel Wild, so erhält man doch stärkeres; und das ist mehr wert, als die Erziehung geringwertiger Massen. Sind zu viele jagdbare Hirsche im Verhältnis zum Kahlwild vorhanden, so ist in freien Wildbahnen mit der Auswanderung der Hirsche zu rechnen. Wann diese Gefahr eintritt, muß die örtliche Erfahrung zeigen. Jedenfalls aber wäre es verfehlt, sie schon dann anzunehmen und stark abzuschießen, wenn einzelne Hirsche einmal auswechseln. Von einer Auswanderung kann erst gesprochen werden, wenn das Auswechseln rudelweise erfolgt. Ich habe bei einem Geschlechtsverhältnis der Hirsche zum Kahlwild wie etwa 1 : 1 in fast 20 Jahren auf dem Darß noch keinen Verlust an Hirschen durch Auswandern gehabt.

Was das Kahlwild angeht, so kommen die folgenden Erwägungen in Betracht: Der Abschuß von alten Tieren ist zwar unvermeidlich, weil sie mit den Jahren an eine Grenze gelangen, wo sie für die Nachzucht nichts mehr leisten und daher genutzt werden müssen. Aber andererseits liegt in einem starken Stand starker und fortpflanzungsfähiger Alttiere die ganze Zukunft des Wildstandes geborgen.

So wichtig die sorgfältigste Überlegung bei der Aufstellung ist, ebenso bedeutungsvoll für den beabsichtigten Erfolg ist

die Ausführung des Beschußplans.

Denn was nützen alle guten Absichten auf dem Papier, wenn in Wirklichkeit infolge mangelhafter Schießfertigkeit und zu geringer Sorgfalt bei der Nachsuche ein Teil des Wildes eingeht, ohne gefunden und gebucht zu werden. Jedes Stück Fallwild und außerdem jedes krankgeschossene Stück, von dem man annehmen muß, daß es verloren geht, muß, auch wenn es nicht gefunden wird, von dem Abschuß-Soll abgesetzt werden, wenn der Zweck des Beschußplans erreicht werden soll.

Wenn starke Alttiere nach guten Wintern nur geringe Kälber führen, oder mehrere Jahre hintereinander gelt bleiben, so treten sie in das Greisenalter ein, oder haben es schon erreicht. Wenn nun der Hirsch erst mit 15—20 Jahren, wie ich einmal annehmen will, seinen Höhepunkt erreicht, so liegt kein Grund für die Annahme vor, daß die alten Tiere diesen früher erreichen; ich glaube, daß das Alttier noch im hohen Alter wertvoll für die Nachzucht ist. Ganz junge Stücke setzen meist geringe Kälber; die stärksten Kälber werden von älteren Tieren gesetzt.

Alttiere zu erlegen, die ein Kalb führen, ist für den Wildstand nachteilig und eines Weidmannes unwürdig. Das Kalb wird, nachdem es seine Mutter verloren hat, von dem übrigen Wild nicht mehr beim Rudel geduldet; es fehlt ihm die Führung und die Nahrung; denn es wird bis in den Frühling des auf die Geburt folgenden Jahres hinein gesäugt. Ohne die Mutter geht es, namentlich in harten Wintern, verloren und wenn es dennoch durchkommt, so bleibt es ein Kümmerer, der für die Nachzucht nur schädlich wirkt. Werden dagegen viele Kälber zum Abschuß bestimmt, so werden dadurch manche Stücke bei Zeiten genutzt, die in harten Wintern eingehen könnten; es werden die alten Tiere, durch Fortfallen des Säugens entlastet, besser bei Wildpret bleiben, und das wird dem Fötus, also dem nächstjährigen Kalb zu Gute kommen. Der Wildstand wird so in der Stärke des Einzelstückes ebenso gefördert wie in der Stückzahl, da infolge des Abschusses von Stücken, die so wie so leichter den Unbilden des Winters zum Opfer fallen, in die widerstandsfähigeren Altersklassen nicht so stark eingegriffen werden braucht.

Um die Wirkungen, die verschiedenartig geregelte Beschußpläne für längere Zeitdauer auf den Wildstand ausüben, übersehen zu können, läßt sich eine unter bestimmten, gleichen Voraussetzungen erfolgende Berechnung nicht umgehen. Sie führt aber auch einzig und allein zu wirklich brauchbaren Ergebnissen, deren Nutzanwendung sich dann von selbst aufzwingt.

Den nachstehenden Berechnungen I bis VI habe ich folgende Voraussetzungen zu Grunde gelegt:

Es wird angenommen, daß alle Kälber am 1. Juni gesetzt werden, und daß auch der Übergang der übrigen Stücke aus der niedrigen in die höhere Altersklasse an diesem Tage erfolgt. Von den Schmaltieren sollen zwei Drittel zum ersten Mal am 1. Juni ihres dritten Lebensjahres, der Rest erst im folgenden Jahre setzen. Von den Alttieren sind 60 v. H. ihrer Zahl Kälber zu erwarten; in diesem, bei gutem Geschlechtsverhältnis niedrigen Prozentsatz sollen aber anderweitige Verluste des Gesamtwildstandes schon als mit berücksichtigt gelten. Von den Kälbern

sollen die Hälfte Hirsch-, die Hälfte Wildkälber sein. Sie bleiben Kälber vom 1. Juni ihres Geburtsjahres bis zum 31. Mai des folgenden Jahres.

Bevor der Leser sich mit den Berechnungen beschäftigt, wird es nützlich sein, einige Dinge zu erörtern, über die ich mich gern klar ausdrücken möchte. Ich habe den jagdbaren Hirsch das zwölfte Lebensjahr erreichen lassen. Damit habe ich zum Ausdruck bringen wollen, daß ich der landläufigen Bezeichnung nicht beitrete; und dabei befinde ich mich in guter Gesellschaft. Es sei, von anderen Jagdschriftstellern abgesehen, nur auf Dietrich aus dem Winckell verwiesen, der sagt: „Ein jagdbarer oder guter Hirsch ist bei der teutschen Jagd der, welcher wenigstens zwölf Enden hat und 300 Pfund wiegt. Mit zehn Enden ist er nur schlecht jagdbar. Ein sehr alter, starker und guter Hirsch heißt Kapitalhirsch." Das klingt anders, als das landläufige Gerede, das jeden Schneider, der ungerade 10 Enden trägt, zum Jagdbaren stempelt. Ich kann Winckell auch nur so verstehen, daß er unter einem schlecht jagdbaren Hirsch nicht jeden meint, der 10 Enden trägt; sondern mir scheint aus der ganzen Verbindung zwingend hervorzugehen, daß er nur einen Hirsch von 300 Pfund, der 10 Enden trägt, als schlecht jagdbar angesprochen wissen will. Und das hat seine volle Berechtigung. Denn die Jagdbarkeit soll nicht durch ein zufälliges Ende, sondern durch eine gewisse Reife zum Ausdruck kommen, und hierin ist das Gewicht neben dem Geweih ein guter Anhalt.

In manchen Wildbahnen wird es zwar heißen: wo soll bei uns ein Hirsch von 3 Zentnern herkommmen? Aber da liegt in der Regel der Hase im Pfeffer: in dem zu geringen Lebensalter, das man die Hirsche durch lange Zeit hindurch erreichen ließ und noch heute erreichen läßt.

Die Wildmarkenkontrolle wird hoffentlich dereinst unser Wissen über das Lebensalter wesentlich bereichern. Aber die Anforderungen des Tages verlangen schon jetzt von uns Entschließungen, und so müssen wir uns mit demjenigen Wissen behelfen, das wir heute haben. Denn ein verständiger Beschußplan muß sich zunächst auf das Alter stützen, das man das Wild im Durchschnitt erreichen lassen will. Und wenn man wirklich gute Geweihe haben will, dann muß man den Hirschen auch die Zeit lassen sie aufzusetzen. Da muß sich jeder helfen, so gut er kann. Wie ich im ersten Teil ausgeführt habe, wird dem Rotwild von älteren Schriftstellern ein Alter von mindestens 30 Jahren zugesprochen. Ich verwalte die Oberförsterei Darß fast 20 Jahre. Bei allen erlegten Stücken, ob Hirsche oder Tiere, die nach ihrem Äußeren ein höheres Alter erreicht zu haben scheinen, pflege ich regelmäßig die Backzähne auf ihre Abnutzung zu untersuchen; und dabei habe ich die Beobachtung gemacht, daß mir ein Gebiß, von dem man hätte sagen können, es sei völlig abgekaut gewesen, etwa wie die letzte Reihe der Tafel Seite 25, nur ein einziges Mal vorgekommen ist. Gebisse mit sehr starker Abnutzung habe ich dabei nur drei- oder viermal vorgefunden. Wer will es unrecht finden, wenn ich daraus den Schluß ziehe, daß ein Alter von etwa 20 Jahren bei dem Wild des Reviers Darß noch nicht die Höchstgrenze darstellt. Ähnlich sind auch meine Beobachtungen an stärkeren Geweihen. Selbst Kapitalgeweihe weisen durch die Länge der Rosenstöcke auf ein geringes Alter hin, und Zurücksetzen wegen Alters ist von mir mit Bewußtsein nie beobachtet worden. Dabei aber habe ich wiederholt fest-

gestellt, daß Hirsche mit fehlenden Haken und lückenhaften Schneidezähnen noch stark höckerige, wenig abgekaute Backzähne hatten.

Aus vorstehenden Gründen habe ich den Hirsch erst mit dem zwölften Lebensjahr als jagdbar und mit dem zwanzigsten als kapital ansprechen zu sollen geglaubt.

Über das Geschlechtsverhältnis ist auch noch einiges zu sagen. Man sollte glauben, Geschlecht sei Geschlecht, darüber gäbe es gar keinen Zweifel. Tatsächlich aber, und es ist das wohl älteren Schriftstellern entnommen, werden vielfach die Spießer mit zum Kahlwild gerechnet — sicher aber die Hirschkälber. Wir kommen aber mit diesem Brauch nicht weiter; und eine sorgfältige Aufstellung der Beschußpläne verlangt schärfere Unterscheidungen. Da meine ich, man solle zum Kahlwild nicht allein alles Wild rechnen, was nichts auf dem Kopfe hat, sondern auch dasjenige, das nichts darauf bekommen wird. Dann würden Kahlwild und weibliches Wild wie Hirsche und männliches Wild deckende Begriffe werden und jedes Mißverständnis ausschließen. Selbstverständlich sind dann beim Ansprechen des Geschlechtsverhältnisses die Hirschkälber zu den Hirschen zu rechnen. Wie groß der Unterschied ist, den dieses Verhältnis erfährt bei verschiedenartiger Auslegung der Bezeichnung Kahlwild, das möge der Leser an einem Beispiel sehen: In der Berechnung II ist das Verhältnis der Hirsche zum Kahlwild, das heißt des männlichen zum weiblichen = 70 : 70 = 1 : 1; werden die Spießer und die Hirschkälber mit zum Kahlwild gerechnet, dann ergibt sich H : K = 41 : 109 = 1 : 2,7; und werden keine Spießer, aber dafür alle Kälber dem Kahlwild zugezählt, dann verhält sich H : K = 56 : 84 = 1 : 1,5. Ich werde das Geschlechtsverhältnis ausschließlich nach dem Geschlecht bezeichnen.

Ob die vorstehenden Voraussetzungen für den Beschußplan zutreffend sind, darüber läßt sich streiten; ich hoffe, daß sie annähernd als richtig angenommen werden.

Übersicht der Wirkung

von 6 nach verschiedenen Grundsätzen aufgestellten Beschußplänen auf Stückzahl und Zusammensetzung eines Wildstandes.

I. Berechnung.

	Kapitalhirsche, 20. Jahr	Jagdbare Hirsche, 12. Jahr	Geringe Hirsche, 4.—11. Jahr	Spießer, 2.—3. Jahr	Altiere	Schmaltiere	Kälber	Zusammen
Bestand 2. VI. 1895	—	2	19	9	49	12	29	120
1/5 Abschuß 2. VI. 1895 bis 31. V. 1896	—	—	6	—	3	6	9	24
Bestand 31. V. 1896	—	2	13	9	46	6	20	96
			−1	−5		−4	−10	
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1896 . . .		+1	+5	+10	+4	+10	−10	
und Zuwachs							+30	30
Bestand 2. VI. 1896	—	3	17	14	50	12	30	126
1/5 Abschuß 2. VI. 1896 bis 31. V. 1897	—	—	16	—	4	6	9	25
Bestand 31. V. 1897	—	3	11	14	46	6	21	101
			−1	−7		−4	−11	
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1897 . . .		+1	+7	+10	+4	+11	−10	
und Zuwachs							+30	
Bestand 2. VI. 1897	—	4	17	17	50	13	30	131
1/5 Abschuß 2. VI. 1897 bis 31. V. 1898		—	6	—	4	7	9	26
Bestand 31. V. 1898	—	4	11	17	46	6	21	105
			−1	−8		−4	−10	
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1898 . . .		+1	+8	+11	+4	+10	−11	
und Zuwachs							+30	
Bestand 2. VI. 1898	—	5	18	20	50	12	30	135
1/5 Abschuß 2. VI. 1898 bis 31. V. 1899	—	—	6	—	4	7	10	27
Bestand 31. V. 1899	—	5	12	20	46	5	20	108
			−1	−10		−3	−10	
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1899 . . .		+1	+10	+10	+3	+10	−10	
und Zuwachs							+29	
Bestand 2. VI. 1899	—	6	21	20	49	12	29	137
1/5 Abschuß 2. VI. 1899 bis 31. V. 1900	—	—	6	—	3	7	11	27
Bestand 31. V. 1900	—	6	15	20	46	5	18	110
		−1	−2	−10		−3	−9	
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1900 . . .	+1	+2	+10	+9	+3	+9	−9	
und Zuwachs							+29	
Bestand 2. VI. 1900	1	7	23	19	49	11	29	139

I. Berechnung.

	Kapitalhirsche, 20. Jahr	Jagdbare Hirsche, 12. Jahr	Geringe Hirsche, 4.—11. Jahr	Spießer, 2.—3. Jahr	Altiere	Schmaltiere	Kälber	Zusammen
(übertrag) Bestand 2. VI. 1900 . .	1	7	23	19	49	11	29	139
1/5 Abschuß 2. VI. 1900 bis 31. V. 1901	—	—	7	—	3	7	11	28
Bestand 31. V. 1901	1	6	17	19	46	4	18	111
Übergang in höhere Klassen und Zuwachs 1. VI. 1901 . . .			−2	−9		−3	−9	
		+2	+9	+9	+3	+9	−9	
							+29	
Bestand 2. VI. 1901	1	8	24	19	49	10	29	140
1/5 Abschuß 2. VI. 1901 bis 31. V. 1902	—	—	7	—	4	7	10	28
Bestand 31. V. 1902	1	8	17	19	45	3	19	112
Übergang in höhere Klassen und Zuwachs 1. VI. 1902 . . .			−2	−9		−2	−10	
		+2	+9	+9	+2	+10	−9	
							+28	
Bestand 2. VI. 1902	1	10	24	19	47	11	28	140
1/5 Abschuß 2. VI. 1902 bis 31. V. 1903	1	—	6	—	3	7	11	28
Bestand 31. V. 1903	—	10	18	19	44	4	17	112
Übergang in höhere Klassen und Zuwachs 1. VI. 1903 . . .		−1	−2	−10		−3	−8	
	+1	+2	+10	+9	+3	+8	−9	
							+28	
Bestand 2. VI. 1903	1	11	26	18	47	9	28	140
1/5 Abschuß 2. VI. 1903 bis 31. V. 1904	—	1	7	—	3	6	11	28
Bestand 31. V. 1904	1	10	19	18	44	3	17	112
Übergang in höhere Klassen und Zuwachs 1. VI. 1904 . . .		−1	−2	−9		−2	−9	
	+1	+2	+9	+8	+2	+9	−8	
							+28	
Bestand 2. VI. 1904	2	11	26	17	46	10	28	140
1/5 Abschuß 2. VI. 1904 bis 31. V. 1905	1	1	5	—	3	6	12	28
Bestand 31. V. 1905	1	10	21	17	43	4	16	112
Übergang in höhere Klassen und Zuwachs 1. VI. 1905 . . .		−1	−3	−8		−3	−8	
	+1	+3	+8	+8	+3	+8	−8	
							+28	
Bestand 2. VI. 1905	2	12	26	17	46	9	28	140
Bestand 2. VI. 1895	—	2	19	9	49	12	29	120
Mithin 2. VI. 1905 { **mehr** . . .	2	10	7	8				20
weniger . .					3	3	1	

II. Berechnung.

	Kapitalhirsche, 20. Jahr	Jagdbare Hirsche, 12. Jahr	Geringe Hirsche, 4.—11. Jahr	Spießer, 2.—3. Jahr	Altiere	Schmaltiere	Kälber	Zusammen
Bestand 2. VI. 1895	2	12	26	17	46	9	28	140
Abschuß 2. VI. 1895 bis 31. V. 1896	1	1	5	1	3	4	12	27
Bestand 31. V. 1896	1	11	21	16	43	5	16	113
		−1	−2	−8		−3	−8	
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1896 . . .	+1	+2	+8	+8	+3	+8	−8	
und Zuwachs							+28	
Bestand 2. VI. 1896	2	12	27	16	46	10	28	141
Abschuß 2. VI. 1896 bis 31. V. 1897	1	1	5	1	4	4	12	28
Bestand 31. V. 1897	1	11	22	15	42	6	16	113
		−1	−3	−8		−4	−8	
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1897 . . .	+1	+3	+8	+8	+4	+8	−8	
und Zuwachs							+28	
Bestand 2. VI. 1897	2	13	27	15	46	10	28	141
Abschuß 2. VI. 1897 bis 31. V. 1898	1	1	6	1	4	4	12	29
Bestand 31. V. 1898	1	12	21	14	42	6	16	112
		−1	−2	−7		−4	−8	
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1898 . . .	+1	+2	+7	+8	+4	+8	−8	
und Zuwachs							+28	
Bestand 2. VI. 1898	2	13	26	15	46	10	28	140
Abschuß 2. VI. 1898 bis 31. V. 1899	1	1	6	1	4	4	12	29
Bestand 31. V. 1899	1	12	20	14	42	6	16	111
		−1	−3	−7		−4	−8	
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1899 . . .	+1	+3	+7	+8	+4	+8	−8	
und Zuwachs							+28	
Bestand 2. VI. 1899	2	14	24	15	46	10	28	139
Abschuß 2. VI. 1899 bis 31. V. 1900	1	1	5	1	4	4	12	28
Bestand 31. V. 1900	1	13	19	14	42	6	16	111
		−2	−2	−7		−4	−8	
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1900 . . .	+2	+2	+7	+8	+4	+8	−8	
und Zuwachs							+28	
Bestand 2. VI. 1900	3	13	24	15	46	10	28	139

II. Berechnung.

	Kapitalhirsche, 20. Jahr	Jagdbare Hirsche, 12. Jahr	Geringe Hirsche, 4.—11. Jahr	Spießer, 2.—3. Jahr	Altiere	Schmaltiere	Kälber	Zusammen
(Übertrag) Bestand 2. VI. 1900 . .	3	13	24	15	46	10	28	139
Abschuß 2. VI. 1900 bis 31. V. 1901	1	1	4	1	4	4	12	27
Bestand 31. V. 1901	2	12	20	14	42	6	16	112
		−2	−2	−7		−4	−8	
Übergang in höhere Klassen und Zuwachs 1. VI. 1901 . . .	+2	+2	+7	+8	+4	+8	−8	
							+28	
Bestand 2. VI. 1901	4	12	25	15	46	10	28	140
Abschuß 2. VI. 1901 bis 31. V. 1902	2	1	4	1	4	4	12	28
Bestand 31. V. 1902	2	11	21	14	42	6	16	112
		−1	−3	−7		−4	−8	
Übergang in höhere Klassen und Zuwachs 1. VI. 1902 . . .	+1	+3	+7	+8	+4	+8	−8	
							+28	
Bestand 2. VI. 1902	3	13	25	15	46	10	28	140
Abschuß 2. VI. 1902 bis 31. V. 1903	1	1	5	1	4	4	12	28
Bestand 31. V. 1903	2	12	20	14	42	6	16	112
		−1	−2	−7		−4	−8	
Übergang in höhere Klassen und Zuwachs 1. VI. 1903 . . .	+1	+2	+7	+8	+4	+8	−8	
							+28	
Bestand 2. VI. 1903	3	13	25	15	46	10	28	140
Abschuß 2. VI. 1903 bis 31. V. 1904	2	1	4	1	4	4	12	28
Bestand 31. V. 1904	1	12	21	14	42	6	16	112
		−2	−3	−7		−4	−8	
Übergang in höhere Klassen und Zuwachs 1. VI. 1904 . . .	+2	+3	+7	+8	+4	+8	−8	
							+28	
Bestand 2. VI. 1904	3	13	25	15	46	10	28	140
Abschuß 2. VI. 1904 bis 31. V. 1905	1	1	5	1	4	4	12	28
Bestand 31. V. 1905	2	12	20	14	42	6	16	112
		−1	−2	−7		−4	−8	
Übergang in höhere Klassen und Zuwachs 1. VI. 1905 . . .	+1	+2	+7	+8	+4	+8	−8	
							+28	
Bestand 2. VI. 1905	3	13	25	15	46	10	28	140
Bestand 2. VI. 1895	2	12	26	17	46	9	28	140
Mithin 2. VI. 1905 mehr . . .	1	1	—	—	—	1	—	+−0
" weniger . .	—	—	1	2	—	—	—	

III. Berechnung.

	Kapitalhirsche, 20. Jahr	Jagdbare Hirsche, 12. Jahr	Geringe Hirsche, 4.—11. Jahr	Spießer, 2.—3. Jahr	Altiere	Schmaltiere	Kälber	Zusammen
Bestand 2. VI. 1895	2	12	26	17	46	9	28	140
Abschuß 2. VI. 1895 bis 31. V. 1896	2	2	7	2	6	4	4	27
Bestand 31. V. 1896	—	10	19	15	40	5	24	113
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1896 . . .		−1	−2	−8		−3	−12	
	+1	+2	+8	+12	+3	+12	−12	
und Zuwachs							+26	
Bestand 2. VI. 1896	1	11	25	19	43	14	26	139
Abschuß 2. VI. 1896 bis 31. V. 1897	1	2	7	2	6	4	4	26
Bestand 31. V. 1897	—	9	18	17	37	10	22	113
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1897 . . .		−1	−3	−8		−7	−11	
	+1	+3	+8	+11	+7	+11	−11	
und Zuwachs							+26	
Bestand 2. VI. 1897	1	11	23	20	44	14	26	139
Abschuß 2. VI. 1897 bis 31. V. 1898	1	2	8	2	6	4	4	27
Bestand 31. V. 1898	—	9	15	18	38	10	22	112
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1898 . . .		−1	−2	−9		−7	−11	
	+1	+2	+9	+11	+7	+11	−11	
und Zuwachs							+27	
Bestand 2. VI. 1898	1	10	22	20	45	14	27	139
Abschuß 2. VI. 1898 bis 31. V. 1899	1	3	8	2	6	4	4	28
Bestand 31. V. 1899	—	7	14	18	39	10	23	111
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1899 . . .			−1	−9		−7	−11	
		+1	+9	+12	+7	+11	−12	
und Zuwachs							+28	
Bestand 2. VI. 1899	—	8	22	21	46	14	28	139
Abschuß 2. VI. 1899 bis 31. V. 1900	—	3	9	2	6	4	4	28
Bestand 31. V. 1900	—	5	13	19	40	10	24	111
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1900 . . .			−2	−9		−7	−12	
		+2	+9	+12	+7	+12	−12	
und Zuwachs							+28	
Bestand 2. VI. 1900	—	7	20	22	47	15	28	139
Abschuß 2. VI. 1900 bis 31. V. 1901	—	2	10	2	7	4	4	29
Bestand 31. V. 1901	—	5	10	20	40	11	24	110

III. Berechnung.

	Kapitalhirsche, 20. Jahr	Jagdbare Hirsche, 12. Jahr	Geringe Hirsche, 4.—11. Jahr	Spießer, 2.—3. Jahr	Altiere	Schmaltiere	Kälber	Zusammen
(Übertrag) Bestand 31. V. 1901 . .	—	5	10	20	40	11	24	110
			−1	−10		−8	−12	
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1901 . . .		+1	+10	+12	+8	+12	−12	
und Zuwachs							+24	
Bestand 2. VI. 1901	—	6	19	22	48	15	24	134
Abschuß 2. VI. 1901 bis 31. V. 1902	—	2	8	2	5	4	3	24
Bestand 31. V. 1902	—	4	11	20	43	11	21	110
			−1	−10		−8	−10	
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1902 . . .		+1	+10	+11	+8	+10	−11	
und Zuwachs							+23	
Bestand 2. VI. 1902	—	5	20	21	51	13	23	133
Abschuß 2. VI. 1902 bis 31. V. 1903	—	3	6	2	5	4	3	23
Bestand 31. V. 1903	—	2	14	19	46	9	20	110
			−2	−10		−6	−10	
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1903 . . .		+2	+10	+10	+6	+10	−10	
und Zuwachs							+21	
Bestand 2. VI. 1903	—	4	22	19	52	13	21	131
Abschuß 2. VI. 1903 bis 31. V. 1904	—	2	6	2	5	3	3	21
Bestand 31. V. 1904	—	2	16	17	47	10	18	110
			−2	−9		−7	−9	
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1904 . . .		+2	+9	+9	+7	+9	−9	
und Zuwachs							+22	
Bestand 2. VI. 1904	—	4	23	17	54	12	22	132
Abschuß 2. VI. 1904 bis 31. V. 1905	—	2	7	2	5	3	3	22
Bestand 31. V. 1905	—	2	16	15	49	9	19	110
			−2	−7		−6	−10	
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1905 . . .		+2	+7	+9	+6	+10	−9	
und Zuwachs							+22	
Bestand 2. VI. 1905	—	4	21	17	55	13	22	132
Bestand 2. VI. 1895	2	12	26	17	46	9	28	140
Mithin 2. VI. 1905 mehr . . .					9	4		
Mithin 2. VI. 1905 weniger . .	2	8	5				6	8

IV. Berechnung.

	Kapitalhirsche, 20. Jahr	Jagdbare Hirsche, 12. Jahr	Geringe Hirsche, 4.—11. Jahr	Spießer, 2.—3. Jahr	Altkühe	Schmalkühe	Kälber	Zusammen
Bestand 2. VI. 1895	—	2	19	9	49	12	29	120
Abschuß 2. VI. 1895 bis 31. V. 1896	—	—	6	—	9	6	6	24
Bestand 31. V. 1896	—	2	13	9	40	6	26	96
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1896 . . .			−1	−5		−4	−13	
		+1	+5	+13	+4	+13	−13	
und Zuwachs							+26	
Bestand 2. VI. 1896	—	3	17	17	44	15	26	122
Abschuß 2. VI. 1896 bis 31. V. 1897	—	—	6	—	9	6	3	24
Bestand 31. V. 1897	—	3	11	17	35	9	23	98
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1897 . . .			−1	−8		−6	−11	
		+1	+8	+12	+6	+11	−12	
und Zuwachs							+25	
Bestand 2. VI. 1897	—	4	18	21	41	14	25	123
Abschuß 2. VI. 1897 bis 31. V. 1898	—	—	6	—	9	6	3	24
Bestand 31. V. 1898	—	4	12	21	32	8	22	99
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1898 . . .			−2	−11		−6	−11	
		+2	+11	+11	+6	+11	−11	
und Zuwachs							+23	
Bestand 2. VI. 1898	—	6	21	21	38	13	23	122
Abschuß 2. VI. 1898 bis 31. V. 1899	—	—	6	—	9	6	3	24
Bestand 31. V. 1899	—	6	15	21	29	7	20	98
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1899 . . .			−2	−10		−5	−10	
		+2	+10	+10	+5	+10	−10	
und Zuwachs							+20	
Bestand 2. VI. 1899	—	8	23	21	34	12	20	118
Abschuß 2. VI. 1899 bis 31. V. 1900	—	—	5	—	8	4	3	20
Bestand 31. V. 1900	—	8	18	21	26	8	17	98
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1900 . . .		−1	−2	−11		−6	−9	
	+1	+2	+11	+8	+6	+9	−8	
und Zuwachs							+19	
Bestand 2. VI. 1900	1	9	27	18	32	11	19	117
Abschuß 2. VI. 1900 bis 31. V. 1901	—	—	5	—	7	5	2	19
Bestand 31. V. 1901	1	9	22	18	25	6	17	98

IV. Berechnung.

	Kapitalhirsche, 20. Jahr	Jagdbare Hirsche, 12. Jahr	Geringe Hirsche, 4.—11. Jahr	Spießer, 2.—3. Jahr	Altiere	Schmaltiere	Kälber	Zusammen
(Übertrag) Bestand 31. V. 1901 . .	1	9	22	18	25	6	17	98
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1901 . . .		−1	−3	−9		−4	−9	
		+1	+3	+9	+8	+4	+9	−8
und Zuwachs							+17	
Bestand 2. VI. 1901	2	11	28	17	29	11	17	115
Abschuß 2. VI. 1901 bis 31. V. 1902	1	1	3	—	6	4	2	17
Bestand 31. V. 1902	1	10	25	17	23	7	15	98
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1902 . . .		−1	−3	−8		−5	−8	
		+1	+3	+8	+7	+5	+8	−7
und Zuwachs							+17	
Bestand 2. VI. 1902	2	12	30	16	28	10	17	115
Abschuß 2. VI. 1902 bis 31. V. 1903	1	1	3	—	6	4	2	17
Bestand 31. V. 1903	1	11	27	16	22	6	15	98
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1903 . . .		−1	−3	−8		−4	−7	
		+1	+3	+8	+8	+4	+7	−8
und Zuwachs							+16	
Bestand 2. VI. 1903	2	13	32	16	26	9	16	114
Abschuß 2. VI. 1903 bis 31. V. 1904	2	—	2	—	6	4	2	16
Bestand 31. V. 1904	—	13	30	16	20	5	14	98
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1904 . . .		−2	−4	−8		−4	−7	
		+2	+4	+8	+7	+4	+7	−7
und Zuwachs							+14	
Bestand 2. VI. 1904	2	15	34	15	24	8	14	112
Abschuß 2. VI. 1904 bis 31. V. 1905	1	1	2	—	5	3	2	14
Bestand 31. V. 1905	1	14	32	15	19	5	12	98
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1905 . . .		−2	−4	−7		−3	−6	
		+2	+4	+7	+6	+3	+6	−6
und Zuwachs							+13	
Bestand 2. VI. 1905	3	16	35	14	22	8	13	111
Bestand 2. VI. 1895	—	2	19	9	49	12	29	120
Mithin 2. VI. 1905 **mehr** . . .	3	14	16	5				
Mithin 2. VI. 1905 **weniger** . .					27	4	16	9

V. Berechnung.

	Kapitalhirsche, 20. Jahr	Jagdbare Hirsche, 12. Jahr	Geringe Hirsche, 4.—11. Jahr	Spießer, 2.—3. Jahr	Altiere	Schmaltiere	Kälber	Zusammen
Bestand 2. VI. 1911	—	6	46	8	20	8	12	100
Abschuß 2. VI. 1911 bis 31. V. 1912	—	6	—	—	1	5	—	12
Bestand 31. V. 1912	—	—	46	8	19	3	12	88
			−6	−4		−2	−6	
übergang in höhere Klassen 1. VI. 1912 . . .		+6	+4	+6	+2	+6	−6	
und Zuwachs							+13	
Bestand 2. VI. 1912	—	6	44	10	21	7	13	101
Abschuß 2. VI. 1912 bis 31. V. 1913	—	6	—	—	2	5	—	13
Bestand 31. V. 1913	—	—	44	10	19	2	13	88
			−5	−5		−1	−6	
übergang in höhere Klassen 1. VI. 1913 . . .		+5	+5	+7	+1	+6	−7	
und Zuwachs							+12	
Bestand 2. VI. 1913	—	5	44	12	20	7	12	100
Abschuß 2. VI. 1913 bis 31 V. 1914	—	5	—	—	2	5	—	12
Bestand 31. V. 1914	—	—	44	12	18	2	12	88
			−6	−6		−1	−6	
übergang in höhere Klassen 1. VI. 1914 . . .		+6	+6	+6	+1	+6	−6	
und Zuwachs							+11	
Bestand 2. VI. 1914	—	6	44	12	19	7	11	99
Abschuß 2. VI. 1914 bis 31. V. 1914	—	6	—	—	—	5	—	11
Bestand 31. V. 1915	—	—	44	12	19	2	11	88
			−5	−6		−1	−6	
übergang in höhere Klassen 1. VI. 1915 . . .		+5	+6	+5	+1	+6	−5	
und Zuwachs							+12	
Bestand 2. VI. 1915	—	5	45	11	20	7	12	100
Abschuß 2. VI. 1915 bis 31. V. 1916	—	5	—	—	2	5	—	12
Bestand 31. V. 1916	—	—	45	11	18	2	12	88
			−6	−6		−1	−6	
übergang in höhere Klassen 1. VI. 1916 . . .		+6	+6	+6	+1	+6	−6	
und Zuwachs							+11	
Bestand 2. VI. 1916	—	**6**	**45**	**11**	**19**	**7**	**11**	**99**
Bestand 2. VI. 1911	—	**6**	**46**	**8**	**20**	**8**	**12**	**100**
Mithin 2. VI. 1916 mehr . . .	—	—		**3**				
Mithin 2. VI. 1916 weniger . .			**1**		**1**	**1**	**1**	**1**

VI. Berechnung.

	Kapitalhirsche, 20. Jahr	Jagdbare Hirsche, 12. Jahr	Geringe Hirsche, 4.—11. Jahr	Spießer, 2.—3. Jahr	Altkühe	Schmalkühe	Kälber	Zusammen
Bestand 2. VI. 1911	—	6	46	8	20	8	12	100
Abschuß 2. VI. 1911 bis 31. V. 1912		2	2	1	2	2	3	12
Bestand 31. V. 1912	—	4	44	7	18	6	9	88
			−5	−3		−4	−5	
Übergang in höhere Klassen und Zuwachs 1. VI. 1912 . . .		+5	+3	+4	+4	+5	−4	
							+13	
Bestand 2. VI. 1912	—	9	42	8	22	7	13	101
Abschuß 2. VI. 1912 bis 31. V. 1913		3	2	—	2	2	4	13
Bestand 31. V. 1913	—	6	40	8	20	5	9	88
			−5	−4		−3	−4	
Übergang in höhere Klassen und Zuwachs 1. VI. 1913 . . .		+5	+4	+5	+3	+4	−5	
							+14	
Bestand 2. VI. 1913	—	11	39	9	23	6	14	102
Abschuß 2. VI. 1913 bis 31. V. 1914		3	2	1	2	2	5	15
Bestand 31. V. 1914	—	8	37	8	21	4	9	87
		−1	−5	−4		−2	−5	
Übergang in höhere Klassen und Zuwachs 1. VI. 1914 . . .	+1	+5	+4	+4	+2	+5	−4	
							+14	
Bestand 2. VI. 1914	1	12	36	8	23	7	14	101
Abschuß 2. VI. 1914 bis 31. V. 1915	1	2	3	—	3	2	4	15
Bestand 31. V. 1915	—	10	33	8	20	5	10	86
		−1	−4	−4		−3	−5	
Übergang in höhere Klassen und Zuwachs 1. VI. 1915 . . .	+1	+4	+4	+5	+3	+5	−5	
							+14	
Bestand 2. VI. 1915	1	13	33	9	23	7	14	100
Abschuß 2. VI. 1915 bis 31. V. 1916	—	3	2	—	4	2	4	15
Bestand 31. V. 1916	1	10	31	9	19	5	10	85
		−1	−4	−4		−3	−5	
Übergang in höhere Klassen und Zuwachs 1. VI. 1916 . . .	+1	+4	+4	+5	+3	+5	−5	
							+13	
Bestand 2. VI. 1916, zu übertragen .	2	13	31	10	22	7	13	98

VI. Berechnung.

	Kapitalhirsche, 20. Jahr	Jagdbare Hirsche, 12. Jahr	Geringe Hirsche, 4.—11. Jahr	Spießer, 2.—3. Jahr	Altkiere	Schmaltiere	Kälber	Zusammen
(Übertrag) Bestand 2. VI. 1916 . .	2	13	31	10	22	7	13	98
Abschuß 2. VI. 1916—31. V. 1917 .	1	1	—	—	4	2	4	12
Bestand 31. V. 1917	1	12	31	10	18	5	9	86
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1917 . . .	+1	−1 +4	−4 +5	−5 +5	+3	−3 +4	−4 5	
und Zuwachs							+12	
Bestand 2. VI. 1917	2	15	32	10	21	6	12	98
Abschuß 2. VI. 1917—31. V. 1918 .	1	3	2	—	2	1	3	12
Bestand 31. V. 1918	1	12	30	10	19	5	9	86
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1918 . . .	+1	−1 +4	−4 +5	−5 +4	+3	−3 +5	−5 −4	
und Zuwachs							+12	
Bestand 2. VI. 1918	2	15	31	9	22	7	12	98
Abschuß 2. VI. 1918—31. V. 1919 .	1	3	2	—	2	1	3	12
Bestand 31. V. 1919	1	12	29	9	20	6	9	86
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1919 . . .	+1	−1 +4	−4 +5	−5 +5	+4	−4 +4	−4 −5	
und Zuwachs							+14	
Bestand 2. VI. 1919	2	15	30	9	24	6	14	100
Abschuß 2. VI 1919—31. V. 1920 .	1	2	2	—	4	1	4	14
Bestand 31. V. 1920	1	13	28	9	20	5	10	86
Übergang in höhere Klassen 1. VI. 1920 . . .	+1	−1 +4	−4 +4	−4 +5	+3	−3 +5	−5 −5	
und Zuwachs							+14	
Bestand 2. VI. 1920	2	16	28	10	23	7	14	100
Bestand 2. VI. 1911	—	6	46	8	20	8	12	100
Mithin 2. VI. 1920 **mehr** . . .	2	10		2	3		2	—
Mithin 2. VI. 1920 **weniger** . .			18			1		

Die Berechnung I erstrebt das Ziel, bei einem Abschuß von $^1/_5$ des Gesamtstandes eine mäßige Vermehrung des Wildstandes unter Verbesserung des Geschlechtsverhältnisses und Heranziehung starker Hirsche herbeizuführen. Sie zeigt, daß dieses Ziel bei einem Abschuß, von dem ein Viertel auf die Hirsche, drei Viertel auf das Kahlwild entfallen, dadurch erreicht wird, daß die jagdbaren Hirsche anfangs geschont, demnächst mäßig abgeschossen werden, daß der Abschuß des Kahlwildes auf die Klassen der Alttiere, Schmaltiere und Kälber im ungefähren Verhältnis wie 1 : 2 : 3 verteilt wird, daß Spießer grundsätzlich geschont werden, und der Abschuß an geringen Hirschen sich auf die mangelhaft veranlagten erstreckt.

Nach 10 Jahren sind bereits einige Kapitalhirsche vorhanden; der Bestand an jagdbaren Hirschen — hiermit sind keine jungen Hirsche von 10 Enden, sondern an Geweih und Rumpf starke Hirsche ohne Rücksicht auf die Endenzahl gemeint — hat sich verdreifacht, obgleich schon einige abgeschossen sind; der Bestand an geringen Hirschen und Spießern hat sich fast verdoppelt; das Mutterwild hat einen erheblichen Rückgang nicht erfahren. Auf 60 Stück (49 + 11) beschlagfähiges Kahlwild kommen 7 (6 + 1) starke Hirsche — ein Geschlechtsverhältnis, das günstig genannt werden muß, zumal unter den 14 geringen Hirschen mancher den starken in der Brunft seine Unterstützung angedeihen lassen wird.

Die Berechnung II weist nach, wie das in Berechnung I erreichte Ziel aufrecht erhalten werden kann. Während eines Zeitraums von wiederum 10 Jahren wird bei einem planmäßig auf die einzelnen Klassen gleich verteilten Abschuß von $^1/_3$ bis $^1/_4$ an Hirschen und $^2/_3$ bis $^3/_4$ an Kahlwild ein gleich starker Gesamtabschuß von $^1/_5$ des Wildstandes durchgeführt. Bei den Hirschen haben die geringen das meiste herzugeben; das Abschußverhältnis der Alttiere zu den Schmaltieren und Kälbern ist wie 1 : 1 : 3; dabei werden in den 10 Jahren 21 jagdbare und Kapitalhirsche erlegt — ein sehr erfreuliches Ergebnis.

Ohne etwaigen eigenen Berechnungen des Lesers vorgreifen zu wollen, kann ich nicht umhin, die Berechnungen I und II als Normal-Berechnungen zu bezeichnen und spreche dem Einwand, daß man auch auf anderem Wege zu demselben Ziel gelangen kann, seine Berechtigung ab. Die gegebenen Wildstandsverhältnisse sind so verschieden, daß es mir fern liegt, die Berechnung I als Universalrezept verschreiben zu wollen, vielmehr wird der Weg bei anderen Voraussetzungen sich auch anders gestalten. Aber ich glaube unter den der Berechnung I zugrunde gelegten Verhältnissen gibt es keinen anderen Weg, als den von mir eingeschlagenen, der nicht nur zahlenmäßig das erstrebte Ziel erreicht, sondern auch innerlich allen Rücksichten der Hege, die ich vorher besprochen habe, gerecht wird. Dasselbe ist mit der Berechnung II der Fall. Es ist dieser Zwang, der in der Sache liegt, ein Vorteil, denn er weist auf das Gesetzmäßige in der Entwicklung des Wildstandes hin, und erleichtert die Auffindung einer Richtschnur für die Aufstellung von Beschußplänen. Ich habe mir, um zu einem zweckmäßigen Plan zu gelangen, die Mühe nicht verdrießen lassen, für recht viele Voraussetzungen die verschiedenartigsten Abschußnormen anzuwenden und ihre Wirkungen auf ein Jahrzehnt zu untersuchen. Berechnung I und II sind diejenigen Proben, die sich als die besten erwiesen.

Um die Sache deutlicher zu machen, bitte ich den Leser nunmehr den Berechnungen III und IV seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Während bei I und II die geringen Hirsche und die Kälber am stärksten zum Abschuß herangezogen wurden, besserte sich der Wildstand (I) oder erhielt sich auf gleicher Höhe (II); die Abschußziffern stiegen (I) oder blieben sich gleich (II). In der Berechnung III, die von dem in I erreichten Normalstand ausgeht, und bei der der Abschuß auf die stärkeren Altersklassen verlegt wird, muß die Abschußziffer, wenn sie nicht den jährlichen Zuwachs an Kälbern übersteigen soll, stetig herabgesetzt werden; trotzdem geht der Wildstand an Stückzahl und viel mehr noch an Stärke der Einzelstücke zurück. Der Abschuß umfaßt Hirsche und Kahlwild je zur Hälfte; nach 10 Jahren ist der Bestand an jagdbaren Hirschen auf den dritten Teil angelangt; die Kapitalhirsche sind verschwunden, geringe Hirsche haben sich ziemlich auf der gleichen Höhe erhalten, aber sie mußten einen zu starken Abschuß tragen; es kommen nur wenige jagdbare mehr aus ihnen zur Entwicklung. Dagegen haben die alten Tiere und die Schmaltiere eine Vermehrung erfahren — aber richtet sich denn auf alte Tanten unser Ziel?! Bei weiterem Fortgang kommt dazu ihre Befruchtung in Frage.

Die Berechnung IV geht von demselben Wildstand aus, wie er bei I zu Anfang angenommen wurde. Sie erstrebt aber hinsichtlich des Kahlwildes das Ziel auf anderem Wege; bei den Hirschen hält sie den gleichen Abschuß fest wie I, so lange das aus inneren Gründen möglich ist, wenn $^1/_4$ auf die Hirsche, $^3/_4$ auf das Kahlwild entfallen sollen. Das Verhältnis des Abschusses an Alttieren, Schmaltieren und Kälbern ist wie 3 : 2 : 1, gerade umgekehrt wie bei I. Die Durchführung des Versuchs würde in Wirklichkeit den Jäger bald stutzig machen; auf dem Papier läßt er sich aber ohne Schaden zu Ende führen. Und als das traurige Ende erscheint das Ergebnis, daß die Hirsche zwar fast doppelt so stark als das Kahlwild geworden sind, daß dieses aber auf die Hälfte zusammengeschmolzen und die Erhaltung des Gesamtwildstandes auf die Dauer in Frage gestellt ist.

So zeigen die Berechnungen I und II eine für den Wildstand förderliche Leitung des Abschusses, III und IV aber das Gegenteil.

Die Berechnung V versucht einer neuerdings mehrfach erhobenen Forderung gerecht zu werden, die ein Verhältnis der Hirsche zum Kahlwild wie 1 : $^1/_2$ heischt. Der auf 5 Jahre durchgeführte Versuch zeigt rein rechnungsmäßig unter Berücksichtigung der von C. Hoffmann aufgestellten, nachher noch näher zu erörternden Grundsätze: keine Kälber und keine geringen Hirsche abzuschießen und unter Erhaltung der Gesamtstückzahl wie des Geschlechtsverhältnisses allerdings die Möglichkeit eines solchen Abschusses.

Allein es wächst mit den geringen Kälbern, den schlecht veranlagten Spießern und geringen Hirschen die sichere Aussicht auf einen in seiner Körperstärke und Geweihbildung dauernd zurückgehenden Wildstand, der schließlich zur völligen Entartung führen muß.

Ich lasse daher in der Berechnung VI einen weiteren Versuch folgen, unter den gleichen Verhältnissen wie bei V, d. h. bei einem Geschlechtsverhältnis wie 1 : $^1/_2$, aber mit einem Abschuß, der der inneren Entwicklung des Wildstandes durch Fortnahme ge-

ringer Kälber und Schmaltiere sowie schlecht veranlagter geringer Hirsche mehr gerecht wird.

Den ersten Versuch, Berechnung V, habe ich nur auf 5 Jahre durchgeführt, weil das Ergebnis in dieser Zeit schon hinreichend sichtbar ist; den zweiten, Berechnung VI, jedoch auf 10 Jahre, weil er sich etwas verwickelter stellt. Ein Vergleich beider Berechnungen ergibt — die Zahlen von V, weil nur auf 5 Jahre, um sie vergleichbar zu machen, doppelt berechnet folgendes:

Es sind erlegt in 10 Jahren

	Kapitalhirsche	Jagdbare Hirsche	Geringe Hirsche und Spießer	Alttiere	Schmaltiere	Kälber	Zusammen
bei V	—	56	—	14	50	—	120
bei VI	5	22	19	25	15	34	120.

Die erlegte Stückzahl ist demnach die gleiche. Der innere Wert aber fällt stark zugunsten von VI aus. Denn abgesehen von der Ausmerzung geringer Kälber, Schmaltiere und Hirsche sind 5 + 22 + 19 = 46 Hirsche, darunter 5 Kapitalhirsche und 22 Jagdbare erlegt, die sicherlich allein die 56 Jagdbaren bei V ererheblich ausstechen müssen. Denn, da unter letzteren keine Auslese erfolgte, so muß selbstverständlich eine große Anzahl schlecht veranlagter darunter sein. Gleichwohl will mir das Ergebnis von VI durchaus nicht gefallen, und zwar aus dem Grunde, weil die Ausmerzung schlecht veranlagter geringer Hirsche längst nicht in dem Maße erfolgen konnte, wie es erforderlich ist, um eine gute Auslese durchzuführen. Sehen wir uns die Spalte dieser Hirsche näher an, so finden wir beispielsweise, daß von 46 2, von 33 2 von 30 2 Hirsche gestreckt wurden. Das ist ein Verhältnis, das das Notwendige nur in leiser Andeutung angibt. Man darf selbst in Wildbahnen mit ganz hervorragender Veranlagung der Hirsche mit Sicherheit unter 46, 33 und 30 geringen Hirschen auf 8, 6 und 5 so schlecht veranlagte rechnen, daß ihre baldigste Beseitigung ein dringendes Gebot ist — wie viel mehr in Wildständen mit mäßiger oder gar geringer Veranlagung. Wollte man aber in diese Klasse stärker eingreifen, so würde das nur unter Aufgabe des Geschlechtsverhältnisses von 1 : ½ oder völliger Störung der Gesamtzahl erfolgen können. Was an Hirschen mehr erlegt wird, als rechnungsmäßig zulässig erscheint, das muß an Kahlwild eingespart werden. Damit ist das Geschlechtsverhältnis gestört; und wird das Kahlwild entsprechend abgeschossen, dann wird die Stückzahl des Gesamtstandes vermindert.

So verlockend daher ein Geschlechtsverhältnis von 1 : ½ erscheinen mag, weil es eine niedere Gesamtzahl bei reichlichem Stand an Hirschen ermöglichen würde, so wenig ist es geeignet für das Ziel: starke Hirsche, edel an Körperform und Geweih. Dieses Ziel wird vielmehr wohl besser auf dem Wege erreicht, wie ihn die Berechnungen I und II darstellen, bei einem Geschlechtsverhältnis wie 1 : 1. Dieses letztere ist zugleich deswegen von besonderer Bedeutung, weil es der Natur Rechnung trägt, insofern die Anzahl der gesetzten Hirsch- und Wildkälber im größeren Durchschnitt sich gleich zu bleiben pflegt.

Das war bis vor kurzem zwar nur eine Annahme; sie ist jedoch nach einer Abhandlung des Forstmeisters Gussone im Septemberheft der Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen 1909 durch umfangreiche Erhebungen bestätigt worden. Zu diesen Erhebungen sind die gesamten Rotwildreviere des braunschweigischen und preußischen Harzes und Sollings, des Hilses und des Regierungsbezirks Minden herangezogen. Die Untersuchung der Trachten von 694 Alttieren hat 51,6 % männlicher und 48,4 % weiblicher Fötus ergeben. Dadurch wird im großen Ganzen das seither als richtig betrachtete, natürliche Geschlechtsverhältnis 1 : 1 als gültig bestätigt.

Die Erhebungen haben noch ein weiteres bemerkenswertes Ergebnis gehabt: Von 453 untersuchten Stück Kahlwild befanden sich 78 Stück im Alter von 17 bis 21 Monaten; von diesen 78 Stück waren 55 % beschlagen und zwar nach Erhebungsgebieten:

im preußischen Harz	= 39 %
„ braunschweigischen Harz . .	= 68 %
„ preußischen Solling . . .	= 67 %
„ Reg.-Bez. Minden . . .	= 83 %

Der auffallende Unterschied in den einzelnen Gebieten scheint in der verschiedenen Handhabung des Abschusses zu liegen.

Die Gussonesche Abhandlung bringt schließlich noch vergleichende Abschußberechnungen für verschiedene Geschlechtsverhältnisse. Wenn ich auch die Ansichten des Verfassers über das Alter der Hirsche, das für das von ihm behandelte Gebiet zutreffend sein mag, allgemein als zu niedrig erachte, so freue ich mich doch, feststellen zu können, daß er das Geschlechtsverhältnis von 1 : 1 als das beste bezeichnet und daß seine desfalsige Berechnung zu einem ähnlichen Ergebnis kommt, wie meine Berechnungen I und II, die ich aus der ersten Auflage dieses Buches unverändert übernommen habe. Auch über die als Generalregeln für alle Rotwildreviere von Gussone, 1909, aufgestellten Punkte bin ich mit ihm schon in der ersten Auflage dieses Buches, 1899, ganz gleicher Ansicht gewesen — nur über den Punkt 7 „Absolutes Schonen sämtlicher mittleren Hirsche" weicht meine Anschauung von der seinigen ab, indem ich Hirsche mit mangelhafter Körperform und schlechter Geweihveranlagung abschieße, wo immer ich sie bekommen kann, besonders aber bei den mittleren Hirschen, weil bei diesen die Vererbung schon in nächster Nähe droht.

Von ganz besonderem Wert für die Hege und längst nicht genügend gewürdigt ist ein Abschuß, der sich in starkem Maße auf die Kälber*) erstreckt. Ein Vergleich der Berechnungen I und IV läßt dieses scharf hervortreten. Während bei I unter starkem Kälberabschuß der Wildstand sich vermehrt und dabei verbessert, geht er bei IV mit kleinem Kälberabschuß zurück. Dabei werden bei I in 10 Jahren 269, bei IV in derselben Zeit nur 199 Stücke genutzt. Unter diesen befinden sich bei I 34 Alttiere, 103 Kälber, bei IV 74 Alttiere und 25 Kälber. Das heißt, in Geldwert dargestellt, wenn das Durchschnittsgewicht eines Alttieres auf 140 Pfund, das eines Kalbes auf 75 Pfund angenommen und ein Verkaufs-

*) In denjenigen Staaten, wie Bayern und Württemberg, die für die Kälber das ganze Jahr Schonzeit haben, liegt deren Aufhebung durchaus im Interesse eines pfleglichen Abschusses.

preis von 35 Pfennigen für das Alttier, von 45 Pfennigen für das Kalb auf das Pfund gerechnet wird: Berechnung I bringt

$$(140 \times 35)\ 34 + (75 \times 45)\ 103 = 513\,225 \text{ Pfennige}$$
oder 5132,25 Mark.

Berechnung IV bringt

$$(140 \times 35)\ 74 + (75 \times 45)\ 25 = 446\,975 \text{ Pfennige}$$
oder 4469,75 Mark.

Es ist also das Verfahren nach Berechnung I mit starkem Kälberabschuß dem gegenteiligen nach Berechnung IV nicht nur in seinen Wirkungen für die Förderung des Wildstandes, sondern auch im Geldertrag überlegen. Hierbei ist noch gar nicht in Anrechnung gebracht, daß die nach I zu erlegenden Alttiere mehrfach Gelttiere, also überwertig sein können, während das nach IV bei der großen Anzahl unmöglich ist.

Nach sehr harten Wintern kann es notwendig werden, den gesamten Bestand an Kälbern zum Abschuß zu bestimmen. Wenn auch das Rotwild gegen Witterungseinflüsse jeder Art wenig empfindlich ist, und unmittelbare, starke Verluste in Notjahren nicht so häufig sind, so stellen sich die Folgen andauernder Not doch regelmäßig in Gestalt geringer Kälber ein. Es liegt auf der Hand, daß mit dem Aufwachsen dieser Generation eine Gefahr für die Erhaltung starker Körperformen entsteht, und daß daher in solchen Jahren der Beschußplan lediglich unter diesem Gesichtspunkt aufzustellen ist. Dabei liegt freilich das Wollen mit dem Können im Streit; denn man wird die gänzliche Ausmerzung der Kälber schwerlich durchführen können. Aber dann ist in den folgenden Jahren der Abschuß aller verbliebenen geringen Stücke besonders ins Auge zu fassen. Daß andere Klassen bei einem solchen einseitigen Vorgehen entsprechend geschont werden müssen, bedarf so wenig der Erörterung, wie die Notwendigkeit der demnächstigen Schonung einer guten Kälbergeneration, wenn das Gleichgewicht nicht auf die Dauer gestört werden soll.

Wenn der Leser meinen Ausführungen bis hierhin beipflichtet, so wird er auch mit mir die Überzeugung gewonnen haben, daß ein Beschußplan, der sich auf ein Jahr beschränkt, nur von geringem Wert ist. Ohne für einen längeren Zeitraum die Wirkungen des Abschusses vorauszuberechnen, kommt man nicht zu demjenigen Ergebnis, das der Wildbahn am zuträglichsten ist; und man gewinnt keine Klarheit über die Wirkungen des geplanten Abschusses. Wenn ich an dieser Stelle den Finger in eine Wunde lege, indem ich die Verhältnisse in den Preußischen Staatsforsten bespreche, so bitte ich meine Vorgesetzten und Kollegen, mir mit Wohlwollen zu folgen. Ich will keinem einzelnen zu nahe treten, aber Verhältnisse beleuchten, die eine Abstellung wünschenswert machen. Wir beklagen alle, daß die starken Hirsche seltener werden, wir schießen aber auch alle die starken Hirsche gar zu gern. Die Jagdlust ist es in den meisten Fällen, die uns der grünen Farbe zuführte, als die Krone derselben erschienen uns die Geweihe selbst erlegter, starker Hirsche. Während der langen Reihe der Ausbildungsjahre, während der Verwaltung der ersten Oberförsterstelle kommen nur wenige dazu, Rotwild, geschweige einen jagdbaren Hirsch, zu erlegen. Endlich winkt dieses Glück

mit der Versetzung auf ein Revier, das einen Rotwildstand hat — sollen wir nun am Ziel unseres Strebens und bei grauen Haaren angelangt, uns zunächst im Verzichten üben, und die vorhandenen Hirsche älter und stärker werden lassen?! Das ist etwas viel verlangt; und damit kommt der Fehler: Es wird dann an Hirschen zu viel geschossen, und ich gestehe es ehrlich: ich habe es auch getan.

So geht es jedesmal, wenn ein Rotwildrevier seinen Verwalter wechselt, und das Ende vom Lied ist: die starken Hirsche werden alle, der Wildstand geht an Stärke zurück. Wie ist da zu helfen? Nur auf eine Art: die Beschußpläne werden nach sorgfältiger Ermittlung des Wildstandes, unter Berücksichtigung eines bestimmten Zieles, für die Etatsperiode von sechs Jahren aufgestellt und im einzelnen für jedes Jahr so durchgeführt, wie es die Berechnungen I und II zeigen. An diesen Plan ist der Oberförster für die Aufstellung der jährlichen Beschußpläne in der Weise gebunden, daß Abweichungen nur durch Berücksichtigung des Ergebnisses der jährlich zu wiederholenden Zählungen, durch Fallwild und das im letzten Jahre durch getrennte Buchung der erlegten Hirsch- und Wildkälber nachgewiesene, gegen die ursprüngliche Annahme veränderte Geschlechtsverhältnis begründet werden können.

Auf diese Weise würde zwar für eine gewisse Übergangszeit Enthaltsamkeit geübt werden müssen. Nach Ablauf dieser Zeit würden aber jagdbare Hirsche in ganz anderer Anzahl und Stärke als früher vorhanden sein und nachhaltig vorhanden bleiben, so daß die Enthaltsamkeit einiger Jahre herrlich belohnt würde. So schrieb ich vor zwölf Jahren: es ist mir eine Freude festzustellen, daß wir inzwischen doch schöne Fortschritte gemacht haben. Aber — wir dürfen uns mit dem Erreichten noch lange nicht begnügen!

Es ist vorhin eine getrennte Buchung der erlegten Hirsch- und Wildkälber berührt worden. Eine solche ist notwendig, wenn das Geschlechtsverhältnis gut bleiben soll; besonders aber, wenn viele Kälber erlegt werden. Man würde offenbar große Fehler begehen, wenn bei der Aufstellung des neuen Beschußplanes nicht auf das Ergebnis des vorjährigen Rücksicht genommen würde. Wenn man für den großen Durchschnitt als richtig annehmen kann, daß die Zahl der gesetzten Hirschkälber der der Wildkälber gleich ist, so ist das durchaus nicht jährlich der Fall; man kann sich daher auch nicht dabei beruhigen, daß beide Geschlechter in gleicher Zahl erlegt werden; das könnte sehr zuungunsten des einen oder des anderen ausfallen, und wenn durch Zufälligkeiten eine Häufung stattfände, die ganze Grundlage der Berechnung in der Zukunft als falsch ausweisen. Es ist daher notwendig, ein Zuviel an Hirschkälbern durch Einsparung bei dem Abschuß der Hirsche im nächsten Jahre wieder einzubringen und umgekehrt.

Die Beantwortung der Frage, wie hoch sich der Gesamtabschuß bei richtiger Verteilung auf die einzelnen Klassen belaufen soll, hängt wesentlich von dem Ziel ab, dem man zustrebt.

Soll ein Wildstand vermindert werden, so muß mehr abgeschossen werden, als der Jahreszuwachs an Kälbern beträgt; soll er vermehrt werden, weniger. Bei einem Wildstand, der auf seiner Höhe erhalten werden soll, muß man zunächst trachten, eine annähernde Kenntnis von dem Jahreszuwachs zu erhalten; dieser

wird unter günstigen Verhältnissen natürlich größer sein, als unter ungünstigen; doch sprechen hierbei nicht nur die örtlichen, sondern auch die Geschlechts- und Stärkeverhältnisse des Wildstandes selbst mit. Im Durchschnitt wird man ein Fünftel bis ein Viertel des Standes zum Abschuß bestimmen können, ohne die Nachhaltigkeit zu gefährden.

Zu starke Wildstände sind mit den Anforderungen der Wald- und Feldkultur nicht vereinbar; sie sind nur durch künstliche Mittel zu halten und gehen gewöhnlich mit dem Rückgang des Wildes an Stärke Hand in Hand. Was als Normalstand zu betrachten ist, darüber können theoretische Erwägungen keinen Aufschluß geben. Desto mehr aber kann das die Wirklichkeit. Nach v. Hagen-Donner: „Die forstlichen Verhältnisse Preußens" standen beispielsweise in den Staatsforsten des Regierungsbezirks Frankfurt auf einer Fläche von 187525 Hektar fast ausschließlich mit Nadelholz bestockten Waldbodens 2271 Stück Rotwild, so daß auf je 82 Hektar 1 Stück Rotwild kommt. Im Regierungsbezirk Oppeln kamen auf 76905 Hektar ebenfalls fast ausschließlich mit Nadelholz bestandenen Waldbodens als Standwild 709 Stück Rotwild, so daß auf je 108 Hektar 1 Stück steht. Für Laubholzreviere habe ich aus demselben Werk eine Anzahl Reviere mit guten Rotwildständen herausgezogen und komme dabei zu dem Schluß, daß im Laubwald im Durchschnitt auf je 26 Hektar bereits 1 Stück steht. Die Zahlen für Nadelholz und Laubholz sind übrigens nicht miteinander vergleichbar, da für ihre Berechnung gleiche Voraussetzungen nicht vorhanden sind.

So lange die herrschende Holzart eines Reviers in ihrer Nachzucht ohne Eingatterung nicht gefährdet wird, so lange wird ernstlich von einem zu starken Wildstand nicht gesprochen werden können.

Die bisher besprochenen Maßregeln haben zur Voraussetzung gehabt, daß es sich um größere Reviere mit Standwild handelt. Nun kommen aber häufig Verhältnisse vor, in denen der Großgrundbesitz mit größeren oder kleineren Waldflächen unter sich und wiederum mit den Staatsforsten im Gemenge liegt. Starke Hirsche wünscht man auf allen Seiten zu schießen; und so wirft der eine Nachbar dem anderen vor, daß er zuviel abschösse, und daß darum die starken Hirsche seltener würden. Es sind in jagdlichen Zeitschriften hin und wieder Vorschläge aufgetaucht, die diesem Mißstand zu steuern beabsichtigten. Diese Vorschläge haben aber alle den Fehler, daß sie schwer auszuführen sind und Geld kosten. Ich möchte daher hier einen Gedanken anregen, der mir ausführbar erscheint und kein Geld kostet: Wir besitzen die Organisation des allgemeinen deutschen Jagdschutzvereins. Dieser gliedert sich in Landesvereine und Kreisvereine. Wenn die Mitglieder, unter denen die Waldbesitzer und Revierverwalter sich zum größten Teile befinden, sich je nachdem landes- oder kreisvereinsweise dahin einigten, daß nach Verhältnis der besessenen, angepachteten oder verwalteten Waldfläche nur eine nach Geschlecht und Stärke genau bestimmte Anzahl Wild erlegt werden dürfte, so wäre ein bedeutender Fortschritt gemacht. Inzwischen sind ähnliche Vereinigungen zustandegekommen.

Es ist ferner zwar eigentlich selbstverständlich, aber ich halte es doch für nützlich, zu erwähnen, daß bei dem Abschuß sorgfältig darauf zu halten ist, mit Ausnahme starker Hirsche und Gelttiere immer die geringsten Stücke der je-

weiligen Klasse zu schießen. Das Gegenteil muß zu einer Entartung des Wildstandes führen, wie sie leider vielfach zu beklagen ist.

Was die Jahreszeit angeht, in der der Abschuß am zweckmäßigsten erfolgt, so hält eine gute Jagdverwaltung darauf, daß das Wild zu einer Zeit erlegt wird, in der es den höchsten Gebrauchswert hat. Eine Ausnahme wird nur bei den starken Hirschen gemacht, die man auch während der Brunftzeit erlegt. Wenn der Brunfthirsch auch einen wesentlich geringeren Gebrauchswert hat, als der Feisthirsch so ist seine Erlegung doch mit so mannigfachen, zu anderer Zeit fehlenden Reizen verbunden, daß die meisten Jäger sich diese Jagd nicht nehmen lassen wollen. Gleichwohl ist vom Standpunkt der Hege erwünscht, daß die Jagd auf den Brunfthirsch auf das äußerste Maß eingeschränkt würde.

Sonst erlegt man die Hirsche während der Feistzeit, im August und Anfang September, nachdem sie die Geweihe völlig vereckt und gefegt haben. Hirsche noch im Bast zu schießen, gilt als unweidmännisch. Wenn die Hirsche in milden Wintern oder in guten Mastjahren sich von den Strapazen der Brunftzeit wieder erholt haben, so schießt man auch im Januar oder Februar noch den einen oder anderen.

Gelttiere zu erlegen, ist die zweite Hälfte des Oktober und Anfang November die günstigste Zeit. Da sie durch saugende Kälber nicht in Anspruch genommen werden, so verfärben sie früher als die alten Tiere, die Kälber führen; sie sind daher, so lange diese noch nicht verfärbt haben, leicht zu erkennen, und da sie gleichzeitig zu dieser Zeit recht feist sind, so haben sie auch den höchsten Gebrauchswert. Müssen einige Alttiere abgeschossen werden, so darf das nie geschehen, so lange nicht das zugehörige Kalb zuvor gestreckt ist. Denn, wird das alte Tier abgeschossen, und man bekommt das Kalb nicht gleich, so geht letzteres leicht verloren oder wird ein Kümmerer; schießt man aber zuerst das Kalb und bekommt man dann auch das Alttier später nicht, so ist weiter kein Unheil angerichtet. Kälber werden am besten von Mitte November bis Ende Dezember erlegt, weil sie dann meist gut von Wildpret sind, im Januar aber, besonders in strengen Wintern, schon zurückgehen. Schmaltiere können in der ganzen offenen Zeit geschossen werden; doch sind sie am besten im Anfang des Winters und im Spätherbst; falls schon Kälber abgeschossen wurden, also Alttiere vorhanden sind, die keine mehr führen, ist große Vorsicht erforderlich, daß nicht Alttiere statt der Schmaltiere zur Strecke kommen.

Bevor ich mich dem Abschuß der geringen und der jagdbaren Hirsche zuwende, sei hier einer Abhandlung des kgl. Forstmeisters Professor Konstantin Hoffmann gedacht, die in den Nummern 15—17 des 15. Jahrgangs von „Wild und Hund" veröffentlicht wurde. Sie ist betitelt: „Über die Behandlung eines Rotwildstandes" und weicht in manchen wesentlichen Zügen so sehr von dem ab, was eine lange Erfahrung mich gelehrt hat, daß ich bei dem Ansehen, das ihr Verfasser genießt, mich näher mit ihr beschäftigen muß.

In dem Grundsatz, nur mäßige Rotwildstände zu hegen, und in dem Hauptziel, das sich auf die Erlegung starker Hirsche erstreckt, kann ich mich mit dem Verfasser einverstanden erklären; dagegen sind die Wege, auf denen Hoffmann dieses Hauptziel erreichen will, von den meinigen recht verschieden. Zunächst will Hoffmann

alle Schmaltiere und diejenigen Alttiere, die kein Kalb führen, grundsätzlich abgeschossen wissen; dann bezeichnet er den Abschuß geringer Hirsche als geradezu unweidmännisch und schließlich den Abschuß von Kälbern als einen Fehler. Die Hege mit der Büchse nennt er eine schöne Theorie, die aber in der Wirklichkeit nicht durchgeführt werden könnte. Man solle der Natur die Auslese unter den Hirschen belassen, die würde es besser machen als die Büchse.

Dabei führt der Verfasser selbst Beispiele an von schönen Erfolgen der Hege mit der Büchse, die seine eigenen Theorien schon beinahe widerlegen, bevor sie ausgesprochen sind. Ich verzichte darauf, in den nachfolgenden Ausführungen eine polemische Bekämpfung der Hoffmannschen Gedanken zu geben, werde vielmehr die Sache auf Grund meiner eigenen Erfahrungen positiv behandeln; auf diese Weise wird sich das Fehlerhafte der Hoffmannschen Ausführungen und Behauptungen von selbst ergeben.

Aus den in Abb. 116 dargestellten, von Karl Wagner nach der Natur im gleichen Verhältnis gezeichneten Geweihen mag sich der Leser ein Bild von den Erfolgen machen, die ich in strenger Durchführung meiner Abschußgrundsätze während eines Zeitraumes von fast zwei Jahrzehnten in der Oberförsterei Darß erzielt habe.

Die beiden oberen Geweihe gehörten den besten Hirschen, die im Jahre 1892 hier vorhanden waren; der Zehner wog ohne Aufbruch und Geweih 270, der ungerade Vierzehnender — man traut sich kaum das Ding so zu nennen — gleichfalls ohne Aufbruch und Geweih 267 Pfund. Dagegen wogen die beiden in den Jahren 1905 und 1909 gestreckten Hirsche, der ungerade Vierzehner und ungerade Achtzehnender der Abbildung ohne Aufbruch und Geweih je 250 Pfund. Aus dem Gewicht darf man schließen, daß die ersteren, mit höherem Gewicht, die an Jahren älteren Hirsche waren, obgleich ihre Geweihe gewaltig hinter denen der jüngeren zurückbleiben.

Wenn wir annehmen wollen, es gäbe irgendwo einen den Waldverhältnissen angemessen starken, in sich gut gegliederten Wildstand, so wird es das Ziel verständigen Abschusses sein müssen, diese Gesamtstückzahl in ihrer als gut erkannten Gliederung zu erhalten. Das wird nur dadurch geschehen können, daß die Stückzahl des Jahresabschusses so hoch bemessen wird, als der Zuwachs an Kälbern erfolgt — von Wildverlusten an den Grenzen, durch Krankheiten, Auswechseln usw. sei hier abgesehen —. Diese Abschußzahl wird so verteilt werden müssen, daß jedes Geschlecht, jede Altersklasse so viel hergibt, als ihr Verhältnis zur Gesamtzahl des Wildstandes und der Abschußziffer erfordert. Daraus folgt allein schon die Verteilung des Abschusses auf alle Altersklassen jeden Geschlechts. Wird davon abgewichen, so muß notwendig die als gut erkannte Gliederung gestört werden.

Das allgemein; nun zu den einzelnen Klassen! Wenn, was in der Theorie als richtig anerkannt werden muß, der Wildstand von allen Stücken rein gehalten werden soll, die nicht zur Erhaltung oder Erzielung bester Körper- und Geweihformen veranlagt sind, dann darf kein minderwertiges Stück der ersten Gelegenheit zu seiner Ausmerzung entgehen. Wie steht es nun hier schon mit den Kälbern? Abgesehen von sonstigen Gründen, die in der jeweiligen Verfassung der setzenden Alttiere, in geringer Veranlagung dieser liegen, sind es hauptsächlich drei Ursachen,

Abbildung 116.
Darßer Geweihe, oben aus älterer, unten aus neuerer Zeit.

denen das Aufwachsen gering veranlagter Kälber zugeschrieben werden muß. Zunächst pflegen die Erstlingskälber geringer zu sein, als der Durchschnitt. Möglicherweise — ich glaube es zwar nicht — entwickeln sich manche von diesen nachträglich noch zum Durchschnitt heran. Da man es aber nicht wissen kann, und von den gleich in bester Verfassung gesetzten Kälbern älterer Tiere eher eine gute Entwicklung erwarten darf, so wird man verständigerweise, falls man es kann, beim Abschuß das augenscheinlich geringere Kalb nehmen. Eine weitere Quelle geringen Nachwuchses sind die Zwillingskälber. Diese sind immer geringer als der Durchschnitt; da ein und dasselbe Tier zwei Kälber zu säugen hat, so ist gar keine Hoffnung auf günstige Entwicklung, und da ferner die Neigung Zwillingskälber zu setzen eine bleibende Eigenschaft einiger Tiere ist, so ist das beste in diesem Fall die Kälber mit der Mutter abzuschießen.

So sehr das weidmännische Empfinden dagegen spricht, Alttiere von den Kälbern fortzuschießen, so kann die Rücksicht auf den Wildstand gelegentlich das scheinbar Unweidmännische zu einer guten Weidmannstat machen. Ein solcher Fall liegt hier vor.

Wenn ich nicht ganz sicher bin, und diese Sicherheit ist selten gegeben, das Alttier noch nach dem Abschuß beider Kälber vor die Büchse zu bekommen, dann schieße ich das Alttier von den Zwillingskälbern fort, um auf diese Weise die Quelle geringer Entwicklung abzugraben. Die Kälber müssen dann nachher gestreckt werden, sei es auch erst in den folgenden Jahren als geringe Stücke. Wem das widerstrebt, dem ist nicht zu helfen; denn die Aussicht, daß er erst die beiden Kälber und dann das Alttier, das er zudem nach dem Verlust beider Kälber nur selten noch auf seinem alten Standort wiederfinden und als solches erkennen wird, abschießen könnte, ist äußerst gering.

Zwar nicht gering aus innerer Veranlagung, wie meistens die Erstlings- und Zwillingskälber, aber gering im Verhältnis zur Jahreszeit pflegen die Kälber von nachbrunftenden Alttieren zu sein. Je nachdem die Nachbrunft in die letzte Zeit des Oktober oder gar des November fällt, tritt das Kalb um einen oder gar zwei Monate zu jung in den Winter hinein. Daß es dieser Zeit entsprechend geringer ist als seine Jahresgenossen, liegt auf der Hand, ebenso seine entsprechend geringere Widerstandsfähigkeit gegen die Unbilden der rauhen Jahreszeit. Es bleibt ein Kümmerer, und wird noch aus dem weiteren Grunde ein Schaden für die Wildbahn, weil es aller Wahrscheinlichkeit nach selbst wieder wie die Mutter nachbrunften wird. So würde sich die Sache „wie eine ewige Krankheit" forterben, wenn nicht die Büchse hier ihr entscheidendes Wort spräche. Der Fall liegt dabei recht einfach; denn die Nachbrunft vollzieht sich nicht still; sie wird vielmehr durch das unzeitige Schreien oder auch nur Knören des Hirsches verraten. Auch hier hat jede zarte Rücksichtnahme auf ein etwa vorhandenes Kalb zu schweigen; denn die höheren Ziele der Erhaltung guter kräftiger Nachzucht gehen vor. Das nachbrunftende Stück wird ohne Besinnen abgeschossen; kann man das Kalb dazu haben — um so besser; wenn nicht, dann muß der höhere Zweck den Bruch des sonst stichhaltigen Brauches: nie die Mutter vom Kalb schießen! — rechtfertigen.

Außer den besprochenen Ursachen des Auftretens geringer Kälber gibt es aber auch noch andere Gründe, die es bewirken, daß stellenweise — wie schon erwähnt —

ganze Jahrgänge eine auffallend minderwertige Entwicklung zeigen. Da sind harte Winter, in denen die beschlagenen Tiere große Not litten, in deren Folge sie oft versetzen, oft nur erbärmliche Nachkommenschaft setzen. In manchen Jahren wieder bringen Rachenbremsen, Fadenwürmer und derlei Schmarotzer die frisch gesetzten Kälber selbst in einer Weise herunter, daß viele den Winter gar nicht überstehen, viele nur als Kümmerer.

Daß hier die Büchse das Beste tut, wenn sie alles dieses geringe Zeug bei der ersten Gelegenheit auf die Decke legt, das bedarf keiner weiteren Ausführung.

Dabei wird häufig genug die Ausführung des als richtig Erkannten hinter dem guten Willen zurückbleiben. Das ist eine Unvollkommenheit, an der auch sonstige menschliche Dinge kranken — man kann sie nur dadurch einigermaßen wett machen, daß gering entwickelte Stücke in allen Altersklassen immer zuerst abgeschossen werden. Nur dadurch kann man einen guten Wildstand auf der Höhe seiner körperlichen Entwicklung halten, einen verbesserungsbedürftigen in die Höhe bringen. Wer sich dabei auf die Natur und deren Auslese verlassen wollte, der würde schwer getäuscht werden; denn in den heimischen Wildbahnen ist der Natur das hauptsächlichste Werkzeug der Auslese: das stärkere Raubwild schon seit geraumer Zeit genommen. Und der Hunger soll kein Auslesemittel sein, weil er zwar geringe Kälber eher dahinrafft als stärkere, aber schließlich die stärkeren auch nicht verschont. Wer ein Herz im Leibe hat, der wird das seinem Schutz anvertraute Wild nicht hungern, geschweige denn verhungern lassen.

Die Ursachen geringer Entwicklung von Kälbern sind, so verschiedenartig sie im einzelnen auftreten, doch in ihrer Gesamtheit dauernder Natur. Wir haben vorerst keine Macht Erstlings- und Zwillingskälber, harte Winter mit ihrem Gefolge von Hunger und Not, das Auftreten von Schmarotzern und Krankheiten zu verhindern; wir müssen also mit diesen Dingen als mit dauernden Erscheinungen rechnen und daraus unsere Folgerungen ziehen. Das heißt: Gering entwickelte Kälber gibt es immer; wenn wir also diese entweder nicht zu kümmerlichen Tieren und Hirschen heranwachsen lassen, oder sie ungenutzt den Wintern erliegen lassen wollen, so müssen wir sie rechtzeitig abschießen. Mit anderen Worten, die Aufnahme eines gewissen Abschusses an Kälbern in den Beschußplan ist eine dauernde Notwendigkeit. Den Abschuß nur für den Fall und soweit vorzuschreiben, als geringe Kälber vorkommen und ihn ganz zu unterlassen, wenn keine da sein sollten — das ist graue Theorie; denn es gibt leider immer solche; man muß sich nur die Mühe nicht verdrießen lassen, sie zu suchen.

Hierbei ist auch nicht zu vergessen, daß ein Aussetzen des Kälberabschusses für ein Jahr einen um so stärkeren Abschuß an anderen Stücken bedingen würde. Das würden voraussichtlich dann die Schmaltiere sein; und wie viele starke Kälber dann als geringe Schmaltiere dem tödlichen Blei verfallen würden — darüber schweigt des Sängers Höflichkeit; denn beim ganzen Rotwildabschuß ist nichts heikler als der Abschuß von Schmaltieren — wenn man nicht etwa jedes Ding totschießt, was halbwegs wie ein solches aussieht. Der Erfolg wäre das Gegenteil von dem Gewollten: man will keine Kälber abschießen, weil es angeblich keine geringentwickelten gibt; dafür schießt man einen Teil der starken als geringe Schmaltiere ab, und die geringen Kälber bleiben am Leben.

Das ist ein Bild aus der Praxis, und ich darf ohne unbescheiden zu sein wohl sagen, daß ich sie kenne. Ich pflege nicht vom grünen Tisch aus den Abschuß an die Förster des Reviers zu verteilen, wenn diese auch gewiß nicht leer ausgehen, sondern ich bin heute noch mit dabei wie in meiner Jugend und sehe den Abschuß geringer Kälber nicht als eine traurige Pflicht, sondern jedesmal als einen erfreulichen Erfolg im Sinne der Nachzucht an. Nur allein die jagdbaren Hirsche zu schießen, das mag ja sehr vornehm aussehen — aber wer sich als Jagdherr oder Jagdverwalter für zu gut hält, sich am Kahlwildabschuß zu beteiligen, der verdient gar keine Hirsche zu schießen. Er bleibt auch nicht der wirkliche Jagdherr, sondern er gerät, ohne es vielleicht zu wissen, in seinen Anschauungen in Abhängigkeit von seinen Beamten oder Untergebenen. Denn nur die eigene stete Berührung mit allen Teilen des Jagdbetriebes hält auf dem Laufenden. Man lernt auf der Jagd wie im Leben niemals aus — niemals aber weniger, als wenn man sich selbst der Gelegenheit dazu beraubt.

Wo das Geschlechtsverhältnis eines Wildstandes noch zu wünschen läßt, da kann man unter Umständen schon bei den Kälbern mit der Besserung anfangen. Die Färbung des Wildes ist nach Schlägen, Stämmen und Gegenden recht verschiedenartig. In manchen Revieren zeigen die geringen Hirsche, abgesehen vom Kragen, kaum eine nennenswerte Verschiedenheit im Haar von den Tieren. In anderen aber sind diese Unterschiede recht auffallend; wo die Hirsche an der Unterseite und an den Läufen dunkel sind — schwarz gebrannt würde man beim Hund sagen — da sind auch die Hirschkälber im Winterhaar schon ähnlich gezeichnet, mithin von den weit fahleren Wildkälbern bei günstiger Beleuchtung nicht schwer zu unterscheiden, selbstverständlich für ein geübtes Jägerauge. Da sie in der Regel auch stärker sind als die Wildkälber, so wird es möglich sein, bei der Verschonung dunkler, stärkerer Kälber und der Beschränkung des Abschusses auf heller gefärbte, geringe in der Hauptsache Wildkälber zu strecken.

Wer aber etwa das Hirschkalb vom Wildkalb am Gesichtsausdruck unterscheiden können wollte, dem müßte ich bekennen, daß ich in einer langen Jägerlaufbahn noch niemanden außer ihn gesehen und gehört hätte, der sich solcher Kunst rühmen könnte. Ich habe bei Nachsuchen so manches Rotwildkalb in nächster Nähe vor dem Hund gestreckt und in noch größerer Nähe mit dem Hirschfänger abgefangen, — aber noch niemals ist mir ein Unterschied im Gesichtsausdruck aufgefallen. Wie will man da auf 100 und mehr Schritt Entfernung etwas derartiges feststellen!

Wenn dagegen geltend gemacht wird, die Unterscheidung solcher Hirsch- und Wildkälber sei ganz unmöglich, ja es seien schon oft genug Schmaltiere und Alttiere für Kälber erlegt worden — nun ja, solch ein Unglück kann gelegentlich aus besonderen Ursachen einmal vorkommen, und es wird dem Betreffenden beschämend genug sein — aber eine Jägerei, in der man aus dem Grunde vom geregelten Kälberabschuß Abstand nehmen müßte, die wäre mit dem Ausdruck: erbärmlich kaum hart genug bezeichnet.

In einem gut verwalteten Jagdrevier wird es das Bestreben sein, Hirsche und Alttiere ein möglichst hohes Lebensalter erreichen zu lassen; erstere, weil die Stärke des Geweihes innerhalb gewisser Grenzen mit dem Alter zuzunehmen pflegt,

letztere, weil ältere, mithin stärkere Alttiere auch stärkere Kälber zu setzen pflegen als jüngere. Dieses Bestreben bedingt naturgemäß einen möglichst geringen Abschuß in den höheren Altersklassen. Will man dabei die Gesamtzahl nicht anwachsen lassen, so muß in den jüngeren Klassen ein stärkerer Abschuß erfolgen. Dabei wird man dann unweigerlich auch von selbst auf einen regelmäßigen Kälberabschuß kommen.

Die vorstehenden Ausführungen über den Kälberabschuß glaube ich nunmehr dahin zusammenfassen zu können, daß gering entwickelte Kälber regelmäßig vorkommen, daß daher, um dem Rückgang der Körperstärke vorzubeugen, ein regelmäßiger Abschuß dieser eine Notwendigkeit ist, am allermeisten aber für den, der wie Hoffmann kein Stück Wild mehr halten will, als zur Erziehung einer bestimmten Anzahl starker Hirsche erforderlich sein würde. Denn wenn er diese Kälber erst als Schmaltiere oder Spießer abschießen will, so handelt er seinem Grundsatz durchaus entgegen.

Es sprechen aber außerdem auch Gründe rein praktischer Natur gegen dieses Verfahren. Sie werden sich von selbst ergeben, wenn ich mich im folgenden zu der Frage wende, wie der Abschuß der Kälber und Schmaltiere am zweckmäßigsten durchzuführen ist.

Die leichteste Aufgabe, die dem jungen Hochwildjäger gestellt wird, ist der Abschuß eines Kalbes, wenn er hierfür nicht, wie es sich gehört, an die Beschränkung gebunden wird, nur ein geringes Kalb zu strecken. Im letzteren Fall ist die Sache schon gar nicht so einfach. Denn wenn der Anfänger nicht eine ganz besondere jagdliche Veranlagung hat, oder die Verhältnisse nicht ausnahmsweise günstig sind, so wird er zunächst an Rotwild bei der Pürsche überhaupt nicht herankommen, bis er gelernt hat, daß es eine ganz andere Sache ist, die feinen Sinne und die stets rege Vorsicht eines alten Leittieres zu täuschen, als das im allgemeinen — von besonders schlauen Böcken abgesehen — viel vertrautere Rehwild zu überlisten. Gelingt ihm aber diese schwierige Aufgabe nach und nach besser und pürscht er sich eines Tages mit Erfolg an ein Rudel Kahlwild heran, das aus einem Alttier, einem Schmaltier und einem Kalb bestehen möge, so ist guter Rat teuer. Hätte er nur den Auftrag, ein beliebiges Kalb zu schießen, so wäre nichts leichter als das, denn die verschiedene Stärke der drei Stücke ist ja offenbar. Aber wie soll er nun wissen, ob das Kalb gering ist? Er kommt sich sehr geknickt vor, schießt in seiner Unsicherheit überhaupt nicht und schlägt traurig den Heimweg ein. Diese hohe Jagd ist doch eine ganz vertrackte Geschichte! Da pürscht man Tage lang umher, meist wird das Wild auf unbegreifliche Weise vor einem flüchtig, und wenn man schließlich mal glücklich an ein Rudel herankommt, dann fehlt einem jede Sicherheit im Ansprechen. Mit solchen Gedanken im tief bekümmerten Herzen trifft er zufällig mit dem alten Förster zusammen, dem er sein Leid klagt. „Ja," schmunzelt der, „aller Anfang ist schwer; wenn Sie erst recht viel Wild gesehen und beobachtet haben, dann werden Sie auch die Sicherheit im Ansprechen bekommen, die Ihnen jetzt so schwierig erscheint. Aber, sagen Sie einmal, wenn ich Sie recht verstanden habe, dann würden Sie bestimmt geschossen haben, sobald Sie sicher waren, daß das geringste Stück auch wirklich ein geringes Stück war." Das wird natürlich lebhaft bekräftigt. „Na," meint der alte Grünrock, „da hätten Sie aber tüchtig herein-

fallen können!" „Aber wieso denn?" „Nun, stellen Sie sich einmal vor, das stärkste Stück sei ein altes Gelttier, das mittlere ein Alttier und das geringste ein Schmaltier gewesen." Da fällt unserem jungen Mann das Herz in die Hosen und er meint, das sei ja eine wahre Teufelei, da wäre ja niemand sicher, gehörig daneben zu hauen.

„Nun, nun," begütigt der Alte: „so schlimm ist die Geschichte auch nicht." Erfahrene, geübte Augen erkennen schon ein Kalb von einem Schmaltier; aber solange es an der nötigen Übung und Erfahrung fehlt, tut man gut, sich Zeit zu lassen und zu beobachten. Kälber werden zu der Zeit geschossen, wo sie noch saugen, und wer seiner Sache nicht gewiß ist, soll mit dem Schießen warten, bis er das Saugen beobachtet. Darüber kann es gelegentlich dunkel werden, das Wild kann in Deckung treten und dergleichen mehr. Das muß man in den Kauf nehmen; ein anderes Mal ist das Glück vielleicht günstiger. — Übrigens hat dieser ganze Abschuß von geringen Kälbern und Schmaltieren seine Mucken. In meiner Jugend wurde das noch nicht so peinlich gehandhabt, aber seit wir unseren jetzigen Alten auf das Revier bekamen, gibt es keinen Spaß mehr damit. Wer seinen Auftrag nicht genau so ausführt, wie er ihm erteilt wurde, der wird eine Weile kalt gestellt. Das ist kein Vergnügen, und die grinsenden Gesichter der Kollegen — die soll der Teufel holen! Da nimmt man sich also zusammen, und schließlich geht es denn auch; und das, was uns früher eine schwierige Sache dünkte, das machen wir jetzt alle spielend.

Am leichtesten ist die Sache auf der Drückjagd; wenn das Wild ruhig heranwechselt, dann folgt dem Alttier das Kalb, diesem das Schmaltier. Das ist eine immer sichere Reihenfolge. Ist da das dritte Stück nicht erheblich stärker als das zweite, dann ist das ein geringes Schmaltier und muß die Kugel haben. Ist aber das zweite Stück auffallend gering, dann wird dieses als geringes Kalb gestreckt. Dabei muß man natürlich wissen, wie ein Kalb und wie ein Schmaltier aussieht, sonst kann man Enttäuschungen erleben.

So ging es vor sechs, sieben Jahren im ganzen Revier schief. Nach einem sehr langen, harten Winter setzten die Tiere fast ausnahmslos geringe Kälber. Unser Alter hatte schon gleich im Anfang der Jagd auf Kahlwild Auftrag gegeben, all das geringe Zeug abzuschießen; dagegen wollte er alles sonst im Beschußplan vorgesehene Kahlwild schonen. Da kommt, weiß Gott durch was veranlaßt, der Befehl von oben, es habe bei den Bestimmungen des Beschußplanes zu verbleiben, die übrigen geringen Kälber sollten im nächsten Jahre als geringe Schmaltiere abgeschossen werden. Nun wurde die planmäßige Zahl von Kälbern erlegt, und all das erbärmliche Kroppzeug blieb in der Wildbahn.

Der nächste Winter war milde, die Tiere setzten Kälber von normaler Stärke; und als der Herbst herankam, da waren die diesjährigen Kälber von den vorjährigen, den jetzigen Schmaltieren und Spießerchen an der Stärke nicht zu unterscheiden. Der Alte hatte zwar einen starken Abschuß an Schmaltieren und Spießern durchgesetzt, aber dabei den Auftrag erhalten, zur Verbesserung des Geschlechtsverhältnisses besonders die Schmaltiere abzuschießen, die Spießer könnten später noch als geringe Hirsche gestreckt werden. Mit dem 16. Oktober ging die Geschichte

los. Das Wild war bei der abebbenden Brunftzeit noch spät am Morgen und früh abends draußen, man konnte so noch gut beobachten und vor allem die Kälber am Saugen erkennen; aber alle Kälber saugten nicht gerade, wenn sie sollten, und bei manchem Stück blieb es zweifelhaft, ob man es als Schmaltier oder Kalb ansprechen sollte. Die beste Zeit ging vorüber, Pürsche und Anstand versprachen bei den kurzen Tagen keine ergiebige Strecke mehr — aber selbst bei unserer gut geschulten Jägerei waren von den 14 erlegten Stücken 6 starke Kälber und 8 geringe Schmaltiere.

Nun kam die Zeit der Drückjagden. Einem jeden von uns war es ganz geläufig, daß dem Alttier das Kalb, diesem das Schmaltier folgt. Aber es war doch immer auch ein Unterschied in der Stärke gewesen. Der fiel nun fort; und nun kommt der Zweifel: sollte das Wild nicht doch in der Dickung durcheinander und in Unordnung geraten sein? Das Ende vom Lied war am Schluß der Jagden: sieben starke Kälber, neun geringe Schmaltiere.

Ja, da ist sich mancher von uns als grüner Anfänger vorgekommen — verzeihen Sie, wir müssen ja alle einmal anfangen — und der Alte schäumte innerlich, obwohl er nichts sagte; er hätte es können; denn er war der einzige, dem kein Malheur passiert war; aber er sah das Unglück ein. So hatten wir statt der 30 geringen Schmaltiere nur 17, und anstatt der übrigen 13 starke Kälber gestreckt. Und an den geringen Hirschen aus jener bösen Zeit kranken wir heute noch.

Hätten wir gleich im ersten Winter die geringen Kälber abgeschossen, so vieler wir habhaft werden konnten und im folgenden Jahre an den erbärmlichen Spießern die Nachlese gehalten — da hätten wir das ganze Elend nicht gehabt. So haben wir ein ganzes Jahr, und das günstigste obendrein, unbenutzt gelassen und im folgenden im Druck der Not oft genug nicht die Ruhe bewahrt — den Schaden hat die Wildbahn, den Ärger hatten wir. Wenn Sie mal selbst eine Wildbahn zu verwalten haben, junger Freund, dann ziehen Sie Nutzen aus dieser Erfahrung, gute Nacht!"

Wenn ich mich mit dem Abschuß von Gelttieren beschäftigen soll, so wird es zunächst erwünscht sein, zu bestimmen, was man unter dieser Bezeichnung zu verstehen hat. In der Regel versteht man unter einem Gelttier ein Alttier, das kein Kalb führt; es wird aber notwendig sein, hier schärfer zu unterscheiden. Denn die Ursachen, aus denen ein Alttier ohne Kalb ist, sind recht verschiedenartig. Zunächst kann ein solches Tier dauernd unfruchtbar sein und zwar wegen hohen Alters oder aus Gründen krankhafter Natur. Es kann unfruchtbar sein, weil es organische Fehler hat, weil es eine sogenannte Steinfrucht trägt, weil es an entzündlichen Vorgängen in den Fortpflanzungsorganen leidet usw. Diese Ursachen können dauernder, teilweise auch vorübergehender Natur sein. Sind sie dauernder Natur, dann würde man ein solches Gelttier am besten als Dauergelttier ansprechen. Das kann natürlich nur auf Grund mehrjähriger Beobachtung geschehen. Steht die Dauer des Zustandes nicht fest, dann wird die hergebrachte Bezeichnung Gelttier am Platze sein.

Weitere Gründe, weshalb ein Alttier kein Kalb führt, liegen in dem Umstand, daß das Kalb an einer Krankheit eingegangen, daß es der Rachenbremse,

den Faden- und sonstigen Würmern erlegen, daß es von Raubwild oder Hunden gerissen ist. Bei Mangel an Hirschen bleibt zudem manches Stück wegen Erschöpfung des Hirsches gelte.

Der Grundsatz, alle Alttiere, die kein Kalb führen, als Gelttiere anzusprechen und abzuschießen wird von manchen Jägern für richtig gehalten. Er hat scheinbar viel für sich; denn auf diese Weise wird jährlich eine Anzahl von Alttieren erlegt, ohne daß der Nachzucht Abbruch getan und ohne daß ein Kalb seiner führenden Mutter beraubt wird. Aber dieser Grundsatz ist nur scheinbar richtig oder vielmehr nur zum Teil; nämlich nur sofern, als er sich gegen die Dauergelttiere richtet. Wird er jedoch auf die übrigen ausgedehnt, so ist er falsch. Die Annahme, als ob ein Alttier, das aus irgend einem Grund sein Kalb verloren hat, nun auch im kommenden Jahre mit Wahrscheinlichkeit dasselbe Unglück haben müßte, ist völlig haltlos. Sie rechnet auch nicht mit der Möglichkeit, die für mich auf Grund sorgfältiger, langjähriger Beobachtung zur höchsten Wahrscheinlichkeit geworden ist, daß die Alttiere nicht in ununterbrochener Folge alljährlich ein Kalb setzen, sondern zwischen einigen Jahren unausgesetzter Fruchtbarkeit ein Jahr gelte gehen, übergehen.

Ein Revier mit gutem Rotwildstand bringt natürlich auch die Notwendigkeit eines Abschusses an Alttieren, selbstverständlich Gelttieren, mit sich. Da bin ich nun, da ich bei der Erlegung des meisten Wildes persönlich zugegen bin und auch dem Aufbrechen beizuwohnen pflege, erst allmählich und dann immer mehr so zu sagen mit der Nase darauf gestoßen, daß im großen Ganzen alle die Alttiere, deren Gesäuge den Beweis erbrachte, daß sie in diesem Jahr kein Kalb gesäugt und somit geführt hatten, ausnahmslos beschlagen waren, während bei erlegten Alttieren, die nach dem Befund des Gesäuges ein Kalb geführt hatten — abgesehen von einzelnen nicht gewollten Fällen handelt es sich da um Alttiere, denen unmittelbar oder kurze Zeit vorher das Kalb durch die Kugel genommen war — öfter eine völlig leere Tracht gefunden wurde. Es sei hier beiläufig auf die Ausführungen im ersten Teil dieses Buches bei der Besprechung des Lebensalters verwiesen. Das machte zunächst stutzig; mit der Zeit jedoch ergab sich in diesem Befund eine gewisse Regelmäßigkeit, so daß ich heute der Überzeugung bin, daß fast jedes Alttier nach zwei bis drei Jahren, in denen es gesetzt hat, ein Jahr übergeht, also gelte bleibt. Diese Beobachtung stützt sich freilich nur auf die Erfahrungen in der Oberförsterei Darß, ich möchte aber glauben, daß sie auch anderswo Geltung hat, und empfehle ihre sorgsame Nachprüfung.

Wenn aus dieser Beobachtung der Schluß gezogen werden darf, daß jedes dritte oder vierte Alttier nur für ein Jahr gelte ist, dann würde es doch ein verhängnisvoller Fehler sein, jedes gelte Tier für den Abschuß zu bestimmen. Denn einmal nähme man gerade diejenigen Mütter fort, von denen nach einem Jahr der Ruhe für die Folge gerade besonders kräftige Nachkommenschaft zu erwarten ist, und dann würde man, falls der Abschuß völlig durchgeführt werden kann, in spätestens vier Jahren mit dem ganzen Stand an Alttieren zu Ende sein, wenn man, was ja auch empfohlen wird, die Schmaltiere nach Möglichkeit abschießt. Im letzteren Fall würden ja die Alttiere keinen nennenswerten Zuwachs haben.

Auf Grund vorstehender Darlegungen bin ich zu der Anschauung gelangt, daß man zum Abschuß nur Dauergelttiere bestimmen und sonst an Alttieren nur solche strecken soll, von denen man vorher das Kalb abgeschossen hat.

Schon eine ganze Weile habe ich Dir, lieber Leser, die Frage von den Lippen gelesen, wie man denn das bewerkstelligen soll; wie man ein Dauergelttier von einem vorübergehenden und wie man ein Tier, dessen Kalb man abgeschossen hat, von einem „übergehenden" Alttier unterscheiden kann.

Bei der Pürsche und auf dem Anstand hat man in der Regel Zeit zur Beobachtung. Jedoch läßt sich diese mit den besten Hilfsmitteln nicht so weit ausdehnen, daß man in das Innere des Wildes hineinsehen kann. Man ist also auf dauernde Beobachtung angewiesen und eine dadurch erlangte genauere Kenntnis des Wildstandes. Wenn man daher einige Jahre hindurch ein einzeln stehendes, recht starkes Stück Kahlwild beobachtet hat, so darf man dieses als Dauergelttier ansprechen. Man wird dessen Stand kennen und danach seinen Pürschgang einrichten. Oftmals zeichnen sich solche Stücke infolge hohen Alters durch weiße Stellen am Kopf aus. Da ist das Erkennen dann recht leicht, und man wird nicht zögern, die Kugel anzutragen, sobald das Tier gut steht. Ist ein derartiges Kennzeichen nicht vorhanden, so sei man vorsichtig. Es könnte ja auch ein starkes Alttier sein, dessen Kalb sich in der Nähe niedergetan hat. Darum erst in aller Ruhe das Glas heraus und — am besten bei der Stellung spitz von hinten — festgestellt, daß das Tier kein Gesäuge hat; und dann erst den Finger an den Abzug!

Dauergelttieren ergeht es wie den stärkeren Hirschen, sie lieben die Unruhe der Kinderstube nicht; daher treten sie gern zusammen und stehen dann für sich allein. Hierbei ist jedoch zu bedenken, daß vorübergehend gelte Tiere auch gelegentlich Rudel bilden. Es gehört also immer die Beobachtung einiger Jahre dazu, um hier sicher zu gehen. Kennt man aber beispielsweise ein Rudel von drei gelten Tieren während zweier Jahre als solches, dann hat längeres Abwarten keinen Zweck. Man nimmt aber von solchem Rudel grundsätzlich das stärkste Stück, weil das einen Irrtum am sichersten vermeiden läßt.

Beim Drücken auf Kahlwild ist die Sache etwas leichter als bei dem Anstand und der Pürsche. Hier sind die gelten Stücke in der Regel, und wenn das Rudel nicht vorher durcheinander geraten ist — was man wohl aus dem mehr oder minder ruhigen Verhalten des Wildes schließen darf — die letzten. Ist gar das letzte Stück durch seine Stärke vor den übrigen, Kälber führenden Alttieren ausgezeichnet, so spricht hohe Wahrscheinlichkeit dafür, daß man ein Dauergelttier vor sich hat.

Ein vorübergehend geltes, übergehendes Alttier ist weit besser bei Leibe als ein säugendes Alttier. Es hat in der Regel schon bei Beginn der Eröffnung der Kahlwildjagd — also Mitte Oktober — verfärbt, während säugende Tiere bis gegen Ende dieses Monats noch rot zu sein pflegen. Das Gelttier ist glatt im Haar, glänzend, eine Folge seines feisten Zustandes, während das säugende Tier minder gut im Haar und häufig auch weniger gut bei Leibe zu sein pflegt. Dort, wo nicht alles Wild im Herbst feist zu sein pflegt, was in günstigen Revieren nicht selten der Fall ist, kann man meist mit dem Glase die Andeutung der Rippen erkennen; ist

also unter den Alttieren eins ohne Kalb, das diesen Merkmalen entspricht, dann wird man es mit einem solchen zu tun haben, dem man das Kalb schon fortgeschossen hat. Dieses Stück also soll der Kugel verfallen, wenn man nicht ein Dauergelttier herauskennt. In diesem Fall ist letzteres zuerst zu nehmen.

Nun möge aber keiner glauben, daß er die in einem Revier erworbene Sicherheit im Ansprechen ohne weiteres auf andere Wildbahnen übertragen kann. Es geht auch hier wie mit dem Ansprechen der Fährten; unter gleichen Verhältnissen pflegen keine erheblichen Unterschiede vorzukommen. Wer daher sein Auge am Wild der Kiefernheide geschärft hat, der sei vorsichtig, wenn er das stärkere, feistere Wild der Laubhölzer und der besseren Böden vor sich hat. Est modus in rebus!

Damit ist wohl hinsichtlich des Kahlwildes das Wesentliche über die Hege mit der Büchse gesagt. Es würde nun die Reihe an die Hirsche kommen. Hier handelt es sich um ein weit leichteres Ansprechen, weil ja die Merkmale des Geweihes und die Körperform bei einiger Ausdauer, Ruhe und günstiger Beleuchtung mit einem guten Glase sicher zu erkennen und anzusprechen sind. Die Schwierigkeit liegt hier darin, sich erst einmal klar zu werden über diejenige Form des Geweihes, die man als die edelste anspricht und dann diejenigen Hirsche zu finden, anzupürschen und zu strecken, deren Geweihe und Körperform dem Ideal nicht entsprechen.

Diese letztere Schwierigkeit hat zu der entsagungsvollen Auffassung geführt, man könne nur in wenigen bevorzugten Revieren eine erfolgreiche Auslese mit der Büchse vornehmen, aber selbst dort wäre die Gefahr vorhanden, daß bei dem Abschuß geringer Hirsche infolge der Unsicherheit des Ansprechens mancher gut veranlagte Hirsch vorzeitig erlegt würde, daher solle man die geringen Hirsche grundsätzlich schonen und sie erst schießen, wenn sie die Jagdbarkeit erreicht hätten. Das ist nicht die Sprache frischer, tatfreudiger Weidmannschaft — das riecht nach Stubenluft! und sagt im Grunde nichts anderes als: ich kann es nicht, daher geht es nicht. Aber auf solch einen armseligen Standpunkt kann sich doch eine gute Jägerei nicht festlegen lassen. Und wenn es auch nicht jeder so schwer gehabt hat bei der Übernahme eines Rotwildrevieres wie der Verfasser dieses Buches, so gibt und gab es doch auch in anderen Revieren viel zu bessern, um den Wildstand von den Schlacken zu reinigen. Als ich vor fast zwanzig Jahren die Oberförsterei Darß übernahm, fand ich einen von altersher verrufenen Wildstand mit schlechten Körperformen und elenden Geweihen vor. Es gab eigentlich alles, was in eine gute Wildbahn nicht hineingehört. Wenn der Leser nach Seite 317 zurückblättern und sich die dort abgebildeten Geweihe aus dem Anfang der neunziger Jahre und aus der Jetztzeit nochmals ansehen will, so wird er mir hoffentlich beistimmen in der Freude über die erreichten Erfolge. Ich schiebe, wenn auch das sehr wesentlich verbesserte Geschlechtsverhältnis (1 : 1) und die Schaffung besserer Äsung gewiß nicht gering anzuschlagen sind, doch den Hauptgrund auf die Tätigkeit der Büchse.

Der Glaube, jeder Platzhirsch vereinige alle Eigenschaften in sich, die ihn zum besten Vater künftiger Geschlechter stempeln, ist ein Irrglaube. Es sei nicht nur an die bekannte Tatsache erinnert, daß gelegentlich ein geweihloser Hirsch einfach durch die Kraft seiner Vorderläufe alle seine Mitbewerber aus dem Felde schlug und dieses als Sieger behauptete — es ist sicher vielen erfahrenen Jägern bekannt,

daß längst nicht immer der Hirsch mit der stärksten Körperform und dem mächtigsten Geweih der Platzhirsch ist. Im allgemeinen entscheidet im Kampf das Körpergewicht; der Hirsch schiebt und drückt den Gegner zurück; wartet der geringere es ab, bis er zu Boden gedrückt wird, so ist er rettungslos verloren — ja er weiß es ganz genau, daß der Augenblick, in dem er den Kampf abbricht, der gefährlichste ist; denn sobald er fühlt, daß er unterliegen wird, wirft er sich mit blitzartiger Geschwindigkeit herum, um seine Flämen dem Geweih des Gegners zu entziehen. Nun ist es ganz offenbar, und die tägliche Beobachtung bestätigt es, daß längst nicht immer die von Körper stärksten Hirsche auch die stärksten Geweihe tragen, ja es gibt Wildbahnen mit verschieden starken Schlägen von Hirschen, bei denen der von Körperform geringere die stärksten Geweihe zu tragen pflegt.

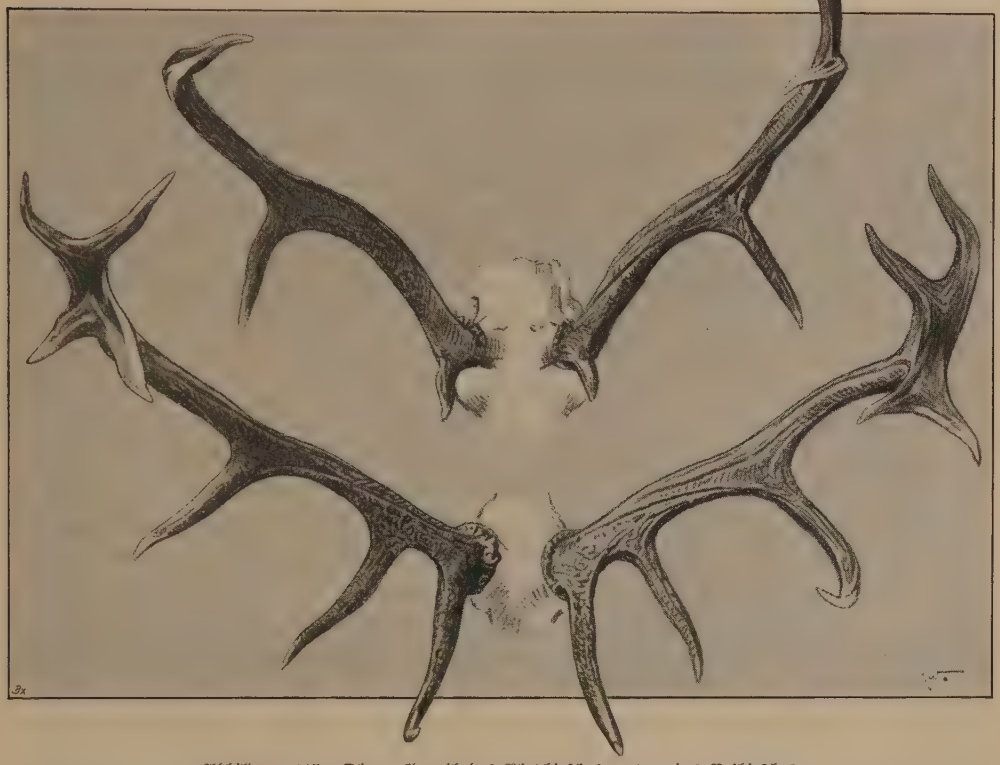


Abbildung 117. Oben: Geweih des Platzhirsches, unten: des Beihirsches.

Da wird man doch nicht den Wunsch haben, daß das geringere Geweih auf die Nachkommenschaft vererbt wird!

Das Temperament der Hirsche ist sehr verschieden, es gibt tapfere und feige Hirsche; jüngere Hirsche pflegen selten den Schneid älterer zu haben. Da kann es vorkommen, daß ein so erbärmlicher Hirsch von 8 Enden, dazu mit völlig verkümmerten Augsprossen, wie ihn die vorstehende Abb. 117 zeigt, den Träger des darunter dargestellten Geweihes von 14 Enden dauernd aus dem Felde schlägt.

Dieser Achtender war ein wahrer Teufel, er beherrschte einen ganzen Brunftplatz allein und dabei war er von Körper ein ganz geringer Hirsch, er wog aufgebrochen 182 Pfund, während der Vierzehnender 234 Pfund wog. Nachdem ich die Wildbahn von dem Scheusal befreit hatte, wurde der Vierzehnender, der übrigens auch nur als ein junger Hirsch angesprochen werden konnte, Platzhirsch; leider wechselte er gelegentlich mit seinem Rudel über die nahe Grenze, wo ihm der rechte Vorderlauf zerschmettert wurde, so daß ich ihn totschießen mußte. Dadurch bin ich aber in die Lage gekommen, dem Leser beide Geweihe vorzuführen. Hätte ich im vorliegenden Fall der Natur die Auslese überlassen, so würde die auf diesem Brunftplatz aufgegangene Saat später in Gestalt von Hirschen mit endenarmen, augsprossenlosen Geweihen zutage getreten sein.

Es sind aber nicht allein die Brunftplätze, auf denen die Grundlage für die kommenden Geschlechter gelegt wird — schon länger bevor sich das Wild auf diesen versammelt, haben starke Hirsche, Schneider und Spießer der heimlichen Brunft obgelegen, indem sie mit einem brunftigen Stück still und verborgen in Schonungen und Dickungen umherzogen und dieses nicht allein beschlugen, sondern auch befruchteten. Zu dieser Zeit gibt es noch keinen Platzhirsch, hier ist gerade der Platzhirsch, der am Platze ist, und das ist ebenso oft ein geringer als ein starker Hirsch. Hier spielt also die Auslese der Natur gar nicht mit, und wenn die Büchse nicht dafür gesorgt hat, daß auch unter den geringen Hirschen die schlechten Väter ausgemerzt sind, dann wird hier eine schöne Saat gesät werden!

Dazu kommt, daß nicht selten die Gefährlichkeit der Schadhirschgeweihe den stärkeren und von Geweih besseren Hirsch vom Brunftplatz vertreibt. Die Forderung, alle geringen Hirsche zu schonen, rechnet ferner mit der völlig irrigen Annahme, als würde ein jeder geringe Hirsch dereinst ein guter Geweihträger werden. Diese Annahme würde dann nicht so sehr unrichtig sein, wenn wir seit alten Zeiten imme nur tadellose Hirsche in den Wildbahnen gehabt hätten. Diese trifft aber leider nicht zu, und so werden wir noch auf Jahrzehnte hinaus mit all den Rückschlägen auf mangelhafte Geweihformen auch da zu kämpfen haben, wo schon eine Hege mit der Büchse seit längeren Jahren das ihrige getan hat. Natürlich wird jedes Geweih bis zu einer gewissen Grenze mit den Jahren stärker; aber ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte: noch nicht die Hälfte aller geringen Hirsche wird in späteren Jahren ein starkes — weitere Ansprüche an edle Form will ich hier noch gar nicht machen — Geweih tragen. Da wäre es doch gerade vom Standpunkt dessen aus, der kein überflüssiges Stück Wild im Revier dulden will, eine zwingende Notwendigkeit, das gering veranlagte Zeug auszumerzen, sobald es als solches erkennbar ist.

Viele Hirsche bringen es niemals auf zehn Enden, viele erreichen nie den Zwölfer; und darüber hinaus kommen nur wenige. Auch in Wildbahnen mit guter Geweihveranlagung mag höchstens die Hälfte aller Hirsche es zu vollkommeneren, endenreichen Geweihformen bringen — warum soll man dort mit der Ausmerzung nicht anfangen, sobald man mangelhafte Veranlagung erkennen kann!

Man kann die auszumerzenden Hirsche in zwei große Klassen teilen, in solche mit Bildungsfehlern und solche mit Schönheitsfehlern.

Zu den ersteren rechne ich das Fehlen des ganzen Geweihes, einer Stange, der Augsprosse, das Vorkommen unvereckter, eingefaulter Enden; alle widersinnigen Formen. Die zu dieser Gruppe gehörigen Hirsche müssen so schnell wie möglich aus der Wildbahn entfernt werden, wenn man nicht diesen Zerrbildern in häufiger Vererbung begegnen will.

Zu den Schönheitsfehlern gehören: enggestellte, steile, zu dünne, zu kurze Stangen, zu weite Auslage, endenarme Stangen, zu hoch angesetzte Augsprosse, Geweihe mit starker Annäherung der Stangen- oder Kronenenden (Tonnenreifengeweih), unschön verteilte Enden (Leitergeweih), zu hoch angesetzte Eissprosse.

Daß man den Plattkopf, ob er einen ganz glatten Schädel oder die Knöpfe trägt, auf die Decke legt, wo immer man seiner habhaft werden kann, ist selbstverständlich. Dabei kann man nicht früh genug anfangen. Spießer, die schon einen Kragen zeigen, bei denen aber die Spieße noch nicht erkennbar sind, schieße man ab. Es sind zwar nicht immer Kahlköpfe, sie zeigen vielmehr oft genug kümmerliche Spieße, die kaum aus dem Kopfhaar herausreichen. Sie sind meist schlecht veranlagt und würden aller Wahrscheinlichkeit nach nie ein gutes Geweih tragen — fort mit ihnen, bevor sie die schlechte Veranlagung vererben! Einstangige wie auch mehrstangige Hirsche trifft dasselbe Schicksal; es kann sich zwar bei den einstangigen um einen Hirsch handeln, der die andere Stange im Kampf verlor — das ist aber meist nicht eher zu wissen, bis man ihn vor sich liegen hat. Also strecke man ihn bei der ersten Gelegenheit. Denn der Fehler, einen mit nur einer Stange begabten Hirsch sich vererben zu lassen, ist viel größer als der, einen zu strecken, der die fehlende Stange im Kampf verlor. Alle Geweiheigentümlichkeiten dauernder Natur vererben sich leicht auf die Nachkommenschaft — das bei einstangigen Hirschen und Plattköpfen zu verhindern, ist die Aufgabe des Weidmannes.

Bei mehrstangigen Hirschen wird man, weil die Mißbildung meist von dem Träger des mehrstangigen Geweihes erworben wurde, nicht mit der Vererbung auf die Nachkommenschaft zu rechnen haben. Gleichwohl wird man sie, schon um das interessante Geweih zu besitzen, bei erster Gelegenheit auf die Decke legen. Ähnlich verhält es sich mit den übrigen widersinnigen Geweihen; ich brauche darauf also nicht näher einzugehen. Nur die Hirsche, denen eine oder beide Augsprossen fehlen, und diejenigen mit unvereckten Enden bedürfen noch einer weiteren Erörterung.

Geweihe ohne Augsprossen oder mit diesem Fehler an nur einer Stange, oder mit verkümmerten Augsprossen sind recht häßlich, wie es sich nach den Abbildungen 117 und 118 ohne weiteres ergibt. Auch die Neigung mancher alten Hirsche, sogenannte hängende Augsprossen zu schieben, oft wahrhaft formlose Gebilde, die zuweilen so zu sagen auf der Stirn aufliegen, gehört hierhin. Die Neigung ist zweifellos erblich. Es liegt freilich im Einzelfall die Möglichkeit vor, daß eine Augsprosse im Kampf abgebrochen oder während der Kolbenzeit gebrochen und schief wieder verheilt ist (Abb. 23 S. 83). Das läßt sich jedoch meist nicht früher bestimmen, als bis man das Geweih in der Hand hat. Und so empfiehlt sich der

Abbildung 118. Geweihe mit fehlenden und verkümmerten Augsprossen.

Abschuß derartiger Hirsche, um der Vererbung dieses nichtswürdigen Bildungsfehlers vorzubeugen. Ich habe mit dieser Mißbildung viel zu kämpfen gehabt, und da sich mein Auge durch langjährige Schulung für die Erkennung dieses Fehlers geschärft hat und eine langjährige Verwaltung derselben Wildbahn mich oft genug bei Söhnen von augsprossenlosen Vätern, die ich selbst gestreckt hatte, an der Geweihbildung im ganzen und den fehlenden Augsprossen im besonderen die Zähigkeit dieser Vererbung hat erkennen lassen, so bin ich auf die Ausmerzung dieser Unzier immer schärfer geworden. Ich erkenne heute einen augsprossenlosen Hirsch, ich möchte sagen am Gesichtsausdruck, ohne Glas, auch ohne daß ich es sehen könnte, wie gerade die Augsprossen fehlen. Es ist eben der ganze Eindruck von Kopf und Geweih, der darauf hinweist: der Hirsch hat keine Augsprossen!

Eine schön geschwungene, tief angesetzte, starke Augsprosse ist ein wichtiges Erfordernis für den edlen Aufbau des Geweihes; ihr Fehlen oder ihre Verkümmerung daher ein erheblicher Mangel. Und derjenige, dem es nicht nur darauf ankommt, möglichst viele starke Geweihe an seine Wand zu hängen, gleichviel ob sie edel oder

unedel sind, wer vielmehr den edelsten Teil des edlen Hirschen auch in seiner edelsten Form im Revier haben will, der muß auf die Ausmerzung dieser schandbaren Mißbildung bedacht sein.

Das ist schon frühzeitig möglich. Ein Hirsch von sechs oder acht Enden (die er haben würde, wenn die Augsprosse nicht fehlte), dem diese Sprosse mangelt, wird niemals eine solche bekommen. Ein Weidmann, der nicht bloß ins Revier zieht, wenn es etwas zu schießen gilt, sondern der das ganze Jahr über sein Wild beobachtet, wird am besten in der Kolbenzeit feststellen können, ob Hirsche vorhanden sind, deren Geweihe keine Augsprosse haben. Um diese Zeit sind die Hirsche außerordentlich vertraut, man kann sie daher gelegentlich bei vollem Tageslicht beobachten. Beim Bastgeweih fällt dann die fehlende Augsprosse als ein dunkler Fleck an dem sonst grauweißen Kolben ins Auge. Hat man das festgestellt, dann bedarf es nur der hinreichenden weiteren Bekanntschaft mit den jeweiligen Standorten der Hirsche und der nötigen Unverdrossenheit, um den Hirsch in der Feistzeit zur Strecke zu bringen. Wenn das nicht gelingt, dann wird man ihn aber sicher in der Brunftzeit wiederfinden; und wenn man auch zu dieser Zeit gewöhnlich keine geringen Hirsche schießt, so rechtfertigt sich doch in diesem Fall die Ausnahme. Nur glaube man nicht, daß man, so lange das Auge auf diese Mißbildung noch nicht geschult ist, den Hirsch ebenso leicht sicher ansprechen kann, wie in der Kolbenzeit. Bei einem stärkeren Hirsch ist das zwar leichter; aber bei einem geringen gehört ruhige Beobachtung mit dem Glase dazu, namentlich in der Seitenstellung, um sicher zu werden. Von vorn kann sich ein ungeübtes Auge auch bei einem stärkeren Hirsch leicht täuschen. Wer gar kein Arg auf diesen Fehler hat, dem kann es leicht widerfahren, daß ihm zwar etwas am Geweih wunderlich vorkommt, daß er aber nicht erkennt, worin dieser Eindruck seinen Grund hat.

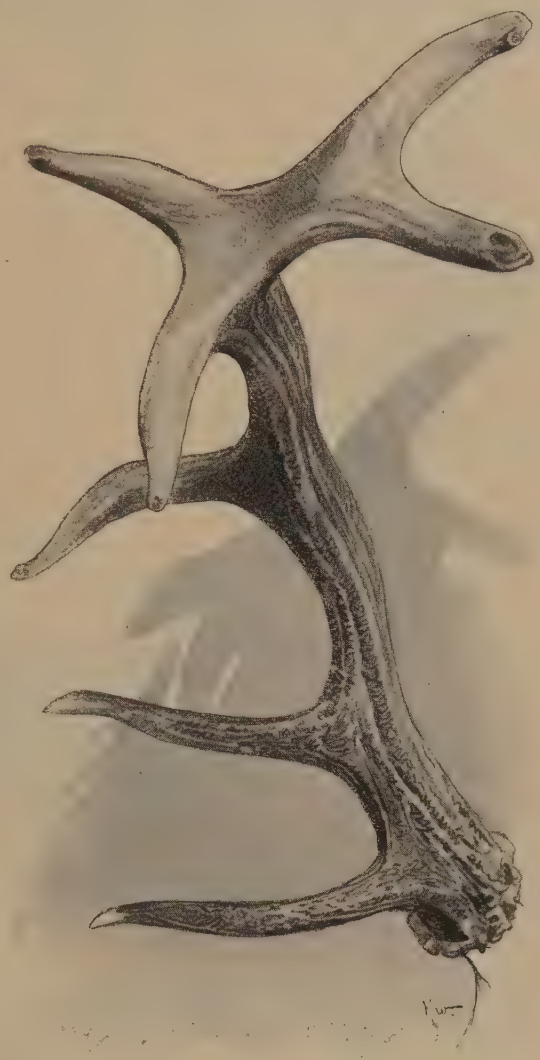


Abbildung 119. Vierzehnenderstange mit unvereckten Kronenenden.

Über die Hirsche mit unvereckten Enden sind die Akten noch nicht geschlossen. Meine Ansicht geht dahin, daß diese häßliche Bildung (sie wird auch ihrer Häßlichkeit entsprechend mit dem unschönen Wort: „eingefault" bezeichnet) wie alle Geweiheigentümlichkeiten sich vererbt, wobei ich andere Gründe ihres Auftretens nicht gerade leugnen will. Von anderer Seite wird sie als ein Jugendfehler, ja hier und dort gerade als eine Eigentümlichkeit sehr gut veranlagter, junger Hirsche bezeichnet, die ihrer Zeit voraneilen, wie das im ersten Teil schon näher

Abbildung 120. Ungerader 22 Ender. Erlegt von S. M. dem Kaiser 1904 in Rominten.

besprochen ist. Sei das nun, wie immer es will, so lange wir nicht genau wissen, worin diese Mißbildung ihren Grund hat, ob in Vererbung, ob im Mangel zusagender Äsung, ob in der Jugendlichkeit, so können wir doch nicht die Hände in den Schoß legen und einfach dem Ding seinen Lauf lassen; denn es kann bei der immer noch viel zu wenig entwickelten Lust an Beobachtung in der deutschen Weidmannschaft noch lange Jahre dauern, bis uns des Rätsels Lösung in den Schoß fällt. Wir sind aber gezwungen, schon jetzt zu der Erscheinung Stellung zu nehmen.

Ich habe das in der mir anvertrauten Wildbahn dadurch getan, daß ich alle Hirsche mit unvereckten Enden, die ja an ihren oft kolbig verdickten, schwarzen

Stummeln leicht kenntlich sind, zum Abschuß bestimmt habe. Es gab vor zwanzig Jahren hier derartige Hirsche in großer Zahl; es waren, wie die in Abb. 119 dargestellte Stange eines Vierzehnenders ergibt, nicht nur geringe Hirsche sondern auch ältere mit dieser Unzier begabt. Tatsache ist, daß diese Mißbildung bei dem systematischen Abschuß heute völlig geschwunden ist. Damit soll nicht gesagt sein, daß sie allein durch diesen Abschuß beseitigt ist; denn die gleichzeitig angestrebte

Abbildung 121. Ungerader 18 Ender. Erlegt von S. M. dem Kaiser 1904 in Rominten.

und inzwischen erzielte Besserung des Geschlechtsverhältnisses und der Äsung können gleichfalls fördernd gewirkt haben. Wenn es aber richtig wäre, daß die häßliche Erscheinung gerade ein Zeichen besonders guter Veranlagung und besonders guter Verfassung sei, mit anderen Worten, wenn man die eingefaulten Enden als ein Zeichen des Voraneilens ansehen will, dann hätte gerade wegen der Verbesserung des Geschlechtsverhältnisses und der Äsung diese Erscheinung wenigstens bei den jüngeren Hirschen später erst recht noch auftreten müssen. Sie ist aber, ich darf ruhig sagen, gänzlich geschwunden; denn ein Hirsch mit eingefaulten Enden ist heute hier eine Seltenheit. Danach wird es mir der Leser nicht verargen, wenn

ich, im Gegensatz zu anderen Auffassungen, der Ansicht bin, mit dem planmäßigen Abschuß das Richtige getroffen zu haben.

Aber falls man auch gegenteiliger Ansicht bleiben sollte, so bitte ich einmal den folgenden Gedankengang zu verfolgen: Wenn das ordnungsmäßige Verecken der Enden der natürliche Vorgang ist, dann müssen doch diejenigen Hirsche, die eingefaulte Enden tragen, den Äsungsverhältnissen des Reviers weniger angepaßt

Abbildung 122. 20 Ender. Erlegt von Fürst Pleß 1900, Goftyn, Pleß.

sein als solche mit vereckten Enden. Die Annahme, daß trotzdem die anderen dereinst bessere Geweihe tragen sollen als diese, scheint dann recht gezwungen. Möglicherweise verliert sich die Erscheinung im späteren Alter, möglicherweise auch nicht. Denn, wenn auch vielleicht die eine oder andere sichere Beobachtung über spätere Besserung vorliegen sollte, so beweist sie doch nur etwas für den beobachteten Hirsch, nicht aber für die Allgemeinheit. Und wenn ich nun, um die gute Gliederung meines Wildstandes aufrecht zu erhalten und die Zahl nicht ins Ungemessene anwachsen zu lassen, auch zum Abschuß geringer Hirsche greifen muß — warum soll

ich denn den unsicheren Kantonisten mit den unvereckten Enden am Leben lassen und dafür einen in normaler Entwicklung begriffenen Hirsch strecken?!

Gibt es hinsichtlich der Bildungsfehler, soweit über deren möglichste Beseitigung keine grundsätzliche Meinungsverschiedenheit herrscht, wohl kaum erheblichen Streit, so liegt die Sache hinsichtlich der Schönheitsfehler weniger einfach. Über Schönheit im allgemeinen sind die Ansichten recht verschieden; nicht nur verschiedene Menschen, sondern auch verschiedene Zeiten haben andere Schönheitsideale, und wie es in der Kunst keine unwandelbaren Ideale gibt, so auch nicht bei den Geweihen. Man sehe in diesem Vergleich keine Banalität; denn für den echten Weidmann ist das Geweih eines selbsterlegten starken Hirsches mindestens dasselbe, was dem Kunstfreund ein schönes Gemälde, eine Skulptur, ein vollendetes Gedicht ist. Ja, wenn das Auge manchen Kunstliebhabers längst gleichgültig über ein einst heiß begehrtes Kunstwerk hinweggleitet, dann leuchtet der Blick des alten Weidmanns noch immer neu auf, wenn sein Auge auf die stolzen Trophäen früherer Jahre fällt; denn die Erinnerung an alles das, was mit der Erlegung eines starken Hirsches zusammenhängt, sie greift tiefer und fester an das Herz als das ästhetische Behagen des Kunstliebhabers.

Abbildung 123.
Drei häßliche Geweihe.

Abbildung 124. Vierzehnender mit enggestelltem Geweih. Erlegt von S. M. dem Kaiser i. Grimnitz.

Aber wenn auch die Anschauungen über die Schönheit eines Geweihes bei verschiedenen Menschen nicht gleich sind, so gibt es doch in diesen Ansichten etwas Gemeinsames, das es ermöglicht, einige Grundsätze über Geweihschönheit aufzustellen. Und darüber muß man sich zunächst einig sein, bevor man über Schönheitsfehler sprechen kann. Denn ehe die negativen Seiten erörtert werden, wird man zweckmäßig die positiven voranstellen. Die in Abb. 120, 121 und 122 dargestellten Geweihe werden wohl allgemein als edel geformt, als schön angesprochen werden, während man über die in Abb. 123 wiedergegebenen wohl der gegenteiligen Ansicht sein wird. Damit haben wir schon einen gemeinsamen Boden gewonnen, von dem aus wir der Sache nähertreten können. Wir empfinden sofort, daß bei edlen Geweihen zwischen Stangenhöhe und Auslage ein gewisses Verhältnis besteht, daß die Form der Stangen, ihre Stärke und die Anordnung der Enden an ihnen auf den mehr oder minder edlen Ausdruck von Einfluß sind.

Die Form der Stange, ihr Verhältnis zum Schädel ist im wesentlichen etwas Bleibendes; sie wiederholt sich bei demselben Hirsch immer wieder. Und wenn auch beim fortschreitenden Alter der Winkel, den die ideale Achse der neuen Stange gegen diejenige der älteren bildet, etwas größer wird — er wird niemals groß werden im Verhältnis zur wachsenden Länge der Stangen. Mit anderen Worten: Stangen, die einmal eng und steil aufgerichtet stehen beim Hirsch von sechs Enden, die werden dieselbe Eigenschaft zeigen, wenn auch der Hirsch einst vier Enden in der Krone trägt. Der schöne Schwung in der Stange, der das stolze Geweih des Sechzehnenders ziert, war in seiner Anlage in der Stange des Sechsenders schon vorhanden und als solcher unschwer erkennbar. Will ich also dereinst Hirsche mit edlem Geweih in der Wildbahn haben und wünsche ich diesen herrlichen Schmuck auch auf die Nachkommenschaft vererbt zu sehen, so muß ich beizeiten die geringen Hirsche mit enggestellten, steilen Stangen ausmerzen.

Manche Hirsche haben Neigung zu langen, dünnen Stangen; diese läßt sich zwar noch nicht beim Sechser, wohl aber schon mit Sicherheit beim Zehnender feststellen; andererseits treten bei manchen Hirschen auffallend starke und dabei kurze Stangen auf. Ich verstehe das nicht als den Unterschied, wie er etwa zwischen den Hirschen des Tieflandes und des Gebirges auftritt, sondern als Abweichungen

von der Regel innerhalb dieser Unterschiede. Wenn man dazu bedenkt, daß zurückgesetzte Hirsche häufig Stangen tragen, die für ihre Höhe zu stark sind, und daß derartige Hirsche als überalt, stark verletzt oder aus sonst einem Grunde die Höhe ihres Daseins überschritten haben, so kann man beide Erscheinungen ruhig der Kugel überweisen. So sind die beiden in Abb. 20, S. 77 dargestellten Schad-

Abbildung 125. Ein „ewiger" Achter.

hirschgeweihe beide für ihre Länge zu stark; sie fallen außerdem in die noch zu besprechende Gruppe der Hirsche, die keine Neigung zur Endenbildung zeigen, und sind daher noch aus diesem weiteren Grunde auszumerzen.

Das Gegenteil zu enger Stellung ist die zu weite Auslage. Wenn auch eine weite Auslage zweifellos einem Geweih einen edlen Ausdruck gibt, so gibt es doch auch hierin ein Maß, das nicht überschritten werden sollte. Das in Abb. 116 dargestellte Geweih eines ungeraden Vierzehnenders aus dem Jahre 1905 mit einer Auslage von 121 cm gibt ein Bild hiervon.

Es macht ja an der Wand einen guten Eindruck; allein es würde sicher edler erscheinen, wenn die Auslage um 20 cm geringer und dafür die Höhe um dasselbe Maß größer wäre. Derartige Geweihe sind aber auch unzweckmäßig, und wenn Schönheit und Zweckmäßigkeit allgemein in einer gewissen Beziehung stehen, auch nicht schön. Sie sind unzweckmäßig, weil sie für den Kampf nicht sonderlich geeignet sind; der Hebelarm ist zu lang, und so brechen die Stangen leichter als zweckmäßiger geformte. Ich habe den Träger des abgebildeten Geweihes zum Teil aus dem Grunde gestreckt, weil in den beiden vorhergehenden Brunftzeiten die linke Stange zwischen Eis- und Mittelsprosse durchgebrochen war und der Hirsch als Platzhirsch mit dem häßlichen Stumpf einen wenig schönen Anblick bot.

Der Abschuß solcher Hirsche mit zu weiter Auslage oder zu enger Stellung hat selbstverständlich seine besondere Beziehung zu der jeweiligen Wildbahn; denn dort, wo man durchweg Hirsche mit zu eng gestellten Geweihen hat, wird man, um einen Ausgleich anzubahnen, natürlich jeden Hirsch mit weiterer, auch zu weiter Auslage sorgfältigst schonen. Dort dagegen, wo die Auslage allgemein zu weit zu werden droht — der Fall ist sicher selten — wird man diese Schonung den Trägern von eng gestellten, aber sonst gut veranlagten Geweihen angedeihen lassen.

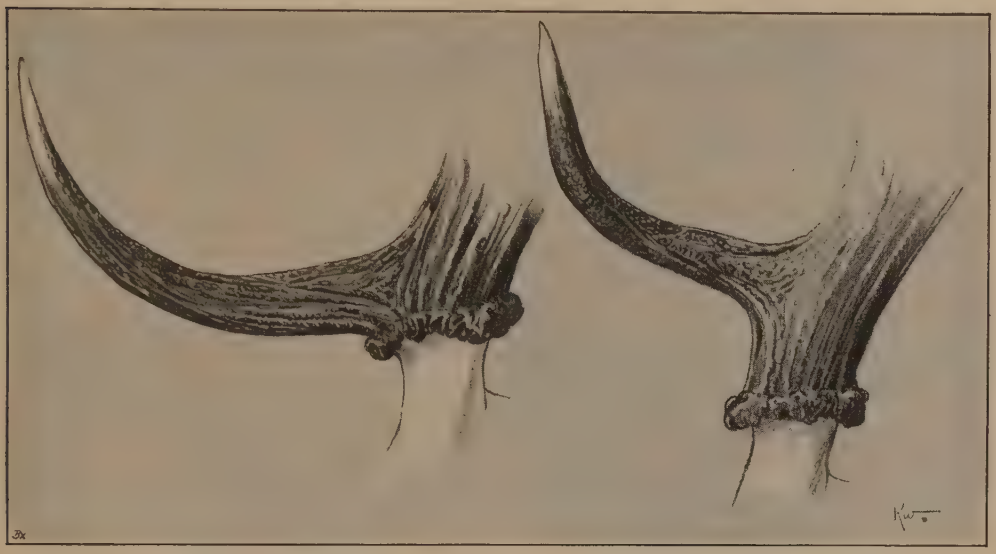
Manche Hirsche zeigen keine Neigung zur Endenbildung, sie bleiben auf dem Achtender sitzen ihr Leben lang, die ewigen Achter! Derartige Hirsche habe ich früher als starke Achter für besonders gut veranlagt gehalten und ihre Schonung empfohlen. Die weitere Beobachtung hat mich aber gelehrt, daß von ihnen nichts zu erwarten ist. In Abb. 118 links und 125 sieht der Leser zwei derartige Geweihe, denen der Kenner leicht das Alter ansieht. Sie sind trotz ihrer geringen Endenzahl Geweihe starker Hirsche, und nicht etwa zurückgesetzte. Dabei fehlt dem stärkeren (118) auch noch die rechte Augsprosse; man sieht, wie die Fehler sich häufen.

Es braucht nun keineswegs festzustehen, und ich will es gewiß nicht behaupten, daß diese Hirsche niemals ein Ende mehr geschoben hätten, wenn ihnen der Lebensfaden nicht abgeschnitten wäre. Aber das ist doch klar, daß man von einem im jugendlichen Alter schon Neigung zur Endenbildung zeigenden Hirsch später viel sicherer und viel schneller ein endenreiches Geweih und Vererbung dieser Neigung auf die Nachkommenschaft erwarten darf als von den ewigen Achtern. Freilich kann man meist beobachten, wie der Mangel an Endenzahl der Stärke der Stangen und der vorhandenen Enden zugute kommt; derartige Geweihe sind daher oft stark und wuchtig — aber edel und schön sind sie meistens nicht.

Es ist vorhin schon bemerkt worden, wie eine fehlende Augsprosse das ganze Geweih verunziert — zwar nicht in demselben Maße, aber doch in recht erheblicher Weise tut das auch eine zu hoch angesetzte. Wenn der Leser die in Abb. 126 dargestellten unteren Geweihteile prüfen will, so wird er sofort empfinden, daß die zu hoch angesetzte Augsprosse unschön wirkt. Eine schöne, den Eindruck einer aus der Stirn herausdrohenden Stichwaffe machende Augsprosse sitzt regelmäßig unmittelbar auf der Rose auf; je mehr sich ihre Basis davon entfernt, desto mehr verwischt sich dieser Eindruck, bis er schließlich ganz verschwindet.

Daß man daher derartige Hirsche als zur Nachzucht nicht erwünscht abzuschießen trachtet, das liegt auf der Hand. Es ist aber nicht so leicht, weil es günstiger Beobachtungsgelegenheit bedarf, um den Fehler einwandsfrei festzustellen.

Bei dem in Abb. 123 (in der Mitte) wiedergegebenen Tonnenreifen-Geweih bietet das Erkennen dagegen gar keine Schwierigkeit. Dieses Geweih, dessen Stangenachsen auf 16 cm einander nahe kommen, ist eines der häßlichsten, die ich in dem langen Kampf um edelgeformte Geweihe je erbeutet habe. Es zeigt wiederum eine Häufung von Fehlern; denn neben der Tonnenreifenform der Gesamtanlage sind die Augsprossen nur kümmerlich ausgebildet und dazu zu hoch angesetzt.



Gut angesetzte Augsprosse. Zu hoch angesetzte Augsprosse.

Abbildung 126.

Wenn der Leser noch einmal nach Abb. 120—122 S. 332—334 zurückblättern will, so wird er finden, daß bei den drei dort dargestellten, edlen Geweihformen eine gewisse Verteilung der Enden an der Stange statt hat, die wesentlich dazu beiträgt durch ihre Gliederung den Eindruck des Edlen hervorzurufen. Zwischen Aug- und Eissprosse ist nur ein geringer Zwischenraum, oberhalb der Mittelsprosse baut sich die Stange frei nach oben und wird auf diese Weise zum schönsten Träger der Krone. Vergleichen wir mit diesem Eindruck die in Abb. 123, unten, und 127, dargestellten Geweihe, so fällt uns bei dem Leitergeweih, Abb. 127, sogleich der Mangel jeglicher Gliederung auf. In fast gleichen Abständen sitzen die Enden an der Stange; man weiß nicht, ob man die Eissprosse als solche oder als Mittelsprosse ansprechen soll, so weit sitzt sie von der Augsprosse entfernt (Abb. 123 unten), ebensowenig, ob man die Mittelsprosse für sich oder gar zur Krone rechnen soll. Der Gesamteindruck ist wenig edel und empfiehlt die Träger solcher Geweihe nicht als Begründer künftiger Geweihdynastien.

Das, was ich dem Leser in den vorangehenden Ausführungen vortragen durfte, ist nicht, wie man vielleicht anzunehmen geneigt sein könnte, aus theoretischen Erwägungen hervorgegangen, sondern das Ergebnis eigener Erfahrung. Ich wurde seinerzeit in eine Wildbahn hineingestellt, von der man nicht mit Unrecht sagen konnte, sie stelle ein reines Lazarett dar. Als solches war sie auch berüchtigt. Vielleicht erinnert sich der eine oder andere Leser von einer der ersten Berliner Geweihausstellungen her einer großen Ausstellungstafel, die die Geweihe des Fürstentums Putbus auf Rügen vereinigte. Zu unterst befand sich darauf ein

Abbildung 127. Leitergeweih.

ganz elendes Geweih — ich weiß nicht mehr von wieviel Enden — und darunter stand in Gold: „Blutverderber, wahrscheinlich vom Darß eingewechselt.“ So schlecht waren zwar zu damaliger Zeit die Darßer Hirsche nicht mehr, aber so schlecht war ihr Ruf, den sie in früheren Jahren hatten.

Wollte ich an dieser Wildbahn einmal Freude erleben, und das war mein heißer Wunsch, so konnte neben Verbesserung der Äsung nur die Büchse helfen. Und so habe ich, mit dem Gröbsten anfangend, nach und nach unter starker Verminderung des Kahlwildes nach den angegebenen Gesichtspunkten das Fehlerhafte und Unschöne ausgemerzt. Da ich das bei den Hirschen im wesentlichen allein

durchgeführt habe, so kostete es natürlich nicht wenig Fleiß und Unverdrossenheit. Doch gerade deshalb waren es die schönsten Jahre meines Jägerlebens.

Nun glaube der Leser nicht, daß mir der Plan zu dieser Auslese gleich fertig aus dem Kopf gesprungen sei — nein, sicher nicht! Manche Fehler lernte ich erst nach und nach sehen und als solche erkennen; mit dem Gröbsten fing ich an, nach und nach zu dem weniger Groben übergehend. Lange Zeit war ein augenfälliger Erfolg nicht sichtbar, dann aber kam er; und noch heute gedenke ich lachend der Zeit, wo ein gutes Geweih nach dem anderen auftauchte. Jedes Jahr dachte ich, nun sei wohl der Höhepunkt erreicht; aber die Geweihe wurden und werden über Erwarten immer besser. Denn darüber gebe ich mich keiner Täuschung hin, alle hiesigen Geweihe sind diejenigen verhältnismäßig junger Hirsche; darauf deuten die hohen Rosenstöcke mit Sicherheit hin. Das Alter, in dem die Geweihe den Charakter des Wuchtigen, des Gewaltigen annehmen, hat noch keiner dieser Hirsche erreicht. Das zeigt der Vergleich mit alten Sammlungen, in denen die knuffigen, klotzigen Stangen fast ausnahmslos ohne nennenswerten Rosenstock platt auf dem Schädel sitzen. Ja, könnten diese etwa 15 Jahre alten Hirsche das doppelte Alter erreichen, man würde Wunder an ihnen erleben.

Wie ich schon früher angab, hält man am besten die erste Musterung unter den Kolbenhirschen ab. Diese sind den ganzen Tag hungrig; der verflossene Winter und die riesige Anforderung, die das Wachstum der Kolben an die Äsungsbeschaffung stellt, sorgen dafür, daß sie das Ruhebedürfnis auf die knappste Zeit einschränken. Da bietet sich dem hegenden Weidmann gute Gelegenheit zur Beobachtung. In der Feistzeit muß dann die Büchse sprechen, was in ruhigen Revieren für einen gewandten Jäger gar nicht die so viel betonte Schwierigkeit hat. Eine ausgezeichnete Gelegenheit bietet ferner die Brunftzeit, und was in dieser nicht gestreckt wird, das muß man im Lauf des Winters auszumerzen suchen. Dabei lasse man sich nicht durch Redensarten blenden.

Gewiß, in der Brunftzeit schießt man, um gerade dann störende Unruhe zu vermeiden, nicht gern einen geringen Hirsch — aber zur Beseitigung von Geweihträgern mit den besprochenen Bildungs- und Schönheitsfehlern, da ist keine Gelegenheit zu gut. Und gerade in der Brunftzeit ist es besser, sie abzuschießen als sich vererben zu lassen.

Die Heranbildung und Förderung edler Geweihformen ist in verhältnismäßig kurzen Zeiträumen nicht durchzuführen. Wer nach einigen Jahrzehnten die Hände in den Schoß legen wollte, würde bald erfahren, daß immer wieder Hirsche mit fehlerhaften und unedlen Formen auftauchen. Dazu ist in den meisten Wildbahnen — man kann wohl ohne Übertreibung sagen, in Jahrhunderten zu viel gesündigt. Rückschläge auf schlecht veranlagte Urahnen kommen immer wieder vor, sie werden vielleicht niemals ganz zu verhindern sein; aber das hat keine Gefahr, wenn scharfe Weidmannsaugen offen sind, und sichere Büchsen für Verhinderung weiterer Vererbung sorgen.

In den Unterhaltungen über den vorliegenden Gegenstand ist mir oftmals eingeworfen, eine solche Hege mit der Büchse sei nur in einer größeren Wildbahn mit Standwild und mit Hilfe einer ausgezeichneten Jägerei ausführbar, in kleineren

Revieren mit Wechselwild sei das unmöglich. Nun, wenn man diese Hege grundsätzlich als richtig anerkennt, dann muß sie auch für Reviere mit Wechselwild richtig sein. Selbstverständlich ist sie hier viel schwieriger; aber starke Hirsche mit edlen Geweihen wird man auch hier nur mit ihrer Hilfe heranziehen können.

Leider liegen ja in vielen derartigen Revieren die Dinge äußerst mißlich. Liegt ein oder anderes kleines Revier inmitten größerer Forsten mit gutem Wildstand, so setzt der Besitzer oder Pächter seine Hoffnung auf das Kahlwild, in der Erwartung, daß sich bei dessen sorgfältiger Schonung die Hirsche aus den benachbarten Revieren schon von selbst einfinden werden, und zwar um so zahlreicher, je enger das Geschlechtsverhältnis in diesen ist. Liegen viele solcher kleinen Reviere durcheinander, so wechselt das Wild in ihnen je nach Jahreszeit, Äsungsgelegenheit, Windrichtung usw. ständig hin und her, und jeder Jagdinhaber sucht möglichst viele Hirsche zu strecken. Im ersteren Fall lebt der Kleine auf Kosten des Großen, und die Sache kann meist lange betrieben werden; im letzteren aber ist die schließliche Entartung des ganzen Wildstandes nur eine Frage kurzer Zeit.

Hier kann nur durch Gründung von Hegevereinen geholfen werden, die dem Einzelnen Zügel anlegen. Doch sind die Aussichten in dieser Hinsicht bei den Schwächen der menschlichen Natur und im Hinblick darauf, daß die Jagdlust eine Leidenschaft ist, nicht gerade glänzend. Eher könnten schon gesetzliche Bestimmungen helfen, wie sie beispielsweise in Norwegen hinsichtlich des Abschusses der Elche bestehen, die für bestimmte Reviere eine Höchstzahl der abzuschießenden Hirsche vorschreiben. Indessen bis dahin ist ein weiter Weg, und so lange wir bei der riesigen Entwicklung der Dinge im Staatsleben täglich vor neue, große gesetzgeberische Aufgaben gestellt werden, wird die Jagd eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle spielen. Wenn man indes bedenkt, wie sehr die Erkenntnis von dem idealen Wert der Jagd, wie von ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr zur Geltung kommt, so braucht man noch nicht alle Hoffnung für die Zukunft aufzugeben.

Vierter Abschnitt.

Blutauffrischung und Kreuzung.

Durch unverständigen Abschuß, der sich immer auf die stärksten Stücke erstreckte, heruntergewirtschaftete, entartete Wildstände wieder zu kräftigeren Körperformen und besserer Geweihbildung zu bringen, oder der Entartung des im Wildpark gehaltenen Wildes, sowie von Wildständen in allein gelegenen Revieren ohne Zuwechsel vorzubeugen, bedient man sich der Blutauffrischung oder der Kreuzung. Unter der Auffrischung des Blutes versteht die Tierzucht die Paarung mit einem männlichen, einer fremden Herde entnommenen, demselben Typus angehörigen Rassetier. Die Paarung von Tieren zweier Stämme ein und desselben Schlages oder ein und derselben Rasse, sowie zweier verschiedener Rassen oder Schläge wird als Kreuzung bezeichnet.*)

In Anwendung auf die Wildzucht würde man daher die Einführung eines fremden Rothirsches als Blutauffrischung, dagegen die Paarung von Rotwild und Wapiti als Kreuzung bezeichnen müssen.

Beschäftigen wir uns zunächst mit der Blutauffrischung. Ein Rückgang an Gewicht und Geweihstärke ist fast allenthalben in den heimischen Revieren festzustellen. Man würde indessen fehlgehen, wollte man diesen Übelstand allein durch Einführung fremder Hirsche von guter Veranlagung beseitigen. Die Entartung, der Rückgang des Wildes ist unzweifelhaft die Wirkung mehrerer Ursachen, unter

*) Vergl. Dr. Guido Krafft, Tierzuchtlehre. Verlagsbuchhandlung Paul Parey in Berlin.

denen der auf die stärksten Stücke gerichtete Abschuß und der Mangel an Äsung die Hauptrolle spielen. Es muß daher, wenn die Blutauffrischung Erfolg haben soll, die Einführung fremder Hirsche mit einem richtig geleiteten Abschuß und der Verbesserung der Äsung Hand in Hand gehen. Oft genug werden letztere Mittel allein zum langsamen aber sicheren Erfolge führen, wenn noch eine Anzahl besserer Hirsche vorhanden ist. Ist das aber nicht der Fall, und kann man sich, entsprechend der Zahl der zur Zucht geeigneten Hirsche, zu einem rasch durchgeführten, starken Kahlwildabschuß nicht entschließen, oder findet kein hinreichender Wechsel mit Nachbarrevieren statt, fehlen gar solche gänzlich, dann ist die Blutauffrischung am Platze.

Ich kann mich daher einer neuerdings sich etwas laut geltend machenden Anschauung, die die Blutauffrischung völlig verwirft, weil nur der einheimische an Ort und Stelle seit Jahrtausenden gewachsene Hirsch das erreichbare Beste leisten würde, nicht anschließen, zumal von Vertretern dieser Ansicht auch öfter auf die angeblichen weiten Wanderungen der Hirsche hingewiesen wird, ohne zu fühlen, wie groß der Widerspruch beider Anschauungen ist.

Auf allen anderen jagdlichen Gebieten spielt die Blutauffrischung eine große Rolle, — warum soll sie für das Rotwild nicht gelten? Jegliches Tier, auch Rotwild, ist in hohem Maße anpassungsfähig — warum soll der, dem die Mittel zu Gebote stehen, nicht Zuchthirsche ausgezeichneter Art beziehen, wenn nur Sinn in der Sache ist; wenn Klima und Äsungsverhältnisse nur erhoffen lassen, daß die gute Anlage auch in der neuen Heimat zur Entfaltung kommt.

Es ist daher eine große Einseitigkeit, die Blutauffrischung grundsätzlich und ganz zu verwerfen.

Fast jedes Hochwildrevier weist im Besitz des Eigentümers, der Beamten oder von Gastwirten in der Nachbarschaft Geweihe aus alter Zeit auf, deren genaue Prüfung zu empfehlen ist. Haben die Geweihe enge Stellungen, zeigen sie starke, hohe aber endenarme Stangen, so ist auf die Einführung von Hirschen mit besonders weiter Auslage und starker Neigung zur Endenbildung Bedacht zu nehmen. Im übrigen glaube man nicht, daß gerade die Einführung ungarischer Riesen für alle Fälle das sicherste Mittel zur Erzielung starker Körperformen und Geweihe sei. In dem Klima und den die Äsung bedingenden Standortsverhältnissen findet jede körperliche Entwicklung ihre Grenze. Niemals wird der arme Boden der Lüneburger Heide und der Niederlausitz solche Hirsche hervorbringen, wie sie auf dem schweren Boden Pommerns gedeihen; und ein aus den Donau-Auen, aus den Eichenwäldern Slavoniens bezogener Hirsch ist nicht der geeignetste Zuchthirsch für die Fichtenreviere des Harzes. Je mehr Klima und Äsungsverhältnisse der alten und der neuen Heimat sich nähern, um so mehr wird der Zuchthirsch sich unter sonst entsprechenden Verhältnissen für seinen Zweck eignen. Es ist daher ein Fehler, wenn man sich, nachdem der Entschluß zur Auffrischung des Blutes gefaßt ist, einfach an eine Handlung wendet, mit dem Auftrag auf Lieferung eines Hirsches aus einem Revier von starken Körperformen und guter Geweihbildung. Vielmehr soll man alle einschlägigen Verhältnisse erst sorgfältig prüfen — nur dann kann man befriedigenden Erfolg erwarten. Es ist

auch nicht immer notwendig, die Zuchthirsche gerade aus Ungarn zu holen — wir haben in Deutschland noch Stämme, die bei weiser Benutzung imstande wären, mancher heruntergekommenen Wildbahn aufzuhelfen. Leider sind gerade aus freier Wildbahn nur selten Zuchthirsche erhältlich. In Preußen gibt es manche Reviere im Staatsbesitz, in denen jahrein jahraus das beste Blut, das anderswo hingebracht, Wunder wirken würde, abgeschossen wird, bloß weil es so hergebracht ist, weil man auf den Fang nicht eingerichtet ist usw. Würde man statt dessen die Hirschkälber, Spießer und geringen Hirsche einfangen, und sie in geeigneten Staatsrevieren wieder aussetzen oder an Privatbesitzer — zu unzweifelhaft guten Preisen — verkaufen, so würde darin nur die Lösung einer Kulturaufgabe erblickt werden können. Wenn der Wille dazu vorhanden ist, dann wird die Ausführung auf keine Schwierigkeiten stoßen.

Abbildung 128. Aufgestelltes Fangzeug in der „Fangkammer".

Zurzeit werden die Zuchthirsche meistens aus Tiergärten bezogen; deren Besitzer machen dabei ein gutes Geschäft, ob aber ein solcher Bezug für den anderen Teil empfehlenswert ist, das ist eine andere Frage. Alles aus Tiergärten bezogene Wild ist schälverdächtig; und selbst wenn der Nachweis seitens des Verkäufers geführt werden könnte, daß in seinem Tiergarten nicht geschält würde, so würde das meinen Argwohn nicht einschläfern; es kann nach allen Erfahrungen und Veröffentlichungen über den Schälschaden an der Gefahr, die dem Walde vom Tiergartenwild droht, nicht gezweifelt werden.

Hat man sich zur Einführung fremden Blutes entschlossen und für den Bezug ein Revier ausfindig gemacht, so wird man am besten, um schnell zum Ziel zu kommen, einen jagdbaren Hirsch ankaufen; bei Spießern, deren Preis freilich bedeutend niedriger ist, muß man länger warten; will man mehr tun, so kann man auch noch einige starke, beschlagene Alttiere miteinführen.

Abbildung 129. Das „Auslösen" eines gefangenen Tieres.

Von großer Bedeutung, nicht nur für die gesunde Ankunft, sondern auch für das fernere Gedeihen ist die Art des Einfangens. Erfolgt dieses nach alter Art mit Netzen, wie es Döbel, Flemming, Hartig usw. lehren, so sind erhebliche innere Beschädigungen des Wildes, wenn sie sich auch nicht sofort bemerklich machen, nicht ausgeschlossen. Eine solche Art des Einfangens in freier Wildbahn beschreibt Oberförster Julius Peschke in „Wild und Hund", Jahrgang 1906, nach dem in den Revieren Lundenburg und Rabensberg (Mähren und Nieder-Österreich) des Fürsten Liechtenstein üblichen Verfahren. Die Abb. 128—130 geben ein Bild davon. Der Empfänger, auf dessen Gefahr die Versendung zu erfolgen pflegt, ist an der dauernden Gesundheit des Hirsches stark interessiert; er sollte daher bei der Bestellung dahin wirken, daß der Fang nicht mittels der Netze, sondern durch eine Falle erfolgt, wie sie R. v. Dombrowski in seinem „Wildpark" näher beschrieben hat. Ich folge im wesentlichen seinen Ausführungen: die Umzäunung eines Wildackers wird so eingerichtet, daß der Ein- und Auswechsel nur durch einige an den gegenüberliegenden Seiten angebrachte Tore erfolgen kann. Hat das zu fangende Wild den Wildacker angenommen, so werden die Tore einer Seite durch starke Netze geschlossen; in die Öffnungen der anderen Seite werden nebeneinander bis zur Füllung des offenen Raumes selbsttätige Fangvorrichtungen eingeschoben, die an der Außenseite, um dem Wild dort die Freiheit vorzutäuschen, durch Netze abgeschlossen werden. Diese Fangvorrichtungen, die aus unentrindeten Waldlatten angefertigt und so schmal sind, daß das Wild wohl hineintreten, aber sich nicht darin umwenden kann, enthalten am hinteren Ende den eigentlichen Fangkasten, der zugleich als Transportkasten dient. Beim Betreten des darin angebrachten Stellbrettchens fällt die Falltür herunter, und das Stück ist gefangen. Eine solche dauernde Anlage unterhält z. B. der Fürst von Schaumburg-Lippe in Brandshof bei Bückeburg.

Da bei dieser Fangart das Wild in keiner Weise beunruhigt, vor allen Dingen gar nicht gehetzt wird, was beim Einfangen mit Netzen unvermeidlich ist, so kann es auch keine inneren Verletzungen erleiden; wenn es sich auf dem Wildacker eingeschlossen sieht, so wird es mit der Zeit von selbst herausdrängen und auf diese Weise früher oder später gefangen werden.

Sobald der Hirsch gefangen ist, wird es notwendig, ihm das Geweih abzusägen, wenn man ihn nicht, um dieser Notwendigkeit überhoben zu sein, un-

mittelbar nach dem Abwerfen einfängt. Mit dem Geweih würde der Hirsch im Transportkasten sowohl sich als seinen Wärter gefährden; er muß es also lassen. Um dem Hirsch Zeit zu geben, vor der Brunft in seiner neuen Heimat möglichst heimisch und vertraut zu werden, erfolgt das Einfangen bald nach der Brunft in der alten Heimat; wegen der notwendigen Beseitigung des Geweihes paßt diese Zeit auch für dieses Geschäft insofern gut, als dann die Stangen im Innern bereits anfangen einzutrocknen, und der immerhin scharfe Eingriff an Schmerzhaftigkeit verlieren wird — widersinnige Geweihbildungen infolge des Absägens sind zuverlässig beobachtet worden —. Dabei ist darauf zu halten, daß das Geweih nicht zu kurz abgesägt wird; es wird regelmäßig zu kurz werden, wenn der Schnitt zwischen Rose und Augsprosse geführt wird; am besten nimmt man die Augsprosse für sich fort, und schneidet dann die Stangen knapp handhoch über der Rose ab.

Der Transportkasten soll so luftig wie möglich, und innen mit Heu oder Stroh dick ausgepolstert sein; das in dem engen Behälter durch die Annäherung von Menschen und den Transport auf der Eisenbahn fortwährend geängstigte Wild, das an sich eine ungeheuer rege Hauttätigkeit hat, verlangt unter solchen Verhältnissen erst recht eine ungehinderte, freie Ausdünstung, wenn es nicht erkranken oder gar eingehen soll.

Bei längerem Transport als für einige Stunden ist für Futter, wie auch für Wasser zu sorgen. Als Futter werden am besten Rüben gereicht; Wasser sollte in einem am Kasten befindlichen Trog niemals fehlen.

Für die Aussetzung im Revier tritt nun die Frage heran, in welcher Weise der Hirsch zur Zucht dienen soll. Braucht man mit den Mitteln nicht zu sparen, so kann man alljährlich eine Anzahl braver Hirsche einführen und diese dann einfach nach kurzer Beobachtungszeit im eingegatterten Gehege, um im Notfall mit Futter noch nachhelfen zu können, frei lassen. Meistens aber wird man in dieser einfachen aber teueren Weise nicht wirtschaften können; man ist daher gezwungen den Zuchthirsch im buchstäblichen Sinne bis auf den letzten Blutstropfen auszunutzen. Ein einzelner, im Revier noch fremder Hirsch, wird, auch wenn er, was er ja sein soll, stärker ist als die einheimischen Platzhirsche, nicht selten von diesen abgeschlagen; wird er Platzhirsch, so hat man keine Gewähr, ob er auch die besten Alttiere beschlägt; es bleibt ferner schwer zu beobachten, wie sich die Nachzucht gestaltet, und schließlich kann man den Hirsch nicht so füttern, wie das im Gehege möglich ist. Daher weist man dem Zuchthirsch eine hin-

Abbildung 130. „Einschieben" gefangenen Wildes in den Fangkasten.

reichend große, eingegatterte Fläche zu, worin Wasser, womöglich ein Bruch, Dickung, Wiese und eine Fütterung vorhanden ist. Dahin gibt man ihm ein Rudel Wild aus bis 8 Stück beschlagfähigen Alttieren bestehend. Natürlich sucht man dazu möglichst starkes Wild aus. Dieses bleibt, nachdem es im Lauf des der ersten Brunst folgenden Frühjahrs gesetzt hat, samt den Kälbern mit dem Hirsch auch noch während der zweiten Brunst und etwa bis zum August des auf diese folgenden Jahres im Gehege, und wird dann in die freie Wildbahn gelassen, um alsbald durch ein neues Rudel von Alttieren ersetzt zu werden. Dieses Verfahren hat den Vorzug, daß eine Trennung der Kälber von den Alttieren nicht eintritt, diese vielmehr sich dauernd der so wichtigen Führung der Mutter erfreuen, auch dann, wenn sie längst nicht mehr saugen. Werden, wie es öfters geschieht, dieselben Alttiere jahrein jahraus bei dem Hirsch gelassen, und der Nachwuchs etwa im Alter von einem Jahre aus dem Gehege entfernt, so ist dieser, von dem doch das Beste für die Blutauffrischung erwartet wird, der Führung der Mutter beraubt; und er wird sich nicht so kräftig entwickeln, als wenn er bis zur freiwilligen Trennung bei ihr verbliebe.

Daß man durch besondere Fütterung für das aus dem Zuchtgehege entlassene Wild während des Winters sorgt, bedarf keines Hinweises. Sehr zweckmäßig ist es aber, den Nachwuchs aus der neuen Zucht vor der Freilassung zu zeichnen, damit er vor dem vorzeitigen Abschuß gesichert ist; außerdem werden sich auf diese Weise mit der Zeit zuverlässige Altersermittlungen erzielen lassen. Am einfachsten läßt sich das durch Zeichnen der Gehöre machen, etwa mit Zangen, wie sie für ähnliche Zwecke in der Viehzucht gebraucht werden; doch muß das Zeichen von weitem ins Auge fallen und mit dem Glase sicher richtig erkannt werden können. Es würde beispielsweise zu zeichnen sein in den ungeraden Jahren das rechte, in den geraden Jahren das linke Gehör; indem es durch einen scharfen Scherenschnitt um ein Drittel seiner Länge gekürzt wird. Durch runden, viereckigen, dreieckigen Einschnitt in diesen Schnitt, etwa wie Abb. 79 zeigt, kann man eine solche Menge von Verschiedenheiten herstellen, daß man viele Jahrgänge sicher bezeichnen kann. Grundsatz ist nur, daß kein gezeichnetes Stück erlegt wird, — es sei denn als Kümmerer — bevor es zum Abschuß reif ist.

Für die Kreuzung des Rotwildes mit anderen Hirscharten ist bis jetzt nur der riesige Vetter unseres Hirsches, der Wapiti oder Kanadische Hirsch (cervus canadensis) in Frage gekommen, soweit solche Versuche in den jagdlichen Zeitschriften zur Veröffentlichung gelangt sind. Etwa um die Mitte der sechziger Jahre vor. Jahrhunderts versuchte Herr von Laffert auf Dammeretz in Mecklenburg, sowie der Fürst von Pleß diese Kreuzung. Sehr genaue Mitteilungen verdanken wir dem Herrn G. Winter zu Frankenfelde bei Luckenwalde, der die Erfolge seiner Kreuzungsversuche im „Weidmann" veröffentlicht hat. Ich lege sie den folgenden Ausführungen zugrunde: Aussicht auf Erfolg ist bei der Kreuzung nur vorhanden, wenn der Wapitihirsch mit Rotwildalttieren allein eingegattert wird. Der Edelhirsch kümmert sich um die Brunft der Wapititiere überhaupt nicht, beschlägt sie daher auch nicht; es kommen also für die Kreuzung nur Wapitihirsch und Rottier in Frage. Wenn neben dem Wapitihirsch noch Edel-

hirsche im Gehege sind, so kommt der Wapiti nicht zum Beschlag; er weicht dem Kampf mit dem viel gewandteren und beweglicheren Rothirsch trotz seiner eigenen Stärke aus.

Da die Wapitihirsche, die zur Kreuzung angekauft werden, teils wegen der bisherigen Gefangenschaft, teils auf dem langen Transport völlig zahm werden, so ist ihre unmittelbare Aussetzung in die freie Wildbahn nicht ratsam. Die Hirsche sind an Pflege und Fütterung gewöhnt und können diese vorerst nicht entbehren.

Die Kreuzung des Wapiti mit Rottieren hat fortpflanzungsfähige, sehr starke Kälber ergeben, die beispielsweise im Alter von 12 Monaten (Spießer) ein Gewicht von 69 bzw. 72 kg ohne Aufbruch hatten. Ein starkes Kreuzungsalttier hatte ein Lebendgewicht von 250 kg, was einem Gewicht ohne Aufbruch von etwa 200 kg entspricht. Die Entwicklung des Kreuzungswildes war sehr rasch; so zeigten 12 Monate alte, männliche Stücke bereits ein Geweih von sechs Enden. Die Setzzeit fällt oft später als die des Rotwildes, daher sind zu spät gesetzte Kälber abzuschießen. Herr Winter hat seinerzeit Wapiti-Kreuzungs-Hirschkälber zum Preise von 200 Mark und Wildkälber zu 150 Mark ab Bahnhof Luckenwalde angeboten.

Über die Erfolge einer gelungenen Blutauffrischung mit einem Ungarhirsch berichtet in der Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen (1900) Forstrat Freiherr v. Spiegel bei Gelegenheit eines Berichtes über die erste Forst- und Jagdausstellung in Westfalen und Lippe folgendermaßen: „Die von Seiner Durchlaucht dem regierenden Fürsten von Schaumburg-Lippe ausgestellten 25 kapitalen Geweihe von Parkhirschen wiesen unverkennbare Anklänge an den ungarischen Typus auf. Der fürstliche Oberförster Herr Wenzing hatte die Liebenswürdigkeit, mir über Blutauffrischung und Wildpflege in der ihm unterstellten Oberförsterei Baum, woselbst die betreffenden Hirsche zur Strecke gekommen sind, nähere Mitteilung zu machen:

Um für den von Jahr zu Jahr an Stärke und Geweihbildung abnehmenden Wildstand einheimischer Abstammung eine geeignete Blutauffrischung zu bewirken, wurde vor etwa 18 Jahren ein einjähriger ungarischer Hirsch, der nachmalig durch seine Wildheit und Gefährlichkeit berüchtigt gewordene „Peter" dem fürstlichen Wildparke zugeführt und in einer besonderen Einfriedigung untergebracht, woselbst ihm 25 bis 30 Stück Mutterwild zugesellt wurden. Aus diesem Harem des Ungarhirsches entließ man alljährlich so viel Mutterwild und Spießer in den eigentlichen etwa 2500 ha umfassenden Wildpark, daß der Bestand an Mutterwild in der besonderen Einfriedigung stets etwa 30 Stück betrug.

In der ersten Zeit glückten die Kreuzungen (es sind Blutauffrischungen; denn Ungarhirsch und deutsches Rotwild sind eine Art, v. R.) nicht gut — offenbar weil der Hirsch zu jung und das Mutterwild viel zu zahlreich war, v. R. —, „um so günstiger war aber der Erfolg in den späteren Jahren und jetzt läßt der gegen 550 Stück betragende Rotwildstand an Stärke und Geweihbildung nichts zu wünschen übrig. Das Gewicht der Hirsche hat sich bis zu 225, dasjenige der Alttiere bis 110 kg gehoben. Abwurfstangen von 7 bis 8 kg, Stangenlänge bis 1,14 m, Rosenumfang bis 27 cm, Augsprossenlänge von 37 cm, ebenso lange

Eissprossen und Geweihauslagen bis 1 m zeigen, daß auch die Geweihbildung hinter der Wildpretstärke nicht zurückgeblieben ist.

Die Äsungsverhältnisse sind in dem Wildpark recht günstig, indem Eichenbestände mit grünem Fußsack vorherschen und außerdem 500 ha Wiesen vorhanden sind. Als Hauptfutter wird im Winter Bohnen im Stroh, außerdem Erbsen, Mais und Hafer im ausgedroschenen Zustand gereicht. Versuche mit phosphorsaurem Kalk haben auf Knochen- und Geweihbildung günstig gewirkt. Durch eine sinnreiche Einrichtung ist Vorsorge getroffen, daß das Schmalwild an die Fütterung stets heran kann, ohne von dem stärkeren Wild abgeschlagen zu werden."

Über eine mißglückte Blutauffrischung im Taunus berichtet E. Andreae in den Monatsheften des Allg. d. Jagdschutzvereins 1901. Der Grund dieses Mißerfolges hat aber weniger an Fehlern bei der Einführung gelegen als an dem Umstand, daß der „Verein hirschgerechter Taunusjäger" die Jagd nicht genügend in der Hand hatte, und das veredelte Wild frühzeitig abgeschossen wurde.

Von einem vollen Erfolg der Kreuzung mit Wapitiblut und Blutauffrischung mit Ungarblut kann die Wildbahn des Fürsten Pleß erzählen. Nur eins will mir an den imponierenden, edlen Geweihen nicht gefallen: die eisengraue Farbe, die auch heute noch nicht verschwunden ist.

Die Frage, ob man im gegebenen Fall zur Blutauffrischung oder zur Kreuzung schreiten soll, kann nicht schwer zu beantworten sein. Edelwild wollen wir doch auf alle Fälle behalten; es wird zwar nichts dagegen einzuwenden sein, wenn man ihm eine kleine Beigabe Wapitiblut zuführt, wie das in den Plesser Revieren geschehen ist; aber der Typus des Edelwildes darf durch diese Beigabe nicht verwischt werden. Er wird es aber, wenn andauernd Wapitiblut zugeführt wird — es findet dann eine Entartung des Wildes nach der entgegengesetzten Seite statt. Der Wapiti schreit nicht wie der Rothirsch; sein Geweih hat nicht die Neigung zur Kronenbildung; seiner gewaltigen Stärke wegen kann ein Revier auch kaum halb so viel Stücke Wapitikreuzungswild als Rotwild ernähren. Und schließlich liegt der Reiz der Jagd doch gewiß nicht allein in der erlegten Masse an Wildpret und Geweih. Entartete Wildstände zwar mag kein Heger sein nennen; aber der Entartung beugt die Blutauffrischung besser vor, als die Kreuzung, und dabei sichert sie uns den reinen, unverfälschten Typus des Edelhirsches, dem an Gewandtheit, Beweglichkeit und Kampfesmut sein größerer Vetter nimmer gleich kommt.

Dritter Teil.

Die Jagd.

„Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Tracht,
Die Wälder und die Felder, die Jäger und die Jagd!“

Erster Abschnitt.

Ursprünglich ein Vorrecht der Freien, hat die Jagd im Lauf der Zeiten mannigfache Wandlungen erfahren. Wir sehen dieses Herrenrecht mit der wachsenden Macht der Herzöge, Gaugrafen und Markgrafen sich nach und nach zum Regale gestalten, über das die Landesherren mit Eifersucht wachten. Erst das laufende Jahrhundert brachte die alte deutsche Rechtsanschauung der Zusammengehörigkeit von Jagdrecht und Grundbesitz wieder zur Geltung und verhinderte durch mehr oder weniger glückliche Polizeimaßregeln die aus der jedem Grundbesitzer zustehenden Jagdbefugnis entstehenden Unzuträglichkeiten.

Das Rotwild gehört, so lange zwischen hoher und niederer Jagd unterschieden wird, zur hohen Jagd. Das Recht den Hirsch zu bejagen stellte zu allen Zeiten, wie auch heute noch, einen Gegenstand von hohem Wert dar. Es war der Grund zu Zerwürfnissen und langjährigen Fehden, die Ursache erbittertster Feindschaft, der Preis des Siegers, der Lohn für verdienstliche Großtaten.

Die ursprüngliche Jagdart, das Beschleichen des Wildes und seine Erlegung mittelst Pfeil und Wurfspieß trat mit dem Wachsen der politischen Macht der Herzöge und Grafen und deren allmählicher Umformung zu Landesherren mehr und mehr in den Hintergrund. Die Zeit, die so häufig als die Glanzzeit der deutschen Jägerei gepriesen wird, die Zeit der Alleinherrschaft der eingestellten Jagen, in der durch die zu Tausenden aufgebotenen Fronbauern unzählige Rudel Wild auf einen Haufen zusammengetrieben, in hohe Tücher eingestellt und hier von den Landesherren und ihren Gästen — ich will keinen starken Ausdruck

gebrauchen — getötet wurden — diese Zeit bedeutet, trotz des großen Wesens, das von der Jagd gemacht wurde, in Wirklichkeit die Zeit des Verfalles der deutschen Jagd.

Die in der Urzeit zur Erbeutung von Wildpret und Decke, zur Sicherung von Leben .und Eigentum, dem Menschen zur Erhaltung seines Daseins aufgezwungene Jagd behält nach Überwindung der rohen Anfänge in dem Wetteifer der Kräfte des Jägers mit denen des Wildes ihren Reiz. Die äußerst feinen Sinne, verbunden mit der Schnelligkeit, List, Vorsicht und zum Teil auch noch Wehrhaftigkeit des Wildes durch genaueste Kenntnis des Tierlebens, seiner Gewohnheiten, Lebensweise und Bedürfnisse, durch Ausdauer, Klugheit und Überlegung zu besiegen, bildet den ewig jungen, unversieglichen Quell der Jagdfreude.

Wo bleibt beim eingestellten Jagen diese Freude!? Die Ausübung der Jagd hat durch den Umgang mit der Natur, durch die Übung der Geduld, die freiwillige Auferlegung mancher Entbehrung, die Anspannung der Körper- und Geisteskräfte auch einen sittlichen Wert. Die Tötung eng eingepferchten Wildes, das Hetzen desselben mit den Hunden auf kleinem Raum, die berüchtigte Art der Wasserjagden, das Prellen von Füchsen und Wölfen stehen diesem Wert als Roheiten ohne gleichen gegenüber.

Die Arbeit mit dem Leithund, ein Meisterstück deutschen Jägertumes, hat diese Zeit der eingestellten Jagen nicht überdauert. Mit dem in der Natur der eingestellten Jagen begründeten Verfall der Jägerei verfiel das Beste, was lange Zeit neben dieser Jagdart bestanden hat, und mit dem Ende des vorletzten Jahrhunderts wurde auch der Leithund zu Grabe getragen. Mit ihm ging die einzige Art der eingestellten Jagen, die wert gewesen wäre erhalten zu werden dahin: das bestätigte Jagen, das einem oder einigen besonders starken Hirschen galt.

Es war kein Verfall der Jagd, als infolge der, durch die ins Maßlose übertriebene Wildhege, die Frondienste und Kriege eingetretenen Verarmung des Landes und der fürstlichen Kassen, an die der Luxus der damaligen Jagd ungeheure Anforderungen stellte, der zahlreiche, kostbar bekleidete Jägertroß nebst den Jagdpferden und Hunden abgeschafft wurde — nein die Jagd war bereits verfallen, als man anfing, an Stelle der durch Mühen und Anstrengung gewürzten Freude am Jagen des Einzeltieres, die mühelose Tötung von Massen zu setzen.

Auch in dieser Hinsicht weist unsere Zeit wieder Ähnlichkeit mit den besseren Zeiten deutscher Jagdgeschichte auf. Die heute im Vordergrund stehenden Jagdarten werden auch vor dem Richterstuhl geläuterten Empfindens bestehen können — mit Empfindelei und Zimperlichkeit wird der Jäger sich freilich niemals zu einigen vermögen, will er nicht sich selbst aufgeben.

Aber auch bei uns hebt schon wieder der Lindwurm sein Haupt. Das Prunken mit der Zahl erlegten Wildes ist vielen wertvoller als die Erinnerung an eine Naturfreude und den endlichen, schwer erkämpften Sieg über einen Hirsch, dem die Jagd galt. Wir unterscheiden mit äußerster Feinheit zwischen Jäger und Schießer; nicht immer aber zwischen Jagd und Sport. Und doch stehen sich beide unmittelbar feindlich gegenüber. Die Jagd im weiteren Sinn ist die auf Erhaltung, Vermehrung und weidgerechte Erlegung des Wildes gerichtete menschliche Tätigkeit. Die Erhaltung und Vermehrung des Wildes hat eingehendste Beschäftigung

mit der Natur und den Lebensbedingungen desselben zur Voraussetzung; sie übt daher einen belehrenden und veredelnden Einfluß auf den Jäger aus. Die weidgerechte Erlegung verlangt möglichst schnelle, schmerzlose Tötung des für die Erhaltung und Vermehrung am leichtesten entbehrlichen Wildes, zu einer Jahreszeit, in der es am günstigsten verwertbar ist, und in einer Weise, die das erlegte Wild nicht entwertet. Der Sport ist das ehrgeizige Streben nach Auszeichnung durch hervorragende Leistungen an Kraft und Geschick, bei Ausübung im Freien und zum Teil mit Rücksicht auf Förderung der Gesundheit. Man kann daher sehr wohl von einem Schießsport sprechen; darf dabei aber nicht vergessen, daß, wenn er sich auf Jagdwild richtet, er bei der Maßlosigkeit seiner Ansprüche an die zu erlegende Stückzahl, dieses und damit die Jagd selbst vernichten muß; wie denn auch tatsächlich der Schießer der größte Feind der Jagd ist. Wenn auch die jagdliche Tätigkeit Kraft und Geschick erfordert und zur Festigung der Gesundheit an Leib und Seele beiträgt, so hat sie zwar das mit dem Sport gemeinsam; doch ist es bei ihr niemals wie beim Sport, Selbstzweck, sondern von nebensächlicher Bedeutung. Während der Schießsport, leider häufig der Jagd als ebenbürtig gleichgestellt, sich nur mit der möglichst massenhaften Erlegung von Wild beschäftigt, hat die Jagd im engeren Sinne nur die weidgerechte Erlegung von Wild im Auge. Wenn der Jäger ein Stück Wild abschießt, so hat er sich zuvor Rechenschaft gegeben, ob das Stück für die Nachzucht entbehrlich, ob es zurzeit auf der Stufe hoher Verwertbarkeit steht usw. Dem Sportsman ist das ganz gleichgültig; für ihn ist das Wild nur Zielscheibe und Zahl; ob er die Mutter vom Kalb fortschießt, oder den völlig wertlosen, abgebrunsteten Hirsch erlegt, das macht ihm keinerlei Bedenken. Hiermit will ich beileibe nicht jeden Sportsman kennzeichnen; es gibt unter ihnen viele, die gute Jäger sind, die die Jagd nicht als Sport betreiben; aber das Wesen des Sports bringt eine solche Auffassung mit sich, und es ist daher ein verhängnisvoller Fehler, die Jagd als einen Sport anzusehen und als solchen zu betreiben.

Die deutsche Jagd steht vor allen Ländern unerreicht da, weil der Sport sie bisher sich nicht hat dienstbar machen können. Das Gemüt des deutschen Jägers, seine Liebe zur Natur, sein Gerechtigkeitssinn, der auch dem Wild seinen Platz gönnt, seine Freude an Hege und Pflege haben es ermöglicht, daß trotz der hohen Kultur unseres Vaterlandes noch heute der Hirsch im deutschen Walde schreit, während er in weit weniger entwickelten Ländern der Kultur, das heißt in diesem Fall, dem Unverstand, der Zügellosigkeit und der Roheit hat weichen müssen. Es ist jämmerlicher Kleinmut, von den gezählten Tagen des Edelwildes im deutschen Walde zu sprechen; und es ist Pflichtvergessenheit, zu schweigen im Kampf für das Wild, für diejenigen, die als Pfleger des deutschen Waldes zugleich auch zur Pflege des Wildes berufen sind. Nur wer sich selbst aufgibt, ist verloren; und das hieb- und stichfest machende alte Landsknechtsgeheimnis: „Hundsfott, wehre Dich!“ gilt auch noch heute. Der Edelhirsch hat die Bauernkriege überdauert, er hat das tolle Jahr überstanden — er wird sich, wenn verständige Hege und die Vermeidung jeder Übertreibung ihn ferner schützen, auch weiter erhalten, dem süßen Pöbel leiblicher und geistiger Richtung zum Trotz.

Die zur Jagd erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten, des Jägers Ausrüstung und Hunde.

Mit dem Übergang des alten Jägertums zur heutigen Forstwirtschaft ist der Wald an die Stelle der früher im Vordergrund stehenden Jagd getreten. Die letztere ist aus einem Hauptberuf zum Nebenberuf geworden; viele Äußerlichkeiten sind in Fortfall gekommen, damit leider auch manches, das einer weiteren Erhaltung wert gewesen wäre. Eine Jägerlehre gibt es nicht mehr; die Besuchjäger mit ihren Leithunden sind vergessen, das Wehrhaftmachen des Jägerburschen ist außer Übung geraten; nur Namen und Bezeichnungen erinnern noch an die Jägerherrlichkeit vergangener Jahrhunderte. Die Jagdsprache, das Ergebnis des abgeschlossen von der übrigen Welt dahinfließenden Lebens der Jägerzunft, treu gepflegt und weitergebildet von der Jägerei bis auf unsere Tage, schlingt noch das Band der Gemeinsamkeit um die Vertreter älterer und neuerer Richtung. Indes, sind auch die Probejahre in Fortfall gekommen, und werden dem Sünder keine „Pfunde" mehr zuteil — an Kenntnissen und Fertigkeiten wird auch heute von dem Jäger viel verlangt; und die Jägerei macht auch beim Mangel äußerlicher Abzeichen sehr feine Unterschiede in der jagdlichen Bewertung. So freigebig man mancherorts mit dem die höchste Stufe der jagdlichen Ausbildung bezeichnenden Wörtchen „hirschgerecht" auch ist, so wenig kann der Name die fehlenden Eigenschaften ersetzen.

Der hirschgerechte Jäger wird nicht in Vereinen und jagdlichen Versammlungen gemacht, sondern in stetiger, stiller Arbeit im Walde, durch Mühe und Fleiß, Beobachtung und Erfahrung erzogen.

Im folgenden sollen diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten, die von einem hirschgerechten Jäger durchaus verlangt werden müssen, behandelt werden, soweit sie nicht bereits in den vorhergehenden Teilen berührt sind, oder bei der Besprechung der Jagdarten und der Nachsuche besprochen werden.

Die Fährtenkunde

bezeichnet die Kunst, aus den am Boden zurückgelassenen Fährten, aus der Losung und den Zeichen des Wildes an Gras, Kraut, Baum und Strauch Wildart, Geschlecht und Stärke anzusprechen. Unter Fährte versteht man bei dem auf Schalen schreitenden Wild die fortlaufenden Abdrücke dieser im Boden. Ein Jäger, der diese Kunst versteht, heißt fährtegerecht. Die Fährtenkunde lehrt sowohl die Fährten des Rotwildes von denen anderen Wildes, wie untereinander zu unterscheiden; die Merkmale dieser Unterscheidung heißen Zeichen. Die nebenstehende Abb. 131 veranschaulicht den Bau des unteren Rotwildlaufes.

Die Schalen, die Ballen, die Hohle und die Oberrücken oder Geäfter, auch Afterklauen genannt, sind die die Abdrücke im Boden hervorbringenden Teile. Der Ballen nimmt etwa den vierten Teil der im Schreiten den Boden berührenden Länge des Laufes ein. Von den Fährten des übrigen Schalenwildes ist die Rotwildfährte nur gelegentlich mit der des Damwildes und der Sau zu verwechseln — so lange der junge Jäger noch lernt; sonst ist das nicht leicht möglich, weil

die Damwildfährte geringer und spitzer ist, die Saufährte aber stets die Abdrücke der Geäfter zeigt und eine viel geringere Schrittweite aufweist.

Wie unterscheidet man die Fährten von Hirsch und Alttier, und wie spricht man die Hirschfährte auf die Stärke an? Bei dieser Frage habe ich die Fährten der Kälber und Schmaltiere ganz fortgelassen, weil sie sich durch ihre Größe schon hinlänglich kenntlich machen.

Die alten Jagdschriftsteller führen zur Unterscheidung der Fährten von Hirsch und Tier 72 gerechte Zeichen an, Dietrich aus dem Winckell schränkt diese auf 27 ein, Hartig läßt 36 als gerecht gelten.

Wenn man den Lauf eines Alttieres mit dem eines Hirsches von gleichem Gewicht vergleicht, so sind die Unterschiede so geringfügig, wenn sie überhaupt erkennbar werden, daß es unmöglich erscheint, hiernach eine Verschiedenheit der Fährte von Tier und Hirsch anzunehmen; und doch ist diese Verschiedenheit schon in früher Jugend vorhanden; sie wird um so größer, je älter und stärker der Hirsch wird.

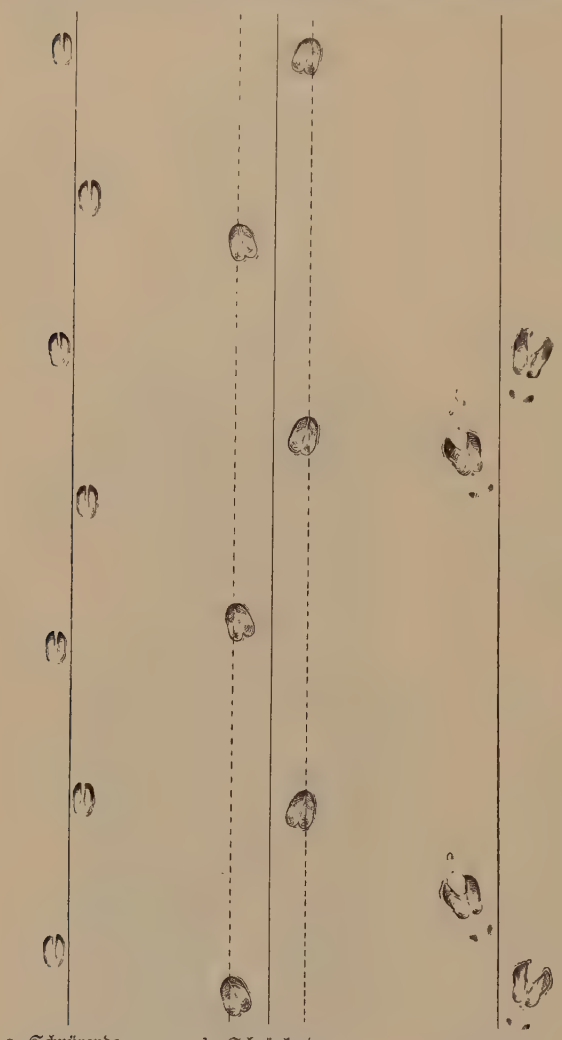
Bevor ich auf die einzelnen, den Unterschied begründenden Zeichen übergehe, sei kurz bemerkt, daß dem Rotwild drei Gangarten eigen sind, das vertraute Ziehen (Schritt), das Trollen (Trab), das Fliehen oder flüchtig sein (Galopp).

Die mit den Hornschalen umwachsenen Zehen heißen Klauen, die Hornschalen Schalen; doch wird der Ausdruck Schalen in der Regel für beide Klauen eines Laufes gebraucht. Der Abdruck der Schalen und des Ballens in diesem Sinn einzeln betrachtet, heißt Tritt, eine fortlaufende Reihe von Tritten die Fährte.

Abbildung 131.
Unterer Teil des Rotwildlaufes.

Beim vertrauten Ziehen reiht sich in gleichen Abständen Tritt an Tritt; die Schalen des Hinterlaufes greifen mehr oder weniger in die Tritte des Vorderlaufes, so daß der rechte Hinterlauf in den Tritt des rechten, der linke Hinterlauf in den

des linken Vorderlaufes hineingesetzt wird. Stehen die Tritte so hintereinander, daß ihre Verbindung annähernd eine einzige Linie darstellt, so heißt es, die Fährte schnürt, das Schnüren (Abb. 132a). Stehen die Tritte mehr von einer die Mittellinie der Bewegungsrichtung darstellenden, geraden Linie ab, so sagt man die Fährte schränkt, der Schrank oder das Schränken (Abb. 132b).



a. Schnürende Tier-Fährte. b. Schränkende Hirsch-Fährte. c. Flüchtige Fährte

Abbildung 132.

Die trollende Fährte unterscheidet sich von derjenigen vertraut gezogenen Wildes durch den größeren Abstand der einzelnen Tritte voneinander; auch sind die Tritte stark vorwärts geschoben, unklar abgedrückt, und in der Fährte liegen mehr oder weniger vorwärts geschleuderte Bodenteilchen. Die Abdrücke der Oberrücken erscheinen in der Fährte vertraut ziehenden und trollenden Wildes nur dann, wenn das Wild in losem Boden oder Schnee tief durchtritt, sonst in der Regel nicht.

Bei der flüchtigen Fährte (Abb. 132c) stehen die Tritte der Hinterläufe nicht mehr in denen der Vorderläufe, sondern entsprechend der aus einer Reihe aufeinanderfolgender Fluchten (Sprünge) bestehenden Gangart, bei der alle vier Läufe fast gleichzeitig den Boden berühren, hinter diesen. Die Schalenabdrücke erscheinen gespreizt; die Geäfter sind deutlich abgedrückt; die Fährte zeigt starkes Vorwärtsrutschen der Schalen, die den Boden aufreißen und die ausgerissenen Bodenteile um sich schleudern.

Die Verschiedenheiten der Fährte des Hirsches von derjenigen des Tieres sind auf folgende Ursachen zurückzuführen:

1. Der Rumpf des Hirsches ist länger als der des Tieres (Schrittweite), bedeutend breiter (Schrank), und die Schalen sind stärker (Breite und Länge der Tritte, starker Ballenabdruck, starke Oberrücken).
2. Das Gewicht des Hirsches übersteigt das des Alttieres bis über das Doppelte; dabei wirkt es durch die Schwere des Vorderteils, den

starken Hals, Kopf und Geweih mehr auf die Vorder- als auf die Hinterläufe.

3. Die Art der Gangbewegung, soweit sie sich in der Fährte offenbart, ist beim Hirsch straffer, entschlossener als beim Tier (Zwang).

Abbildung 133. Tritt eines Alttieres.

Von den gerechten Zeichen eines starken Hirsches mögen folgende Erwähnung finden:

1. Die Schrittweite. Sie wird gemessen von Spitze zu Spitze der einzelnen Tritte. Je nachdem es sich um Berg- oder Landhirsche, um hoch- oder kurzläufige, lange oder kurze Rassen handelt, ist sie nach Revieren und selbst innerhalb einzelner

Reviere verschieden; sie gibt aber für den fährtegerechten Jäger, der mit den Verhältnissen seines Reviers vertraut ist, für dieses ein sehr gerechtes Zeichen ab. Durchschnittszahlen anzugeben unterlasse ich grundsätzlich, da diese für den praktischen Jagdbetrieb ohne Wert sind. Nur beiläufig sei erwähnt, daß in Vorpommern von einem jagdbaren Hirsch 80 cm Schrittweite verlangt werden.

Es ist dieses ein sehr gerechtes Zeichen, weil die Schrittweite des stärksten Alttieres um 20 cm und mehr hinter der eines starken Hirsches zurückbleibt. Etwa ein 2—4jähriger Hirsch würde zu Verwechslungen mit dem Alttier in dieser Hinsicht Veranlassung geben; im späteren Alter ist das ausgeschlossen.

2. Die Stärke und Form der Tritte, das heißt die Breite und Länge der einzelnen Schalenabdrücke an der breitesten Stelle, an den Ballen, gemessen, und die tiefen Balleneindrücke. Sie weicht revierweise oft weiter voneinander ab als die Schrittweite; selbst dann, wenn es sich um gleich starke Hirsche handelt. Der Gebirgshirsch weist eine größere Breite der Tritte auf als der Landhirsch aus trockener Gegend, während er hierin von dem Hirsch sumpfiger Niederungsreviere wieder übertroffen wird. Immer aber ist, gleiche Verhältnisse vorausgesetzt, der Tritt des Hirsches breiter als der des gleichstarken Tieres und zeigt in seiner vorderen Rundung den romanischen Bogen, während die Tierfährte den gothischen Spitzbogen zeigt. Indes erfordert dieses sehr gerechte Zeichen vorsichtige Prüfung, weil gar häufig der Tritt des Vorderlaufes durch den des Hinterlaufes verbreitert oder verlängert wird und so die Fährte blendet. In Vorpommern verlangt man 8 cm Trittbreite, um die Fährte als die eines Jagdbaren anzusprechen; hier auf dem Darß, wo das Wild nicht so stark ist, sind wir mit 7 cm zufrieden.

3. Der Schrank oder das Schränken. Dieses ist die Folge der größeren Breite des Hirsches, dem es nicht möglich ist, die Schalen beim Niedersetzen auf den Boden so weit unter den Körper zu bringen, wie dem viel schmaler gebauten Kahlwild, das nur ganz ausnahmsweise (hochbeschlagene Tiere) und auch dann nur auf kurze Entfernungen und nur hinten schränkt. In mathematischem Sinn weist jegliche Fährte den Schrank auf; aber er ist beim Kahlwild ganz unbedeutend und nur dem männlichen Geschlecht, hier aber auch schon dem Kalb eigen; mit dem Schränken ist eine leichte Auswärtsrichtung der Mittellinie der einzelnen Tritte verbunden. Je weiter die Tritte von der Mittellinie der Fortbewegungsrichtung abstehen, und je mehr die Richtung der Tritte nach auswärts zeigt, um so stärker ist der Hirsch anzusprechen.

4. Der Zwang oder das Zwängen hat verschiedene Eigentümlichkeiten der Fährte des Hirsches zur Folge, die der des Kahlwildes fehlen. Diese alle einzeln als besondere Zeichen aufzuführen, erscheint unzweckmäßig; unter einen Gesichtspunkt — den des Zwängens — gebracht, sind sie außerdem viel geeigneter, dem Anfänger das Verständnis zu erleichtern. Bemerkt sei, daß der Zwang vielleicht zum Teil die unmittelbare Folge des Körpergewichtes ist, und daher auch einige hierhin gehörige Zeichen durch dieses ihre Erklärung finden. Hierhin gehört vor allen Dingen die Geschlossenheit oder der Schluß der Hirschfährte (Abb. 134—138), die diese immer klarer und schärfer (die reine Fährte) als die des Tieres erscheinen läßt; namentlich dadurch, daß die Schalenspitzen nicht wie bei diesem leicht gespreizt, sondern buchstäblich geschlossen sind. Hierdurch erscheint die

Fährte oder richtiger der einzelne Tritt nicht nur vorn runder und stumpfer, sondern sie ist dieses auch infolge der durch den Zwang stärker abgenutzten Schalen des Hirsches (Stümpfe der Schalen); dann der Burgstall oder das Grimmen,

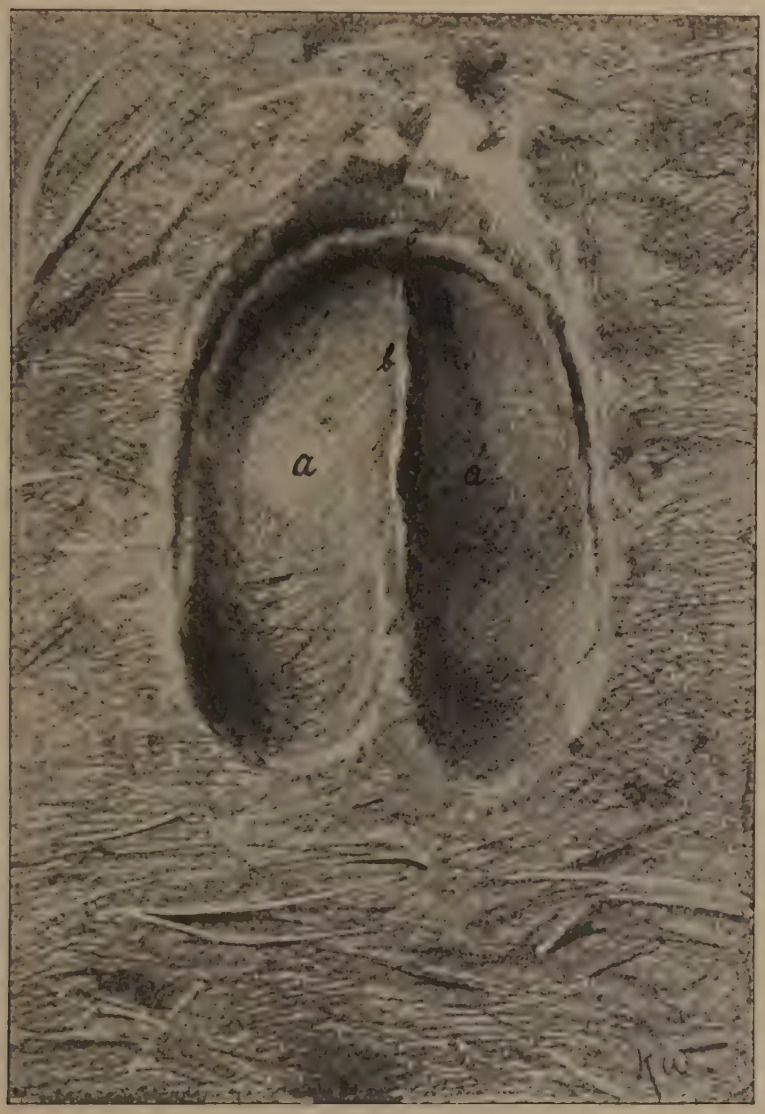


Abbildung 134. Tritt eines Hirsches.
a Burgstall. b Fädlein. c Reiflein.

eine im bindigen und frischen Boden in der Mitte des Trittes zurückbleibende, rundliche Erhabenheit des von den Schalen und den Ballen nach innen zusammengepreßten Erdreiches darstellend, die, so lange der Lauf den Boden berührte, die Hohle ausfüllte. Dann ist hier zu erwähnen das Fädchen oder Fädlein: Wenn der Hirsch den Vorder- oder Hinterlauf auf die Erde gestellt hat, und man

könnte von oben her auf die Schalen sehen, so würde man finden, daß diese vorn einander unmittelbar berühren, also keinerlei Erdreich zwischen sich haben; von den Schalenspitzen aufwärts aber weisen sie einen kleinen Zwischenraum auf, in den sich beim Weiterschreiten durch den Zwang etwas Boden in die Höhe

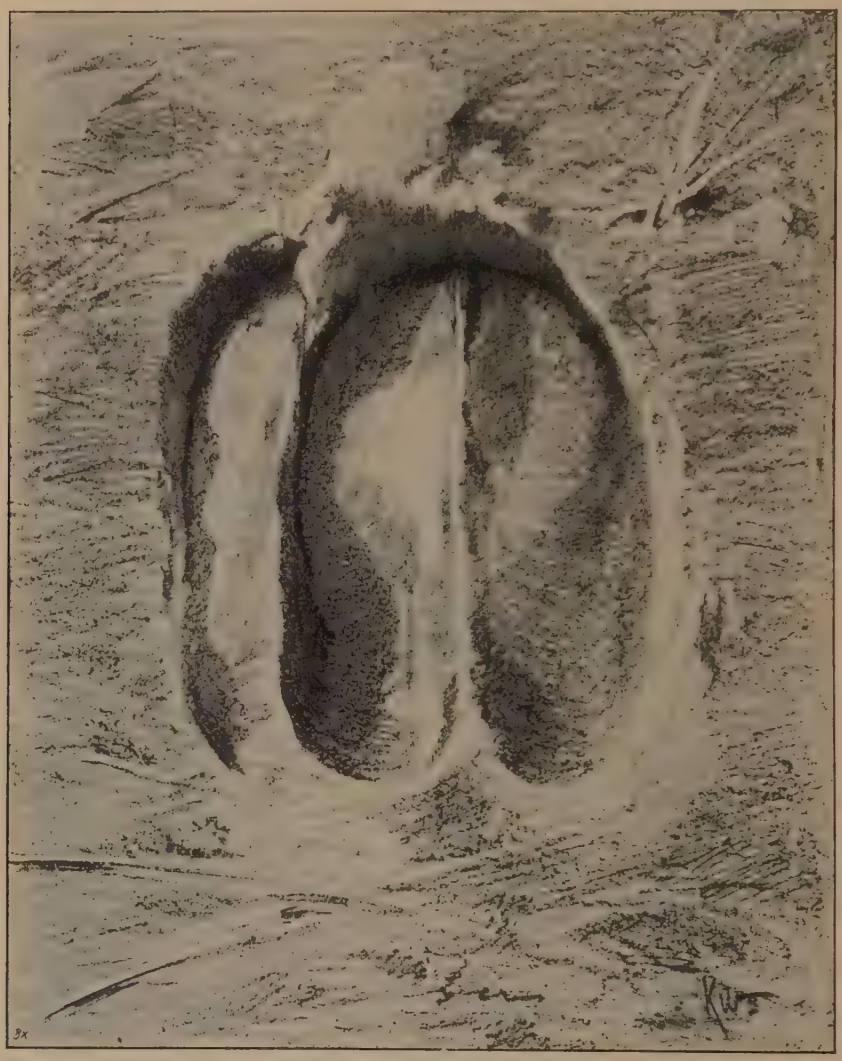


Abbildung 135. Hirschfährte. Beitritt.

schiebt und unter Umständen stehen bleibt. Dieses Bodenstreifchen, nach vorn infolge des Schalenschlusses plötzlich aufhörend, heißt das Fädchen oder Fädlein. Bei dem Tier, dessen Schalen sich vorn nicht schließen, bleibt ein mit dem unberührten Erdreich im Zusammenhang stehender, zwischen die Schalenabdrücke in den Tritt hineinragender Streifen Erde stehen. Endlich gehört hierhin der Einschlag: Wenn der Hirsch über Wiesen, Getreidefelder u. dgl. zieht, so schneidet er infolge seines

Gewichtes die Halme mit den Schalen scharf ab, während das Tier sie nur quetscht; auch hält er diese abgeschnittenen Halme infolge des Zwängens zwischen den Schalen

Abbildung 136. Hirschfährte. Kreuztritt.

eine Zeitlang fest, um sie gelegentlich zu verlieren. Findet man nun auf Bodenstellen, wo kein Gras wächst, in der Fährte einen abgeschnittenen Grashalm, der scharfe Schnittränder zeigt, so ist das ein gerechtes Zeichen, daß hier ein starker Hirsch zog.

5. Die Oberrücken des Hirsches sind, je älter er wird, um so dicker und stumpfer, stehen weit vom Lauf ab und weit auseinander, während sie beim Tier gerader herunter gerichtet und nah aneinander gerückt sind. Erkennt man sie also z. B. im Schnee, wenn der Hirsch vertraut zog oder sonst im Boden, wenn er flüchtig war, oder wenn er im losen Erdreich tief durchtrat, so hat man die Gewißheit, vor der Fährte eines Hirsches zu stehen, da die Geäfter des Kahlwildes dünn und spitz sind, dabei eng zusammen stehen.

6. Der Beitritt (Abb. 135), Kreuztritt (Abb. 136), und das Zurückbleiben oder Hinterlassen (Abb. 137). Alle diese gerechten Zeichen gehören zusammen, denn sie sind die Ursachen einer Wirkung. Je älter und feister der Hirsch wird, um so eher werden die Schalen des Hinterlaufes aus natürlichsten Gründen nicht mehr genau in den Tritt des Vorderlaufes gesetzt werden; statt des einen Schalenabdruckes stehen zwei teilweise in- und nebeneinander; stehen sie nebeneinander, so fallen sie unter die Bezeichnung des Beitrittes, meistens durch den feisten Zustand des Hirsches veranlaßt; stehen sie mehr hintereinander, so werden sie als das Zurückbleiben bezeichnet, eine Folge der Steifheit des Alters. Der Kreuztritt zeigt drei Ballen; das Zurückbleiben zeigt meist nur zwei Ballen ganz. Das Nähere erläutern die Abb. 135—137; zwischen diesen genannten Zeichen gibt es die mannigfachsten Übergänge. Alle diese Zeichen werden unter der Bezeichnung Ballenzeichen zusammengefaßt.

Die Ballenzeichen kommen auch mehr oder minder ausgeprägt bei beschlagenen Tieren vor; allein Jahreszeit und Trittform werden leicht die richtige Erklärung geben.

Dem Anfänger kann es widerfahren, daß er das Zurückbleiben mit dem Übereilen verwechselt; letzteres ist die Folge eines dem Weideschritt ungerittener Pferde ähnlichen Ganges, bei dem der Hinterlauf über den Tritt des Vorderlaufes hinaus niedergesetzt wird, so daß dessen Abdruck vor dem des Vorderlaufes steht. Das Übereilen kommt nur bei jungen Hirschen vor und ist leicht durch die verschiedene Größe der Tritte zu erkennen, indem der kleinere Hinterlaufstritt vor dem größeren des Vorderlaufes steht; umgekehrt wie beim Zurückbleiben. Durch das Übereilen entsteht das Vierballenzeichen (Abb. 138), das die Fährte eines jungen Hirsches anzeigt, weil es bei älteren Hirschen nicht vorkommt.

Auf hartem Boden sind noch gerechte Zeichen:

7. Das Kränzen. Während die Schalen der Tiere infolge ihres geringeren Gewichts hier besonders am Ballen unklarere Eindrücke hinterlassen, prägt sich der Schalenrand und Ballen des starken Hirsches schärfer ab.

8. Der Abtritt oder das Gräslein. Der Hirsch schneidet die Halme von Gras und jungem Getreide scharf mit dem Schalenrand ab; das Tier quetscht sie und, falls es sie vom Boden trennt, ist der Rand der Trennungslinie unklar und mehr gerissen als geschnitten.

In dem Bett, das der Hirsch verlassen hat, findet sich:

9. Der Schloßtritt. Wenn der Hirsch sich niedergetan hat und vertraut wieder hoch wird, so richtet er sich mit den Hinterläufen zuerst auf, um dann mit dem Vorderteil zu folgen; dabei bringt er einen Hinterlauf weit bis mitten unter sich, so daß sein Tritt mitten in das Bett hineinkommt. Das Tier tut letzteres nicht.

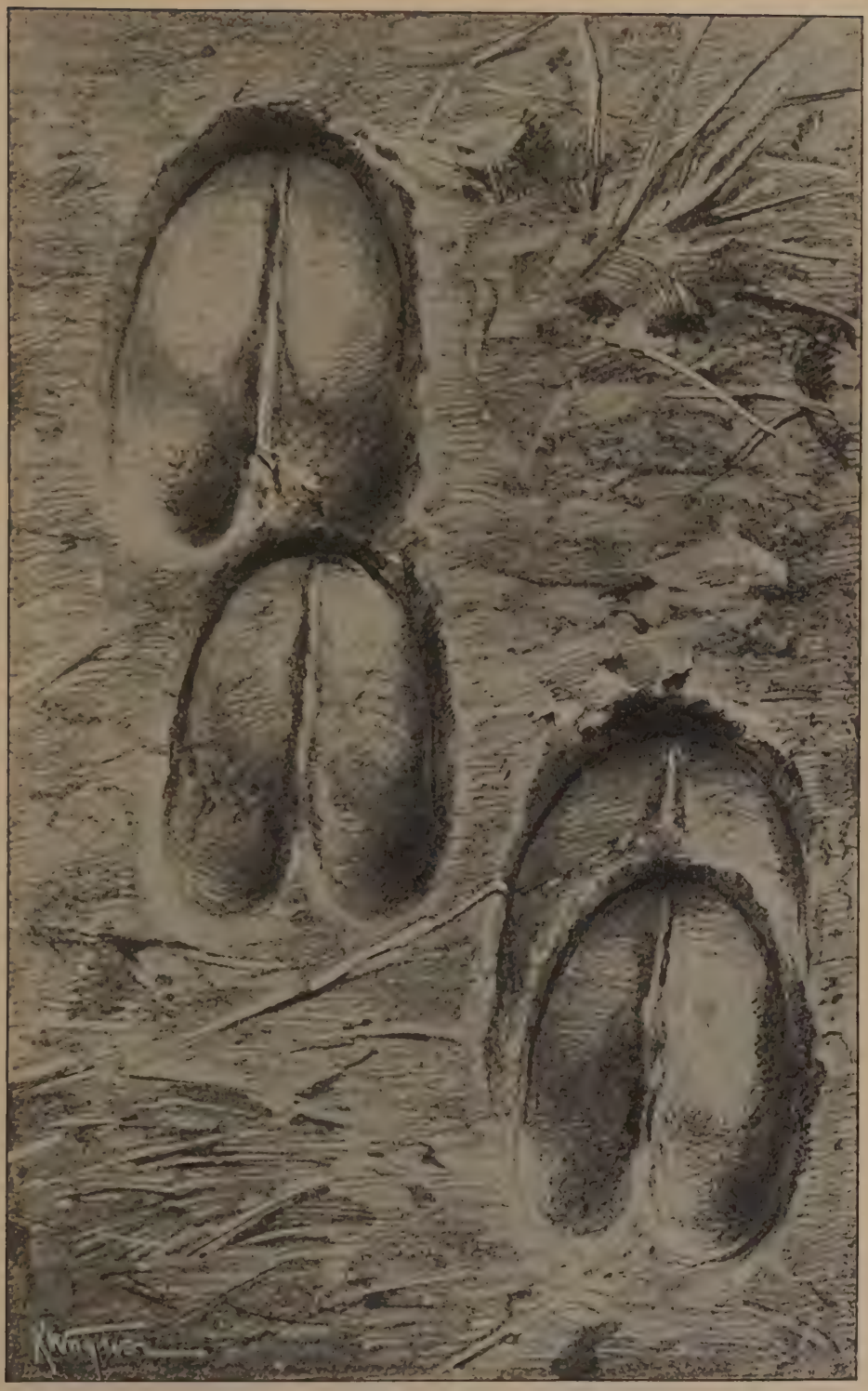


Abbildung 137. Hirschfährte. Zurückbleiben oder Hinterlassen.

Mit diesen 9 Zeichen und ihren Unterarten kann man füglich die engere Fährtenkunde, soweit sie sich zum sicheren Ansprechen der Hirschfährten aus den Eindrücken

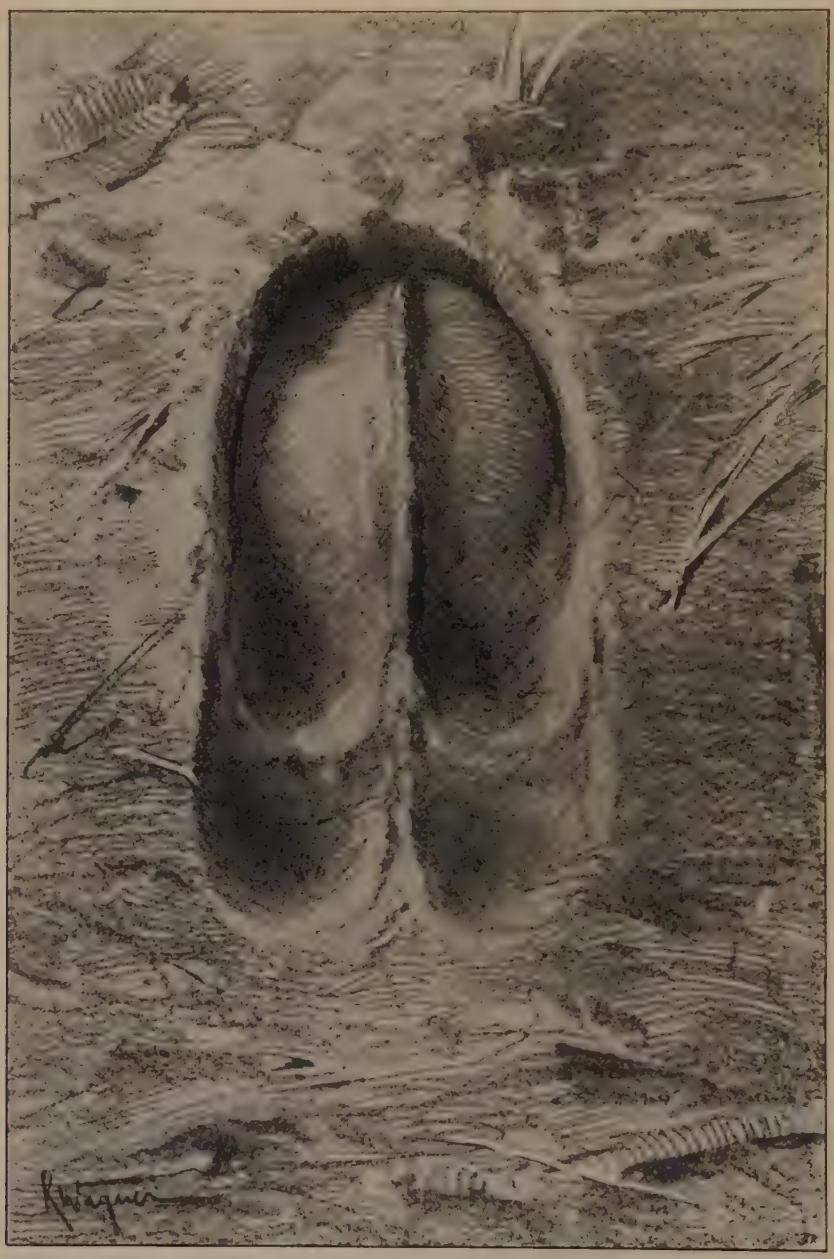


Abbildung 138. Hirschfährte. Vierballenzeichen. (Folge des Übereilens.)

am Boden bezieht, schließen. Sie sind für den praktischen Jagdbetrieb ausreichend — was darüber hinausgeht, ist Spielerei, oder aber aus den vorstehenden Ausführungen leicht zu erklären.

Von den Zeichen an Baum und Strauch ist das gerechteste:

10. Das Fegen, auch die Himmelsspur genannt. Aus dem Umstand, ob der Hirsch stärkere oder dünnere Stämmchen zum Fegen wählt, ob die durch das Fegen beschädigte oder abgeschabte Rinde sich höher oder niedriger über der Erde befindet, läßt sich zuverlässig auf die Stärke des fegenden Hirsches schließen.

11. Das Himmelszeichen oder Wenden. Zieht der Hirsch, namentlich der starke, durch eine Dickung, so zerbricht und zerknickt das Geweih kleine Äste, ritzt Blätter und Rinde; häufig hängen die Äste dann mit welkem Laub nach unten. Ein geringes und endenarmes Geweih bringt das nicht zustande. Man kann also, wenn das Himmelszeichen auffallend ist, mit hoher Wahrscheinlichkeit auf einen starken Hirsch schließen.

Das nun folgende Zeichen läßt den Schluß auf die Stärke des Hirsches nicht immer zu, es bezeichnet nur die Tatsache, daß ein Hirsch und nicht ein Stück Wild in Frage kommt:

12. Das Wimpelschlagen, das Wühlen mit dem Geweih in den Ameisenhaufen; das Schlagen, das mit dem Geweih an Baum und Strauch, besonders aus Übermut oder Bosheit, zur Brunftzeit erfolgt; das Plätzen, das zur selben Zeit im Laub oder Moos mit Hilfe der Vorderläufe vor sich geht, und das Scherzen, das Zerwühlen des Bodenüberzugs mit dem Geweih aus Übermut oder Zorn, gleichfalls zur Brunftzeit.

Allgemeine Fährtenzeichen, die sowohl von Hirschen wie von Tieren herrühren, die aber dennoch im Einzelfall einen näheren Schluß auf Geschlecht und Stärke zulassen, sind folgende:

13. Durch das Einsetzen des Hinterlaufes in den Tritt des Vorderlaufes wird, weil der erstere geringer ist als der letztere, öfters ein schmales Streifchen Boden, das bald länger bald kürzer ist, in die Höhe geschoben: das Reifchen, Reiflein, auch Näschen oder Näslein (Abb. 134c) genannt. Da die Schalenstärke vorn und hinten beim Hirsch größere, beim Tier geringere Verschiedenheit besitzt, da außerdem die Fährte des Hirsches reiner ist als die meist etwas unklare des Tieres, so ist die schärfere Ausbildung des Reifchens ein Zeichen des Hirsches.

14. Wenn das Wild durch zähen Lehm hindurchwechselt, oder der Schnee ballt, dann bleiben oftmals Erdklumpen oder Schneeballen an den Schalen sitzen, die später, wenn das Wild auf festen Boden kommt, abfallen. In diesen Klumpen oder Ballen sind die Schalen mehr oder weniger abgedrückt; solche Abdrücke heißen: das Insiegel. Insofern es das eine oder andere gerechte Zeichen erkennen läßt, kann es zum Ansprechen der Fährte benutzt werden.

Die sich hiernach ergebenden Unterschiede in den Fährten der Hirsche und der Tiere finden sich sinngemäß auch bei Hirschen, die sich im Gewicht von den Tieren nicht unterscheiden. Sie treten um so schärfer hervor, je stärker der Hirsch ist, sind aber für das geschulte Auge auch schon beim Spießer, ja selbst beim Kalb zu erkennen.

Wenn ich mich bemüht habe, aus der umständlichen Aufzählung der Fährtenzeichen älterer Jagdschriftsteller nach jahrelanger Erprobung im grünen Walde das

wirklich Brauchbare und Zuverlässige herauszunehmen, so muß ich mich mit dem Kopfschütteln mancher, die dem Autoritätsglauben huldigen, abzufinden suchen. Dem reifen Weidmann ist die ganze Auseinandersetzung über die Fährten entbehrlich; aber dem Nachwuchs möchte ich das Verständnis dafür, in der Erinnerung an so manche mit der Beschäftigung der Kleinigkeiten der alten Fährtenkunde nutzlos und verständnislos verbrachte Stunde, erleichtern. Über die graue Theorie schreitet ohnehin das frische Jägerleben im Walde lachend hinweg. — Doch ich muß mich mit dem Nachwuchs noch näher auseinandersetzen. Sollte etwa ein junger Leser glauben, daß er nun ein fährtegerechter Jäger wäre, wenn er die 14 Nummern der Fährtenkunde verstanden und sich eingeprägt hat, so würde er sich auf einem bösen Holzweg befinden. Er wird, wenn er zunächst in ein Wildrevier kommt, häufig genug die Fährte eines Kalbes nicht von der eines Alttieres unterscheiden können, viel weniger die eines Schmaltieres, wenn er nicht vergleichen kann. Da heißt es mit dem Maßstab in der Hand Tritte und Schrittweiten messen, damit das Auge sich an die Maße und dabei gleichzeitig an die Form gewöhnt; dann geht es, immer der Fährte nachhängend, wo sich Gelegenheit bietet, an das Studium der Hirschfährten. Die Unterschiede sind nicht groß; sie sind selten sehr klar ausgedrückt; meistens ergibt sich aus der Zusammenstellung vieler Tritte erst das richtige Bild einer Fährte; dazu gehört Zeit, Lust und Unverdrossenheit, neben einem fährtegerechten Lehrer, der oft mit einem Worte Klarheit schafft, wo die eigene Unerfahrenheit ratlos im Dunkeln tappt. Auf diese Weise wird sich nach und nach das Auge an die Maße und die Zeichen gewöhnen, und der anfänglichen Unsicherheit wird eine gewisse Sicherheit im Ansprechen folgen. Nicht eher kann aber von einem fährtegerechten Jäger gesprochen werden, als bis er über eine jede nur einigermaßen auffallende Fährte sozusagen stolpert und sie sicher ansprechen kann.

Die Eigentümlichkeiten der Fährten des einen Reviers bringen es häufig mit sich, daß der Jäger sich in einem fremden Revier zu Anfang schwer zurechtfindet. Wer zwar in seinem Revier fährtegerecht ist, wird dieses auch leicht in einem anderen werden; doch wird der in der Ebene heimische Jäger im Gebirge anfänglich auf mancherlei Schwierigkeiten stoßen.

Es sei schließlich für den Anfänger noch hervorgehoben, daß er nicht glauben darf, es sei die Fährte eines Hirsches etwa eine Funktion seiner Endenzahl, und man könnte aus der Fährte einen irgendwie sicheren Schluß auf diese ziehen. Die Fährte ist lediglich an das Alter und die Stärke des Hirsches gebunden; insofern als starke Hirsche auch starke Geweihe zu tragen pflegen, läßt sich aus einer starken Fährte freilich wohl auf ein starkes Geweih hoffen, mehr aber auch nicht. Es ist daher falsch, wenn eine Fährte als die eines Achters, Zehners, Vierzehnenders angesprochen wird; der fährtegerechteste Jäger kann nicht mehr vertreten als die Möglichkeit: der Hirsch kann 8, 10, 14 Enden tragen, wenn das Geweih seiner Stärke entspricht.

Zur Fährtenkunde im weiteren Sinne gehört auch die Kenntnis der Losung des Wildes, insofern diese über den Stand an Hirschen, geringen oder starken, aufzuklären vermag.

Die Art des Nässens läßt einen Schluß auf Hirsch- oder Tierfährte von untrüglicher Sicherheit zu. Das Tier näßt dahin, wo es schon gestanden hat, es näßt in den letzten Tritt; der Hirsch näßt zwischen die Tritte; er tritt auf das benäßte Erdreich. Es ist für den Anfänger von Bedeutung, sich das recht klar zu machen, indem er sich Tritte aufzeichnet und sich die Stellung von Hirsch und Tier beim Nässen vergegenwärtigt.

Er wird dann dieses Zeichen bald richtig deuten lernen.

Die feste Losung*) des Edelwildes fällt nach Jahreszeiten und Äsungsverhältnissen verschieden. Sie ist in der Form der Eichel nicht unähnlich und von

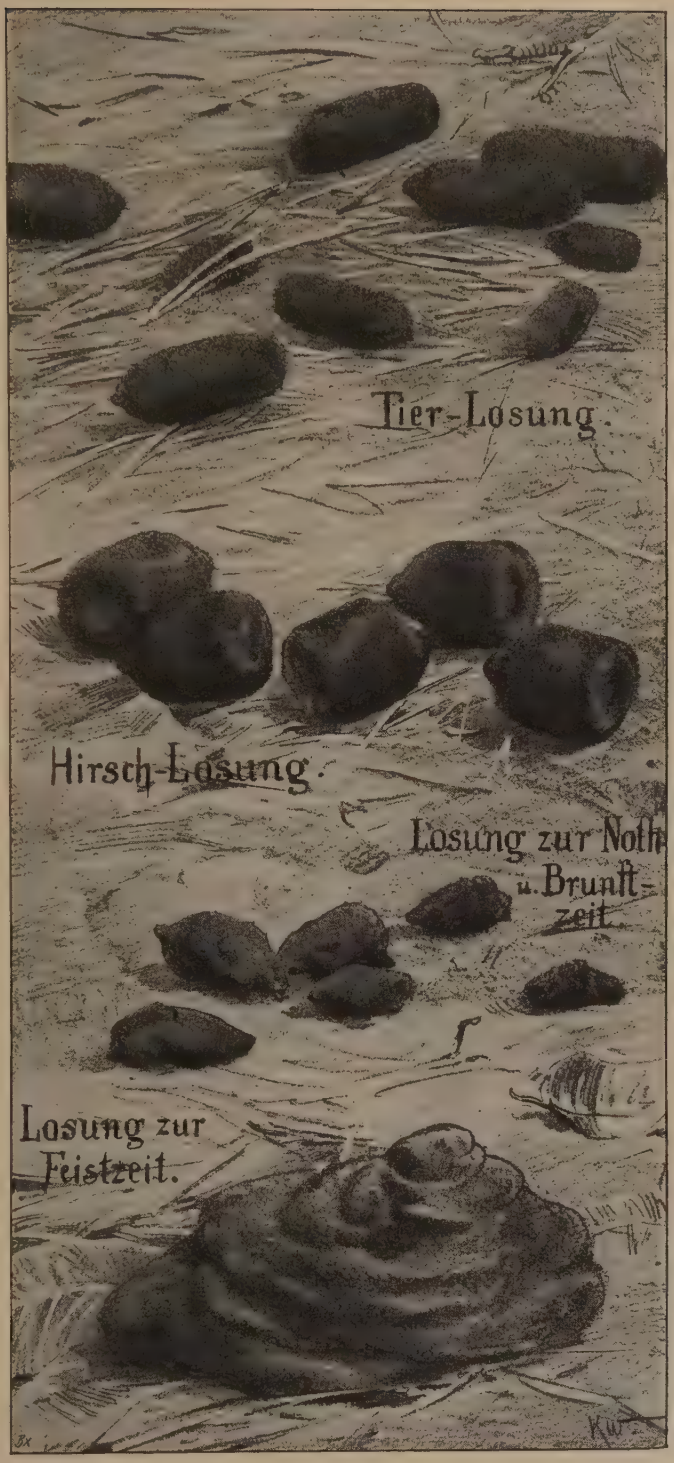


Abbildung 139. Losung.

*) Wenn Dr. Schäff in seiner „Jagdtierkunde" sagt, daß viele Weidmänner wenig oder gar kein Gewicht auf die Losung legen, und auch mich dabei erwähnt, so ist das hinsichtlich meiner ein Versehen. Sowohl die Abb. 139 wie auch der Text über die Losung sind der ersten Auflage dieses Buches, der Text fast wörtlich, übernommen. v. R.

dunkelgrüner bis schwarzgrüner Farbe. Bei hinreichender Äsung fällt sie reichlich, und sie ist dann, wenn sie nicht blättrig oder ganz formlos wird, von sehr regelmäßiger Beschaffenheit; bei Äsungsmangel oder bei Hirschen zur Brunftzeit, wo wenig oder gar keine Äsung aufgenommen wird, wird sie unregelmäßig und in der Form verkümmert.

Die Losung des Hirsches unterscheidet sich von der des Tieres einmal durch ihre größere Gleichmäßigkeit in der Form, falls diese erkennbar ist, dann durch die Größe der einzelnen Stücke, endlich durch ihre Gestalt. Der starke Hirsch läßt auch die weiche, blättrige oder ganz ungeformte Losung in größeren Haufen und von stärkerem Durchmesser fallen, wie selbst ein sehr starkes Tier. Die geformte Losung des Hirsches ist von größerer Gleichmäßigkeit; die einzelnen Stücke haben gleiche Längen und gleiche Durchmesser; an dem einen Ende zeigen sie ein Zäpfchen, an dem anderen ein Näpfchen, so daß Zäpfchen und Näpfchen der sich folgenden Stücke ineinander passen, und letztere zeitweise auch in dieser Weise aneinander hängen. Dann sind die einzelnen Stücke beim Hirsch im Verhältnis zu ihrer Länge viel dicker als beim Kahlwild, bei dem die Länge die Dicke weit, oft mehrfach, übersteigt (vgl. Abb. 139).

Im Winter ist die Losung hart, im Frühjahr infolge der Aufnahme saftiger Kräuter weich; in der Feistzeit fällt sie oft in Fladen und ist stark mit Schleim überzogen; bei den Tieren bleibt sie auch zur Brunftzeit so, während die Losung der Hirsche zu dieser Zeit wieder hart wird und beim alten Platzhirsch oft völlig verkümmert fällt. In Mastjahren erholt der Hirsch sich aber bald; und dann fällt auch die Losung wieder regelmäßiger und reichlicher. Mehr läßt sich über diesen Gegenstand allgemein nicht sagen; weil die Losung von der Äsung abhängt, diese aber sehr verschiedenartig ist, je nach dem Revier. Die Hauptsache liegt auch hier in dem eifrigen Studium des großen Buches der Natur. Dieses gibt dem geübten Auge sicheren Aufschluß über die Zugehörigkeit der Losung, die als ein sehr gerechtes Zeichen für das Ansprechen nach Geschlecht und Stärke gelten muß.

Nachdem ich dem angehenden Weidmann im vorstehenden zu erklären versucht habe, was unsere Alten seit Jahrhunderten als einen wichtigen Teil des weidgerechten Jagens ansahen, was ich selbst seit 40 Jahren auf dem Wildpfad beobachtet und gelernt habe — kommt da einer mit einem grünen Heftchen „für den deutschen Jäger" (Regierungsrat Thiele) und erzählt „von den Fährtenzeichen, an denen Hirsch und Tier zu unterscheiden sein sollen".*)

Daß jemand diese Zeichen nicht unterscheiden kann, darin liegt nichts Wunderbares; aber daß er eine Schrift erscheinen läßt, in der er nachzuweisen versucht, die Fährten von Hirsch und Tier seien einzig und allein durch die Stärke verschieden, das wirkt zunächst für den, dem die Kunst der Fährtegerechtigkeit ein langes Leben hindurch ein täglich gebrauchtes und nie versagendes Mittel war, verblüffend. Ich habe das Werkchen mit Aufmerksamkeit gelesen, habe oft den Kopf geschüttelt, oft gelacht, und es schließlich mit dem Gedanken aus der Hand gelegt: daß der Verfasser die Unterschiede in der Fährte gleichstarker Hirsche und Tiere nicht erfaßt

*) Von mir gesperrt. v. R.

hat, das ist klar; vielleicht hat er gar keine Begabung für derlei Dinge — aber daß er bei seiner offenbaren mangelhaften Kenntnis des Rotwildes auch andere von der angeblichen Falschheit „einer durch die Jahrhunderte geschleppten Lehre" überzeugen will, dazu gehört ein großes Selbstvertrauen.

Es kann unmöglich meine Aufgabe sein, alle in der Schrift enthaltenen Irrtümer zu widerlegen; ich will mich auf die Erörterung einiger beschränken.

Zunächst begeht der Verfasser den Fehler, einen Ausgangspunkt zu wählen, dessen Verfolgung aussichtslos ist, indem er mit der Ähnlichkeit des anatomischen Baues der Läufe gleichstarker Hirsche und Tiere beginnt. Ich will es dahingestellt sein lassen, ob in diesem Bau nicht doch innere Verschiedenheiten sind, die den Unterschied in der Fährte begründen — äußerlich habe ich solche Verschiedenheiten nicht feststellen können. Aber wenn auch in den Läufen selbst solche nicht vorhanden sein sollten, so weist der übrige Körperbau des Hirsches vor dem des gleichstarken Tieres doch mehrfache Unterschiede auf.

Da ist zuerst die größere Breite der Brust, die einen breiteren Ansatz der Vorderläufe bedingt; da ist der schwerere Hals, Kopf, da ist das Geweih, die eine größere Last auf den Vorderläufen mit sich bringen; da ist das Kurzwildpret, besonders die Brunftkugeln, die ein anderes Hinsetzen der Hinterläufe verursachen usw.; dadurch wird der Schrank, der Schluß usw. bedingt.

Der Verfasser ist so harmlos, daß er S. 17 seiner Schrift erklärt, er habe noch in keinem Lehrbuch einen Hinweis darauf gefunden, daß der „Schritt des Trollens viel weiter ist als der des Ziehens". Ja, dann könnte man sich auch in jedem Buch mit der Ergründung der Tatsache beschäftigen, daß 6 mehr ist als 4. Er fährt dann fort: „Ja, ich meine sogar — genaue Beobachtungen fehlen mir —, der Schritt des Alttieres beim lebhaften Troll muß weiter sein als der Schritt selbst des stärksten Hirsches bei vertrauter Gangart." Nun, ich erlaube mir zu meinen, wer nicht über genaue Beobachtungen dieser Art verfügt, wer es den Tritten nicht ansehen kann, ob sie vom Ziehen oder Trollen herrühren, der sollte etwas zurückhaltender sein in der Verurteilung einer Kunst, die nur durch lange Beobachtung und sorgfältigste Schulung des Auges erworben werden kann.

Es sei ferner der Schloßtritt herausgegriffen. Der Verfasser glaubt nicht an ihn; er hat auch eine falsche Vorstellung davon, wie ein Stück Rotwild aus dem Bett hoch wird. Er glaubt, der Schloßtritt rühre vom Vorderlauf her, während es doch der Hinterlauf ist, der ihn hervorbringt. Es folgt dann wieder das geradezu erheiternde Geständnis: „Beobachtungen hierüber fehlen mir."

Auch seine Bemerkung über das Näßen ist köstlich. Er meint, wenn das Wasser einen fortlaufenden Streifen bildete, dann sei es ein Zeichen des Hirsches; während es doch auf der Hand liegt und durch die Beobachtung täglich erwiesen wird, daß der Hirsch in das benäßte Erdreich hineintritt, das Tier in den letzten Tritt hineinnäßt.

Am erfreulichsten ist aber der Hinweis auf die Losung. Diese soll bei Hirsch und Tier nicht unterscheidbar sein. Natürlich ist sie das in der Feistzeit oftmals nicht; aber zu anderer Zeit unterscheidet sich die Losung des Hirsches von der des Tieres auch für recht bescheiden ausgestattete Augen etwa wie die Kegelkugel vom Kegel.

Wer über derartig banale Dinge noch nicht unterrichtet ist, der sollte dem deutschen Jäger nichts erzählen wollen.

Näher auf den Inhalt der Schrift einzugehen, lohnt sich nicht. Ich glaube sie hinreichend beleuchtet zu haben. Wer sich ein Vergnügen machen will, der schlage Herrn Petermanns Jagdbuch auf, 5. Auflage, 4. Teil, S. 42, zweites Bild.

Die Büchse.

Den Anfänger im Weidwerk darf ich wohl auf mein mehrfach erwähntes „Rehwild" verweisen, wo er das Nötige über den Bau der Büchse, ballistische Grundbegriffe, Ladung, Geschoß, Visierung, sowie über das Schießen mit der Büchse findet. Wir können uns daher hier gleich über das Schießen auf Rotwild und die dabei in Frage kommenden Besonderheiten unterhalten.

Bevor die Büchsen mit schnellfliegenden Geschossen, die sog. kleinkalibrigen — auf das Kaliber ist aber gar nicht der Nachdruck zu legen — aufkamen, war man mit der Leistung der sog. 11 mm-Büchse mit 3,5 Gramm Naßbrandpulver leidlich zufrieden; sie war eine ganz brauchbare Waffe. Wer etwas Besonderes haben wollte, der leistete sich ein stärkeres Kaliber mit mehr Pulver dahinter. So habe ich fast ein Jahrzehnt eine Doppelbüchse von 12,2 mm mit 7 Gramm Schwarzpulver geführt. Die Wirkung dieser Ladung im Wildkörper stand der heutigen besten nicht nach; aber sie wurde schwer erkauft. Schon das Gewicht, dann der Rückstoß — ich wundere mich heute noch, daß ich nicht dabei zeitlebens das Mucken gelernt habe. In einem Punkt war diese Doppelbüchse den heutigen besten Waffen sogar überlegen: bei Weidwundschüssen durch das kleine Gescheide waren Verstopfungen des Ein- und Ausschusses ungleich seltener als bei den heutigen Waffen mit schnellfliegenden Geschossen — kein Wunder, wenn man an die verschiedenen Anfangsgeschwindigkeiten — 400 und 700—800 m — und die Sprengwirkung bei letzterer denkt!

Und doch, welch ein riesiger Fortschritt! Der leichte, handliche Mehrlader mit flacher Flugbahn, rauchlos, bei 9 mm mit 3 Gramm Blättchenpulver jeder verständigen Anforderung an schnelle Tötung gerecht werdend — ich möchte ihn nicht mehr hergeben gegen die schwere Kartaune mit stark gekrümmter Flugbahn, dem scheußlichen Rückstoß und der ägyptischen Finsternis im Rauch, namentlich nach einem Doppelschuß bei dickem Wetter.

Die Kinderkrankheiten der neueren Waffen haben wir wohl glücklich überwunden, von der Sucht nach dem kleinsten Kaliber sind wir ebenso geheilt wie von dem Glauben, daß das rauchschwache Pulver Wunder wirkt, auch wenn nur wenig in der Patrone sei. Das Pulver selbst hat viele Wandlungen erfahren, ehe man zu dauernd gleichmäßiger Triebkraft und Beständigkeit gelangte. Heute geht das Bestreben vielleicht zu sehr nach der anderen Seite: stärkeres Kaliber als nötig und zugleich stärkere Pulverladung. Wenn ich nach fast 15 Jahren der Entwicklung zurücksehe auf die Leistung der älteren Waffen im Vergleich zu den neueren, so stoße ich immer wieder auf eine Tatsache: die jagdliche Leistung in der Praxis ist durch die Verschiedenheit der Waffen nicht so erheblich beeinflußt worden, wie

man es wohl annehmen sollte. Ich habe viel Gelegenheit gehabt, das zu beobachten. Nämlich die meisten Förster der Oberförsterei Darß führen heute noch die alte Büchse 11,15 mm mit 3,5 Gramm Naßbrandpulver. Assessoren und Referendare, etwaige Gäste und ich selbst führten Büchsen mit schnellfliegenden Geschossen. Weit wird hier grundsätzlich weder mit der einen noch mit der anderen Büchse geschossen — und das durchschnittliche Ergebnis ist das oben dargelegte.

Selbstverständlich liegen in diesem Durchschnittsergebnis allerlei Unterschiede: Bei Weidwundschüssen ist die kleinkalibrige Büchse — immer vorausgesetzt mit hinreichendem Pulver — der älteren weit überlegen, obgleich auch das nicht immer der Fall ist.

Auf dem Anschuß war mir aber die alte lieber, weil sie viel mehr Haar lieferte, als namentlich 8 mm — 9 mm liefert mehr als ausreichend. Bei Kammer- und Leberschüssen ist in der Praxis kein Unterschied, denn es ist ziemlich unerheblich, ob ein Stück Wild noch 70 Schritt flüchtet oder 120.

Das ist der Durchschnitt; im einzelnen aber fällt der Vergleich gewaltig zugunsten der neueren Waffe aus. Von der Handlichkeit sprach ich schon; die Rauchlosigkeit, die flache Geschoßbahn, bei der auf gewöhnliche Schußweite der Haltepunkt immer derselbe bleibt, die Möglichkeit, bis zu 5 Schuß hintereinander abzugeben, sowie unter Umständen, namentlich mit Hilfe des Zielfernrohrs, auch einmal einen weiten, sicheren Schuß anbringen zu können, stellen gewaltige Vorteile gegen die älteren Waffen dar.

Diese Vorteile sind aber auch vielfach stark überschätzt worden. Man glaubte der neuen Waffe alles zutrauen zu können, verführt durch anfängliche starke Wirkungen, die aber nach Herstellung geringerer, minder triebkräftiger — die zuerst in den Handel gebrachten waren erheblich triebkräftiger als die späteren — Pulverarten erheblich nachließen. Jetzt sind wir zweifellos auf dem richtigen Weg; ich möchte aber noch etwas nachhelfen und zu Nutz und Frommen der Anhänger kleiner Pulverladung einige Erlebnisse erzählen.

Ich trug einem starken Brunfthirsch auf 120 Schritt breit auf dem Blatt die Kugel an — Ladung 8 mm, 2,3 Gramm Troisdorfer Blättchenpulver, $^5/_6$ Mantelgeschoß. Der Hirsch flüchtete spitz auf mich los, er erhielt die zweite Kugel spitz von vorn auf den Stich, brach seitwärts fort und verschwand im Holz. Nach $^5/_4$ Stunden erhielt er vor dem Hund den Fangschuß in den Halswirbel. Ergebnis: Die Lunge war breit und von vorn nach hinten, also kreuzweis, durchschlagen. Der Hirsch hatte damit aber noch $^5/_4$ Stunden gelebt und schlug den stellenden Hund noch mit großer Lebhaftigkeit zurück, bevor er den Fangschuß erhielt.

Ein Hirsch von ungerad achtzehn Enden erhielt mit derselben Ladung im Herbst 1908 während der Brunft auf etwa 160 Schritt breit einen Blattschuß. Bei der Nachsuche führte der Hund uns auf etwa 5 Schritt an den im hohen Farn niedergetanen Hirsch, von dem nichts als die Enden der Kronen zu sehen waren. Bei dem Versuch, durch Seitwärtstreten einen Ausblick zum Fangschuß zu gewinnen, wurde der Hirsch hoch und in voller Flucht gefehlt. Da der überall vorhandene Lungenschweiß keinen Zweifel an einem Lungenschuß ließ, so habe ich den Hirsch den ganzen langen Herbsttag mit dem Hund gearbeitet. Er hat sich nicht wieder gestellt, hat sich nicht niedergetan, der Schweiß hörte nach und nach auf;

doch fand sich bis zu allerletzt immer noch soviel, um der Fährte sicher zu sein. Die Nachsuche mußte aufgegeben werden. Diesen selbigen Hirsch streckte ich in der Feistzeit 1909; er hatte als Folge der vorjährigen Verletzung ein Geweih mit Stangenteilung auf der rechten Stange geschoben. Beim Aufbrechen ergab sich im rechten Lungenflügel ein abgerissener, etwa handbreiter, doppelt so langer, sägeartig gezackter, nur mit einem Ende mit der Lunge in Verbindung stehender, nach allen Seiten völlig verheilter Streifen gesunden Lungengewebes; im linken Flügel fand sich eine faustgroße, übelriechende Masse von vermutlich verdicktem Eiter.

Daraus erhellt: 8 mm mit 2,3 Gramm Pulver und $^5/_6$ Mantelgeschoß ist für Hirsche zweifellos eine zu geringe Ladung. Sie ist es aber nach weiteren Erfahrungen auch für Kahlwild und Kälber. Bevor ich auf die weiteren Anforderungen an Kaliber und Ladung eingehe, sei eines Schusses näher gedacht, der immer viel Kopfzerbrechen macht: des Weidwundschusses. Hier wird meiner Meinung nach niemals scharf genug unterschieden und einfach immer nur vom Weidwundschuß, unter Umständen mit der Trennung durch das kleine und das große Gescheide, gesprochen. Das muß zu Unklarheiten führen. Ohne den später besonders zu behandelnden Schußwirkungen im Wildkörper hier vorgreifen zu wollen, soll nur kurz erwähnt werden, daß es ein gewaltiger Unterschied sein muß, ob bei einem Schuß durch das große Gescheide nur der Pansen allein oder auch die Milz oder die Leber oder beides verletzt ist. Der reine Pansenschuß ist meist tödlich — es kommen gelegentlich Ausheilungen vor —, aber ausnahmslos so langsam, daß es sehr großer Vorsicht und Ruhe bedarf, um eines so getroffenen Wildes habhaft zu werden. Dabei habe ich häufig Gelegenheit gehabt festzustellen, daß die Schwierigkeiten hier genau die gleichen sind, ob der Schuß durch das alte 11 mm-Gewehr mit 3,5 Gramm Naßbrandpulver, oder durch 8 mm mit 2,3 Gramm Blättchen-, oder durch 12,2 mm mit 7 Gramm Schwarzpulver, oder endlich durch 9 mm mit 3 Gramm Blättchenpulver verursacht wurde. Und das ist bei näherem Zusehen auch ganz verständlich. Verletzt ist zunächst die Bauchdecke oder die Flanke, ein reiner Wildpretschuß zunächst ohne jegliche physiologische Bedeutung, dann die Pansenwandung, einmal oder mehrmals, im günstigsten Fall beim Ausschuß nochmals die Bauchwand oder Flanke. Die Sprengwirkung des schnellfliegenden Geschosses wird, wenn letzteres mitten in den Pansen hineintrifft, von dem Inhalt des Pansens ebenso restlos aufgehoben, ich möchte sagen verschluckt, wie die in diesen Inhalt hineingetriebene alte 11 mm-Kugel dort friedlich ohne einstweiligen Nachteil gebettet wird. Alle diese Verletzungen sind auf das Verhalten des Wildes vorderhand ohne erhebliche Bedeutung, was vor allen Dingen daraus geschlossen werden kann, daß so beschossene Stücke oft noch lange beim Rudel bleiben; dazu kein Schweiß, vielleicht etwas schweißiger Panseninhalt, außer dem Haar auf dem Anschuß sozusagen kein Pürschzeichen. Die Lage ist so übel wie möglich. Das Ende tritt erst langsam durch Entzündungsvorgänge in der Bauchhöhle ein. Ich habe mich oft im Unmut dahin geäußert: „Und wenn man dem Stück mit der Kanone durch die Plauze schießt, es würde davon zunächst nicht krank!“

Damit habe ich meinen nunmehr zu entwickelnden Standpunkt näher begründen wollen, daß ich es vorderhand von unseren Büchsen nicht verlange — nicht etwa,

weil ich es nicht möchte, sondern weil ich es für aussichtslos halte — auch ein nur in den Pansen getroffenes Wild ebenso schnell zu liefern wie bei anderen inneren Schüssen. Ich möchte aber auf das Eindringlichste davor warnen, wie es bei Waffen mit schwerer Ladung hin und wieder empfohlen wird, einfach mitten drauf zu halten. Das ist der gefährlichste Rat, den man erteilen kann. Sitzt der Schuß dann nur im Pansen, so gehört ein vorzüglicher Jäger und ein ebenso guter Hund dazu, um das Wild zur Strecke zu bringen, und die sind leider seltener, als man wünschen möchte.

Wenn wir uns nunmehr mit den Einzelheiten befassen wollen, die wir von einer guten Büchse verlangen müssen, so sind das hauptsächlich folgende: Das Geschoß muß beim Auftreffen auf den Wildkörper möglichst viel Haar liefern, es soll durch den Körper hindurchschlagen und ihn schließlich nicht verunstalten. Haar muß es liefern, damit man den Anschuß leichter finden und den Sitz der Kugel, wie wir später noch sehen werden, nach dem Schnitthaar ansprechen kann.

Durchschlagen muß das Geschoß, damit das Wild gut schweißt, man also leichter die Wundfährte arbeiten kann. Die Verunstaltung beim Ein- und Ausschuß soll vermieden werden, um nicht die eigene Freude und den Verkaufswert durch üblen Anblick zu verringern, und den Fliegen nicht so viel Ansatzfläche zu bieten.

Der Leser möge hier nicht erwarten, daß ich mit ihm alle heute vorliegenden Probleme über Geschoßformen u. dgl. durchspreche; das ist Sache der Tagesliteratur; ich kann mich, wenn das Buch nicht jeden erlaubten Umfang überschreiten soll, nur mit den Hauptsachen befassen.

Wir verfeuern das Geschoß aus den neueren Büchsen nicht wie aus den alten mit Blei- oder Papierführung, mit der Fettrille usw., das würde bei dem ungeheuren Gasdruck im Laufinnern eine Zerreißung und Zermürbung des Geschosses herbeiführen, bevor dieses den Lauf verlassen hat. Um das weiche Blei vor dieser Zerstörung zu schützen, wird es mit einem Mantel von Nickelstahl oder Kupfer umkleidet. Würde es so ganz von diesem Stahl umgeben den Wildkörper treffen, so würden nur eine kleine Anzahl von Treffern schnell tödlich sein. Daher hat man, um eine Stauchung des Geschosses im Wildkörper und damit eine tödlichere Wirkung zu erzielen — die im Geschoß aufgespeicherte lebendige Kraft wird als zerstörende Sprengwirkung auf den Körper übertragen — den Mantel nur soweit beibehalten, als es die Führung im Innern des Laufes verlangt, und ihm einen mehr oder minder großen, freien Bleikopf gegeben. Je größer der Kopf und je größer die Geschwindigkeit beim Auftreffen, also je kleiner die Entfernung, um so größer die Stauchung. Da zu starke Stauchung aber zur frühzeitigen Geschoßzersplitterung und damit zum Verpuffen der tödlichen Kraft führt, so sind große Bleiköpfe von Übel; als gutes Mittelding hat sich der Mantel ergeben, der $^5/_6$ der Geschoßlänge einnimmt, er verbindet guten Durchschlag mit starker Sprengwirkung und liefert einen mäßigen, das Wild selten verunstaltenden Ein- und Ausschuß. Das Kaliber von 9 mm mit einer Triebkraft von 3 Gramm Blättchenpulver, $^9/_{10}$ Mantelgeschoß ist nach meiner Erfahrung auf Rot- und Schwarzwild vollkommen ausreichend, um alle billigen Ansprüche an eine ideale Waffe zu erfüllen. Um aber keinerlei Zweifel zu lassen, welche Ladung ich meine, so will ich sie ganz genau

bezeichnen: Es sind Metallpatronen, M. 88, 9 mm, A, Mantelgeschoß Nr. 12, der Rhein.-Westf. Sprengstoff-Akt.-Ges. mit 3 Gramm Blättchenpulver C. 47 Q. mit Extraladung. Die Geschoßlänge beträgt 28 mm, das Gewicht 18,5 Gramm, Fluggeschwindigkeit 570—590 Metersekunden. Dazu als Büchse ein Mehrlader von Sauer & Sohn in Suhl. Ich glaube nicht, daß es eine Ladung geben wird, die bei reinem Pansenschuß das Wild schnell liefert, ohne bei anderen Schüssen das Wild zu verunstalten; und darum bin ich der Ansicht, daß wir in dieser Büchse mit dieser Ladung eine geradezu ideale Waffe in Händen haben; und ich halte für unser heimisches Wild dafür, daß wir uns damit begnügen können. Damit soll nicht gesagt sein, daß ich etwa der weiteren Entwicklung des jetzigen Mehrladers zum Selbstlader mißtrauisch gegenüber stände. Aber ich möchte zum Ausdruck bringen, daß wir uns mit dem Guten begnügen und nur zu einer weiteren Einheitlichkeit kommen sollten. Wer heute in Verlegenheit gerät mit seiner Munition, dem ist schwer zu helfen; unter zehn Jägern sind neun verschiedene Systeme, Kaliber, Pulverarten vertreten. Die deutsche Weidmannschaft, die doch am Ende alle diese Dinge bezahlen muß, hat gar kein Interesse an diesen aus Konkurrenz und Eitelkeit immer weiter getriebenen Fortschritten, die in der Praxis zu ebenso vielen Nachteilen werden. Fast alle Erfindungen, die dem besseren Durchschlag dienen sollen, haben für die Praxis nur untergeordneten Wert; es sind zum Teil nur theoretische Tifteleien, die den Geldbeutel des Fabrikanten füllen.

Dabei spielt die Nachäffung eine riesige Rolle. Es braucht nur in der Zeitung zu stehen, daß S. M. der Kaiser ein Geschoß von 6 oder 7 mm Kaliber oder das S-Geschoß geführt hat, um sofort unzählige Anfragen in den Zeitungen usw. zu verursachen. Daß der Kaiser als oberster Kriegsherr dieses oder jenes Geschoß auf Wild führt, um sich aus den Wirkungen auf den Tierkörper ein Bild zu machen, das vielleicht auf wichtige Entschlüsse bei Kriegswaffen von Einfluß ist, das wird nicht berücksichtigt. — Ich sage, wozu bei den Jagdwaffen das ewige Probieren? Man freue sich der guten Waffe, die uns in die Hand gegeben ist, und benutze sie in gutem Jägersinne. Von den Universalwaffen halte ich gar nichts. Eine Waffe, die den starken Hirsch rasch liefert und dabei den Rehbock nicht häßlich verletzt, gibt es nicht —; wer sich eine gute Waffe für das Rotwild neu anschafft, der hat ja seine alten, mit denen er bis dahin die Rehböcke schoß — warum will er sie auf diese nicht weiter führen! Die Eile, die Unrast ist in unser Leben getreten — wir werden amerikanisiert —, aber man möge uns bei der Jagd mit dem Amerikanismus vom Leibe bleiben!

Sehen wir uns nun einmal die Geschosse genauer an. Wenn man mit kleiner Pulverladung ein kleinkalibriges Geschoß verfeuert, so wird man einen Einschuß erzielen, der gleich dem Kaliber ist. Da ist aber — sagen wir einmal 8 mm — zu klein, um hinreichend Schweiß zu liefern, schon weil die Möglichkeit groß ist, daß sich die Decke ganz vor den Einschuß schiebt. Wir müssen also entweder zu einem größeren Kaliber übergehen oder zu anderen Mitteln greifen, die den Einschuß — vorerst soll nur von diesem die Rede sein — vergrößern; und da stellen sich uns zwei Mittel zur Verfügung, die auch bei kleinem Kaliber einen größeren Einschuß gewährleisten. Das sind zunächst verstärkte Pulverladung oder

besser gesagt erhöhte Triebkraft und Verlängerung des Geschosses. Erhöhte Triebkraft bei gleichen Geschossen bringt vermehrte Fluggeschwindigkeit, also vergrößerte lebendige Kraft beim Auftreffen auf den Wildkörper mit sich. Ebenso steigert sich die Fluggeschwindigkeit bei gleicher Triebkraft mit der Verlängerung des Geschosses, weil die Querschnittsbelastung wächst. Vergrößerte lebendige Kraft bei gleichem Kaliber hat aber eine Vergrößerung des Einschusses zur Folge. Das ist ein Erfahrungssatz. So kann man bei 8 mm Kaliber und einer Fluggeschwindigkeit von 6—700 m in der Sekunde auf einen Einschuß von etwa 20 mm rechnen.

Vergrößert man das Kaliber auf 9 mm unter gleichzeitiger Vergrößerung der Triebkraft von etwa 2,3 auf 3,0 Gramm Blättchenpulver, so wächst auch der Einschuß mit dem Steigen der lebendigen Kraft, die dem schwereren Geschoß eignet. Die Erfahrung hat aber gezeigt, daß wir hiermit — ob man 9,0 oder 9,3 mm wählt, darin liegt kein bedeutender Unterschied in der tödlichen Wirkung, wohl aber in der Gestrecktheit der Flugbahn — an eine Grenze gelangt sind, die an tödlicher Wirkung alles Gute leistet, ohne ballistische Nachteile und zu große Zerstörung des Wildkörpers zu verursachen.

Abbildung 149.
Gestauchte Bleigeschosse.

Also über 9 mm oder 9,3 mm Kaliberweite hinauszugehen, dazu liegt kein Grund vor.

Nun soll aber das Geschoß nicht nur einen guten Einschuß, sondern auch hinreichende Durchschlagskraft, verbunden mit einem nicht zu starken Ausschuß, aufweisen, und dabei einen Teil seiner lebendigen Kraft zum Zweck schneller Tötung auf den Wildkörper übertragen.

Zu diesem Zweck dient die Form der Geschoßspitze, die Länge des Bleikopfes und dementsprechend diejenige des Mantels. Ein reines Bleigeschoß, das, wir wollen einmal fälschlich annehmen, durch starke Triebkraft den Lauf einer 8 mm-Büchse unbeschädigt verlassen hätte, würde der gewaltigen Stauchung im Wildkörper nicht gewachsen sein, es würde dort in Stücke zerspritzen, zwar wohl tödlich wirken können, aber keinen Durchschlag ergeben. Es dient daher der Mantel nicht nur zur Erhaltung der Geschoßform im Lauf, sondern auch bis zu einem gewissen Grade im Wildkörper.

Ein großer Bleikopf verursacht starke Stauchung und ergibt meist keinen Durchschlag; bei einer Zuspitzung des Bleikopfes ist die Stauchung geringer als bei plattem Kopf, während Versuche ergeben haben, daß die Fluggeschwindigkeit durch eine spitze oder platte Form des Geschoßkopfes wenig beeinflußt wird. Die jagdliche Erfahrung hat daher im Lauf der Zeit die Größe des Bleikopfes, die in der Regel durch die Länge des Mantels angegeben wird, bestimmt, die allen vorgenannten Rücksichten am besten entspricht. Das ist z. B. bei 9 mm mit 3 Gramm Blättchenpulver eine Mantellänge von $^9/_{10}$ der Geschoßlänge. Dieser Mantel hat den Vorzug, im Gegensatz zu kürzeren Mänteln, auch beim Durchfliegen des Wildkörpers mit dem Bleikern, der nur eine geringe, aber ausreichende Stauchung erleidet, im Zu-

sammenhang zu bleiben, so daß weder der Bleikern verspritzt, noch der Mantel sich abtrennt und für sich zersplittert.

Aus dem vorstehenden Gedankengang heraus kann ich weder den „Randkegelgeschossen" für die leichtere Überwindung des Luftwiderstandes, noch den „Reifring"- und „Stahlkerngeschossen" eine besondere Bedeutung für einen verbesserten Durchschlag zusprechen. Ich sehe also von einer näheren Erörterung ab, zumal wir auf diesem Gebiet fast täglich Neues erleben können.

Geschosse mit Nickelstahlmantel, die sich ihrer Härte wegen natürlich nur aus Läufen mit flachen Zügen und schwachem Drall verfeuern lassen, können aus älteren, für reine Bleigeschosse eingerichteten Büchsen nicht verwendet werden. Um einerseits solche älteren Büchsen kleineren Kalibers mit rauchlosem Pulver benutzen zu können, andererseits dem Geschoß im Wildkörper eine größere Zähigkeit und günstigere Stauchungsverhältnisse zu schaffen, hat man statt des harten Nickelstahls das Kupfer für den Geschoßmantel herangezogen. Es werden solche Kupfermantelgeschosse sowohl mit ganzem Mantel wie mit kleiner Bleispitze in den Handel gebracht. Man rühmt ihren guten Durchschlag und günstige Stauchung; doch sind die Erfahrungen noch zu neu, um zu einem endgültigen Ergebnis zu führen. Ich persönlich habe diese Geschosse aus eigenen Versuchen noch nicht kennen gelernt, weil ich mit dem 9 mm-Geschoß mit 3 Gramm Blättchenpulver und $^9/_{10}$ Nickelstahlmantel hervorragend zufrieden bin. Daher enthalte ich mich eines Urteils. Doch halte ich mich verpflichtet, vor jeder Benutzung rauchlosen Büchsenpulvers aus Kipplaufgewehren zu warnen, wenn man sie nicht vorher auf dieses Pulver hinreichend hat prüfen und anschießen lassen.

Abbildung 141. Gestauchtes Mantelgeschoß (Nickelstahl) mit zersplittertem Mantel.

Je größer der Mantel eines Geschosses ist, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß er beim Durchfliegen des Wildkörpers seine Form wenig verändert, daß er also diesen ganz durchschlägt, und somit einen Ausschuß gibt. Dieser ist jagdlich von großer Wichtigkeit, weil zwei äußerliche Öffnungen des Schußkanals eine bessere und sicherere Schweißfährte in Aussicht stellen als nur eine. Gleichzeitig aber wird durch die höhere Durchschlagskraft des Geschosses auch die Möglichkeit eröffnet, ungewollt im Gelände, das vom Schützen nicht übersehen werden kann, Schaden anzurichten: die Gefährdung des Hinterlandes! Man hat, um diesen Übelstand zu verringern, auf das Mittel der Legierungsgeschosse gegriffen; weil sie leichter sind — es ist dem Blei ein Teil Antimon zugesetzt — verlieren sie ihre Flugkraft weit schneller als reine Bleigeschosse, und verkleinern so die Gefährdungszone.

Die Nachteile des Stahlmantels, die man daher durch den weicheren und zäheren Kupfermantel zu ersetzen versucht, bestehen, wie schon vorhin gesagt, einesteils in seiner Trennung vom Bleikern und Zersplitterung innerhalb des Wildkörpers, dann aber in der durch ihn verursachten, starken Abnutzung des Laufinnern und in seinem hohen Preise. Man ist deshalb schon seit längerer Zeit auf die Einwicklung des Bleikerns mit Papier verfallen. Tatsächlich wird diese Geschoßart viel geführt, sie eignet sich aber nur für kleinere Kaliber und Geschosse, die für Rotwild nicht in Frage kommen. Denn wie wir schon früher gesehen haben, der

Stahl- oder Kupfermantel ist nicht nur zur Führung des Geschosses im Lauf, sondern auch für seinen Zusammenhalt im Wildkörper erforderlich. Dazu eignet sich der Papiermantel nicht; auch dann nicht, wenn statt weicheren Bleies Hartblei zum Bleikern verwendet wird.

Man sollte nun glauben, daß wenn die Querschnittsbelastung durch die vergrößerte Geschoßlänge und stärkste Pulverladung auf ein Höchstmaß gebracht und somit die lebendige Kraft des fliegenden Geschosses entsprechend gesteigert würde, dieses am ehesten durch Verkleinerung des Kalibers erzielt würde. Wirklich hat man auch sehr kleine Kaliber bis zu 6 mm herunter hergestellt. Diese sind aber nach allen Erfahrungen für Rotwild ungeeignet und zwar aus folgendem Grunde. Wir haben gesehen, daß, um schnelltötende Wirkung zu erzielen, ein Teil der im fliegenden Geschoß aufgespeicherten lebendigen Kraft auf den Wildkörper übertragen werden muß. Das geschieht durch die Stauchung, die das Geschoß erleidet. Soll bei kleinstem Kaliber mit längstem Geschoß eine hinreichende Stauchung erzielt werden, dann kann das nur auf Kosten und durch die lebendige Kraft geschehen; das heißt, was ich durch Geschoßlänge und Triebkraft bei kleinstem Kaliber an Steigerung der lebendigen Kraft erzielen will, das verzehrt zum größten Teil die Stauchung, die ich andererseits wieder nicht entbehren kann. Hierin liegt also, abgesehen von anderem, ein Grund für die Unbrauchbarkeit kleinster Kaliber auf Rotwild.

Um übrigens dem Anfänger die lebendige Kraft nicht als wesenloses Schemen erscheinen zu lassen, sei kurz bemerkt, daß man diese Kraft nach Meterkilogramm, mkg, berechnet. Die Einheit stellt eine Kraft dar, die ein Kilogramm ein Meter hochhebt. Beiläufig und ganz roh bewegt sich diese Kraft bei schnellfliegenden Geschossen, die eine Anfangsgeschwindigkeit von 600—800 m (Metersekunden, ms) haben, zwischen 200 und 300 kg.

Ich sagte früher schon, daß wir die Neigung zur Verkleinerung der Kaliber für überwunden ansehen können. Da will ich nicht unerwähnt lassen, daß man in Österreich fast wieder beim alten 11 mm-Kaliber angekommen ist. Es wird nämlich von der Hofbüchsenmacherfirma Kalezkys Witwe in Wien eine Repetierbüchse von 10,75 mm Kaliber und 20 Gramm schwerem Geschoß in den Handel gebracht, die man dort als die idealste Hochwildwaffe rühmt. Ob sie dem mehrfach erwähnten deutschen 9 mm-Gewehr in der Wirkung überlegen ist, das ist bei der Verschiedenheit des Treibmittels — Österreich hat Pulvermonopol und daher eine weniger entwickelte Pulverindustrie als Deutschland — nicht ohne weiteres zu sagen.

Nachdem wir uns über die Anforderungen an die Leistung einer für Edelwild geeigneten Büchse, soweit sie die Schußwirkungen im Wildkörper betreffen, wohl einigermaßen klar geworden sind, liegt die Frage nahe, worin denn der ungeheure Unterschied der tödlichen Wirkung schnell und langsam fliegender Geschosse begründet ist. Und da geht man wohl nicht fehl in der Annahme, daß die auf den Wildkörper übertragene lebendige Kraft alle flüssigen Teile mit solcher Gewalt vorwärts und seitwärts treibt, daß die Adern und Gefäße bis in die weitere Umgebung des Schußkanals zerreißen und aufplatzen. Durch diese Sprengwirkung wird ein großer Teil des Nervensystems plötzlich gelähmt, was man auch als Chok zu bezeichnen

pflegt, und das Wild verendet schnell oder wird bei minder guten Schüssen schnell krank.

Besonders auffallend wird die Sprengwirkung, wenn das Herz, die Blase, das Gehirn durchschlagen wird; man hat da oft den Eindruck einer förmlichen Explosion.

Ich kann die Geschosse nicht verlassen, ohne kurz eines Aushilfsgeschosses zu gedenken, das gelegentlich auch auf Rotwild Anwendung findet. Es ist das Witzleben-Geschoß. Dieses ist aus einer Verbindung von Blei mit Holz hergestellt und bestimmt, aus dem zylindrischen (nicht gewürgten) Flintenlauf verfeuert zu werden. Da es bis zu 50 m eine zufriedenstellende Wirkung auf Rot- und Schwarzwild hat, so eignet es sich wohl für den Kugelschuß aus einem Büchsflinten- oder Drillingslauf. Natürlich kann es für einen weidgerechten Jäger nur als Aushilfsmittel in Frage kommen. Wer es aber als solches bei Büchsflinte und Drilling führen will, der schieße sich vorher gehörig damit ein, damit er im Bedarfsfall weiß, wohin er zu halten hat — und das ist manchmal ganz anders, als die Visierlinie angibt.

Haben wir uns bisher darüber unterhalten, wie die Ladung beschaffen sein muß, um befriedigende Wirkungen auf Rotwild zu gewährleisten, so wird es, wenn ich auch wegen der Visierungen und des Visierens auf die entsprechenden Ausführungen in meinem „Rehwild" verweisen muß, doch auch noch nötig sein, ein wenig beim Schießen selbst zu verweilen. Denn die Ladung und die Büchse mögen noch so tadellos sein — das Wild muß die Kugel auch dahin bekommen, wo sie schnell tödlich wirkt; und das ist auf der Jagd weniger leicht als auf dem Scheibenstand.

Die gestreckten Flugbahnen der schnellfliegenden Geschosse zwingen zum Fleckhalten, im Gegensatz zum alten Aufsitzenlassen. Das ist im Grunde genommen auf stehendes Wild kein Vorteil; denn das Blatt eines Hirsches ist groß und bietet keinen näheren Anhaltspunkt für das Auge; es war früher leichter Haar anzufassen und zu wissen, daß die Kugel dann 15—20 cm darüber saß.

Aber die gestreckte Flugbahn hat dafür wieder den gewaltigen Vorteil, daß man auf alle jagdlichen Entfernungen gleichmäßig halten und abkommen kann. Dabei ist sie auf flüchtiges Wild von erheblichem Vorteil. Erfahrungsmäßig wird beim Schießen auf solches Wild meist zu hoch geschossen. Da nun hierbei selten weit geschossen wird und bei älteren Geschossen auf mittlere Entfernung die höchste Erhebung der Flugbahn lag, so wurde das Wild sehr leicht zu hoch getroffen oder überschossen. Die Rückenschüsse waren an der Tagesordnung und damit eine starke Entwertung des Wildprets.

Über die Theorie des Schießens auf flüchtiges Wild habe ich mich im „Rehwild" näher ausgelassen. Darüber besteht kein Zweifel, daß man vorhalten muß; aber über die Ausführung dieses Vorhaltens ist vielfach die Ansicht geteilt. Die einen ziehen mit und lassen vorfahrend im Mitziehen fliegen, die anderen (die Luckenschießer) fahren vor und halten dann still, indem sie abziehen. Es ist ganz eigentümlich, daß über diese verhältnismäßig einfache Sache bei durchaus ernsthaft zu nehmenden, geübten Schützen so verschiedene Anschauungen bestehen. Ich habe darüber viel nachgedacht und glaube eine Erklärung dafür gefunden zu haben:

Viele Schützen wissen nicht, wie sie sich im Augenblick des Schießens verhalten und sprechen anders, als wie sie handeln, ohne daß es ihnen bewußt ist. Bei solchen Schützen aber, deren Handeln und Denken übereinstimmt, habe ich immer feststellen können, daß sie vorhalten und im Mitziehen abdrücken: deren Kugeln pflegen immer vorn zu sitzen. Die grundsätzlichen Luckenschießer dagegen, d. h. diejenigen, bei denen Handeln und Denken in Übereinstimmung ist, setzen die Kugeln meist auf die Keulen.

Bei jeder Art zu schießen, ob mitziehend, ob scheinbar vorhaltend, gibt es einen Augenblick, wo die Büchse ihren eigenen Kopf hat; das ist die Zeit, während der der Gasdruck den Rückstoß verursacht. In dieser Zeit steht die Büchse trotz allen Mitziehens still, während das Wild ununterbrochen in der schnellen Vorwärtsbewegung verbleibt. Und da die Kugel in der Richtung der stillstehenden Büchse fliegt — die ihr von der Seitwärtsbewegung der Büchse übertragene eigene Seitwärtsbewegung kann bei der unendlichen Überlegenheit der die Kugel vorwärts treibenden Kraft über die die Seitwärtsbewegung verursachende als ganz unerheblich beiseite gelassen werden —, so muß dieser Stillstand ausgeglichen werden. Das kann nur durch entsprechendes Vorhalten geschehen. Wenn ich in die im „Rehwild" aufgestellte Berechnung nach Brandeis die neuerdings bei schnellfliegenden Geschossen erzielte Geschwindigkeit von 600 oder 700 ms einstelle, so ergibt sich ein Zurückbleiben des Geschosses hinter dem sich mit 12 m in der Sekunde fortbewegenden Ziel von 3,24 bei 600 ms und 2,88 bei 700 ms auf eine Entfernung von 100 m. Das heißt: derjenige wirklich mitziehende Schütze, der das Blatt des flüchtigen Hirsches auf diese Entfernung anfaßt, trifft um 3,24 m oder 2,88 m, auf 50 m immer noch 1,62 m oder 1,44 m dahinter, also im letzteren Fall höchstens weidwund oder die Keulen. Das stimmt auch mit der Erfahrung in grüner Praxis durchaus überein. Ich will dazu zwei ganz zuverlässige Beispiele aus jüngster Vergangenheit anführen:

Ein sehr zuverlässiger Schütze schoß im Stangenholz auf ein flüchtiges Schmaltier; er zieht sonst immer mit, hatte aber in diesem Fall auf die Lucke geschossen und war auf den vordersten Rand der etwa 3 m breiten Lucke abgekommen, als er das Wild am hinteren Rand erscheinen sah. Die Kugel saß, wie ich ihm nach dieser Schilderung vorher sagte, auf der Keule.

Ich fehlte bei Schnee auf etwa 120 Schritt auf einer Blöße mit der ersten Kugel einen flüchtigen Überläufer, nun hatte ich nur noch im dichten Holz eine 2 m breite Lucke, die der Schwarzkittel überfallen mußte. Ich konnte inzwischen nichts von ihm sehen, also auch nicht in gewohnter Weise mitziehen, hielt also auf den vorderen Teil der Lucke in guter Höhe und ließ in dem Augenblick fliegen, als der Kopf auf der hinteren Seite erschien. Die Kugel saß auf der Keule.

Beim Mitziehen kommt nur der durch den Rückstoß verursachte Stillstand in Frage, wer aber vorhält und dann drückt, der hat noch sehr erheblich mit dem Umstand zu rechnen, daß beim Schießen mit gestochener Büchse zwischen dem Abdrücken und Herausfahren des Geschosses ein längerer Zeitraum verfließt als beim Schuß mit ungestochener Büchse, weil im ersteren Fall der Mechanismus eine mehrfache Übersetzung, also Zeitverlust erfordert. Es muß also dann noch weiter vorgehalten werden.

Daß beim Schießen auf weniger flüchtiges und auf trollendes Wild ein kürzeres Vorhalten am Platz ist, bedarf keiner näheren Erörterung.

Es ist gute weidmännische Art, auf flüchtiges Wild nur halb soweit zu schießen als auf stehendes Regel ist; man sollte über 60 m nicht hinausgehen. Ich habe es immer für das Beste gehalten, bei einer Geschoßgeschwindigkeit von etwa 600 ms eine kurze Zeit am Geäse mitzufahren, dann vorzufahren auf eine halbe Wildlänge und fliegen zu lassen. Hatte ich das richtig durchgeführt, dann saß die Kugel gut.

Sehr wesentlich für den Schützen ist eine hinlängliche Gewöhnung und Fertigkeit freihändig zu schießen. Wenn auch daran festzuhalten ist, jede Gelegenheit zu benutzen, die die Sicherheit des Schusses zu fördern geeignet ist, also aufzulegen, anzustreichen usw., so sind die verpaßten Gelegenheiten bei dem Ausweichen vor dem freihändigen Schuß doch recht zahlreich. Gewiß, wenn ich auflegen, wenn ich anstreichen kann, ohne meine Stellung auffällig zu verändern, so tue ich es natürlich. Muß ich aber erst eine Anzahl von Schritten machen, um an den Stamm heranzukommen, an dem ich anstreichen will, so vergräme ich das Wild gar zu leicht oder ich finde, bei dem Stamm angekommen, daß ich nun das Blatt gar nicht mehr frei habe. Dazu kommt, daß die meisten Weidmänner desto unruhiger zu werden pflegen, je länger sie ohne zu schießen vor dem Wild aushalten müssen. Sicherlich pflegt auch der seine Kugel besser anzubringen, der stramm auf seinen Beinen stehend kurz entschlossen die Kugel dem ihm frei dargebotenen Blatt anträgt als der, der ängstlich nach der Stütze schielt, die ihm den unsicheren Arm stärken soll.

Hat man aber ohne Umstände die gegebene Gelegenheit zum Auflegen oder Anstreichen, so benutzt man sie, beachtet aber dabei, daß Steine, Holz, Metall usw. im Augenblick des Schusses federn; man bringt also immer mindestens die Hand zwischen diesen Gegenständen und die Büchse, um dem vorzubeugen.

Um die Präzision und ungeheure Leistungsfähigkeit der Büchsen mit schnellfliegenden Geschossen voll ausnutzen zu können, ist, möchte ich beinahe sagen, rechtzeitig

das Zielfernrohr

erfunden worden. Es vermehrt nicht gerade die Handlichkeit der Büchse, und vorbeischießen kann man auch mit dem Fernrohr gerade so gut wie mit den anderen Visierungen; aber für Augen, die Korn, Kimme und Ziel nicht mehr sicher zusammenbringen oder für einen gelegentlichen Weitschuß ist es von großem Wert. Wer ohne Fernrohr nicht mehr treffen kann, weil die Augen nicht mehr wollen, der hat auch meist durch die Jahre die nötige Ruhe, um der Versuchung unweidmännischen Weitschusses zu widerstehen; und er nimmt gern alle die Unbequemlichkeiten in den Kauf, die das Fernrohr auf der Büchse mit sich bringt. Und diese sind wahrlich nicht gering!

Vor einigen Jahren war ich in der üblen Lage, daß die Kugeln anders flogen, als sie sollten. Der Augenarzt verordnete mir einen Kneifer, der Büchsenmacher ein Zielfernrohr. Nun war ich da, wo die Sehnsucht so manchen jungen

Weidmanns hinzielt: ein Fernrohr auf der Büchse! Aber das Glück war ganz wo anders. Meine liebe, vertraute Büchse war ein Untier geworden, schwer, nicht zu handhaben, sie lag ganz anders in der Hand, auch die Treffpunktlage war verändert. Wenn ich auf Kahlwild schoß, da fand ich ja bald den richtigen Augenabstand, wenn aber ein starker Hirsch das Herz im Halse klopfen ließ, dann fiel ich im alten Anschlag mit dem Kopf so weit vor, daß ich gar nichts sah. Im tauigen Grase war bald das Objektiv, bald das Okular voll Wasser, und gar erst nach Regenwetter — und wo sollte ich beim Nachsuchen in der Dickung mit dem Hund am Riemen mit dem Fernrohr bleiben? Das Futteral hatte ich nicht bei mir — also abgelegt, und wenn dann der Hund das kranke Stück stellte, dann fehlte das rettende Glas, und ohne es konnte ich gar nicht fertig werden! Es war eine Tränenwelt!

Manches lernt sich freilich, und so habe ich mich auch allmählich an das Zielfernrohr gewöhnt — bis ich eines Tages entdeckte, daß der Kneifer des Augenarztes meine Augen wieder eingerenkt hatte. Ich konnte Kimme, Korn und Ziel wieder zusammenbringen dank der Schonung, die der Gebrauch des Glases den Augen gewährte, und von Stunde an hängt das Zielfernrohr friedlich im Gewehrschrank. Möge es noch recht, recht lange dort bleiben!

Mancher hat sich offenbar besser an das Fernrohr gewöhnt als ich, und mancher mag gar nicht ohne es schießen. Wem es aber so geht wie mir, der wird diese gewiß hervorragende Einrichtung als Notbehelf hochschätzen, aber glücklich sein, so lange er sie nicht braucht.

Der Leser möge nicht erwarten, daß ich die im Handel vertretenen Systeme hier näher bespreche. Das steht mir nicht zu, weil ich kein Fachmann bin. Ich denke mich daher auf die Erörterung derjenigen Eigenschaften zu beschränken, die ein gutes Zielfernrohr haben muß.

Seine Wirkung besteht darin, daß es zunächst Ziel und Zielvorrichtung in eine Ebene verlegt und daß es ersteres vergrößert. Dabei soll es ein möglichst großes Gesichtsfeld haben, achromatisch und lichtstark sein. Das sind die Anforderungen, die an die Optik gestellt werden; diese hat aber nur Wert, wenn sie von einer tadellosen Mechanik begleitet wird. Denn was nützt die beste Optik, wenn die Glasverkittungen sich lösen und die Schrauben sich lockern bei den Stößen, die das Fernrohr auf der Büchse auszuhalten hat!

Den geringsten Wert würde ich auf starke Vergrößerung legen. Diese ist nur für den Weitschießer erforderlich; wer auf jagdliche Entfernungen schießt, bei denen er noch annehmen darf, den Anschuß aufzufinden, der braucht gar keine starke Vergrößerung, die ihn obendrein nur noch durch Übertreibung der eigenen Unsicherheit selbst unsicher macht. Solchen Schützen genügt dann nicht einmal mehr der Zielstab — nein, sie müssen schon mit einem Stativ, einem Dreibein ins Feld oder besser zu Holze ziehen, weil sie sonst mit dem Fernrohr nicht fertig werden.

Die gebräuchlichsten Zielfernrohre sind entweder terrestrische oder prismatische Rohre; es kommt nicht sehr viel darauf an, welches System das optisch bessere ist; denn für die jagdlichen Zwecke sind wohl beide gut; eine Zeitlang wurde dem terrestrischen Rohr größere Lichtstärke nachgerühmt; doch werden neuerdings auch Prismen-Zielfernrohre von großer Helligkeit hergestellt.

Wenn man sich aber auch ein gutes Zielfernrohr beschafft hat, so wird man doch gut tun, es von Zeit zu Zeit in Verbindung mit der Büchse einer fachmännischen Prüfung unterziehen zu lassen. Denn dazu ist auch der beste Mechanismus zu empfindlich, als daß er keiner Pflege bedürfte. Zweckmäßig gibt man daher alljährlich Büchse und Fernrohr seinem Büchsenmacher zur Prüfung und erneutem Anschießen in Verbindung mit dem Lieferanten des Fernrohrs.

Ebenso wie die verschiedenen Augen recht verschiedenartige Visierungen bevorzugen, so ist auch die Vorliebe für verschiedene Absehen im Zielfernrohr verschieden. Abb. 142 zeigt einige gebräuchliche Absehen, von denen das einfache Fadenkreuz das haltbarste ist, der Zielstachel mit Horizontalfackel sich großer Beliebtheit erfreut.

Viele Zielfernrohre haben eine Vorrichtung zum Verstellen, so daß sie je nachdem auf 100, 200, gar 300 m eingestellt werden können. So vorzüglich eine solche Vervollkommnung erscheint, so hat sie in der praktischen Anwendung doch große Schattenseiten. Einmal kann man in der Erregung des Augenblicks wie im schwierigen Gelände leicht falsch schätzen — hiergegen hat freilich R. Fueß in Steglitz bei Berlin einen Entfernungsschätzer konstruiert, aber das Verfahren wird

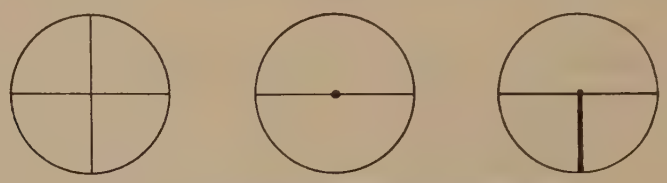


Abbildung 142. Verschiedene Absehen beim Zielfernrohr.

mit einem Instrument mehr nur noch komplizierter —, dann vergißt man das Stellen überhaupt und gibt den Schuß mit falscher Fernrohrstellung ab. Unter diesen Umständen ist die Stellung meist nur ein scheinbarer Vorteil, und man tut gut, bei einer und derselben zu bleiben. Wenn man sein Fernrohr auf eine mittlere Entfernung, etwa auf 80 m, einstellt, so hält man bei näherem Schießen eine Kleinigkeit darunter, bei weiterem etwas höher. Damit wird man am besten auskommen; denn die Gewöhnung spielt in den meist kurzen Augenblicken der Schußabgabe eine bedeutende Rolle.

Hiermit sind wir auf einen Gegenstand gekommen, der von Leuten, die die Entwicklung der Waffentechnik mit scheelen Augen betrachten, ich will kurz sagen der Fernrohrbüchse zum Vorwurf gemacht wird; ich meine das Weitschießen. Sicher ist, daß man mit dieser Büchse auf viel größere Entfernungen einen sicheren Schuß abgeben kann als mit den älteren Waffen. Ebenso sicher aber auch die Tatsache, daß diese Möglichkeit jagdlich gar nicht ausgenutzt werden darf, wenn wir weidgerechte Jäger bleiben wollen. Innerhalb dieser selbstverständlichen Grenze aber wird mit der Fernrohrbüchse sicherlich weiter geschossen, als früher erlaubt schien. Und damit wird man sich abfinden müssen, wenn man nicht ungerecht sein will. So lange gute weidmännische Art durch weiteres Schießen nicht verletzt wird, wäre es Pedanterie, über einen gelegentlichen Weitschuß bei günstiger Beleuchtung, sicherer Spurgelegenheit usw. die Nase zu rümpfen. Das ist natürlich

etwas ganz anderes als grundsätzliches Weitschießen ohne die bestimmte Aussicht, den Anschuß aufzufinden und für eine geregelte Nachsuche zu sorgen. Die Ausrede, daß das Wild ja viel schneller verende als früher, ja daß es meist gleich dabeiläge, ist gänzlich unberechtigt. Denn mit wachsender Entfernung wachsen auch die Zielfehler, die Streuung der Büchse kommt hinzu; und ob man einem Hirsch mit der alten 11 mm-Büchse oder mit einer Kanonenkugel den Lauf zerschmettert, das ist in der Wirkung ziemlich gleichgültig — ohne Nachsuche geht es nicht ab.

Freilich ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Im Walde wird die Entfernung meist überschätzt, man schießt meist nicht so weit, als man die Entfernung annahm, und die Gelegenheit auf großen, freien Blößen weit zu schießen ist seltener als gemeinhin angenommen wird.

Immerhin sollte als äußerste Grenze 150 Schritt gelten; denn bei weiteren Entfernungen ist die Auffindung des Anschusses schon äußerst unsicher. Ein Meister in der Kunst wird sich freilich nichts vorschreiben lassen; aber solche sind dünn gesät, und den vielen anderen wird gute jagdliche Erziehung und Gewöhnung schon die Grenze vorschreiben müssen.

Daß es Schützen gibt, die auch auf flüchtiges Wild das Fernrohr mit Erfolg führen, beweist, wie sehr man sich daran gewöhnen kann. Von ganz unbedingter Gebrauchsfähigkeit ist aber das Instrument auf dem Anstand beim Schießen aus der Deckung heraus, wenn überhängende Äste den Lichteinfall auf das Korn mehr oder weniger hindern. In diesem Fall ist das Fernrohr außerordentlich nützlich, weil es durch mangelhafte Beleuchtung nicht viel beeinträchtigt wird. Auch kann man dann meist auflegen oder anstreichen und so die durch leichtes Wanken verursachte Unsicherheit — wegen Vergrößerung der Zielfehler — ausschalten.

Gute Fernrohre gewähren selbst bei starker Dämmerung noch ein leidlich sicheres Abkommen. Ich kann aber nicht empfehlen, abends mit diesem Hilfsmittel noch späte Schüsse abzugeben. Man hat die Nacht vor sich, wo man nicht nachsuchen kann; und am anderen Morgen ist das Wild meist verdorben. In der Morgendämmerung liegt die Sache anders, weil mit wachsender Helligkeit die Nachsuche immer bessere Aussichten gewinnt. Darf man aber überhaupt nicht nachsuchen, wie an einer feindlichen Grenze, da ist dieser Mißbrauch des Fernrohres einfach Aasjägerei.

Wird die Leistungsfähigkeit der Büchse durch das Zielfernrohr zu besserer Ausnutzung gebracht, so verlangt wiederum letzteres für viele Schützen eine Stütze, einen Zielstab. Denn die Vergrößerung kleiner Wanker beim Zielen führt leicht zur eigenen Unsicherheit, und diese ist die Mutter des Fehlschusses oder noch schlimmer des Sauschusses. Ich sehe wieder von der Empfehlung eines bestimmten derartigen Instrumentes ab, weil der Geschmack zu verschieden ist, und ich hier kein Auskunftsbureau darstelle. Aber ich rufe um so lauter: wer das Ding nicht nötig braucht, der lasse die Hände davon; denn man kann, ich habe es eingehend versucht und spreche aus Erfahrung, mit dem Zielfernrohr freihändig ebenso gut und ebenso sicher schießen, wie ohne ein solches über Kimme und Korn. Man hat, um das Gepäck nicht allzu zahlreich zu machen, den Zielstab mit dem Sitzstock verbunden; man hat aber auch, ohne auf die Vermehrung

des Gepäckes Rücksicht zu nehmen, ein besonderes Stativ, ein Dreibein, hergestellt, das größere Sicherheit bietet als der einfache Zielstab. Aber wackeln kann man trotz aller dieser Dinge; und die einzigen Sicherheiten eines guten Schusses trägt jeder bei sich: ein festes Herz, eine ruhige Hand und ein sicheres Auge!

Manche Zielfernrohre sind an ihrem Fuß so eingerichtet, daß man auch bei aufgesetztem Fernrohr die gewöhnliche Visierung benutzen kann, falls aus irgend einem Grund das Fernrohr nicht benutzt werden kann. Das hat wenig Zweck und ist eigentlich nur etwas für den Überjäger, der für alle Vorkommnisse doppelt gerüstet sein muß. Wer das Fernrohr braucht, weil er ohne es nicht mehr hinreichend sieht, der brauche es immer, schon wegen der Gewöhnung, die außerordentlich wichtig ist; wer ohne Fernrohr noch mittelst Korn und Kimme abkommen kann, der brauche es überhaupt nicht, er ist viel freier und unabhängiger ohne es. Also man braucht das Fernrohr und dann kann man mit Visier und Korn doch nicht fertig werden oder man braucht es nicht — hier ist einmal ein scharfes entweder—oder am Platz, zumal der gemischte Gebrauch von Fernrohr und gewöhnlicher Visierung den großen Nachteil der verschiedenen Treffpunktlage hat.

Über den Zielstab seien noch einige Worte gesagt. Er ist zugleich Bergstock, seine zwei Teile bestehen aus Bambusrohr und können durch eine Messinghülse völlig fest und zuverlässig verbunden werden. Der untere Beschlag stellt eine starke Stahlspitze dar — will man pürschen und soll die Spitze auf dem Felsen nicht klingen, so dreht man den Stock um und führt das obere, mit einem dicken Gummischuh versehene Ende als Fuß. Um bei der Benutzung als Zielstab ein Federn und somit Ablenkung des Rohres von der Zielrichtung zu verhindern, hat der Stab in seinen breiten Teilen eine Umwicklung mit Wollschnur, die als Puffer dient. Im Gebirge, wo man ohnehin den Bergstock führt, ist der so beschriebene in beiderlei Hinsicht recht brauchbar; dabei zeichnet er sich durch Leichtigkeit aus.

Dasselbe Ziel, das in der Hand des weidgerechten Jägers das Fernrohr erstrebt, nämlich für alt gewordene Augen Kimme, Korn und Ziel in eine Ebene zu bringen, sucht das neuerdings von dem Augenarzt Dr. Schanz, Oberarzt am Carola-Haus in Dresden, erfundene Spiegelvisier zu erreichen. Ob dieses die Hoffnungen des Erfinders erfüllen und das Zielfernrohr verdrängen wird, das wird die Zukunft lehren müssen. Ich beschränke mich, da mir ausschlaggebende Erfahrungen noch nicht bekannt geworden sind, daher auf die Erwähnung.

Hirschfänger und Weidmesser.

Wenn in früheren Zeiten die sechsjährige Lehrzeit glücklich überstanden war, so wurde dem Lehrling in feierlicher Weise vor versammelter Jägerei von seinem Lehrherrn mit der linken Hand der Hirschfänger überreicht unter folgendem Spruch:

„Hier hast du nun deine Wehr;
Die gebrauch' zu Gottes Ehr',
Zu Lieb und Nutz des Herren dein,

Halt' dich ehrlich, treu und fein,
Wehr' dich damit deiner Feinde,
Doch unnütze Händel meide.
Gürte deine Lenden wie ein Mann,
Der sein Horn recht blasen kann;
Nunmehro hast du Freiheit,
Es gehe dir wohl allezeit."*)

Ist auch der alte Brauch der feierlichen Überreichung geschwunden, Hirschfänger und Weidmesser bilden noch heute Waffe und Zier des hirschgerechten Jägers. Der Hirschfänger besteht aus dem Blatt und dem Griff: zwischen beiden befinden sich, um Verletzungen der Hand, durch Vorwärtsrutschen in die Schneide, zu verhüten, die Parierstangen. Das Blatt soll nicht zu lang, auch nicht zu breit, aber vom besten Stahl geschmiedet sein, der Griff bequem und sicher in der Hand liegen. Griffe aus stark geperlten Geweihstücken sind unzweckmäßig, weil sie beim Gebrauch Blasen in der Hand erzeugen. Der Hirschfänger wird in einer Lederscheide mit dunklen Beschlägen, damit sie nicht durch Blitzen in der Sonne den Jäger verraten, an einem um den Leib geschnallten Koppel von weichem Leder getragen. Das Weidmesser findet am besten seinen Platz in derselben Scheide, wird aber auch vielfach im hohen Stiefel oder in einer an der Jagdtasche befindlichen kleinen Scheide getragen. Auch dieses soll bequem, sicher und ohne reibende Erhöhungen in der Hand liegen. Zur weiteren Ausrüstung des Jägers gehört noch eine kleine Knochensäge, zum bequemen Aufbrechen des Schlosses älterer Stücke (siehe Aufbrechen), die sich am besten im Taschenmesser befindet.

Der Hirschfänger gehört an die linke Hüfte des Jägers; soll er hier jedoch nicht mit der meistens auf derselben Seite getragenen Büchse in unangenehme Berührung konmen, so muß er gänzlich unter dem Rock getragen werden.

Jagdtasche und Rucksack.

Für die Zwecke der hohen Jagd genügt eine kleine Jagdtasche, an der sich nichts Loses, wie etwa Hühnerschlingen, klappernde Patronen oder dergleichen befinden darf; der auch in den Revieren der Ebene immer mehr Anhänger findende Rucksack hat der Jagdtasche gegenüber den Vorzug, daß er, bei der Pürsche beispielsweise, niemals hindert, für etwaigen Ansitz eine wärmere Weste oder Wettermantel bequem mitzuführen gestattet, und, wenn er mit Gummifutter versehen ist, auch als Unterlage für längeres Sitzen auf feuchtem Boden ohne Nachteil für die Gesundheit dienen kann.

Pürschglas.

Ein gutes Pürschglas, Doppelfernrohr oder auch kurz Glas genannt, ist dem beobachtenden Weidmann eine sehr erwünschte Hilfe. Es wird entweder am Riemen, im Futteral oder in der Jagdtasche, oder unmittelbar fertig zum

*) v. Berg: Pürschgang im Dickicht der Forst- und Jagdgeschichte. Dresden 1869.

Gebrauch um den Hals getragen, so daß es durch einfaches Hochheben vor das Auge geführt werden kann. An ein gutes Glas ist die Forderung zu stellen, daß es bei richtigem, geradem Hineinsehen durchaus achromatische, d. h. der Wirklichkeit entsprechende, nicht durch zerlegte Lichtstrahlen bunt umränderte Bilder erzeugt, daß es scharfe, klare Bilder von guter Plastik gibt und ein hinreichend großes Gesichtsfeld gewährt. Für die Zwecke der Jagd ist die Größe des Gesichtsfeldes weniger wichtig als die Schärfe des Bildes, da es sich in der Regel um genauere Beobachtung eines Wildes, Geweihes, Gehörnes und dergleichen handelt.

Mit dem schnellen Fortschreiten der Technik sind auch die Anforderungen an die Gläser in stetigem Wachsen. Der Übergang von den Linsenfernrohren zu den Prismenfernrohren, der zurzeit wohl als beendet angesehen werden kann, schuf nach und nach große Plastik mit starker Vergrößerung und großem Gesichtsfeld, ließ aber lange Zeit das alte Linsenrohr noch in guter Schätzung, weil die Helligkeit, die Lichtstärke der prismatischen Rohre sehr zu wünschen übrig ließ. Die neueren prismatischen Gläser mit einer Helligkeit von 34 bei sechsfacher Vergrößerung — ich gehe mit Vorbedacht auf eine Nennung der Firmen nicht ein — haben diesen großen Mangel zwar beseitigt, die Größe und Schwere eines solchen Doppelglases ist aber nicht gerade einladend. Hat man es um den Hals hängen, so geht das noch an; jedoch bin ich mir mit einem so großen Glase immer sehr behindert vorgekommen, sobald ich schießen wollte; denn das Glas nimmt nicht immer genau die Mitte des Körpers ein und gerät dann mit dem Büchsenschaft leicht in klappernde Berührung. Noch schlimmer wird das, wenn auch noch ein Zielfernrohr auf der Büchse sitzt; man stellt dann die reine unglückliche Optik dar. Noch übler aber ist man daran, wenn man ein so großes, schweres Glas im Futteral bei sich trägt, was doch für den Fall, daß Regenwetter oder Schneetreiben eintritt, wieder recht erwünscht ist; man hat die Empfindung, daß man etwas schleppen muß, und das ist bei allen optischen und schließlich doch auch jagdlichen Vorzügen einstweilen noch ein Mangel. Inzwischen werden auch leichtere Gläser hergestellt.

Daß so vervollkommnete, natürlich auch teure Doppelgläser gleichzeitig alle sonstigen wünschenswerten Einrichtungen haben, wie Einstellbarkeit auf die verschiedene Sehschärfe beider Augen, beliebige Stellung der Sehachsen beider Rohre auf den Pupillenabstand, gute Okularmuscheln, die das Seitenlicht abhalten, und schließlich entweder ganz flache Muscheln für Brillenträger, oder gar in die Muscheln eingelassene Brillengläser, das brauche ich nicht erst zu erwähnen. Bei der vorgeschrittenen Technik ist so etwas selbstverständlich. Um das Glas auch gegen Regen, Verstaubung und Sonnenbrand — der die Verkittungen der Gläser zu beschädigen vermag — zu schützen, bedient man sich des sogenannten Regendeckels, der leicht abgenommen und wieder aufgebracht werden kann.

Die Schwere der prismatischen Gläser mit starker Vergrößerung und großem Gesichtsfeld, verbunden mit dem hohen Preise, veranlaßt viele Jäger, wieder Linsenfernrohre zu führen, die leicht, bequem und meist sehr hell sind, wenn sie auch in ihrer optischen Leistung mit den Prismenfernrohren nicht verglichen werden können.

Daß die leichte Reinigungsmöglichkeit ein weiterer Vorzug der Linsenfernrohre ist, liegt nahe; die prismatischen, die auch von Zeit zu Zeit gereinigt werden müssen, wenn ihre Vorzüge voll ausgenutzt werden sollen, müssen dann meist zum Optiker, am besten in ihre Herstellungsfabrik, geschickt werden.

Sehr störend ist bei jeder Art von Gläsern das Beschlagen der Okulare, wie es bei kaltem Wetter leicht vorkommt, wenn man das Glas an das erhitzte Gesicht bringt. Dagegen kann man sich schützen durch eine Mischung von 100 ccm Benzin und 2 Gramm Wallrat, sperma ceti, die überall in Apotheken oder Drogerien zu haben ist. Beim Gebrauch der Mischung wird das Okular — oder auch das Brillenglas — aufgeschraubt, auf beiden Seiten mit etwas Mischung so lange gerieben, bis das Glas ganz klar ist, und der Hauch nicht mehr daran niederschlägt. Natürlich wirkt die Anwendung höchstens für einen Tag, meistens nicht so lange; man führt daher zweckmäßig ein Fläschchen dieser Flüssigkeit im Rucksack bei sich. Es würde erwünscht sein, eine solche Mischung in den sonst so beliebten Tuben beziehen zu können.

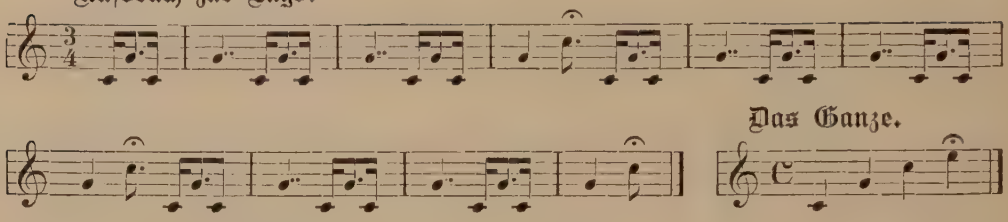
Das Horn.

Wenn bei langer, schwieriger Nachsuche auf einen kranken Hirsch alle Kräfte zur Umstellung einer großen Dickung ausgenutzt werden müssen, wenn sogar dem Schützen selbst die Begleitung des mit dem Hunde nachhängenden Jägers nicht gestattet werden kann, weil jede Büchse dringend gebraucht wird, und dann nach stundenlangem Stehen auf dem zugewiesenen Stand wie Himmelsmusik die jubelnden Töne des Jagdhorns in das Ohr des schon völlig am Erfolg verzweifelnden Schützen dringen, und „Hirsch tot" im stillen Herbstwald klingend widerhallt, dann fragt am Schluß einer solchen Jagd wohl ein jeder, von der unvergleichlichen Poesie des Horns durchdrungen: Warum wird das Horn nicht immer geführt?! Gewiß wäre das eine herrliche Steigerung der Romantik des Jagens im Walde — aber bei jeder Pürsche und auf dem Anstand das Horn mitzuführen, jeden Schuß, der im Walde fällt, zu verblasen, das ist, wie die Praxis sich nun einmal gestaltet hat, schwer ausführbar. Das Horn ist oft hinderlich; wenn es auch mit Leder umzogen ist, so leuchtet seine Schallöffnung doch weit; jedes gegen das Horn schlagende kleine Ästchen erzeugt einen weit hörbaren, im Walde sehr auffallenden Ton; daher wird die hier und da ausgesprochene Forderung, das Horn bei der Ausübung der hohen Jagd immer zu führen, wohl nur selten erfüllt werden. Muß man sich damit, soweit es sich um die stille Einzeljagd handelt, abfinden, so soll aber um so dringender die Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit des Jagdhorns beim Drücken und Riegeln, wie bei der Nachsuche mit mehreren Schützen betont werden. Zu diesem Zweck muß der Jäger das Horn zu blasen verstehen und die Signale kennen. Als Horn ist meistens das sogenannte Pleßsche Jagdhorn nebst den gleichfalls nach dem Fürsten Pleß genannten, nachstehend aufgeführten Signalen im Gebrauch.

Zum Erlernen des Hornblasens ist die „Jagdhornschule" von Heinrich Wahls, im Verlage von Jul. Heinrich Zimmermann, Leipzig, zu empfehlen. Preis 1 Mark.

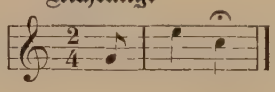
Jagd-Signale.

Aufbruch zur Jagd.



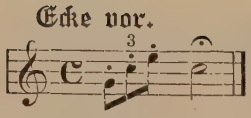
Das Ganze.

Richtung.



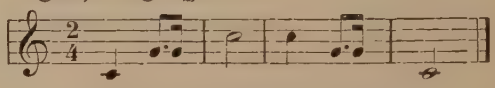
Halt.

Ecke vor.

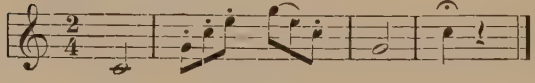


Welche Ecke vor soll, wird durch das Anblasen des rechten oder linken Flügels bestimmt.

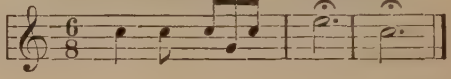
Rechter Flügel.



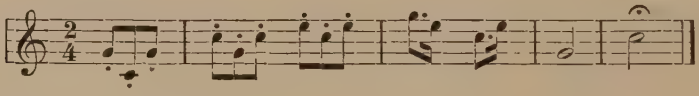
Linker Flügel.



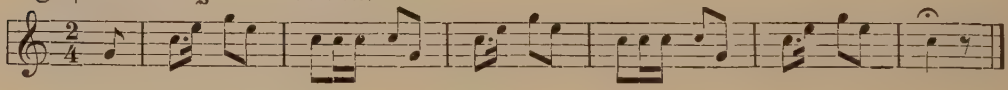
Zusammenziehen der Flügel.



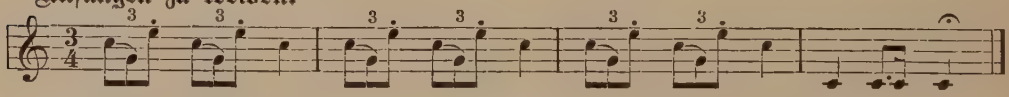
Centrum.



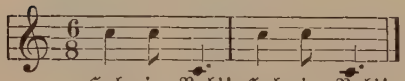
Aufmunterung im Treiben.



Anfangen zu treiben.

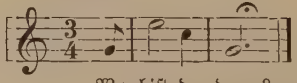


Aufhören zu schießen.



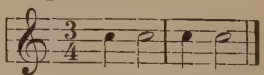
Hahn in Ruh'! Hahn in Ruh'!

Anruf.



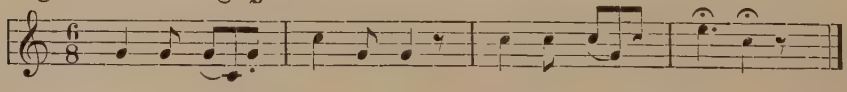
Wo bist du denn?

Antwort.

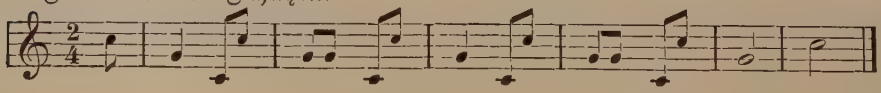


Bin hier, bin hier!

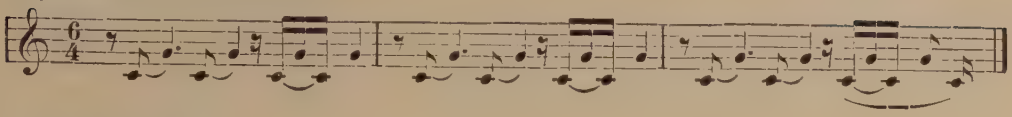
Sammeln der Jägerei.



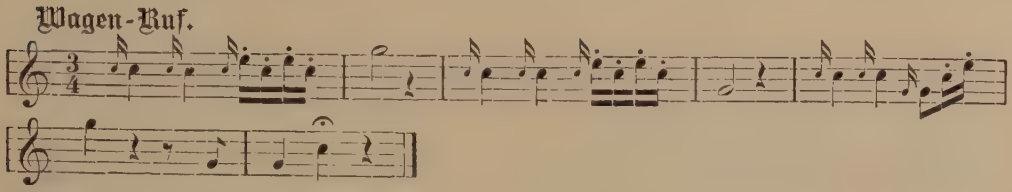
Sammeln der Schützen.



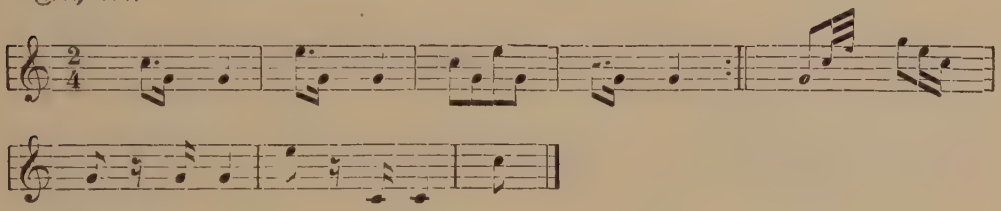
Sammeln der Treiber.



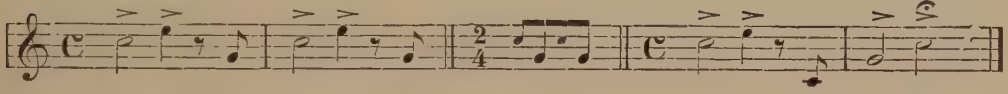
Wagen-Ruf.



Reh tot.



Jagd vorbei.



Auf der Jagd wird das Horn, am Riemen umgehängt, an der rechten Seite getragen, so daß die Schallöffnung nach hinten*) zeigt, somit also von vorn, als der dem Wilde zugekehrten Seite, nur die Lederumwicklung des Rohres, nicht aber die blitzende Schallöffnung zu sehen ist. Für kaltes Wetter empfiehlt sich ein Hornmundstück, das in der Hosentasche getragen wird. Dort bleibt es warm und gestattet auch bei großer Kälte einen leichten Ansatz. Lose Mundstücke gehen leicht verloren; sind sie mit einer Sicherungsschnur versehen, so verursachen sie beim Laufen, wenn sie herausfallen und umherbaumeln, ein störendes Geklapper. Die Haltung beim Blasen sei frei und gerade; aufgeblasene Backen und Gesichtsverzerrungen entstellen den Bläser und reizen die immer zu losen Späßen aufgelegte Jagdgesellschaft zu allerlei Unfug auf Kosten des Blasenden.

Sollen die Signale weithin gehört und verstanden werden, so muß man das Signal auf einem möglichst freien Stand geben; mitten in dichten Dickungen geht oft jeder Laut verloren, und die Umstehenden hören nichts. Wenn der Jagdherr selbst das Horn führt und gut zu blasen versteht, so finden sich unter dem Jagdpersonal bald Liebhaber für die Sache. Es dient zur besseren Verständigung und erhöht den Reiz, wenn die Signale von der Jägerei aufgenommen und weitergegeben werden; doch muß ich dort, wo öfter auf Wild gedrückt wird, bei der Benutzung des Horns zur Vorsicht raten. Das Wild lernt den Zauber schnell

*) Es ist mir wohl bekannt, daß vielfach die Schallöffnung nach vorn gerichtet getragen wird; ich halte das aber für durchaus zweckwidrig.

kennen und wechselt dann gern schon aus den nächsten Trieben aus, so daß man öfter, als einem lieb ist, das leere Nest findet.

Die Kleidung.

Von großer Wichtigkeit, sowohl für den Erfolg der Jagd wie auch für die Gesundheit des Jägers, ist die Kleidung und das Schuhwerk. Ist es schon bei dem Betriebe der Niederjagd von Bedeutung, möglichst naturfarben gekleidet zu sein, so ist das im Wettkampf mit dem scharfen Auge des Rotwildes ganz besonders notwendig. Je nachdem das Jagdrevier überwiegend Laub- oder Nadelholz hat, wird die Farbe des Anzuges mehr grün oder mehr braun sein müssen; im übrigen bringt der Handel eine solche Auswahl waldfarbener Stoffe auf den Markt, daß man wegen der Beschaffung derselben nicht in Verlegenheit kommen kann. Weiße Wäsche ist unpraktisch, sie leuchtet am Halse und den Händen weithin; daher sind farbige Flanell- oder Oxfordhemden besser, zumal sie, abgesehen von der Farbe, die Eigenschaft haben, den Schweiß aufzusaugen und im nassen Zustand kein Kältegefühl auf der Haut erzeugen. Das Taschentuch möge aber immer weiß sein. In der Tasche leuchtet es nicht, und bei Feststellung des Anschusses wie auch sonst bei der Nachsuche leistet ein weißes Taschentuch, weil es, außer bei Schnee, im Bestande aufgehängt weithin zu sehen ist, bessere Dienste als ein farbiges.

Als Form des Rockes ist der Blusenschnitt besonders zweckmäßig; Schluß am Halse wie an den Händen ist erwünscht; die Taschen sollen zum Zuknöpfen eingerichtete Klappen haben zum Schutz gegen Regen und Schnee wie auch gegen den Verlust ihres Inhaltes. Der Rockkragen wird zweckmäßig mit Knopf und Schleife versehen, um ihn aufgeschlagen festhalten zu können. Auch die Ärmelöffnung soll in dieser Weise zum Schutz gegen Wind noch verengt werden können. An der Bluse ist es besonders vorteilhaft, daß sie weit ist, also beim Anschlag in der Schulter nicht spannt, daß ihr gelöster Gürtel beim Gehen überflüssige Erhitzung verhindert, daß letzterer, nachher beim Stehen geschlossen, wieder die Wärme festhält, und daß ihre Weite eine große Anzahl von Taschen anzubringen gestattet, die man gar nicht genug haben kann. Das Beinkleid soll die freieste Bewegung gestatten, weit im Knie und besonders bequem im Schritt sein, um andauerndes Gehen sowie Springen und Laufen zu erleichtern. Ledertaschen erhöhen ihre Zweckmäßigkeit für den allerhand Schweres in ihnen bergenden Weidmann. Was den Stoff betrifft, so soll er unbedingt weich sein; und er darf auch im Regen nicht steif werden. Das sogenannte Schilfleinen ist wegen seiner Härte und der Steifheit im nassen Zustand, weil es geräuschlose Bewegungen nicht gestattet, wenig zu empfehlen; am besten ist je nach der Jahreszeit Sommer- oder Winterlohden: abgesehen vom Winter auch der sogenannte Manchester. Er ist weich und sehr haltbar — aber er wärmt nicht. Die Kopfbedeckung bildet ein weicher, gut waldfarbener — am besten recht verschossener — Filzhut mit nicht zu kleiner Krämpe. Wie die ganze Kleidung des Jägers nichts aufweisen soll, was sich etwa im Winde bewegen könnte, wenn er selbst still steht, so gehören auch auf den Hut

keine wehenden Federn; denn am leichtesten eräugt das Wild die Bewegung, und ein derartiger Hutschmuck würde den Jäger leicht verraten.

Alles in allem: je waldfarbener, einfacher und praktischer der Jäger gekleidet ist, um so größer seine Aussicht auf Erfolg; um so eher wird er vom Kenner als Weidmann angesprochen.

Noch ist die Fußbekleidung zu erwähnen. Nasse oder kalte Füße sind weder angenehm noch gesund, namentlich wenn man über die erste Jugend hinaus ist.

Daher wird man, abgesehen von der Pürsche, um allen Wechselfällen der Jagd gegenüber gerüstet zu sein, am besten einen nicht zu schweren, wasserdichten, hohen Stiefel von gutem Rindleder tragen. Durchaus und unbedingt wasserdichte Lederstiefel gibt es nicht; die geringere oder größere Durchlässigkeit hängt von der Güte des Leders und von der Behandlung des Stiefels ab. Das beste, feinporigste Leder aus dem Rücken alter Rinder sollte für den Jagdstiefel verarbeitet werden. Die untere Sohlenfläche darf vom Schuster nicht geschwärzt werden, sie bleibt roh. Die neuen Stiefel werden zuerst 3—4 Tage in ein flaches Gefäß gestellt, dessen Boden mit gekochtem Leinöl bedeckt ist; damit soll die Sohle sich vollsaugen; dann hält sie auf lange Zeit die von unten durch die Sohlen andringende Feuchtigkeit ab; läßt diese Dichtigkeit nach, so muß die Tränkung mit Leinöl wiederholt werden. Um das Oberleder und den Schaft wasserdicht und weich zu erhalten, gibt es verschiedene, in der Praxis erprobte gute Fette. Mit dem Einfetten des Schuhwerks soll ein tüchtiges Walken des Leders mit der Hand und ein Einreiben des Fettes in das Leder, sowie eine besonders sorgsame Behandlung der Nähte verbunden sein; denn das einfache Aufstreichen des Fettes wird niemals einen Stiefel wasserdicht halten. Dieses Geschäft ist Mannesarbeit; Kutscher oder Diener machen es zur Zufriedenheit, wenn der Herr ihnen ordentlich auf die Finger sieht; die moderne Küchenfee des Stadthaushaltes ist für solche Arbeit viel zu vornehm; auch fehlt ihr meistens die Kraft dazu. Ein Stiefel, der nicht mit Fett durchtränkt ist, kann dem Wasser, und vor allem dem Schneewasser nicht widerstehen; wer das nicht berücksichtigt, wird nie einen trockenen Fuß bei der Bewegung im feuchten oder nassen Gelände haben.

Nasses Schuhwerk trocknet man, wenn es gebrauchsfähig bleiben soll, niemals am Ofen oder in der Nähe desselben. Erbsen oder Hafer eingefüllt, ziehen die Feuchtigkeit schnell aus dem Leder, ohne es hart zu machen, wenn man die Stiefel nicht regelmäßig auf ihre Blöcke schlagen läßt, was einfacher und besser ist. Hart gewordenes Leder wird durch Einreiben mit Rizinusöl leicht und schnell wieder weich; eine mäßige Beigabe dieses Öles zum Lederfett wirkt auf die Erhaltung der Weichheit sehr förderlich.

Außerordentlich lästig ist das Knarren des Schuhwerks. Meistens wird es dadurch erzeugt, daß minderwertige Schuster in die innere Sohle altes, gebrauchtes Leder hineinarbeiten; dem ist nur durch die Wahl unbedingt zuverlässiger Handwerker zu begegnen. Von anderer Seite wird behauptet, daß gerade diejenigen Sohlen am leichtesten knarren, zu deren Herstellung nur neues Leder verwendet wurde. Meine Erfahrungen sprechen dagegen. Knarren nach längerem Nichtgebrauch trocken gewordene, sonst gut gearbeitete Sohlen, so hilft eine Tränkung mit

Rizinusöl schnell dem Übel ab. Knarrendes Schuhzeug verrät den Sonntagsjäger; daß es bei der Ausübung der Jagd ganz unbrauchbar ist, bedarf keiner Erörterung.

Für die Pürsche und das Gebirge wird der Stiefel durch den Schnürschuh ersetzt, zu dem entweder der Wollstrumpf oder die Gamasche gehört. Das Anklatschen der Grashalme und dergleichen an den Schaft des hohen Stiefels macht diesen für die Pürsche unzweckmäßig; im Gebirge ist er zu schwer. Der Schnürschuh mit Wollstrumpf oder Gamasche von weichem Wollstoff (Ledergamaschen erzeugen auch störende Geräusche) erleichtert das Gehen wie das leise Schleichen außerordentlich. Gummisohlen sind wenig haltbar, sonst sind sie allerdings für das Schleichen günstig; sie halten auch die von unten andringende Feuchtigkeit ab. Wo der Nagelschuh — im Hochgebirge unentbehrlich — entbehrt werden kann, ist das Schleichen um so sicherer und leichter, je leichter der Schuh ist und je dünner seine Sohlen sind. Gegen die Nässe von Halm und Kraut bei Tau und Regen schützen hohe, bis über das Knie reichende Gamaschen mit Fuß oder Überhosen — im Sommer ist jedoch, so lange man in Bewegung bleibt, ein nasser Fuß auch kein Unglück —, wenigstens wird es bei Schuh und Gamaschen auf der Pürsche am taufrischen Morgen selten ohne einen solchen abgehen.

Soviel über die Kleidung; nur sei für den Schutz gegen Regen noch erwähnt, daß ein nur die Schultern deckender Kragen von wasserdichtem, waldfarbenem Stoff selbst bei andauerndem Regen ausgezeichnete Dienste leistet und die Bewegungen des Jägers dabei in keiner Weise behindert.

Die Hunde.

Es kommen hier in Betracht: der Schweißhund, der auf Schweiß gearbeitete Vorsteh- oder Gebrauchshund, und der Teckel.

Die Jagd in den früheren Jahrhunderten kannte den Schweißhund nur für die Arbeit auf Schweiß; für die Arbeit auf gesunder, kalter Fährte*) hatte sie den jetzt ausgestorbenen Leithund. Das Blut des letzteren und damit einen Teil seiner Eigenschaften finden wir in den Schweißhunden der Jetztzeit teilweise wieder, von denen die Harzer Hunde wohl die bekanntesten sind.

In der Gegenwart leiden wir noch unter dem Widerstreit der Anschauungen, ob die Leithundsarbeit die Grundlage bilden, oder ob die ganze Arbeit des Hundes lediglich auf Schweißarbeit aufgebaut werden soll. Ebenso gehen die Meinungen über die für die Nachsuche geeignetsten Hunde auseinander.

Darüber aber besteht keinerlei Zweifel, daß die alte Jägerei in dieser Sache derjenigen der Neuzeit weit überlegen war. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß die alten Büchsen mit ihrer kleinen Pulverladung und großem Kaliber langsam töteten, daß das kranke Wild sich erst lange nach dem Schuß niedertat, daß aber auch die großen Kaliber viel und anhaltend Schweiß lieferten. Daraus ergibt sich von selbst die Notwendigkeit guter Hunde, wie andererseits die gute Gelegenheit zu ihrer Arbeit. Dazu kam der Umstand, daß die alte Jägerei eine

*) Wo in der Folge von gesunder Fährte gesprochen wird, ist immer gesunde, kalte Fährte gemeint.

besondere Berufsklasse bildete. So hatte sie einmal nichts anderes als die Jagd als Arbeitsfeld und konnte es auf diesem weit bringen. An den großen und kleinen Höfen wie in der Zunft selbst galt nur der tüchtige Jäger — so war der Ehrgeiz ein gewaltiger Sporn.

Das hat sich sehr geändert. An die Stelle der alten, langsam tötenden Waffen sind Büchsen kleinen Kalibers von starker Wirkung getreten. Die Gelegenheit zu häufigen und längeren Nachsuchen ist dadurch entsprechend seltener geworden. Mit verschwindenden Ausnahmen gibt es keine Berufsjägerei mehr. Der Forstbeamte wurde Jäger im Nebenamt. Was früher eine Kunst war, ist vielfach zu einem Dilettantismus geworden. Große Worte herrschen statt der Taten.

Unter diesen Umständen muß es von besonderem Interesse sein zu hören, was unsere Vorfahren und Vorgänger über die Schweißarbeit gedacht haben. Ich lasse daher eine Reihe ihrer Meinungen folgen und fange mit dem alten Heinrich Wilhelm Döbel an. Es heißt in der zweiten Auflage seiner „Neueröffneten Jäger-Practika" vom Jahre 1754 auf S. 107 u. f.:

„Es sind zwar der Schweiß-Hunde auch unterschiedliche Racen; ich halte aber die für die besten, so mittelmäßig groß sind und etwan die Höhe eines deutschen Jagdhundes haben. Sind sie gar zu niedrig, so können sie im Schnee nicht fortkommen. Sind sie gar zu hoch und stark, so stellt sich ein Thier nicht gerne davor, und packen sich auch leichtlich, welches gemeiniglich die thun, so von einer vermischten Wolffsart gezogen worden . . .

So nun der Hund meist ein Jahr an Alter erreicht hat, macht man ihm ein Halsband um; nachgehends legt man ihn etliche Tage an eine Kette; alsdann nehme ich ihn an einen Fange-Strick, welcher etwan eines kleinen Fingers Dicke, oder an einen Riemen, welcher etwan 1 und eine halbe Klaffter lang ist, binde ihn an einen Hirsch-Fänger-Kuppel, auf der rechten Seiten an, damit er mich nicht, so ich ein Couteau de Chasse oder Planthen (kurtzen Hirsch-Fänger) anhabe, hindere, und daß ich auch denselben mit der rechten Hand zurück halten kan, und muß er auch gewöhnt werden, hinter her zu gehen.

Man kan auch den Hund fast auf die Weise wie einen Hühner-Hund dressieren. Zum Apportieren aber braucht es nicht, nur daß er Gehorsam kriege. Solcher ist nützlich, da man zu Pferde pürschet, daß der Hund gehorsam seyn muß, und nicht vor oder von dem Pferde weggehen darf.

Nach diesem muß er fleißig mit ausgeführet werden. Sodann, wenn man sich anstellet, oder auf dem Paß ist, bindet man den Hund anfangs nur hinter sich. Hier muß aber auch in Acht genommen werden, daß der Hund nicht kauen lerne. Zu dem Ende nimmt man einen Fang-Strick von Haaren, oder eine subtile Kette mit Leinwand umwehrt, an welcher er nicht leichte kauen wird.

Es muß auch der Hund still liegen, und wenn er es erst etwas gewohnt ist, so bindet man ihn weiter vor sich, daß er es so gewohnt werden muß, wenn man gleich weit von ihm gehet. Und sollte es auch den ganzen Tag oder etwan die Nacht währen; so muß er sich nicht abfressen oder loßreißen; sondern erwarten bis man ihn abhole. Diese Tugend muß dem Hunde nothwendig angewöhnet werden, indem man ihn wohl zuweilen dahin binden muß, daß das Wildpret nicht daselbst, sondern auf den Jäger herausziehe.

So oft ich nun was schieße, ob es gleich bald stürtzet; so muß ich doch den jungen Hund nehmen, und vom Anschusse bis dahin, wo es gestürtzet, am Fang-Stricke oder

Riemen nachsuchen, dabei ihn careßiren und ihm vom Wilde etwas Schweiß zu genießen geben.

Ferner schieße ich denn ein Thier weydewund; so lasse ich es etwas gehen, daß es krank werde (den Schuß mehr empfinde), nehme den Hund an die Leine, gehe zum Anschusse, da man doch meistens Haare und Schweiß findet, careßire ihn, spreche: Verwundt, verwundt, mein Hund! lasse ihn voraus ziehen und arbeite darauf nach, wie bei dem Leit-Hunde; sodann wird er wieder etwas angehalten, besonders, wo ich Schweiß gewahr werde, zeige ich ihm den Schweiß, daß er solchen recht annehme, mit den Worten: Verwundt, Recht, darnach! und lasse ihn ferner schießen, arbeite auch so nach, so weit als es sich nur thun läßt.

Ueberschießt der Hund ja den Schweiß, so greiffe ich vor; fällt er wieder an, so wird weiter gesucht, bis ich dahin komme, wo sich das Wild niedergethan hat; oder sehe ich es wohl gar sitzen, so ziehe ich den Hund los.

Fliehet nun das Thier noch fort, so wird der Hund folgen, dem ich auch nach Möglichkeit folge. Es stellet sich denn auch wohl das Thier, so lasse ich den Hund etwas davor stehen, und schieße es nochmals auf den Kopf. Lasse ich ihm ferner zu andrer Zeit wieder ein Thier stellen; so lasse ich ihn alsdann schon länger davor stehen.

Sollte nun aber der Hund zu scharf seyen, und leichte packen; so schieße ich einen Hirsch vor ihm, jedennoch weide-wund, und lasse ihn dran, der wehret sich besser, und lernet der Hund alsdann besser stehen, und nicht gleich packen. Wie es denn allemal besser vom Hunde ist, so er davor stehet und solches stellt, als daß er es gleich fängt.

Zu merken ist hierbei, daß man auf gesundes Wild (welches nicht angeschossen) nicht viel arbeite. Dafern es aber ja etwan die Nothwendigkeit erfordert, daß so ich nach etwas geschossen, mit dem Hunde nachsuchen muß, so suche ich gleichwohl nicht zu weit nach, so kein Schweiß zu finden und gefehlt wäre. Ich suche auch wohl mit dem Hunde noch auf den Schweiß des Morgens früh darnach, so ich des Abends oder Nachts vorhero was geschossen habe, damit der Hund den Schweiß ohne Wittrung der Fehrte annehmen lernet.*)

Eben darum ist und wird er auch der Schweiß-Hund genannt, daß er mehr des Schweißes als der Fehrten achten muß: Denn, wenn er erst gut ist, so muß er auch das Verwundete unter dem Gesunden ausmachen können.

Es wird sich keiner rühmen können, daß er allezeit dahin trifft und getroffen hat, wo er hin gewolt; es sei gleich der besten Schützen einer, wer er wolle; so kann es ihm fehlen. Dessentwegen gehöret ein guter Hund dazu. Zwar was ein Groß-Streicher ist, der trifft allemal aber mit dem Suppenlöffel sein Maul. Was aber ein vernünftiger Schütze ist, der hält auch auf einen guten Schweißhund und wird gestehen, daß er auch fehlen kann."

Es sei hier zunächst bemerkt, daß diejenigen unzweifelhaft sehr witzigen Leute, die sich den letzten Absatz auf einer Tafel an die Wand hängen und Döbel für sich und ihre Theorien in Anspruch nehmen, sich in einem starken geschichtlichen Irrtum befinden; denn wie seine ganze Anleitung es darlegt, ist der alte Döbel mein Mann. Sein Schweißhund ist ein ganz anderer Hund, als der nach dem jetzt wieder in Mode gebrachten Jägerhofverfahren erzogener. Döbel weiß nichts von der Arbeit auf gesunder Fährte, er kennt nur diejenige auf der Schweißfährte und schreibt ausdrücklich vor, „daß man den Hund auf gesundes Wild nicht viel arbeite."

*) Von mir gesperrt. v. R.

Sehen wir weiter: Karl von Heppe fragt in seinem „Aufrichtigem Lehrprinz oder Practische Abhandlung von dem Leithund, als dem Fundament der edlen hirschgerechten Jägerei" (Augspurg 1751) auf Seite 342 ff.:

„1. Frage: Giebt es nur eine Race von Leithunden? Antwort: Nein; sondern man weiß eigentlich von dreyerlei Racen; deren eine immer vor besser als die andere gehalten wird: wie sie denn auch der Gestalt und Güte nach sehr unterschieden sind.

2. Frage: Kann man auch aus anderen Hunden nicht auch gute Leithunde machen?

Antwort: Ja; und wenn es auch schon Mezgers-, Schäfers- oder gemeine Rüddenhunde (Saurüdden) wären, aus denen man zur Curiositet wolte Leithunde arbeiten. Noch viel gewisser gehet das an, wenn man dazu die jungen Wölfe von Pudeln (auch Barbets genannt, wegen ihres Bartes um die Waffel herum. Sie sind eigentlich ungarische Wasserhunde, recht kraus- und filzhärig, und gemeiniglich rabenschwarz usw.) Schweishunden (einiger Orten nennet man sie Bracken, anderswo Bluthunde, und wieder anderswo Pürschhunde usw.) Spionen (sind hitzige, sehr arbeitsame, niedere Hunde, stöbern alle Graben und Hecken, Büschgen und Grasstäudgen usw.) und Zwitterhunden (von allerhand Arten: sie sind gute Hatzhunde auf allerley Wildpret) nimmt; die letzteren aber müssen entweder von einem guten Leithund und einer Pudelhündin, oder von einem Pudel und einer Schweishündin oder auch von einem Spion und einer Leithündin gefallen (gezeuget und zur Welt gebohren worden sein)."

Zur Zeit des Karl von Heppe hat also sozusagen die Nase eines jeden Hundes ausgereicht, um sogar Leithundsarbeit zu verrichten, und heute soll nach der Ansicht der Verfechter des hannoverschen Jägerhofverfahrens nur einzig und allein die Nase des hannoverschen Schweißhundes geeignet sein, ältere, kalte Fährten zu arbeiten. Daß die Leithundsarbeit höhere Anforderungen an die Hundenase stellte, als sie die Schweißarbeit verlangt, darf ich als bekannt und unbestritten voraussetzen. Es entsteht da die interessante Frage, wodurch alle unsere heutigen Hunde ihre Nase verloren haben, seit der hannoversche Schweißhund auf der Bildfläche erschien?

Johann August Großkopffs „Neues und wohleingerichtetes Forst-, Jagd- und Weidewerks-Lexicon", Langensaltza 1759, sagt:

„Schweißhunde, oder auch Pürsch-Hunde sind eigentlich diejenigen Hunde, welche lediglich zum Aufsuchen der verwundeten Thiere gebraucht werden, und nicht anderes als verwundetes Wildpret suchen, solches stellen, und zuletzte fangen und niederziehen."

Man sieht auch hier: von der Arbeit auf gesunder Fährte ist keine Rede. Das heute verpönte Niederziehen erscheint bei ihm als die Regel.

Georg Ludwig Hartigs „Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen", Wien 1812, enthält zunächst über die Rasse des Schweißhundes folgendes:

„Der Schweißhund. Er hat gewöhnlich ebenfalls eine mittlere Größe, meistens einen starken Behang, eine lange nur wenig gekrümmte Ruthe und untersetzten, wohlproportionirten Körperbau. Es giebt glatte und rauhhaarige, und ihre Farbe ist entweder schwarz mit braunen Extremitäten, oder gelblich oder braun oder Wolfsfarbig. Ganz weiße, oder weißbunte oder mausfahle gute Schweißhundracen kenne ich nicht, und die weißen sind auch deßwegen nicht zu empfehlen, weil sie das Wild auf sich und den Jäger, der sie führt, schon in weiter Entfernung aufmerksam machen, wenn kein Schnee liegt. — Man benutzt diese Hunde, um angeschossenes Wild zu verfolgen, und es entweder zu stellen oder zu fangen."

Auf Einheitlichkeit der Rasse deuten diese Worte gerade nicht hin. Das Niederziehen scheint nicht als Fehler angesehen zu werden.

Über die Abrichtung und den Gebrauch des Schweißhundes sagt Hartig in dem vorgenannten Lehrbuch im zweiten Band S. 110ff.:

„Von einem guten Schweißhunde kann man also fordern:

1. Daß er sich zu Fuß oder zu Pferd am Hetzriemen oder Fangstricke bequem führen und

2. wo man will anbinden und arretieren lasse, ohne unruhig zu seyn;

3. daß er, wenn er Wild sieht, nicht laut ausgebe oder pfeife, so lange er am Hetzriemen sich befindet;

4. daß er, wenn er frei oder los ist, am gesunden Wilde gar nicht, oder doch nicht lange jage;

5. daß er am Hetzriemen auch dem gesunden Wilde nachhänge, wenn ihn der Jäger dazu aufmuntert;

6. daß er, wenn man ihn auf eine schweißige Fährte bringt, dieselbe am Riemen sowohl, als wenn er los ist, richtig verfolge, und den schweißigen Gang halte, wenn er auch mitten durch viel wärmere Fährten von gesundem Wild führen sollte;

7. daß er, wenn man ihn an ein schweißendes Stück hetzt, nur dasselbe, und so lange er es im Gesicht hat oder ganz nahe dabei ist, laut jagend unabläßig verfolge, bis es sich stellt oder stürzt; und

8. daß er das verendet gefundene Wild nicht anschneide, und — was jedoch nur wenige Hunde thun — es verbelle.

Ein Schweißhund, der alle diese Eigenschaften besitzt, ist vollkommen zu nennen; und nach meiner Erfahrung verschafft man ihm diese Eigenschaft auf folgende Art am sichersten."

Nun bespricht der Verfasser die ersten drei Erfordernisse in der noch heute allgemein geübten Art, um dann fortzufahren:

„Die vierte Eigenschaft nehmlich daß der Schweißhund an gesundem Wilde gar nicht, oder doch nicht lange jage, erhält er nach und nach dadurch, daß man ihn **niemals an gesundes**, sondern immer an krankes oder angeschossenes Wild hetzt und ihn recht oft solches Wild suchen läßt, wovon er wegen Länge der Zeit nicht die Fährte, sondern nur noch den Schweiß wittern kann. Dessenungeachtet muß er aber doch, wenn ihn der Jäger mit dem Zuspruch: vorhin Hirschmann, laß sehn! dazu animirt, auch auf den Fährten des gesunden Wildes am Riemen nachhängen und wie der Leithund den Gang richtig halten; ob er gleich lebhafter suchen wird, wenn er Schweiß findet —."

Man sieht: zum Ausbildungsverfahren Hartigs gehört die Arbeit auf gesunder Fährte nicht. Er verlangt diese Arbeit nur als einen Nebenerfolg der alleinigen Ausarbeitung auf Schweiß.

Halten wir weitere Umschau:

Johann Matthäus Bechstein äußert sich in seinem „Handbuch der Jagdwissenschaft", Nürnberg 1822, im wesentlichen auf Grund Graf von Mellins Anleitung zur Erziehung und Bearbeitung eines Schweißhundes usw., Braunschweig 1793, über den Schweißhund Band II, S. 205 ff., wie folgt:

„Schon der Name Schweißhund zeigt im Allgemeinen seine Bestimmung an. Er muß nämlich einem angeschossenen Stück Wildpret nicht sowohl auf der Fährte als vielmehr auf dem Schweiße nachfolgen, und dem Jäger, und zwar vorschriftsmäßig,

anzeigen wo es sich befinde, um dasselbe auf irgend eine weidmännische Art vollends habhaft zu werden. Auf den Schweiß gehen, wie die Erfahrung lehrt, fast alle Hunde, daher man karge Jäger zuweilen einen Schäferhund dazu borgen sieht, und aus diesem Grunde auch die Erscheinung, die vorzüglich dem gereisten Jäger bekannt ist, daß man fast in jeder Gegend anders gestaltete Schweißhunde antrifft — hier lobt man die glatt- dort die rauhhaarigen — hier müssen sie stark behangen sein, dort sieht man darauf nicht — dort hat man sie gern hoch- hier kurzbeinig u. s. w. . . . Die Farbe ist gewöhnlich dunkel, fuchsroth, braunroth, schwarz oder grau . . .

Ist es möglich, so thut man, nach der bekannten Regel wohl, den jungen Hund zum Schweißsuchen und Hetzen zuerst auf dem Schnee anzuführen. Hier wird Jäger

Abbildung 143. Ungerader 44 Ender erlegt von S. M. dem Kaiser 1898 in Nassawen.

und Hund alles deutlich. Man bemüht sich zu dem Ende ein Stück Wildpret weidewund zu schießen, läßt es eine halbe oder ganze Stunde sitzen, damit es erst krank werde und sich niederthue, dann nimmt man den Hund an den Riemen, zeigt ihm beim Anschusse Fährte und Schweiß, muntert ihn durch Schmeicheleien und Worte: Such verwundt, mein Hund! zum Nachsuchen an, und hängt mit ihm auf der Fährte nach. Da der Jäger hierbei der Suche gewiß ist, so läßt er dem Hund allen Willen, und sollte er auch die Fährte verlieren, so läßt er ihm doch Zeit, um sie selbst wiederzufinden, und führt ihn nur in dem Fall wieder darauf, wenn er sich ganz davon verirrt hat, und sie nicht selbst wiederzufinden im Stande ist . . ."

Bechstein spricht von der Arbeit auf der gesunden Fährte überhaupt kein Wort, schließt aber diesen Paragraphen mit folgendem Satz:

„Hat der Jäger oft Gelegenheit, Wild zu birsen, so wird sein Hund bald ferm werden . . ."

In seinem „Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber", 2. Auflage, Leipzig 1820, läßt sich George Franz Dietrich aus dem Winckell über den Schweißhund S. 43 ff. folgendermaßen vernehmen:

„Fast unter jeder Art von Hunden findet man solche, die von Natur gern auf Schweiß arbeiten. Die besten aber werden von einem schon geübten, jungen und raschen Schweißhunde, und von einer alten, ruhigen und sicheren Hündin, besonders, wenn diese während sie tragend ist in Uebung gehalten werden kann, gezogen.

Die Farbe kann sein wie sie will; auf die Größe hingegen ist Rücksicht zu nehmen. Zu große Hunde verlassen sich zu sehr auf ihre Stärke, packen deshalb zu schnell und leiden dadurch gar leicht Schaden; auch stellt sich vor ihnen das verwundete Wild nicht gern, weil es deren Ueberlegenheit an Kraft kennt. Vor kleinen z. B. Dachshunden stellt sich zwar alles Verwundete bis auf das Reh herab; aber theils können dergleichen Hunde im Schnee und Morast nicht gut fort, theils ist ihnen selten das Lautwerden auf der Fährte abzugewöhnen. Nie darf aber der Schweißhund die Wittrung der Fährte achten, sondern muß bloß dem Schweiße folgen und nie eher laut werden, bis er verwundetes Wild im Gesichte hat, oder wenn dieses sich vor ihm stellt . . .

Wenn die in § 21 erwähnte vorläufige Dressur des jungen Schweißhundes beendet ist, so richtet man ihn am leichtesten ab, wenn man Gelegenheit hat, ihn zugleich mit einem alten, guten Hunde zu brauchen. Nur darf er in keinem Falle, bis er zuverlässig wird, anders als an einem Fangstricke, welcher zum Theil aus Haaren geflochten ist, damit er ihn nicht zerfrißt, wenn man ihn irgendwo anbinden muß, arbeiten . . . Den jungen Hund übe man so oft als möglich und lasse ihn selbst dann, wenn man das Wild stürzen sieht, vom Anschusse an bis zu einer kurzen Entfernung von dem Orte, wo es liegt, am Riemen arbeiten. Hier animire und löse man ihn, wenn es thunlich ist, in einer Gegend, wo er das verendete Stück nicht liegen sieht. Durch das letztere Verfahren erreicht man oft den Zweck, daß er todt verbellen lernt. (? v. R.)

Träfe es sich, daß man in sechs bis acht Wochen keine Gelegenheit fände, den Schweißhund zu gebrauchen; so muß man sich freilich entschließen, mit Vorsatz einen nicht guten Schuß anzubringen. Uebrigens verabscheue ich die an mehreren Orten übliche Gewohnheit, Alles der Schweißhundsjagd wegen schlecht zu schießen, von ganzem Herzen; einmal weil es unmenschlich ist, die arme Kreatur des eingebildeten Vergnügens wegen zu martern, und dann weil auf diese Art oft wenigstens ein Theil des Wildprets unbrauchbar wird."

So weit Winckell über die Arbeit des Schweißhundes; es ist auch bei ihm wiederum von der Arbeit auf der gesunden Fährte nicht die Rede.

Verschnaufen wir hier einmal und lassen die bisher genannten Schriftsteller an uns vorüberziehen; da erscheint es zunächst bemerkenswert, daß die alten Jäger, die es doch gewußt haben müssen, sowohl für die Leithunds- als für die Schweißhundsarbeit auf die Rasse, obgleich unzweifelhaft der zünftige Jäger auf solche hielt, insofern kein besonderes Gewicht legen, als sie die Nasen der meisten Hunde für ausreichend hielten. Das vergleiche man mit der heute bei vielen herrschenden Anschauung, als wenn nur der hannoversche Schweißhund allein eine solche Nase habe, und bedenke dabei, in welcher großartigen Weise die Nasen unserer Vorstehhunde durch die Zuführung englischen Blutes — welcher Stamm wäre frei davon!? — in neuerer Zeit verbessert sind.

Dann stimmen alle älteren Schriftsteller darin überein, daß die Arbeit auf der Schweißfährte allein gute, ferme Hunde heranbilde. Daraus ziehe ich für meine Person den erfreulichen Schluß, daß ich mich bei der abfälligen Kritik, die man stellenweise diesem Teil der ersten Auflage angedeihen läßt, in sehr guter Gesellschaft befinde. Die alten Schriftsteller habe ich alle auf meiner Seite, und wenn ich nun unter pathetischem Hinweis auf das ehrwürdige, alte Weidwerk bekämpft werde, so beweist das nur, daß solche Kämpfer von den tatsächlichen ehemaligen Jagdzuständen keine Ahnung haben oder von dieser Ahnung keinen Gebrauch machen wollen. Das nebenbei!

Aber nichtsdestoweniger muß ich mir hier selbst einen Einwurf machen, der ungefähr also lautet: Ja, damals, als es bei den alten, langsam tötenden Waffen so viele Arbeit gab, da mochte es angehen, die Hunde nur auf Schweißfährte allein zu arbeiten — aber heute? Nun, dafür ist heute die Schweißarbeit überhaupt seltener geworden und bietet auf nicht stark besetzten Revieren überhaupt keine Gelegenheit mehr zur Haltung eines nur für sie bestimmten Hundes. Auf stark besetzten reicht aber die reine Schweißarbeit noch heute zur Not aus. Daß die andere Ausbildungsart dieser aber überlegen ist — das soll erst noch bewiesen werden.

Da ich so auf die Wirkung der Schußwaffen geraten bin, möchte ich gleich noch erwähnen, in welch seltsamen Widersprüchen sich die Äußerungen meiner Gegner auf diesem Gebiet bewegen: der eine sagt, er könnte zwar die Wirkung der 8 mm-Büchse aus eigener Erfahrung nicht — das hindert ihn aber nicht, ein Urteil darüber zu fällen —, aber soviel sei sicher, daß mit dem niederträchtigen Ding eine Unmasse Wild zu Holze geschossen würde; er würde sie in seinem Machtbereich niemals dulden. Ja, eine Büchse, mit der viel Wild zu Holze geschossen wird, die muß doch erst recht viele Arbeit für den Schweißhund geben, könnte also dessen Anwalt nur erwünscht sein.

Der andere sagt, er wünsche das Teufelsding von Kilometerbüchse zehntausend Klafter tief unter den Erdboden, weil sie dem Schweißhund immer mehr sein Arbeitsfeld beschränke — und dann schleicht er durch die Hintertür zu Otto Bock (Berlin W., Kronenstraße 7) und kauft solch einen Teufelsspuk, um — Elche zu schießen.

Der dritte, der sich rühmt, Hekatomben von Wild zusammengeschossen zu haben, macht uns gruselig mit all den elenden Wirkungen des 8 mm-Gewehres und sagt, bei solch einer Waffe brauchten wir den Schweißhund erst recht, denn es gäbe viel mehr Nachsuchen als früher. Wer diese Waffe in solcher Weise mißbraucht, daß er zu solch einem Urteil berechtigt ist, der sollte sein trauriges Heldentum lieber verbergen und sich still schämen — der leidige Abonnentenfang mancher Zeitschriften läßt aber solch einen öden Schießer in seiner ganzen selbstgefälligen Schwatzhaftigkeit paradieren, weil das unreifen, aber zahlenden Abonnenten so gefällt.

Würde man solchen Äußerungen Glauben schenken, so müßte man zu der Annahme kommen, daß unsere Büchsen sich in einer fortwährenden Verschlechterung befinden. Ob das so ist, das überlasse ich dem Urteil des Lesers. Aber wenn es so wäre, dann müßten doch mit der fortschreitenden Verschlechterung der Jagdwaffen

die Gelegenheiten zur Ausarbeitung des Hundes auf Schweiß sich steigend vermehrt, und mit zwingender Notwendigkeit die Hunde selbst in ihren Leistungen sich immer mehr verbessert haben. Einige Sonderlinge sind nun gerade der Ansicht, daß mit der fortschreitenden Verbesserung der Schußwaffen das Arbeitsfeld der Schweißhunde immer größere Einschränkung erfahren, und damit die Hunde selbst an Betätigung und Leistung immer mehr Einbuße erlitten haben. Diese Leute sind daher der Meinung, der Rückgang auf diesem Gebiet sei eine ganz natürliche Entwicklung — sonderbare Schwärmer!

Wir haben uns bisher mit dem beschäftigt, was die Alten sagten — es ist aber nicht minder lehrreich die Augen auch auf das zu richten, was sie nicht sagen. So wie ich den stillen Pürschgang im verschwiegenen Walde liebe, eben so gern vertiefe ich mich in die schriftlichen Denkmäler vergangener Zeiten, und da ist mir wiederholt bei den alten Jagdschriftstellern aufgefallen, daß niemals über die Verwendung des Leithundes als Schweißhund berichtet wird. Es versteht sich ja von selbst, daß man denjenigen Hund, der noch als Leithund Verwendung finden sollte, nicht durch Arbeiten auf der Schweißfährte für die Arbeit auf der gesunden Fährte unlustig machte. Aber bei der hohen Wichtigkeit des Schweißhundes, die von allen Schriftstellern übereinstimmend betont wird, lag es nah, das beste Hundematerial für diesen Zweck zu wählen; und da unter den Leithunden, die bereits die eine oder die andere Behängezeit durchgemacht hatten, doch sicherlich auch überzählige vorhanden waren, so wäre doch nichts natürlicher gewesen, als diese, die nach der heute bei vielen herrschenden Meinung die beste und einzig richtige Vorschule zur Schweißarbeit, nämlich die Arbeit auf der gesunden Fährte, bereits hinter sich hatten, zur Schweißarbeit zu verwenden.

Sollten die „alten Jäger", deren Hirschgerechtigkeit heute oft so wehmütig zerknirscht gedacht wird — man verzeihe mir den ungehobelten Ausdruck — so dumm gewesen sein, diesen Gedanken niemals zu erwägen? Freilich, es bestanden einige Hindernisse: der Leithund durfte niemals lautgeben, vermutlich, oder vielmehr höchstwahrscheinlich hatte man hierauf gezüchtet; das paßte nicht für die Hetze; er kam außerdem niemals vom Hängeseil herunter, er wurde geleitet, daher sein Name; seine Schnelligkeit kann daher nicht groß gewesen sein; das paßte wiederum für die Hetze nicht. Aber ganz zweifellos hat es auch Leithunde genug gegeben, die diese beiden hindernden Eigenschaften nicht hatten. Und da ist es doch im hohen Grade auffallend, daß diese alten Jäger, die uns — daran ist kein Zweifel — in der Leithunds- und in der Schweißarbeit hundertmal überlegen waren — es war ja ihre Berufsaufgabe — niemals, soweit wir wissen, Leithunde für die Schweißarbeit verwendet haben. Im Gegenteil: einige warnen geradezu davor, den Schweißhund viel auf der gesunden Fährte zu arbeiten.

Noch ein anderer Umstand ist es, der mir beim Pürschgang in der Jagdgeschichte aufgefallen ist: es fehlen die Klagen über die vielen schlechten Hunde, die uns heute von allen Seiten entgegenschallen. Wir finden im Gegenteil bei den alten Schriftstellern eine hohe Zuversicht für die Güte des von ihnen empfohlenen Verfahrens, und da wir es im Gegensatz zu unserer heutigen Zeit, von der Oskar Horn sagt: „Einer schreibt immer vom anderen ab," durchweg mit er-

fahrenen Praktikern zu tun haben, so wird diese Zuversicht aus ihren Erfahrungen entsprungen und somit zugleich ein Beweis für die Güte des Verfahrens selbst sein.

Dagegen verdient festgestellt zu werden, daß es nach Einführung des Hannoverschen Jägerhofverfahrens an Klagen nie gefehlt hat. Wenn man eine allgemeine Verschlechterung der Hundenase als ausgeschlossen betrachtet, so liegt dabei der Gedanke an einen Fehler im Verfahren selbst und zwar an einen grundsätzlichen in der Theorie oder einen solchen in der Ausführung nicht sehr fern.

Zwischen den genannten älteren Jagdschriftstellern von Döbel bis Winckell einerseits und den neueren andererseits liegt eine tiefe Kluft. Die französische Revolution, die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts und das Jahr 1848 haben auf jagdlichem Gebiet eine vollständige Umwälzung hervorgebracht und die Hochwildstände teilweise für immer vernichtet, teilweise so geschädigt, daß Jahrzehnte dazu gehörten, sie wieder einigermaßen heranzuziehen. Der Leithund ging in diesen Fluten unter, für den Schweißhund wurde die Arbeit bei den zusammengeschmolzenen Wildständen immer weniger. Aus dem zunftmäßigen Jägertum war der Forstmann der Neuzeit hervorgewachsen, der berufsmäßige „Jäger" eine seltene Erscheinung geworden.

Die jagdliche Literatur ist ein getreues Abbild dieser Zustände, sie ist auf lange Zeit verstummt. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erwacht sie wieder in Jagdzeitschriften und Einzelwerken.

Sehen wir uns in ihr nach unserem Gegenstand um und greifen wir nur die bemerkenswertesten Äußerungen heraus; denn es kommt jetzt die Zeit der freien Presse und gar mancher kann dem lauten Zug der Zeit nicht Widerstand leisten und redet viel von Sachen, von denen er nur wenig versteht. Solche Äußerungen will ich daher mit dem Mantel der christlichen Liebe zudecken und nur einige wirkliche Sachverständige zu Worte kommen lassen.

Da ist zunächst Eberhard Graf Erbach-Erbach. Er schreibt in Albert Hugos Jagdzeitung, 17. Jahrgang, Nr. 13 von 1874, was ich auszugsweise wiedergebe:

„. . . Im allgemeinen kann wohl behauptet werden, daß sich brauchbares Material unter allen Schweißhundracen vorfindet, daß aber stets geringer sich gestaltende Gelegenheiten, stets zunehmender Mangel sachverständiger Jäger und Hundearbeiter, sowie auch oft die Trägheit des Jagdpersonals die Ursachen sind, wegen welcher kein brauchbarer Schweißhund sich findet. Zur systematischen Arbeit gehört Liebe zum Hunde, große Geduld, lebhaftes Pflichtgefühl und reiche Gelegenheit anzuschießen und anzusuchen.

Es werden Hühner- und Dachshunde getroffen, welche es in ihren Leistungen fast mit jedem Schweißhund vom Fach aufnehmen, es gehören solche Erscheinungen übrigens doch nicht der Regel an und man kann sie einem Administrator einer hohen Wildbahn als unzunftgemäß keineswegs empfehlen.

Sie erscheinen uns nur da berechtigt, wo momentan kein Schweißhundmaterial zu gewinnen ist, oder in Wildbahnen, welche lediglich Wechselwild beherbergen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Doch der prächtige Leithund ist nicht unsere Aufgabe, und nur soviel sei uns hier anzuführen gestattet, daß die gerechte Jägerei Leit- und Schweißhunde stets als völlig getrennte Berufsindividuen betrachtete und daß nur insofern ein gewisses Untereinander-

werfen beider edler Geschöpfe stattfand, als der Schweißhund in Ermangelung des Leithundes hie und da in dem Bestätigen letzteren ersetzen mußte, was bei einem probaten älteren Hunde sich als ausführbar darstellt. Der Leithund dagegen war nie der Stellvertreter des Schweißhundes auf schweißender Fährte.

Letzteren zu arbeiten, dazu führen verschiedene Wege. Wir glauben den grünen Fachgenossen den systematischen Weg vorführen zu sollen.

Wenn ich schon mehrfach wahrgenommen, daß einzelne Glieder der ehedem so probaten Odenwälder Jägerei ihre jungen Schweißhunde nach vollendetem ersten Jahre den Wildhütern übergaben, damit sie während eines Sommers täglich zu jagen bekamen; und wenn auch diese Methode hie und da ein brauchbares Material lieferte, welches — wenn es an den Riemen genommen und sodann förmlich gearbeitet wurde — hie und da sehr tüchtige Schweißhunde produzierte; so vermag doch dieses System nicht das korrekte genannt zu werden. Letzteres dürfte vielmehr in folgendem sich darstellen:

Man nehme irgend ein Individuum von reiner erprobter Schweißhundrace nach vollendetem ersten Lebensjahre an den Riemen, mache dasselbe erst führisch, damit es dem ansuchenden Jäger später keine Mühe vor oder während des Anlegens oder Führens bereite. Ist dieser Elementarunterricht vollendet, so schieße man dem jungen Eleven zuerst einige Stücke dergestalt, daß sie bald nach dem Anschusse verenden. Man setze den Anfänger alsdann zuerst auf den warmen Schweiß. Kennt er die Bedeutung des letzteren, was er gewöhnlich durch übermäßige Begierde bald kundgiebt, so versucht man ihn auf den kalten Schweiß zu setzen, was durch verzögertes Ansuchen nach dem Anschusse zu erzielen ist. Hat der junge Kandidat die Bedeutung dieser Operation in sich aufgenommen, so schieße man ihm an verschiedenen Abenden mehrere Stücke und lasse eine trockene Nacht zwischen dem Anschusse und der Ansuche. Hält der suchende Hund nach solchen Zwischenräumen die kalte Schweißfährte, so gehe man einen Schritt weiter: man schieße ein Stück Wild dergestalt, daß es sich bald niederthut. Man suche es an, nachdem es krank geworden, und nachdem es aufgestanden, lasse man es verschwinden und sich von Neuem niederthun. Diese Operation wiederhole man einige Male. Erst wenn letzteres Verfahren geglückt ist, denke man daran, den am Riemen gearbeiteten Schweißhund auf ein krankes aufstehendes Thier zu lösen und dasselbe anzuhetzen.

Wird vorstehende systematische Procedur geübt und derselben die gebührende wiederholte Gelegenheit verschafft, so wird wohl der Abkömmling einer jeden reinen Schweißhundrace eine solche Stufe von Fertigkeit erreichen, daß er zum Heile einer Wildbahn und zur Fernhaltung unweidmännischen Wildverlustes verwendet werden kann . . .

In der hiesigen stets bewährten Jägerei werden immer zwei Regeln beobachtet:

1. Hat man einem verwundeten Thiere die nothwendige Ruhe gelassen, dasselbe alsdann krank angesucht und es ist vom Bette hoch geworden, so hat man solches jedesmal sofort angesetzt.

2. Hat sich das kranke Thier nicht niedergethan, hat es fortgeschweißt, war namentlich ein Laufschuß zu vermuthen, so wurde ein verläßlicher Hund darum gelöst, weil das Wildstück dem ansuchenden Jäger durch Vorauseilen zu entkommen trachtete.

Niederreißen kennzeichnet sich als ein augenfälliger Fehler des Schweißhundes. Es hat in den bewährten Jagdperioden Besuchjäger gegeben, welche keinen niederziehenden Hund duldeten, was offenbar als das richtige Verfahren sich darstellt. Von dieser Rigorosität ist man heutzutage vielfach übrigens abgekommen.

Je ausgedehnter die Dickungen sind, desto nothwendiger wird ein fermer Schweißhund. Was nutzen Leute zum Suchen in solchen fast undurchdringlichen Wäldern, zumal nach starken Regengüssen?

Es bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung, daß alles Ernstes darüber zu wachen ist, daß dem anfangenden Schweißhunde Gelegenheit verschafft werde, nur seine Nase zu gebrauchen, es sei nun zu Gunsten der Fährte oder des Schweißes, beide muß er gleich gut anfallen, wenn auch letzterer seinen Sucheeifer beträchtlich erhöht.

Ein talentirter Schweißhund auf eine Schweißfährte gesetzt, wird wenn der Schweiß nachläßt, eine Fährte sicherlich halten; aber es fehlt ihm das Unterscheidungsvermögen, ob er sich noch auf derjenigen Fährte befindet, welche sich ihm schweißend dargestellt hat oder nicht. Es ist die Folge längerer Arbeit und Erfahrung, wenn der Schweißhund, nachdem die Fährte geraume Zeit aufgehört hat, Schweiß zu besitzen, noch weiß, ob er die richtige Fährte hält. Aber mit einem geführten und durchgearbeiteten Hunde muß man auf der Fährte, auf welcher er angelegt ist, auf eine große Strecke nachhängen können, die Fährte mag schweißen oder nicht.

Wer durch Wildstände in der Lage ist, der schieße für den jungen Schweißhund nach System und Regel, und zwar nicht zur Jagdzeit, sondern vor derselben, damit die Hauptvorarbeit zurückgelegt ist, bis die Jagden beginnen.

Erfahrung ist es, daß es für junge Schweißhunde kein Vorteil ist, wenn sie mehremale hintereinander auf gefehltes Wildpret, also auf nichtschweißende Fährten angelegt werden.

Es lebe mit der hohen Jagd der edle Schweißhund!

Erbach, Juni 1874. Eberhard Graf zu Erbach-Erbach."

Man ersieht hieraus einen gewissen Wandel in den Anschauungen: zunächst denjenigen, daß andere Hunde als Schweißhundrassen nicht etwa wegen mangelnder sonstiger Eigenschaften, sondern weil sie nicht zunftgemäß sind, nicht empfohlen werden. Dann, daß es nunmehr mehrere Wege — zweifellos ein Hinweis auf die inzwischen von der hannoverschen Jägerei geübte Vereinigung der Leit- und Schweißhundarbeit — zur Einarbeitung des Schweißhundes gibt. Aber als Kern seiner Ausführungen betont Graf Erbach, indem er die Arbeit auf der gesunden Fährte als Ausbildungsmittel gar nicht erwähnt, die Nützlichkeit der Arbeit auf der Schweißfährte allein unter der ganz natürlichen und selbstverständlichen Voraussetzung, daß man genügend Arbeit für den Hund habe. Wenn ich mich mit dem weiterhin empfohlenen absichtlichen Krankschießen auch unter keinen Umständen befreunden kann, so bleiben seine Ausführungen doch ein Beweis für die Zweckmäßigkeit der Arbeit auf der Schweißfährte allein.

Auf einem ganz anderen Wege entwickelte sich das Ausbildungsverfahren des Hundes auf der Schweißfährte in Hannover. Ich führe zur Gewinnung einer allgemeinen Übersicht zunächst eine offenbar sachkundige Bemerkung aus dem „Weidmann", Band IX, Nr. 1 von 1877 an:

„Den Schweißhund betreffend. — Bei dem großen Interesse, welches der hirschgerechte Jäger dem guten Schweißhund schenkt und schenken muß, scheint es geboten, diese ausgezeichnete Stütze des Jägers öfters zu besprechen, und hoffen wir, daß folgende Notiz von der Hand eines Freundes und Weidmanns überall willkommen sein und auch zur Behandlung des Themas von anderer Seite anregen möge.

Die Jägerhofs-Race ist oder war wenigstens als eine besondere zu bezeichnen, da sie nachweislich länger als 50 Jahre mit Pedigreeführung (Abstammungslisten) rein erhalten worden ist. Sie war Eigentum der Könige von Hannover, und wurden niemals Hunde von ihr abgegeben. Die Jagd in den fiskalischen Forsten gehörte ebenfalls dem

König und wurde in den sogenannten Gehegen Göhrde, Saupark, Wietzenbruch, Deister, Osterwald und Harz von besonderen Jagdbeamten verwaltet, welche nur königliche Hunde führen durften. Die übrigen Hochwildreviere standen unter forstlicher Administration und hatte der Forstmann dort seine Hunde selbst zu beschaffen. Da die Hofjäger ihre jungen Hunde zuerst zur Vorsuche vollständig als Leithunde zu arbeiten hatten und ihnen später hinreichende Übung auf Schweißfährte geben konnten, so waren diese zumeist von ganz vorzüglicher Leistungsfähigkeit. Sie hatten dabei wohl zur Hälfte die dunkelgewolkte Farbe, welche sich besonders zum Weidwerk in Nadelholzrevieren empfiehlt, da sie nie scheint.

Das Forstpersonal war nun wohl ursprünglich im Besitze verschiedener Stämme gewesen; es hat früher eine Harz-, eine Sollings- und Heide-Race existiert, aber durch die dem Forstmann schon früher ertheilte Erlaubniß, seine Hündinnen von Jägerhofshunden belegen zu lassen, ist überall viel des letzteren Blutes hineingekommen. Da der König Georg nach der Annexion seinen früheren Jagdbeamten die von ihnen geführten Hunde geschenkt hat, so ist durch die vermehrte Kreuzung der Typus besonderer Racen verwischt und die Bezeichnung echte Harz- oder Sollingsrace kann für den Eingeweihten nicht besonders empfehlenswert klingen, da sie unser edelstes Blut, das des Jägerhofes, nicht repräsentiert. Ich für meine Person kenne nur eine Race, die Hannoversche, welche in ihren besten Familien stets Jägerhofsblut hat. Ob dieses aber heute noch irgendwo ganz rein erhalten geblieben ist, vermag ich nicht zu sagen. Übrigens hatten jene Hunde und namentlich deren edelste Exemplare keinen auffallend langen Behang. F. M."

Im Band VIII Nr. 1 des „Weidmann" von 1876 ist ein Aufsatz von Francis Meyer enthalten, der „Aphorismen über Schweißhundsarbeit" überschrieben ist. Ich lasse den wichtigsten Inhalt auszugsweise folgen:

„Während die Alten lehren, daß der Schweißhund nur auf den Schweiß, durchaus nicht auf die gesunde Fährte gehöre, schrieben die obengenannten Schriftsteller*) vor, den jungen Hund auf gesunden Fährten firm auszuarbeiten und erst dann auf Schweiß zu bringen. Die jüngere Manier ist bisher wohl nur in einigen Gegenden des nördlichen Deutschland üblich und in keinem größeren „Jahrbuch für Jäger" beschrieben worden, es dürfte daher nicht ohne Interesse sein, dieselbe etwas näher zu beleuchten und zu untersuchen, ob die Alten oder die Neuen richtiger „zeichnen".

„Ganz neu ist das Verfahren übrigens nicht. Wenn ich nicht irre, war es gegen das Jahr 1820, als der damalige Oberwildmeister Knoop zu Hannover den ihm unterstellten königlichen Jägern, welche bis dahin Leit- und Schweißhunde geführt hatten, junge Schweißhunde mit folgenden Worten auf die Faust gab: „Hier gebe ich Ihnen einen Hund, mit dem Sie alles zu machen haben. Sie arbeiten denselben zur Vorsuche, zum Lanciren und später auch auf Schweiß!" Der alte Knoop hat sein ausgezeichnetes Material genau gekannt und das unmöglich Scheinende möglich gemacht. Die Hunde wurden durchaus zuverlässig zur Vorsuche, zeichneten sogar die Hirschfährte besonders — durch Ab- und Widersprung — und wurden auf Schweiß außerordentlich sicher. Manch eingestelltes Jagen nach jagdbaren Feisthirschen im Freien ist noch später abgehalten worden mit so richtiger Bestätigung, daß selbst Altmeister Döbel seine Freude daran gehabt haben würde, und ward diese Kunst fortgeübt bis auf die heutige Zeit, so daß noch heute eine Anzahl von Jägern dieselbe auszuüben im Stande ist."

„Während dieses Doppelgebrauches hat sich nun herausgestellt, und durch fünfzigjährige Praxis ist es bestätigt, daß eben jene Hunde, die in rationeller Weise lange Zeit nur auf gesunden Fährten gearbeitet waren, durchweg ganz vorzügliche Schweißhunde geworden

*) Burckhardt, Ziegler. v. R.

sind, ja wahrhaft Erstaunliches leisteten, und somit hat sich die Lehre der Alten als nicht stichhaltig erwiesen" (1).

„Die Zeit der eingestellten Jagen im Freien liegt so ziemlich hinter uns (2) und damit ist die Leithundarbeit entbehrlich geworden. Manch trefflicher Wildstand ladet aber noch ein zu ebenfalls echt deutschem Weidwerk, zur Pürsche, und wenigstens einen zuverlässigen Schweißhund zu führen, muß des deutschen Weidmanns Stolz sein und bleiben, so lange noch des edlen Hirsches Schrei im freien Walde ertönt! Warum gibt es aber so überaus wenig (3) derartige Schweißhunde? An guten Rassen fehlt es wahrlich nicht und die alten Lehren sind doch so einfach."

Nun gibt der Verfasser eine Anleitung nach dem „neuen" Verfahren und fährt dann fort:

„Am Watzmann und Hochkalter ist die oben beschriebene Arbeit unausführbar (4). Der Hochgebirgsjäger muß sich in anderer Weise zu helfen wissen, und er kann das auch meist, da er dort mehr zu sehen vermag als in geschlossenen Landforsten. Geht es in die Latschen, so muß freilich der meist frei geführte „Waldl" ein Wort mitreden, unser feuriger hochläufiger Hund paßt überall dort nicht hin."

„In stark besetzten Parks lernt derselbe auf gesunder Fährte leicht Change nehmen (5) und schwärmen, man macht ihn daher im Freien ferm und bringt ihn im Park nur auf Schweiß." . . .

„Unter den nur auf Schweiß gearbeiteten Hunden gibt es bei sehr rühmlichen Ausnahmen (6) weit mehr gute Hetzer als gute Sucher. Die meisten Hunde pflegen am Riemen bald zu verschießen und zu

Hierzu nach der Reihe der vermerkten Ziffern einige Bemerkungen:

1. Daß „somit die Lehre der Alten sich als nicht stichhaltig erwiesen" habe, ist in dieser Allgemeinheit nicht richtig; es hat sich vielmehr nur erwiesen, daß deren Furcht, einen ausschließlich auf der Schweißfährte gearbeiteten Hund auch auf die gesunde Fährte zu bringen, die übrigens nicht von allen Alten zum Ausdruck gebracht wird, zu weitgehend gewesen ist. Das Verfahren der Alten, das nach deren eigener Angabe gut war, kann durch neuere Erfahrungen gar nicht als nicht stichhaltig erwiesen werden. Im übrigen läßt ja auch der Verfasser selbst in seinen weiteren Ausführungen der Ausbildung auf der Schweißfährte allein Gerechtigkeit widerfahren; er bezeichnet die Arbeit auf der gesunden Fährte nur als die bessere.

2. Dann ist die Versuche und das Bestätigen also im wesentlichen die Leithundarbeit auch nicht mehr nötig.

3. Diese Frage wirft ein bezeichnendes Streiflicht auf die vorher so gerühmte neuere Methode — wenn diese so viel besser wäre, als die alte, dann müßte es ja gute Hunde in Menge geben.

4. Das mögen sich die Herren gesagt sein lassen, die heute der Mode folgend, auch für die Hochalpen sogar den Hund auf gesunder Fährte ausarbeiten wollen.

5. Das ist durchaus richtig und wohl der Hauptfehler der heutigen Hunde, soweit sie auf gesunder Fährte wirklich gearbeitet sind. Indessen gilt es nicht allein für Parks, sondern für die meisten gut besetzten Wildbahnen. Diese brauchen aber den Schweißhund nötiger als andere — was soll daher für diese ein Verfahren, das mit der Gefahr so schwerer Fehler behaftet ist!? Das Rezept, den Hund im „Freien", also wohl in einem anderen Revier ferm zu machen, klingt verblüffend einfach; aber wer hat denn so verschiedenartige Reviere zur Verfügung?

6. Dieses Zugeständnis bildet einen Widerspruch mit dem ganzen Sinn des

schwärmen (7). Der Jäger kann, namentlich in Dickungen, ohne anhaltenden Schweiß nicht viel helfen; seinen Hirsch will er aber nicht aufgeben, so wird denn der Hund gelöst (8) und durch jede Verlorensuche, jede Hetze immer mehr für die Riemenarbeit verdorben. . . ."

„Ein Weidmann par excellence Graf Eberhard zu Erbach-Erbach erteilt in der Wiener „Jagdzeitung", Jahrg. 1874, S. 387 folgenden Rat:" Hier führt der Verfasser die bereits auf Seite 403—405 wiedergegebenen Sätze an, um fortzufahren:

„Diese Arbeiten sind bei beiden (9) Methoden sehr nützlich, indessen das Übungsfeld auf gesunder kalter Fährte bleibt doch ein weitaus größeres. Warum halten aber so viele tüchtige Jäger an der Ansicht fest, daß öfteres Nachhängen auf gesunder Fährte ihren Hunden Nachteil bringe? Die Ursache liegt nahe. Der nur auf Schweiß geführte und somit an Resultate gewöhnte Hund wird durch das Arbeiten gesunden Wildes unsicher, er hat eine Fehlsuche gemacht und das schadet ihm (10). Dem nach der anderen Manier gearbeiteten Hunde schadet aber die kalte gesunde Fährte nie, er kennt deren Bedeutung ganz genau und auch die des Schweißes (11). Ihn hat man anfangs nur vor öfteren Fehlsuchen auf Schweiß zu bewahren (12), dann wird er durchaus schweißrein und bleibt dabei für jede Arbeit tüchtig."

Aufsatzes, berührt aber sehr angenehm im Vergleich mit der heute als unfehlbar hingestellten Ausbildungsart mittelst der gesunden Fährte.

7. Das widerspricht der Logik und der Erfahrung durchaus.

8. Dasselbe würde derselbe schlechte Führer mit dem auf gesunder Fährte gearbeiteten Hund auch machen. Dieser große Fehler kann also nur mit Unrecht dem Ausbildungsverfahren zur Last gelegt werden.

9. Wieder ein Hinweis, daß Verfasser die ältere Ausbildungsart auch gelten läßt.

10. Zunächst ist es durchaus unrichtig, daß das dem älteren Hund schadet; es wird wenigstens von hiesigen nur auf Schweiß gearbeiteten Hunden recht häufig gemacht, ohne den geringsten Nachteil. Dann ist

11. nicht einzusehen, weshalb, wenn dem auf die neue Manier gearbeiteten Hund die kalte gesunde Fährte nie schadet und er deren Bedeutung wie die des Schweißes ganz genau kennt, dem nur auf Schweiß gearbeiteten Hund die gesunde Fährte schaden und er deren Bedeutung nicht auch kennen soll. Beide Hunde werden im Betriebe der praktischen Jagd auf allerlei schweißende und nicht schweißende gearbeitet. Der nur auf Schweiß gearbeitete findet also auch Gelegenheit auf nicht schweißender, sagen wir gesunder Fährte angelegt und gearbeitet zu werden, schon um festzustellen, ob ein Stück krank ist oder nicht — wie sollte er nicht ebenso gut nach dem Schweiß die Fährte kennen lernen, wie der andere nach der Fährte den Schweiß!

12. Das ist ein starker Widerspruch mit der ganzen Theorie der Arbeit auf gesunder Fährte. Eine Fehlsuche auf Schweiß müßte an einem so gearbeiteten Hund ohne den geringsten Nachteil vorübergehen. Von ihm wird ja verlangt, daß er das Einzelstück, auf dessen Fährte er angelegt ist, unter allen Umständen arbeitet, ganz einerlei, ob der Schweiß aufhört oder nicht; ob ich ihn also von der gesunden Fährte oder von der Schweißfährte abtrage, daß dürfte auf ihn keinen Eindruck machen.

Im „Weidmann" XII. Band Nr. 1 ff. von 1880 findet sich ein Aufsatz: „Der Schweißhund und sein Gebrauch am Jägerhofe zu Hannover", unterzeichnet G. G. Aus diesem gebe ich auszugsweise folgende Stellen:

„. . . so wenig kennt man im Allgemeinen den Schweißhund und seine Verwendung bei der Hochwildjagd. Dieser Umstand veranlaßte meinen Vater, einen der ältesten Hannoverschen Jagdbeamten, der im Zeitraume der Jahre 1820 bis 1870 in den meisten Gehegen des vormaligen Königreiches Hannover die Hochwildjagd exercirte, folgendes über den Schweißhund niederzuschreiben, nicht um eine Instruction für die Schweißhundsarbeit zu liefern, sondern nur um einige Mittheilungen über die Verwendung dieses Hundes bei der Hannoverschen Jägerei zu machen:

„Die Schweißhundsarbeit in Hannover ist verschieden von derjenigen im ganzen übrigen Deutschland, indem der Hannoversche Jagdbeamte diese mit der Leithundarbeit verbindet . . ."

„Der Schweißhund wird hier gewöhnlich zuerst auf gesundes Edelwild gearbeitet. Er lernt die ziemlich erkalteten Fährten desselben anfallen und zeichnen, um hiermit dasselbe bestätigen und demnächst an einem Riemen (Schweißriemen), welcher sich abgedockt auf 20 Fuß verlängern läßt, verfolgen (lanciren) zu können. Fällt der Hund richtig die Fährten an, so wird nach und nach gesundes Wild — besser ein Stück allein als ein Rudel*) (1) — mit ihm verfolgt. Es geschieht dies dann entweder, um bei Gelegenheit etwas zu schießen (2), wobei es die Jagd sehr erleichtert, wenn sich Schützen vorsichtig in größter Stille auf die Wechsel stellen, oder es ist die Absicht des Jägers, das Edelwild auf einem Nebenreviere zu beunruhigen und nach dem Hauptreviere hinzuarbeiten (3). Ist der Hund soweit gebracht, daß er abgelegt werden kann, so vermag bei jenem Lanciren der Jäger im stürmischen Wetter das Wild oft ganz allein zu schießen. Er beachtet bald an des Hundes feuriger Arbeit, ja an seinem Aufwerfen des Kopfes (Winden) (4), daß das Wild nicht mehr weit ist. Still legt er seinen Hund ab, auch wohl die Pürschtasche daneben, um ihn noch mehr zur Ruhe zu bringen. Dann sucht er das Stück zu finden und sich anzupürschen. Gelingt dieses das eine Mal nicht, dann vielleicht das zweite oder dritte Mal (4). Jedenfalls wird der Zweck erreicht, das Wild vom Nebenreviere, aus den Feld- und Vorhölzern weg zu arbeiten. So habe ich das Rothwild oft Tage lang verfolgt (5), und wenn der Abend kein Resultat brachte, den folgenden

*) Von mir gesperrt. v. R.

Hierzu folgende Bemerkungen:

Zu Ziffer 1. Dieser alte hannoversche Hofjäger, der die Blütezeit des Jägerhofes über im Jagddienst gewesen ist, hält es nur für besser, die Fährte des Einzelstückes zu arbeiten; das ergibt die Zulässigkeit, die Fährten eines Rudels zu arbeiten, von selbst. Es ist das ein Beweis aus dem grünen Jägerleben, daß tatsächlich die Hunde zur Zeit des Jägerhofes so gearbeitet sind. Damit wird die ganze künstlich aufgebaute Theorie von der Arbeit auf das Einzelstück als unbedingte Voraussetzung des sicheren Fährtenhaltens, der Fährtenreinheit im heutigen Sinn über den Haufen geworfen.

2. Die Arbeit auf gesunder Fährte hatte nicht den Zweck der Vorbereitung auf die Schweißarbeit, sondern einen selbständigen Jagdzweck: selbst zu schießen oder

3. das Wild zu lancieren, damit andere zu Schuß kamen.

4. Man sieht, die Angst, daß der Hund einmal die Nase in den Wind nahm, oder auf warme Fährte geriet, war damals nicht groß.

5. Damals geschah die Arbeit auf gesunder Fährte außer dem zu 2 und 3 bemerkten auch noch zum Vergrämen des

Morgen meinen Hund zur Fährte gelegt und dann häufig nahe dabei das Wild wieder gefunden; denn auch dieses ist durch Ausdauer zu ermüden . . ."

„Aber auch auf dem Pürschgange hat ein ruhiger Hund seinen Nutzen. Nicht daß ich es loben will, wenn der Hochwildjäger abends und morgens mitten im Wildstande einen Schweißhund bei sich führt —, denn das nimmt das Wild bald übel, wird heimlich oder verläßt das Revier (6). Aber in solchen Fällen, wo bei stürmischem, nassem Wetter Bestände abgepürscht oder durchgewaidwerkt werden, ist die Verwendung dieses Hundes wohl zu empfehlen. Mit einem ruhigen Hunde am Riemen wird man das Wild weit schneller finden. Entweder er fällt die frischen Fährten an, und da sieht man, wohin es sich gewendet; oder er windet es und das viel früher als man es sieht. Der Jäger legt dann seinen Hund ab und nähert sich mit mehr Behutsamkeit . . ."

„Wenn ich hier die Art und Weise beschrieben habe, wie der Hannoversche Hofjäger seinen Schweißhund auch außer der gewöhnlichen Methode, nur angeschossenes Wild damit nachzusuchen, gebraucht, so wird auch diese ebenso sorgfältig dabei ausgeübt (7). **Es hält etwas schwerer, daß feurige Hunde dabei schweißrein werden;***) allein mir ist das doch regelmäßig gelungen. Der Hund lernt bald den Schweiß vorziehen, und wenn der Jäger nachhilft, so begreift jener doch leicht, daß die Fährte des angeschossenen Wildes eher zum Ziele führt. Man läßt dieselbe möglichst erkalten, und dann wird es dem Hunde viel leichter, dieser zu folgen als der des gesunden Wildes . . ." (8)

Wildes aus Orten, wo man es forthaben wollte. Wenn wir heute viel im Innern der Reviere lancieren — wo werden wir das Wild hinbringen, heute, wo die Jagdberechtigung mit der Reviergrenze meistens aufhört?!

6. Was sagen die Lobredner des Lancierens dazu?

7. Aus diesen Worten geht klar hervor, daß man zu Zeiten des hannoverschen Jägerhofes, die gewöhnliche Methode nur angeschossenes Wild damit zu suchen, für durchaus zweckmäßig und berechtigt ansah, ja sie für die Schweißarbeit als das einfachere — ich will nicht sagen zweckmäßigere Mittel betrachtete. Auf jeden Fall lassen diese Worte keine andere Deutung zu, als daß das Ausbildungsverfahren des Schweißhundes durch die geschilderte Leithundsarbeit beschwert würde.

8. Aus der ganzen Schilderung erhellt, daß der Schreiber, doch einer von denen, die es wohl wissen mußten, nicht entfernt daran dachte, die Leithundsarbeit auf der gesunden Fährte als eine Vorbildung für die Schweißarbeit anzusehen. Das ist erst späteren Entdeckern vorbehalten gewesen, die das durchaus verständliche und der Praxis angepaßte Jägerhofverfahren auf die Spitze getrieben haben. „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage".

Ein Auszug aus einem Aufsatz des hannoverschen Oberjägermeisters v. Reden: „Die Aufzucht und Arbeit des Schweißhundes" aus Burckhardts „Aus dem Walde" **) möge diese Stimmen aus der Literatur beschließen. Spätere Arbeiten über Schweißarbeit sagen nichts wesentlich Neues, höchstens, daß sie immer schärfer das als das einzig Richtige betonen, was bessere vor ihnen weit weniger als Hauptsache dargestellt haben, u. a. die Arbeit auf der gesunden Fährte. Es ist die

*) Von mir hervorgehoben. v. R.

**) II. Heft 1869.

bekannte Erscheinung: je weiter man sich von einem Gegenstand entfernt, um so weniger sieht man von ihm. Die Häuser und Bäume einer Stadt verschwinden nach und nach, zuletzt erkennt man nur noch die Turmspitze. So ging es auch hier. Die hannoversche Jägerei, schon zuzeiten des letzten Königs nicht mehr auf der alten Höhe, verfiel. Sie war schon verfallen, als Preußen den Besitz des Landes antrat. Als Turmspitze blieb die Arbeit auf der gesunden Fährte, an der nun die verschiedensten Leute ihre Kletterübungen machten. Es muß einmal gesagt werden: Diejenigen, die sich heute im Glanze des alten hannoverschen Jägerhofes sonnen, haben zumeist nicht die geringste Beziehung zu ihm gehabt; keine Tradition verbindet sie mit ihm. Bald wird der letzte der alten, so hochberühmten Hofjäger in die ewigen Jagdgründe hinübergegangen sein. Fremde sind in das Land gekommen, sie haben sich die Tradition und den Rest der Hunde des Jägerhofes zunutze gemacht und leben von dem Ruhm eines Namens, auf den sie nur insofern Anspruch haben, als sie auch im hannoverschen Lande wohnen.

Also Oberjägermeister v. Reden sagt u. a.:

„Die Versuche sowie die Arbeit des jungen Schweißhundes auf kalten Fährten bilden gewissermaßen die Einleitung zu der Arbeit auf Schweiß (1). Sie legen den Grund für die künftige Brauchbarkeit und Vorzüglichkeit des Hundes . . .“

„Mit 1½ bis 2 Jahren, je nachdem das Temperament des Hundes ruhig oder feurig ist, nehme man nach der Färbezeit des Rothwildes, also Mitte Juni den jungen Hund an den Riemen und ziehe mit ihm vor Tage zu Holze, als ginge es zum Weidwerk.“

„Ich zeige dem Hund nicht gern das äsende oder vorüberziehende Wild, weil er nachher sonst Alles äugen und die Nase nicht ansetzen will. Wenn möglich schleiche ich mit dem Hunde auf 80 bis 100 Schritte an das Wild heran, bedecke ihm die Augen mit der Hand oder einem Tuche, vermahne ihn zur Ruhe, lasse das Wild wegtreten (2) und ziehe dann nach einer Stunde zur Fährte hin unter dem Zuspruch: Vorhin. Hirsch. Hirsch! Fällt der Hund die Fährte feurig an, so nehme ich den Schweißriemen von der Schulter, verlängere ihn etwas durch Abdocken und ziehe mit dem Hunde auf der Fährte (3) unter dem Zuspruch: Danach! eine kurze Strecke fort, wobei ich dem feurigen*) Hunde den Riemen zwischen

*) Von mir gesperrt. v. R.

Zu dem v. Redenschen Aufsatz habe ich folgendes zu bemerken:

1. Hier betont der Verfasser zuerst den Wert der Arbeit auf gesunder Fährte als Vorübung zur Schweißarbeit.

2. Es muß auffallen, daß von einem Einzelstück keine Rede ist. Es liegt aber auf der Hand, daß nur die Arbeit an Einzelstücken dem Hund Gelegenheit bieten kann, zu erlernen, sich sozusagen an einer solchen Fährte festzusaugen. Das soll ihn ja nach anderweitiger Meinung allein befähigen, die Fährte eines kranken Stückes zu halten, nachdem es zu schweißen aufgehört hat. Hat aber, wie es tatsächlich wohl der Fall gewesen ist, die ehemalige hannoversche Jägerei auf gesunden Rudelfährten gearbeitet und doch gute Hunde gehabt, so liegt wenigstens die Möglichkeit vor, daß sie trotzdem gute Hunde hatte, eben weil die gesamte Arbeitsgelegenheit groß war.

3. Daß man die Arbeit nicht gegen oder unter Wind vornimmt, hat der Verfasser wohl als selbstverständlich nicht besonders erwähnt.

4. In unserem Zeitalter der Mode und der Äußerlichkeiten wird ein ungeheurer Wert darauf gelegt, daß jeder nachhängende oder in dieser Bewegung abgebildete Hund den Riemen zwischen den Läufen hindurchgezogen hat. Die Abbildungen alter Leithunde zeigen das niemals. Aber wehe dem, der sich heute

den Vorder- und Hinterläufen durchziehe, um ihm den Hals nicht zuzuschnüren und die Nase an die Erde zu bringen . . ."

„Nachdem das Rothwild sich gefärbt (5) hat, soll der Hund den Jäger auf jedem Weidwerk begleiten und man gebraucht ihn nach Beendigung desselben zur Versuche oder zum Bestätigen von Hirschen, Wild und Sauen . . ."

„. . . denn die Fehler, welche bei jungen Hunden durch das Lanciren auf warmen (6) Fährten entstehen, sind häufig durch die sorgfältigste Arbeit nie wieder zu beseitigen . . ."

„Ebenso ist mir ein gewölkter Hund der Jägerhof-Race in Erinnerung, welcher ein Jahr alt vom damaligen Oberwildmeister Toppius dem Hofjäger mit den Worten übergeben wurde: „Lanciren Sie das Wild von den Feldern weg!" und als dieser wegen großer Jugend des Hundes und Färbezeit des Wildes Einwendungen machte, erhielt er nochmals den nachdrücklichen Befehl, um bedeutende Wildschäden zu vermeiden, sollte er täglich das Wild von den Feldern wegarbeiten (7), da augenblicklich ein anderer Hund nicht vorhanden sei. Beide Hunde gehörten zu den ausgezeichnetsten (8), die ich gekannt habe und wurden namentlich sehr früh schweißrein; das tägliche Arbeiten nach gesundem Wilde (9) hatte sie ermüdet, indem sie kein Resultat ihrer Arbeit sahen."

„Die Arbeit auf ganz kalten Fährten ist für einen jungen Hund die beste Uebung und erleichtert die nachherige Arbeit auf Schweiß außerordentlich (10); denn weit leichter wird der Hund dem kranken nicht mehr schweißenden Hirsche folgen können, welcher gelernt hat, den nächtlichen Aesungsgang im Felde oder auf dürrem Sandboden um Mittag bei brennender Sonnenhitze auszuarbeiten, als derjenige, welcher von Anfang an nur auf Schweiß gearbeitet wurde und nachher rathlos (11) dasteht, wenn das kranke Stück zu schweißen aufhört und durch Widergänge (12) den Hund irre führt . . ."

„Man kann zwei*) Methoden unterscheiden: entweder arbeitet man den Hund so unvorschriftsmäßig ertappen läßt. v. Reden zieht den Riemen in dem Falle durch, wenn es zweckmäßig ist. Warum wir das nicht auch tun sollen, ist nicht einzusehen.

5. Nach damaliger Anschauung gab es nur eine Färbezeit: im Frühling. Tatsächlich verfärbt das Wild im Herbst wiederum.

6. Diese Angabe steht mit dem angeführten folgenden Absatz, der überdies aus dem vorherigen in einer, jeglicher Logik widerstreitenden Weise hergeleitet wird, in einem unlösbaren Widerspruch.

7. Hier ist das Arbeiten auf gesunder Fährte wieder Selbstzweck.

8. Siehe 6.

9. Wiederum ist von Einzelstücken keine Rede.

10. Steht in unmittelbarem Widerspruch mit den Ausführungen des ungenannten Hofjägers auf S. 410.

11. Das müßte ein so dummer Hund sein, daß jegliche Arbeit an ihm verlorene Zeit wäre.

12. Diese lernt ja der Hund gerade bei der Arbeit auf der Schweißfährte ausarbeiten, weil sie krankem Wild in besonderem Maße eigen sind.

*) Von mir gesperrt. v. R.

zuvor auf kalten (13) Fährten, ehe man zur eigentlichen Schweißarbeit übergeht, oder man arbeitet ihn von vornherein nur auf Schweißfährte.*)"

„Die erste Methode ist die allgemeinere (d. h. in Hannover. v. R.), allein es gibt Gegenden, namentlich Gebirge, wo schlecht zu spüren ist und der Jäger dem Hunde nicht helfen kann; hier kann**) die andere Methode anwendbar sein.*)"

„Ueber die andere Methode, nur Schweißfährte zu arbeiten sei kurz Folgendes bemerkt:"

„Ist der junge Hund im Alter von $1^1/_2$ bis 2 Jahren führig gemacht, läßt er sich ablegen und begleitet er den Jäger Morgens und Abends zum Weidwerk ohne sich unruhig zu zeigen, wenn er Wild zu Gesicht bekommt, so arbeite man ihn sofort auf Schweiß und verfahre dabei auf folgende Weise:"

„Nachdem ein bald nach dem Anschusse zusammengebrochenes Stück Wild aufgebrochen und der Aufbruch nebst reichlichem Schweiß vom Anschuß ab bis zu dem Wilde geschleift worden ist, arbeitet man mit dem Hunde nach Verlauf von zwei Stunden die geschleifte Strecke nach und wiederholt diese Uebung bei jeder passenden Gelegenheit, um Anfangs nie eine Fehlsuche zu machen. Der junge Hund gewinnt dadurch Gewißheit und die feste Zuversicht ein Stück Wild zu finden, sobald er zur Fährte gelegt wird.

Ist der Hund nach Verlauf eines Jahres in dieser Weise genügend auf Schweiß eingearbeitet, so können auch schwierige (14) Suchen mit ihm gemacht werden,*) und empfiehlt es sich dann, ein Stück Wild niedrig weidewund durchzuschießen, um es nach Abwartung mehrerer Stunden zu arbeiten und zu hetzen (15)."

*) Von mir gesperrt. v. R.

**) Im „Weidmann", Band XXVII, Nr. 19 von 1896, S. 132, dritte Spalte, ist hier das Wort „schlimmstenfalls" eingeschoben. Da der Abdruck, wie eine Fußnote auf S. 124 besagt, Burckhards „Aus dem Walde" entnommen ist, hier aber, wie sich ein jeder überzeugen kann, der Heft II von 1869 zur Hand nimmt — S. 169, erste Zeile von oben —, das Original so lautet, wie ich es wiedergebe, so haben wir es hier mit einer Fälschung zu tun, deren Zweck klar vor Augen liegt.

13. Selbstverständlich: gesunden.

14. Man sieht hier wieder, daß die alte hannoversche Jägerei tatsächlich auch den Hund ausschließlich auf der Schweißfährte arbeitete und mit dem Ergebnis zufrieden war.

15. Es handelt sich bei diesen Ausführungen eines hannoverschen Oberjägermeisters nicht, wie von meinen Gegnern behauptet wurde, um einen Versuch; sondern um eine vollständige Anleitung, den Hund ausschließlich auf der Schweißfährte zu arbeiten.

Zu diesem Aufsatz v. Redens gehören eine Reihe von Anmerkungen aus Heinrich Burckhardts Feder, die ich jedoch unberücksichtigt lasse, weil letzterer von diesen selbst sagt: „Die zu obiger Abhandlung vom Herausgeber gemachten Anmerkungen entstammen meistens seinem persönlichen Verkehr mit der hannoverschen Jägerei; sie sollen nur die guten Schweißhundslehren des sehr hirschgerechten Herrn Verfassers kommentieren." Da sie somit nicht auf persönlicher Erfahrung beruhen — Burckhardt war kein Hofjäger — so können sie fortfallen. Nur eine möchte ich anführen: Er sagt zu den Worten v. Redens: „Mögen die, welche dem Walde dienen, nicht nur holzgerecht, sondern auch hirschgerecht sein." „Einverstanden! Indes leichter gesagt als getan. Einen Schweißhund führig und firm zu machen, erfordert nicht allein einen fleißigen und umsichtigen Jägersmann, der täglich zu Holze ziehen kann und seinen „Hirschmann" um sich hat, sondern auch ein passendes Revier und viel Zeit. In dieser Beziehung ist von einer selbständigen (freilich kostspieligen) Jägerei mehr zu erwarten als von Forstbeamten, welche durch Examenspein, durch Schreibtisch und andere Geschäfte abgehalten sind, oder von Schutzbeamten, welche erst spät Wald und Wild wiedersehen. Die Verminderung der Wildbahnen hat auch dazu beigetragen, daß der guten Hochwildjäger weniger geworden sind . . ."

Fassen wir kurz zusammen, was uns die angeführten Stimmen aus der Literatur erzählt haben, so ergibt sich etwa folgendes:

Die Alten hielten die Nasen von vielerlei Hunderassen sowohl für die Leithunds- als auch Schweißhundsarbeit für ausreichend; sie hatten für jede dieser Arbeiten verschiedene Hunde;

sie benutzten wohl gelegentlich den Schweißhund zu Leithundsarbeiten, niemals aber letzteren zur Schweißarbeit;

die Arbeit des Schweißhundes auf gesunder Fährte war ihnen gänzlich fremd; sie arbeiteten ihn nur allein auf Schweiß und waren mit dem Erfolg zufrieden.

In der hannoverschen Jägerei wurde zu Anfang des 19. Jahrhunderts begonnen, von einem und demselben Hund Leit- **und** Schweißhundsarbeit zu verlangen; das geschah jedoch nicht, weil die Schweißarbeit ohne vorherige Leithundsarbeit, wie sie nach dem übereinstimmenden Urteil der alten Jagdschriftsteller bis dahin ausschließlich geübt wurde, etwa nichts taugte, sondern aus dem sehr naheliegenden Grunde, weil man keine Leithunde mehr hatte, aber ihre Arbeit noch brauchen mußte oder auf höheren Befehl sollte.

Diese Leithundsarbeit war für die hannoverschen Verhältnisse mindestens ebenso wichtig als die Schweißarbeit, und sie war Selbstzweck. Von einer Vorübung zur Schweißarbeit, besonders aber von einer notwendigen, hören wir erst, nachdem die Blütezeit der hannoverschen Jägerei vorüber war. Wie die Ausführungen des alten Jagdbeamten auf Seite 410 darlegen, wurde sie von diesem sogar für eine Erschwerung der Aufgabe gehalten die Hunde schweißrein zu machen.

Warum ich diese Stimmen aus der Literatur hier zusammengetragen und kommentiert habe? Nun, es schwirren heute so viele Unklarheiten und Märchen

über diesen Teil der Jagdgeschichte umher, daß ich es für nützlich gehalten habe, Tatsachen und Wahrheiten, die nicht jedem zur Hand sind, die daher Gefahr laufen legendenhaft verdunkelt und verwischt zu werden, einmal wieder dem hellen Sonnenlicht auszusetzen. Wer die Quellen selbst einzusehen wünscht, findet diese angegeben. Er wird mir hoffentlich dann das Zeugnis nicht versagen, daß ich bemüht gewesen bin, ein unparteiisches, objektives Bild zustande zu bringen.

Hier sei es mir gestattet mit dem Verein „Hirschmann" eine kleine Abrechnung zu halten: In einer Erklärung des Vorstandes, die sich gegen die in der ersten Auflage dieses Buches vertretenen Ausführungen und eine zur Abwehr von mir verfaßte Abhandlung über Schweißarbeit in „Wild und Hund" richtete („Wild und Hund", 6. Jahrgang), wurden meine schweren, sachlichen Vorwürfe als Nörgeleien bezeichnet, „deren eigentliche Ursache dem Eingeweihten vollkommen klar ist".

Ich kann nicht sagen, daß jener Anwurf mich sehr gekränkt hätte; er traf mich gar nicht. Um so interessanter war es mir nach und nach zu beobachten, wie der „Eingeweihte" seinen Standpunkt in der Streitfrage dem meinigen mehr und mehr näherte. Zu Urkund dessen beziehe ich mich auf das sehr lesenswerte, auf persönlicher Erfahrung beruhende Werkchen des Forstmeisters L. Gerding: „Der Schweißhund, seine Zucht, Erziehung usw. Neudamm, J. Neumann. Zweite Auflage", zu dem der zweite Vorsitzende des Vereins „Hirschmann", Forstmeister Mueller in Schuenhagen, ein Nachwort geschrieben hat. Wenn Gerding auch den Wunsch und das Bestreben hat, den Schweißhund nicht nur zur Nachsuche, sondern auch zur Vorsuche, zum Bestätigen, Lanzieren und auf den Widersprung zu arbeiten, so läßt er doch der Ausarbeitung für die Nachsuche allein durchaus Gerechtigkeit widerfahren. So sagt er, nachdem er die Anleitung zur Arbeit auf gesunder, kalter Fährte gegeben, Seite 43, wörtlich: „Die hier vorbeschriebenen Arbeiten setzt man so lange fort, bis der junge Hund Stunden und Tage das Stück Wild weiter arbeitet, auf dessen Fährte er zu Anfang gelegt ist. So soll es wenigstens Regel sein, und dann darf man ihn, nachdem er zu dem allen vollständig fähig, erst auf den Schweiß bringen.*) Damit möchten wir uns indes nicht ganz einverstanden erklären, und zwar deswegen nicht, weil der Hund durch das Auffinden eines geschossenen Stück Wildes erst begreift, wozu seine Bemühungen auf den Wildfährten dienen. Außerdem lernt er durch das Arbeiten eines angeschossenen Stückes erst recht, daß es darauf ankommt, gerade das Stück weiterzuarbeiten, auf dessen Fährte er von vornherein gebracht ist. Es empfiehlt sich daher nach unserer Ansicht, schon bald nachdem der Hund kleine Suchen durchs Holz oder durch Dickungen glücklich durchgeführt hat, also nicht erst, wenn er tagelang auf gesunden Fährten zu arbeiten gelernt hat, ihn auf eine Schweißfährte zu bringen." Gerding warnt im weiteren Verlauf gleichwohl, den Hund zu viel auf Schweißfährten zu bringen, „weil es sich sonst leicht ereignet, daß der junge Hund nur durchaus auf den Schweiß arbeiten will". Das liegt in seinem System, weil er ja aus dem Hund mehr einen Leithund (für

*) Von mir gesperrt. v. R.

Versuche, Bestätigen, Lanzieren) als einen Schweißhund herausarbeiten will. Aber seine Ausführungen sind mir als die eines alten hannoverschen Hofjägers von besonderer Bedeutung gegen den „Hirschmann" für meine Auffassung.

Dann sagt Gerding weiter: „Namentlich behaupte ich, daß mit dem vierten Jahre der Hund, wenn er tüchtig und fleißig gearbeitet ist, erst anfängt, an Festigkeit in der Arbeit zu gewinnen, und vor dem sechsten Jahre ist er nur in äußerst seltenen Fällen als ausgearbeitet anzusehen." Und ferner: „Ich meine, wer kann es nachweisen, daß er seine Hunde zugleich als Leit- und Schweißhunde so gearbeitet hat, wie es vor 60 bis 70 Jahren und später die hannoversche Jägerei beim Königlichen Ober-Jagd-Departement zu tun hatte, und wie ich es vorstehend beschrieben habe. Hand aufs Herz, niemand! Mithin ist es auch nicht möglich, vor der Hand solche Anforderungen an einen Schweißhund zu machen, wie es derzeit geschah. Indes müssen wir uns bemühen, wieder dahin zu kommen, das verlangen zu können, was in jener Zeit beansprucht wurde."

„Wir wissen aber, daß dazu nicht junge drei- und vierjährige Hunde tauglich sind, sondern sechs-, sieben- und achtjährige. Wer führt aber heutzutage noch so alte Hunde? Ist der Hund halbwegs brauchbar, d. h. kann er eben auf dem Schweiße (Gerding bestätigt hier nochmals, daß er die Schweißarbeit für leichter hält, als die Arbeit auf der gesunden Fährte, und daß er es, wie auch ich, für falsch hält, die letztere als Vorschule zur ersteren zu bestimmen. v. R.) vielleicht auch auf der Fährte nachfinden, so wird zumeist schon daran gearbeitet, den Hund vorteilhaft zu verwerten; man ist also bestrebt, Geld, aber nicht etwa einen fermen Hund daraus zu machen."

Wenn man ferner bedenkt, daß Gerding die im Verein „Hirschmann" gebräuchlichen Prüfungssuchen durchaus verwirft, weil sie zu kurz seien, zu falscher Beurteilung der Hunde führten, die tüchtigsten Führer und Hunde fern hielten usw., und ganz neue Vorschläge für Organisation und Beurteilung macht, so darf man sich füglich wundern, daß der Verein sich auf den Boden dieser Ausführungen stellt; denn alle Hauptstücke, auf die der Verein bisher einen so großen Wert gelegt hat, werden von Gerding verworfen. Das würde freilich noch nicht so viel bedeuten, wenn nicht der zweite Vorsitzende, Forstmeister Mueller in Schuenhagen, sich den Inhalt des Buches für den Verein zu eigen gemacht hätte, indem er ein Nachwort dazu schrieb. Dieses, das die Gerdingschen Ausführungen nicht bekämpft, kann doch nur den Sinn des „placet" haben. Und so setzt sich für jeden Unbefangenen der Verein „Hirschmann" mit sich selbst in schärfsten Widerspruch. Denn er gesteht zu, daß die Arbeit auf gesunder Fährte nicht die unerläßliche Vorschule zur Schweißarbeit zu sein braucht, daß seine Mitglieder, soweit sie Hunde zum Verkauf arbeiten, Geld und keine fermen Hunde machen wollen, daß die Prüfungssuchen nicht das richtige Mittel sind, um den wirklichen Wert eines Hundes zu beurteilen, daß niemand, also auch nicht die Mitglieder des Vereins „Hirschmann", seine Hunde so arbeitet, wie die Jägerei beim königlichen Oberjagddepartement zu tun hatte, was doch von allen, deren Feder für den Verein tätig ist, immer behauptet wird.

Wenn man dazu bedenkt, daß auch in diesem „Nachwort" meine ehemalige und heutige Behauptung, daß gute Schweißhunde selten seien, mit den gleichen

Abbildung 144. 16 Ender erlegt von S. M. dem Kaiser 1890 in Rominten.

Worten bestätigt wird, so darf man wohl sagen, daß „der Eingeweihte" von damals sich die unsachlichen Beweggründe, die er mir unterstellte, inzwischen zu eigen gemacht haben muß; denn er hat sich, wie ich zeigte, meinen Anschauungen bedenklich genähert.

Wirft man dann noch einen Blick auf die Leistungen der Hunde, soweit sie aus den eigenen Berichten über die Prüfungssuchen hervorgehen, so kann man von dem Eindruck nicht frei bleiben, daß diese im Lauf der Zeit einen Fortschritt nicht aufzuweisen haben. Und was soll man dazu sagen, wenn wie im „Wild und Hund" von 1907, Seite 814 bis 816, zu lesen ist, angeschweißte Stücke einfach sitzengelassen werden, „da unserer noch andere Arbeiten harrten," wenn die Nachsuche auf 7, sage sieben angeschweißte Stücke vergeblich ist, und außer diesen „noch eine ganze Reihe solcher Anschüsse vorkamen" (angeblich Streifschüsse. v. R.), die „natürlich zu keinem Resultat führen konnten".

Der völlige Mißerfolg der Prüfungssuche von 1909 spricht ebenfalls nicht für das übliche Ausbildungsverfahren.

Im Lauf eines langen Jägerlebens und in der fast zwanzigjährigen Verwaltung eines Rotwildreviers mit gutem Wildstand habe ich reiche Gelegenheit gehabt auf dem Gebiet der Nachsuche Erfahrungen zu sammeln. Ich arbeite heute noch meine Hunde selbst und mache meist alle Nachsuchen persönlich; viele Hunde verschiedener Rassen, gute und schlechte, sind mir durch die Hand gegangen; und ich habe immer brauchbare Hunde gehabt. Was ich also in den folgenden Ausführungen bringe, das gründet sich auf persönliche Erfahrung, im Gegensatz zu manchen anderen Leuten, die über Schweißarbeit den Mund voll großer Worte nehmen, ohne jemals selbst Hunde gearbeitet zu haben; und wenn ich in dem einen oder anderen Punkt von dem abweiche, was ich früher gesagt habe, so darfst du, lieber Leser, ruhig annehmen, daß das heutige das Bessere ist. Man kann von einem Schriftsteller nur verlangen, daß seine Ausführungen der jeweilige ehrliche Ausdruck seiner Überzeugung sind. In diesem Sinn glaube ich die Probe bestehen zu können — und wer mir etwa Widersprüche gegen frühere Äußerungen nachweisen will, der mag das getrost tun, wenn es ihm Vergnügen macht. Ich gehe nicht mit vorgefaßten Meinungen durch das Leben und schäme mich nicht zu lernen.

Das ist die eine Seite der Sache. Die andere ist die, daß jede ehrliche Überzeugung das Bestreben hat sich durchzusetzen. Das ist ohne den Kampf gegen andere Auffassungen nicht möglich; das Leben ist einmal ein Kampf. In diesem Sinn werde ich gelegentlich auch gegen die vom Verein „Hirschmann" vertretenen Anschauungen kämpfen. Aber ich betone ausdrücklich: ich kämpfe nicht gegen Personen, sondern gegen Ansichten. Das möge man auch auf der Gegenseite berücksichtigen.

Die Nachsuche auf krankes Wild ist in der Theorie eine recht einfache Sache. Der Jäger bedient sich der Nase des Hundes wie seiner flüchtigen Läufe, um das vom Anschuß weiter geflüchtete Wild zu finden und in seine Gewalt zu bringen. Damit er, so lange nicht gehetzt wird, dem Hund folgen kann, nimmt er ihn an den Schweißriemen. Welcher Hunderasse man sich dazu bedient, das ist im Grunde gleichgültig, wenn nur der Hund die zu seinem Gebrauch nötigen Eigenschaften hat. Die Rücksicht auf die Vererbung dieser Eigenschaften auf die Nachzucht führt aber von selbst dazu, gewisse Rassen zu bevorzugen. So ist der Gebrauch bestimmter Rassen die Regel geworden — an sich spricht nichts dagegen, ebenso den Pudel, den

Schäferhund für die Schweißarbeit zu verwenden, wie den Schweißhund, den Vorstehhund, den Teckel.

In der Praxis aber ist die Nachsuche recht schwierig, einmal weil sie einen hirschgerechten Jäger verlangt, der fährtegerecht ist, Pürschzeichen und Schweiß sicher anzusprechen versteht, und dann weil das Einarbeiten eines Hundes Fleiß, Ausdauer, Ruhe und Geduld des Jägers in hohem Maße erfordert.

Auch der Neuling im Weidwerk wird aus den Stimmen aus der Literatur schon so viel Verständnis des vorliegenden Gegenstandes gewonnen haben, daß ich von einer näheren systematischen Darstellung der Schweißarbeit vorläufig absehen kann. Es wird sich daher empfehlen, zunächst diejenigen Punkte zu besprechen, über die die Ansichten geteilt sind, um hier einen festen Boden zu gewinnen. Alsdann werden wir die Anforderungen, die an den Schweißhund zu stellen sind, im Zusammenhang zu behandeln und schließlich die Wege zu erörtern haben, auf dem die Hunde am besten für unsere Zwecke zu erziehen sind.

Dabei wollen wir hübsch ruhig auf dem Boden der Tatsachen bleiben, weder vor dem „altehrwürdigen Schweißhund" in Verzückung niederfallen, noch dem Sankt Bürokratius und dem heiligen Salbaderus, die beide in diesen Angelegenheiten häufig zu Worte kommen, ein Opfer bringen, sondern in dieser nüchternsten aller Fragen die kritische Ruhe namentlich unserem Hund gegenüber nicht einen Augenblick ausschalten. Eine Nachsuche ist eine mathematische Aufgabe; bei der Arbeit kann man nicht kalt und nüchtern genug sein; hat man sie gelöst, dann mag man sich freuen, mag jubelnd das „Hirsch tot" in Wald und Berge hineinblasen — aber man vergesse nie, daß der Weg zu diesem Glück durch viele Dornen führt.

Wie wir aus den Stimmen der Literatur gesehen haben, ist die Arbeit des Hundes auf gesunder Fährte als Vorarbeit zur Schweißsuche eine verhältnismäßig neue Sache. Auch in der Hannoverschen Jägerei war sie in der Schärfe, wie sie heute verlangt wird, niemals eingebürgert. Man glaubte nur gefunden zu haben, daß Hunde, die vorher — aus ganz anderen Gründen als der Vorschule zur Schweißarbeit — auf der gesunden Fährte gearbeitet waren, sich besser zur Nachsuche auf krankes Wild eigneten, als andere. Und das ist auch ohne weiteres klar, denn ein Hund, der überhaupt schon Wildfährten nachgehangen hat, wird diese von Anfang an natürlich sicherer arbeiten, als ein Neuling, der zum ersten Mal zur Fährte gelegt wird.

Wenn ich in der Folge von gesunder Fährte spreche, so meine ich, wenn nicht ausdrücklich von der warmen gesprochen wird, immer die kalte Fährte. Es sei darum hier kurz bemerkt, was man darunter versteht.

Der eine hält eine Fährte schon nach Verlauf einer Stunde, der andere nach zwei und mehreren für kalt. Beide können Recht haben, je nach der Örtlichkeit, in der die Fährte steht. Ich möchte sagen: eine Fährte ist kalt, wenn die Witterung des Wildes, von der sie stammt, nur noch aus der Fährte kommt und nicht mehr aus der Luftschicht, durch die das Stück gezogen ist. Im letzteren Fall würde man die Fährte noch warm nennen. Hieraus ergibt sich, daß in Orten mit freier Luftbewegung eine Fährte rascher erkalten muß, als in dichten Schonungen, Röhricht und dergleichen. Andererseits ist aber die Annahme un-

zulässig, daß bei stark bewegter Luft die Fährte alsbald nach dem Vorüberwechseln des Wildes kalt sein müßte. Das trifft durchaus nicht zu; denn im losen Laub, in der Nadelschicht, im Moos, Heidekraut, Gras hält sich die Witterung des Wildes trotz bewegter Luft längere Zeit, ebenso wie zum Beispiel der Rauch einer Zigarre auf einer wollenen Decke längere Zeit festzuhaften scheint. Und in nächster Nähe der Bodenluftschicht soll die Nase des Hundes arbeiten. Vor dem Verlauf von zwei Stunden nach ihrer Entstehung wird eine Fährte kaum für kalt anzusprechen sein.

Da es bei der Nachsuche, so lange der Hund am Riemen arbeitet, fast nur auf diejenigen Pürschzeichen, auch für die Hundenase, ankommt, die am Boden haften, Fährtenabdrücke, Schweiß, Haar, so wird man einen jungen Hund nicht gern auf eine warme Fährte bringen. Er würde, da die Witterung des Wildes noch in dem ganzen Luftraum verteilt vorhanden ist, nur dieser zu folgen haben, um das Wild zu finden und würde vielleicht das, worauf es ankommt, Fährte und Schweiß zu halten, nicht lernen.

Bei einem erfahrenen Hund liegt die Sache ganz anders. Da kann man, wenn es Abend werden will oder sonst die Zeit drängt, auch mal auf der warmen Fährte nachhängen, um ein krankes und mutmaßlich verendetes Stück Wild nicht über Nacht liegen zu lassen.

Doch kehren wir zur Arbeit auf gesunder Fährte zurück. Für die Begründung ihrer Notwendigkeit wird von ihren Verteidigern zuerst darauf verwiesen, daß nur ein so vorgearbeiteter Hund imstande sei, mit Sicherheit auch die Fährte zu arbeiten, auf die er angelegt sei, allen Schwierigkeiten, wie Kreuzen frischerer Fährten und dergleichen zum Trotz. Anders gearbeitete Hunde gingen leicht zu einer kreuzenden frischen Fährte über usw. Das ist eine Begründung, die das Zeichen ihrer Herkunft vom grünen Tisch, aus der Studierstube an der Stirn trägt. Denn es ist offenbar, daß eine solche Vorarbeit nur dann einen Sinn haben kann, wenn die Arbeit an einem Einzelstück erfolgt; wenn die Fährte dieses Stückes über jeden Zweifel hinaus in ihrer ganzen Fortsetzung sicher angesprochen werden kann. Ist das nicht sicher, — und wo wäre es das? — so muß diese Art der Arbeit den jungen Hund zum Wechseln der Fährten, dem Changieren führen, einem der größten Fehler, die einem Schweißhund anhaften können. Und wie die Erfahrung zeigt, tut sie es auch. Ich sehe den Grund für den mangelnden Erfolg der modernen Schweißarbeit gerade in diesem Verfahren und möchte hier die für die Ausbildung der Hunde auf gesunder Fährte recht bedeutungsvolle Frage aufwerfen, ob es überhaupt häufige Gelegenheit gibt, dem Hund diese Arbeit zu bieten. Da heißt es zunächst einzeln stehende Stücke ausfindig zu machen. Ich habe mich in früheren Jahren redlich damit abgemüht, habe auch solche bestätigt und gearbeitet — wenn das aber wiederholt geschehen war, so mußte ich die Erfahrung machen, daß das Wild, auch wenn es nicht, — was aus begreiflichen Gründen natürlich zu vermeiden ist — hoch gemacht wurde, die auf seinen Wechseln stehenden Menschen- und Hundespuren übelnahm und seinen Stand veränderte. Nun wurde es wieder aufgesucht, meistens nicht gefunden; also ein neues in Arbeit genommen — wenn eins zu finden war. Nach und nach habe ich die Sache eingestellt, weil sie

einfach nicht zu machen war. Wo irgend ein nennenswerter Rotwildstand ist, da bleiben alleinstehende Stücke, meistens Hirsche oder Gelttiere, die Ausnahme. Rotwild ist einmal ein gesellig lebendes Wild. Es kommen auch noch andere Umstände hinzu: die Behängzeit fällt in die Monate Juni bis August. Da gibt es zwar einzeln stehende Alttiere, aber sie haben ihr Kalb bei sich, stehen also nicht allein. Die Hirsche sind recht empfindlich gegen Störungen; wenn da nun fleißig auf der gesunden Fährte gearbeitet wird, so muß das eine recht unerwünschte Beunruhigung des Wildstandes mit sich bringen, zumal ja auch dasjenige Wild mit gestört wird, das nur zufällig mit angeregt wird. Die Beunruhigung wird um so ärger, je mehr Hunde auf der gesunden Fährte gearbeitet werden. Wird dann außerdem noch in der Feistzeit auf Hirsche lanziert, so ist die Ruhe im Revier gänzlich dahin. Das ist die Folge, wenn alte Gebräuche und Jagdarten der natürlichen Entwicklung entgegen mit Gewalt aufrecht erhalten werden sollen. Was früher notwendig und möglich war, das ist es heute nicht mehr. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich annehme, daß in früheren Zeiten der Leithund wie der Schweißhund in erster Linie für die Hirsche bestimmt war. Die Jagd war das Vorrecht der Landesherren, sie unterhielten ihre zahlreiche und teure Jägerei wohl nicht, um Kahlwild zu schießen, sondern um starke Hirsche zu strecken. Der Wald wie das Feld war ihr Jagdgebiet. In den Vorhölzern standen wohl immer zur Bast- und Feistzeit einzelne Hirsche. Auf deren Fährten wurde der Hund gearbeitet, aber nicht im Walde sondern im Felde. Dabei war jede Störung und Beunruhigung ausgeschlossen, und dem Jäger dazu die nicht hoch genug anzuschlagende Möglichkeit gegeben, die Fährte sicher anzusprechen und den Hund vor dem Wechseln zu bewahren.

Wenn unter solchen Umständen gesagt wird, die Arbeit auf der gesunden Fährte sei schon aus dem Grunde nicht zu entbehren, weil der Schweißhund bei den immer weniger werdenden Schweißsuchen sonst überhaupt keine Arbeit mehr hätte und sich ganz verliegen müßte, so bleibt es unverständlich, wie und wo denn das gemacht werden soll. Wenn es in bestimmten Örtlichkeiten noch möglich sein sollte ausreichende gesunde Arbeit zu finden, so trifft das für erdrückend viele Reviere nicht zu. Soll und muß aber auch hier auf gesunder Fährte gearbeitet werden, so muß man die schwer zu vermeidende Gefahr des Changierens in den Kauf nehmen, und das Rätsel der tatsächlich äußerst mangelhaften Leistungen der Schweißhunde ist gelöst.

Merkwürdig mutet die Beobachtung an, daß man neuerdings sogar für den Gebirgsschweißhund die Arbeit auf der gesunden Fährte für besonders wichtig erklärt hat. Mir ist von beteiligter Seite mitgeteilt worden, von allen Gebirgsschweißhunden wären nur diejenigen brauchbar, die auf diese Weise ausgebildet würden. Ich vermag das nicht zu prüfen, aber das kann ich mit aller Bestimmtheit sagen, daß die ausgezeichneten Gebirgsschweißhunde, die ich in den Tiroler Alpen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, niemals auf gesunder Fährte gearbeitet sind. Diese werden zwar nur auf Gamswild verwendet; aber Fährte bleibt doch schließlich Fährte. Und wie soll im schwierigen Gebirge, wo man zudem nur höchst selten sicher spüren kann, eine gesunde Einzelfährte aufgefunden und dauernd verfolgt werden — ein

Einzelfall ist wohl denkbar; aber als Ausbildungsverfahren erscheint es mir widersinnig. Nun wäre ein solches Streben begreiflich, wenn man ohne die Arbeit auf der gesunden Fährte keine brauchbaren Hunde hätte; aber man hat sie ja; und was in dem einen Revier erreichbar ist, kann auch für andere nicht unmöglich sein.

Ich sagte vorhin, die Forderung der Arbeit auf gesunder Fährte als Vorschule zu Schweißarbeit schien mir nach Stubenluft zu riechen. Ich glaube dargetan zu haben, daß sie mit den Anforderungen der jagdlichen Praxis schwer vereinbar ist und für den Hund selbst große Gefahren in sich birgt. Da auch die älteren Jagdschriftsteller diese Art der Arbeit für die Schweißsuche gar nicht kennen, so werde ich sie nicht weiter behandeln und in der Folge mich nur mit der Einarbeitung des Hundes auf der Schweißfährte befassen. Nur eins sei hier noch hervorgehoben: es wird behauptet, nur ein auf gesunder Fährte vorgearbeiteter Hund arbeite auch dann noch eine Fährte kranken Wildes, wenn der Schweiß aufgehört habe. Zu dieser Behauptung habe ich nur ein Lächeln. Denn Fälle, daß der Schweiß ganz aufhört, sind bei allen Schüssen, die nicht die inneren Organe verletzt haben, häufig; sie sind auch bei Verstopfungen des Ein- und Ausschusses bei Weidwundschüssen nicht selten. Niemals haben mich meine nur auf Schweißfährte gearbeiteten Hunde dabei im Stich gelassen; obgleich mir solche Fälle unzählige Male vorgekommen sind. Die Witterung eines kranken Wildes ist zweifellos eine andere als die gesunden; und ein Hund, der sonst richtig gearbeitet und geführt wird, der wird bei solchen Fährten nicht versagen. Wer aber kein Vertrauen zu seinem Hund hat, weil er vielleicht zu oft durch Changieren täuschte, der wird selbst unsicher, sobald der Schweiß aufhört, und überträgt diese Unsicherheit durch unruhige Führung auf den Hund. Hierhin passen dann so lächerliche Bilder, wo der Führer den Hund zwischen den Knieen hat, mit den eigenen Augen den Schweiß verfolgt, auch schließlich das verendete Wild findet nnd dann für eine solche Farce Anerkennung als guter Führer findet.

Bei manchen alten Schriftstellern gilt es als grober Fehler bei der Nachsuche, wenn ein Hund ein gehetztes und gestelltes Stück Wild niederzieht. Ich kann mich der Zeit noch gut erinnern, wo ich selbst in solchem Betragen einen groben Fehler sah; und doch habe ich bei ruhiger Würdigung aller Verhältnisse niemals feststellen können, daß dadurch ein wirklicher Nachteil verursacht wurde. Selbsterständlich ist es schöner, wenn der Standlaut des Hundes den Weidmann zu dem gestellten Hirsch ruft, und dieser dann den Fangschuß gibt, als wenn bei mangelndem Totverbellen — was übrigens eine sehr seltene Eigenschaft der Hunde ist — die Jagd still wird, und der Jäger nicht weiß, wo die Hetze geendet hat. Kommt dann dazu, daß der Hund bei dem niedergezogenen Wild bleibt, oder der Jäger gar besorgen muß, daß er es anschneidet, dann ist die Lage recht übel.

Wenn aber, wie es bei den allermeisten Gebrauchshunden die Regel ist, der Hund nicht anschneidet und seinen Herrn wieder aufsucht, so ist es doch nicht schwierig den Hund wieder an den Riemen zu nehmen und die Hetze mit ihm auszuarbeiten.

Ein anderer Nachteil des Niederziehens wird in der Gefahr erblickt, die der Hund selbst läuft, entweder von einem gestellten Hirsch geforkelt oder von einem stärkeren Stück Kahlwild — übrigens gebraucht auch der Hirsch zur Abwehr gern

den Hinterlauf — mit dem Lauf einen gefährlichen Schneller zu erhalten. Hier liegt aber das Lehrreiche eines solchen recht nah; das Niederziehen wehrhafter Stücke verlernt auch der schneidigste Hund nach einer solchen Lehre.

Ganz unzweifelhaft war in der Anschauung der hannoverschen Jägerei das Niederziehen ein grober Fehler. Es ist dem einzelnen Hund schwer oder gar nicht abzugewöhnen. Ich glaube daher, daß man die jagdlich schöne, aber nicht unbedingt notwendige Eigenschaft des Nichtzufassens durch sorgsame Zucht allmählich ausgebildet hat. Daß dabei aber eine andere, mir weit wertvoller erscheinende Eigenschaft beseitigt wurde, nämlich der Schneid und der Mut niederziehender Hunde, das ist mir im Lauf der Jahre immer klarer geworden. Es gibt Hunde, die das gehetzte Wild bald stellen und es auch festhalten, wie es solche gibt, bei denen die Jagd immer weiter geht. Mal gibt der Hund Standlaut, mal hört man wieder den Hetzlaut; und so trottest Du immer hinterdrein, lieber Leser, ohne zum Ziel zu kommen. Warum? Weil das kranke Wild — meist handelt es sich in diesem Fall um laufkrankes — den Hund nicht fürchtet, weil es ihm sehr bald anmerkt, daß er nicht zugreift, und dann spielt es sozusagen mit ihm, ist sehr aufmerksam auf die Umgebung und, falls die Verhältnisse dem anpürschenden Jäger nicht sehr günstig sind, hat es mit dem Fangschuß gute Weile. Ganz anders bei einem scharfen Hund! Merkt das Wild, daß dieser zugreift, namentlich von hinten, oder hat er vielleicht schon einmal gefaßt gehabt, so schnellt es wie der Blitz herum — es stellt sich dem Hund, um ihn vorn zu haben und so besser abwehren zu können; ja, diese Furcht ist oft so groß, daß es lieber den Anblick des nahenden Jägers erträgt, als sich der Gefahr aussetzt, vom Hund in die Heesen gefaßt zu werden. Scharfe Hunde kürzen so die Nachsuche ab, ja, sie stellen ein Stück Wild überhaupt, daß sich vor einem zaghaften Hund nicht stellen würde. Wenn nun ein solcher Hund, was die Folge seiner Schärfe ist, schließlich zugreift, das Wild niederzieht und es abwürgt, so vermag ich, wenn ich nicht leeren Formeln ein Übergewicht über die Ansprüche des praktischen Jagdbetriebes zugestehen will, darin einen Nachteil nicht zu finden, vorausgesetzt natürlich, daß er nicht anschneidet und daß er seinen Herrn wieder aufsucht. Das muß aber von jedem wohlerzogenen Hund verlangt werden. Daß man aber das Wiederaufsuchen seines Herrn erschweren, wenn nicht ganz verhindern kann, wenn man den Hund für das Niederziehen abprügelt, das sei nebenbei bemerkt.

Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß, sonstige gute Erziehung des Hundes vorausgesetzt, das Niederziehen kein Fehler ist; ich kann es nur als einen Schönheitsfehler ansehen, der zudem nur bei Kälbern oder Schmaltieren vorzukommen pflegt. Einen scharfen, sonst guten Hund deshalb zu strafen, halte ich für falsch — denn die Eigenschaft, die zum Niederziehen führt, ist für eine erfolgreiche Hetze von höchster Bedeutung.

Mag man darüber in Kreisen jagdlicher Ultras denken, wie man will; für solche Weidmänner, die, schon aus Mangel an genügendem Rotwildabschuß, keinen hannoverschen Schweißhund halten können und die daher ihre Schweißsuchen mit dem Gebrauchshund machen müssen, gibt es gar keine Wahl. Der Gebrauchshund, der auch auf krankes Rehwild gearbeitet wird, muß niederziehen; denn ein angeschweißter Bock stellt sich nur ganz, ganz selten; er geht verloren, wenn der

Hund nicht niederzieht. Nun sage mir einer, wie man es machen soll, daß dieser selbe Hund, auf ein krankes Rotwildkalb geschnallt, dieses nicht gerade so behandelt wie den Rehbock! Also hier liegt der Knüppel beim Hunde; was beim Reh notwendig und darum weidgerecht ist, das kann beim Rotwild kein Verbrechen sein.

Hier mögen einige Bemerkungen über das Anschneiden Platz finden. Für den Theoretiker liegt hier die Frage wieder ungeheuer einfach. Er setzt die denkbar hochmütigste Miene auf: solche Bestien werden totgeschossen! Wer viele Hunde geführt hat, hat auch solche gehabt, die neben schlechten auch gute Seiten hatten. Da war es manchmal nicht ganz leicht, zum Entschluß zu kommen. Aber hier ist wirklich ruhiges Abwägen am Platz — ein Todesurteil ist bald vollstreckt, aber der arme Köter ist nachher nicht wieder lebendig zu machen. Da die Teckel, so vorzüglich sie auf Schweiß sind, fast alle anzuschneiden lieben, so müßte man diese von der Schweißarbeit fern halten. Die Erfahrung lehrt aber, daß es selbst mit diesen Rackern ganz gut geht; weil man sie entweder am Riemen hat oder doch nicht weit vom Ort der Tat entfernt ist, wenn die Versuchung an sie herantritt. Gelegentlich schneidet auch einmal ein älterer Gebrauchs- oder Schweißhund an; das hat dann meist besondere Gründe, und wenn man die Tatsache weiß, so kann man die Gelegenheiten zum Anschneiden in der Regel verhindern, ohne doch auf die sonst guten Eigenschaften eines Hundes verzichten zu brauchen. Ich entsinne mich da eines lehrreichen Falles, der wert ist, erzählt zu werden.

Es handelt sich um einen außerordentlich passionierten, mitteljährigen Gebrauchshund, dem nur mit allerlei Listen Futter beizubringen war, sobald er ahnte, daß es ins Revier ging. Hatte er aber krankes Wild gehetzt, so fraß er überhaupt einige Zeit nicht mehr, weil er immer darauf wartete, daß es wieder losgehen sollte. Sonst war es ein in jeder Hinsicht tadelloser Hund, der allen Anforderungen an die Schweißarbeit genügte. Nachdem er an zwei aufeinander folgenden Tagen drei schwierige Schweißsuchen mit Erfolg geleistet hatte, schoß ich am dritten Tage beim Drücken auf Kahlwild ein flüchtiges Kalb weidwund. Das Stück blieb, als es knallte, sozusagen in der Luft hängen — ich führte 9 mm mit 3 Gramm Blättchenpulver —, wurde gleich kurz und tat sich nach etwa 50 Schritt vor meinen Augen in einem kleinen Röhricht nieder. Als der Trieb zu Ende war, etwa ½11 Uhr vormittags, pürschte ich mich vorsichtig an das kranke Stück heran, um ihm den Fangschuß zu geben. Ich kam auch heran bis auf 40 Schritt und sah im Röhricht den Kopf, konnte aber den Hals durchaus nicht frei bekommen. Plötzlich wurde das Kalb hoch und flüchtete sofort spitz von mir fort. Das Gelände war übersichtlich; da das Kalb nach etwa 200 Schritt kurz wurde und sich 100 Schritt weiter vor meinen Augen niedertat, so fand ich gar kein Bedenken es zu hetzen. Ich arbeitete bis zum Wundbett, sprengte es und schnallte den Hund. Einige Zeit noch vernahm ich seinen Hetzlaut, dann vermochte ich bei dem windigen Wetter nichts mehr zu hören. Ich folgte der Hetzrichtung und spürte einige Wege und Gestelle ab — nach einer halben Stunde war der Hund wieder da. Die genaue Untersuchung ergab keinen Anhalt dafür, daß er das Kalb niedergezogen und abgewürgt hatte; ich nahm ihn daher wieder an den Riemen und arbeitete die Hetze aus. Das Kalb wurde zum zweiten Mal gesprengt, wieder gehetzt, wieder

dasselbe negative Ergebnis. Die Suche wiederholte sich abermals, der Hund wurde sichtlich matt; auch mir hing der Magen schief, denn ich hatte meinen Rucksack mit dem Frühstück auf meinem Stand beim Drücken hängen lassen in der Erwartung, daß ich dem Kalb sogleich den Fangschuß würde geben können. Der kurze Wintertag neigte sich zu Ende, es war gegen ½4 Uhr nachmittags, als ich den Hund auf das wieder gesprengte Kalb zum vierten Mal schnallte. Die Hetze ging nicht sehr weit, dann wurde es still. Ich warte also auf die weitere Entwicklung; da erscheint nach einer knappen halben Stunde der Hund, augenscheinlich mit einem schlechten Gewissen; Schweiß und Haare im Fang zeigten mir, daß er das Kalb niedergezogen hat. Ich nehme ihn an den Riemen, und in kurzer Zeit führt er mich an den Ort der Tat. Das Kalb, das die Kugel quer durch den Pansen hatte, war in dem Winkel, den der rechte Vorderlauf mit dem Brustkorb bildete, angeschnitten, das Wildpret des Blattes verzehrt. Dann hatte der Hund sich augenscheinlich im Zustand völliger Erschöpfung einige Zeit niedergetan und schließlich mich wieder aufgesucht. Ich war selbst völlig ausgepumpt; das arme Tier, das mir so unendlich viele Freude und jagdlichen Genuß verschafft hatte, tat mir leid; ich vermochte es nicht zu strafen und tat, als bemerkte ich nicht, daß das Stück angeschnitten war. Ich nahm den Hund an den Riemen, nachdem ich das Kalb aufgebrochen, und begab mich auf den Heimweg; um 6 Uhr abends in tiefer Dunkelheit traf ich mit der Jägerei und meinem Wagen wieder zusammen. Nachher habe ich den Hund in jede Versuchung gebracht, die ich herbeiführen konnte — es ist ihm niemals wieder in den Sinn gekommen ein Stück Wild anzuschneiden.

Es straucheln neben schwachen auch starke Menschen — warum soll ein Hund nicht einmal sich vergessen, wenn der Hunger ihn zu Taten stachelt, die ihm sonst fremd sind. Er kann darum doch in hohem Grade brauchbar sein und bleiben.

In dieses Kapitel gehört auch das Genossenmachen des Hundes, das ich später bei der Einarbeitung auf Schweiß noch besprechen werde.

Wir kommen nun zu einem Gegenstand, der das Gefühl vieler Weidmänner wiederholt bis in seine Tiefen aufgerührt hat: das absichtliche Krankschießen des Wildes zum Zweck der besseren Ausbildung der Hunde. Es mag ohne weiteres zugestanden werden, daß die ältere Jägerei in diesem grausamen Verfahren nichts fand, und daß die so überkommene Gewohnheit die feinere Empfindung eingeschläfert hat. Zur Begründung dieses grausamen Verfahrens wird in der Regel angeführt, — und ich habe mich selbst von diesem Scheingrund blenden lassen — daß bei der mangelhaften Schußwirkung der Waffen älterer Zeit der absichtliche Weidwundschuß, um diesen handelt es sich meist, nicht zu umgehen gewesen sei, weil man, um vielen kranken Stücken längere Qualen zu ersparen, die Hunde an einigen hätte einarbeiten müssen. Diese Begründung ist völlig falsch; sie würde weit eher für die heutigen Verhältnisse passen, wo die Nachsuchen, also die Gelegenheiten zur Einarbeitung der Hunde infolge der tödlicheren Wirkung unserer Büchsen seltener geworden sind. Denn gerade dann, wenn auch gut getroffene Stücke noch eine längere Nachsuche erfordern, kann es an Gelegenheit zur Arbeit für die Hunde um so weniger fehlen. Der alte Brauch oder besser Mißbrauch ist nur aus dem Umstand zu erklären, daß die alten Jäger Berufsjäger waren; sie zogen mit ihren Hunden

von Hof zu Hof, um dort eine sichere Anstellung zu finden. Das konnte nur dadurch geschehen, daß sie entweder gute Schweißhunde mitbrachten oder die dortigen Hunde gut auf Schweiß einarbeiteten. Dazu war ihnen jede Gelegenheit gut genug, und im Interesse ihres eigenen Fortkommens wurde, wenn die Jagd keine Gelegenheit zur Schweißsuche brachte, eine solche geschaffen, indem ein Stück absichtlich krank geschossen wurde, und zwar so, daß es eine möglichst lange Nachsuche gab.

Das kann man in jedem alten Jagdbuch lesen, es wurde nicht das Geringste darin gefunden, und so hat es sich noch in unsere Zeit hinein vererbt. Aber die Anschauungen wandeln sich; unter dem Druck dieser Wandlung haben sich auch die Vertreter der älteren Richtung zu Zugeständnissen herbeilassen müssen. Der Verein „Hirschmann" hat erklärt, auch er könne das absichtliche Krankschießen nicht billigen, nur für die Hauptprüfungen des Vereins müsse er darauf bestehen, da sonst diese nicht durchführbar seien.

Da drängt sich zunächst die Frage auf, ob denn diese Prüfungen notwendiger sind als die Pflicht der Menschlichkeit, die wir heute jedem Tier gegenüber empfinden. Es kann in dieser Hinsicht nur ungünstig wirken, wenn bei Versammlungen, die als Mittel zur gesteigerten jagdlichen Ausbildung von Führern und Hunden gelten sollen, das absichtliche Krankschießen von Wild als selbstverständlich vorausgesetzt und behandelt wird. Man ehrt dabei den Schöpfer im Geschöpfe nicht mehr; und kein Weidmann hat das Recht, zu welchem Zweck es immer sei, ein wehrloses Tier länger zu quälen, als es irgend mit der endlichen, sicheren Erbeutung vereinbar ist.

Dabei wird es im Interesse der Schweißarbeit auf das lebhafteste bedauert, daß die fortgeschrittene Technik uns schneller tötende Waffen in die Hand gab — man begeistert sich dafür, die alten, langsam tötenden Waffen beizubehalten, weil ja sonst die „alte, ehrwürdige Schweißhundsarbeit" in Abgang kommen könnte. Und das in einer Zeit, wo der Tierschutz sich bemüht, Sinn und Verständnis für Leid und Freud der Tiere in die weitesten Kreise zu tragen, wo der Vogelschutz in Tausenden von Schriften jung und alt an das Herz gelegt wird. Wie sollen die gebildeten Kreise Interesse an der Erhaltung des Hochwildes haben, wenn diejenigen, die zu seiner Hege und Pflege berufen sind, sich öffentlich auf die herzloseste Weise an ihm versündigen.

Nun sagt man, das sei ja leider nicht schön, aber ohne gute Hunde gehe es einmal nicht, und solche könne man nicht erziehen, wenn man keine Gelegenheit habe, sie öffentlich zu prüfen. Mit Verlaub, diese Prüfungen sind eine Modesache! Was wußte die alte Jägerei von Prüfungen; sie arbeitete ihre Hunde still für sich und die heutige Welt mit ihren Prüfungen muß zugestehen, daß sie nicht annähernd das leistet, was die Alten in dieser Hinsicht konnten.

Die öffentliche Schaustellung jagdlicher Grausamkeit hat aber — ich nehme gern an ungewollt — doch ohne allen Zweifel den Erfolg, daß alle die Führer, die mit ihren Hunden sich einmal dort zeigen wollen, auch für möglichst reichliche Gelegenheit zur Schweißarbeit daheim sorgen. Der Gedankengang, daß das, was dort in aller Öffentlichkeit geschehen darf, im stillen Walde nicht verboten sein kann, liegt ungeheuer nahe; und man begeht gewiß keinen Fehlschluß in der Annahme, daß bei der Einarbeitung derartiger Hunde im Walde viel, sehr viel Wild absichtlich

Abbildung 145. Standlaut.

krankgeschossen wird. Es handelt sich meist um gering besoldete Forstbeamte und um sehr hohe Preise, die für einen prämiierten Schweißhund erzielt werden können. Bei der Prüfung winken Gold, Preise und Ehre, dort wird absichtlich krankgeschossen — wer will es dem Mann verdenken, wenn er daheim auch zu diesem Mittel seine Zuflucht nimmt!

So wirkt die Handhabung der Sache auf der Prüfung verletzend für den Fernstehenden, verschlechternd auf den Kreis der Beteiligten.

Ich habe vor Jahren einmal eine Umfrage bei den staatlichen Revierverwaltern in Pommern gehalten. Dabei hat sich herausgestellt, mag man sonst von einer solchen Statistik denken wie man will, daß dort, wo der hannoversche Schweißhund geführt wurde, verhältnismäßig die meisten längeren Nachsuchen vorkamen; und zwar so, daß sich etwa 1 : 4 bei, wie ich mal kurz sagen will, Gebrauchshundrevieren und Schweißhundrevieren als Verhältniszahl ergab. Es war kein Zweifel, daß in den letzteren Revieren das absichtliche Krankschießen eine große Rolle spielte.

Wenn nun die Einarbeitung eines Hundes nicht anders möglich wäre, als mit Hilfe dieses grausamen Verfahrens, so müßte man, da man auf Schweiß zuverlässig arbeitende Hunde bei dem Betriebe der hohen Jagd nicht entbehren kann — denn auch bei den vollkommensten Waffen wird es Nachsuchen geben —, so müßte man das Unvermeidliche eben in den Kauf nehmen. Aber es geht ganz gut ohne Grausamkeit.

Natürlich, höre ich hier den Einwurf, die Arbeit auf gesunder Fährte verwirft er, das absichtliche Krankschießen will er nicht — da soll mir einer sagen, wie ich einen brauchbaren Schweißhund erziehen soll, denn die wenigen Nachsuchen, die es heutigentags noch gibt, die schaffen keinen guten Hund!

Aber zu dieser entsagungsvollen Stimmung liegt in Wirklichkeit kein Grund vor. Reviere mit gutem Wildstand bieten hinreichend Gelegenheit zu Nachsuchen; werden diese, auch die geringfügigsten, gewissenhaft benutzt, dann wird es an Arbeit nicht fehlen; sollte aber die durchschnittliche Schußfertigkeit so tadellos sein, daß es tatsächlich an Gelegenheit gänzlich fehlt, — nun, dann würde ein Schweißhund ja auch überflüssig geworden sein. Jedoch vermag ich an solche irdische Vollkommenheit noch nicht zu glauben.

Auch selbst auf Revieren, die Rotwild nur als Wechselwild haben, findet sich Gelegenheit den Hund auf Schweiß zu arbeiten. Nur darf man hier nicht beanspruchen ihn nur auf Rotwild anlegen zu wollen. Es muß eben jede Schweißsuche auf Schalenwild hier zur Einarbeitung des Hundes benutzt werden. Dabei ist es selbstverständlich, daß auf solchen Revieren der einseitige hannoversche Schweißhund gar nicht in Frage kommen kann — es handelt sich da nur um Gebrauchshund, und nicht zuletzt um den Dachshund.

Im übrigen wird, und das ist mit eine Folge der einseitigen Bevorzugung des hannoverschen Schweißhundes und des zu seiner Einarbeitung beanspruchten Verfahrens auf der gesunden Fährte gerade bei solchem Wechselwildrevieren die Nachsuche zu leicht genommen. Der Gedanke, ein auf Schweiß brauchbarer Hund sei hier doch nicht zu erzielen, daher müßte man ganz davon absehen, ist leider vielfach verbreitet. Und doch ist er grundfalsch. Denn auf den Revieren mit Wechselwild sind ohnehin die Verhältnisse ungünstiger als auf solchen mit Standwild. Wer selten auf einen Hirsch zu Schuß kommt, dem klopft das Herz ganz anders, als demjenigen, der regelmäßig seine Hirsche streckt; und die Aufregung bei der Nachsuche in Verbindung mit geringerer Übung fällt weiter nachteilig ins Gewicht — soll nun ein weniger guter Hund diesen mißlichen Zustand auch seinerseits noch erschweren?!

Daß es ohne die Arbeit auf gesunder Fährte, dort wo es an Arbeit nicht fehlt, recht gut geht, dafür kann ich neben all den alten Stimmen auch meine langjährige Erfahrung in die Wagschale legen. Seit ich diese Vorarbeit aufgegeben habe, sind lediglich auf Schweißfährte eine Anzahl von Hunden herangebildet worden, die alle gut brauchbar, zum Teil vorzüglich geworden sind. Und sollte ein mir besonders wohlgesinnter Leser vielleicht glauben, ich hätte in dieser Sache eine glückliche Hand, so muß ich darauf hinweisen, daß auch die von den hiesigen Förstern gearbeiteten Hunde recht Gutes geleistet haben. Damit will ich nun nicht behaupten, daß jeder Hund zum guten

Schweißhund herauszuarbeiten sei — wer nicht nutzlos seine Zeit und Kraft vergeuden will, der wird sich selbstverständlich Hunde aussuchen, die zur Schweißarbeit gut veranlagt sind. Die gibt es in der Schweißhundrasse — nur ein ganzer Neuling könnte glauben, jeder Hund dieser Rasse sei auf Schweiß gut veranlagt — wie unter den Vorstehhunden zur Genüge, am meisten unter den Dachshunden.

Vor nicht langer Zeit spielte das Totverbellen eine gewisse Rolle bei der Bewertung des Hundes. Die Anschauungen darüber haben insofern eine Wandlung erfahren, als man mehr und mehr einsieht, daß das Totverbellen eine nur wenigen Hunden eigene Begabung darstellt. Wollte man diese mehr vertreten sehen, so könnte das wohl nur durch Züchtung erreicht werden. Die durch Dressur erworbene Eigenschaft läßt sehr häufig im Stich, insofern der Hund, wenn er nicht zum Totverbellen angefeuert wird, still bleibt. Das hat natürlich für den Jagdbetrieb keinen Wert.

Gleichwohl kommen hier Fälle vor, die das Totverbellen als eine angenehme Eigenschaft erweisen. Wenn das Wild bei der Hetze vor dem Hund zusammenbricht, wenn es vielleicht zu Stand gehetzt und lange verbellt wird, bevor der Jäger herankommt, der den Laut des Hundes vielleicht längst aus dem Ohr verlor und nicht weiß, wohin die Jagd sich gewendet hat, und schließlich das Wild vor dem Hunde verendet; wenn der niederziehende Hund es abgewürgt hat — in allen diesen Fällen würde das Totverbellen eine Annehmlichkeit, eine Abkürzung der Nachsuche darstellen, vorausgesetzt, daß der Jäger es hört! Was in dieser Hinsicht möglich ist, d. h. mit dem nicht hören, das möchte ich an einem Beispiel erläutern:

Bei einer Nachsuche nach einem am Tage vorher angeschweißten, weidwunden Hirsch hatte ich eine etwa 15 jährige Kieferndickung von etwa 8 Hektar Fläche rings mit Schützen umstellt. Der Hund führte mich alsbald zu dem bereits verendeten Hirsch, und bei diesem blies ich auf dem Pleßschen Waldhorn bei ruhigem Wetter „Hirsch tot" und „Sammeln". Als einige Zeit verstrichen war und noch niemand erschien, wiederholte ich die Signale mehrere Male hintereinander. Es kam keiner. Als ich schließlich die Schützen herbeiholen ließ, und alle zur Stelle waren, ergab sich, daß auch nicht ein einziger auch nur einen Ton gehört hatte. Die Dickung hatte die Töne sämtlich verschlungen, obgleich es sozusagen windstilles Wetter war. Wie sehr ein stärkerer Wind die Ausbreitung der Schallwellen gegen seine Herkunftsrichtung verhindert, wird ein jeder bestätigen können, der je das Geläute des Hundes im Walde und den Brunftschrei des Hirsches bei windigem Wetter vernommen hat.

Es ist daher bei weitem sicherer, wenn der Hund, falls das Wild vor ihm verendet, sofort seinen Herrn wieder aufsucht, und dieser dann die Hetze am Riemen mit ihm ausarbeitet.

Es leuchtet ein, daß das Totverweisen dann gar nicht in Frage kommt. Der Hund verweist eben am Riemen tot.

Nunmehr erübrigt noch, uns mit dem Bestätigen und dem Lancieren zu beschäftigen. Das Bestätigen oder die Vorsuche bestand darin, daß der Jäger mit dem Hund die abzujagenden Waldteile umzog und durch An-

fallen der Fährten auf dem meist rauhen, bewachsenen Waldboden das darin stehende Wild festzustellen, zu bestätigen suchte, damit es nachher bejagt werden konnte. Unter Lancieren versteht man das Nachhängen auf der Fährte, um den Hirsch aufzusuchen, herauszusprengen und durch weiteres Nachhängen vor die Schützen zu bringen. Beides war Leithundsarbeit. Wozu wird vom Schweißhund heute bei gänzlich veränderten Waldverhältnissen noch solche Arbeit verlangt? Warum wird ein Schweißhund noch zur Versuche gebraucht? In älteren Zeiten fehlten in den Wäldern die zahlreichen Wege und Schneisen der Jetztzeit; das Bestätigen des Wildes durch die Fährten war daher sehr erschwert, oft unmöglich. Hier half der Leithund aus; seine Arbeit erhob sich auf einen hohen Grad der Vollkommenheit, er machte durch den Widersprung die Hirschfährte vor der des Tieres kenntlich. Was Wunder, daß ein guter Hund, der seinen Führer zu Ansehen und Ehren brachte, einen ungeheuren Wert darstellte! Schneisen und Gestelle, jetzt die Grundlage der Wirtschaft im Walde, wurden in der Vorzeit nur für Jagdzwecke aufgehauen; sie waren spärlich vorhanden. Die Waldteile, aus denen das Wild auf die an den Gestellen vorstehenden Schützen gedrückt werden mußte, waren ungeheuer groß. Eine große Jagensmannschaft leistete gerade für die starken Hirsche nicht viel, weil diese, damals schon so klug wie heute, sie lieber vorüber gehen ließen und im Schutz des plänterwaldartigen Bestandes blieben, stark gedrängt aber eher die Treibwehr durchbrachen, als vorwärts wechselten. Auch hier mußte der Leithund aushelfen; der Jäger lancierte den Hirsch mit dem Hund vor die Rohre der Schützen.

Wie haben sich diese Verhältnisse geändert!

Unsere Waldungen durchzieht ein dichtes Netz guter Wege, fahrbarer Gestelle; allenthalben auf diesen, auf Grabenrändern, wie auf den mit Spaten und Pflug bearbeiteten Kulturflächen sind die Fährten des Wildes zu finden. Der plänterwaldartige Charakter des Waldes ist verschwunden; scharf sondern sich die Tagesstandorte des Wildes, die Dickungen, von den lichten Stangen- und Althölzern.

Klar und sicher legt der tauige Morgen dem fährtegerechten Jäger vor das Auge, wohin und woher das Wild in der vergangenen Nacht wechselte; ob Hirsch, ob Tier, ob Kalb: der Fährtenabdruck des wunden Bodens zeigt es ohne allen Zweifel.

Warum soll das Herz nicht glauben, was das Auge sieht! Warum soll der auf Leithundsart gearbeitete Schweißhund dem Jäger erst noch sagen, was dieser ohne ihn längst weiß!

Für das Erlegen starker Hirsche, namentlich starker Feisthirsche, wenn man es nicht gerade mit Wechselwild zu tun hat, ist das Lancieren im hohen Grade schädlich. Der Feisthirsch will Ruhe und Frieden haben — wer ihn strecken will, mag früh aufstehen und ihn auf der Pürsche oder beim Ansitz erlegen. Das geht natürlich dort nicht, wo die Hirsche tagsüber durch Lancieren in den Dickungen beunruhigt werden. Nichts kann das Wild und vor allem der starke Hirsch weniger vertragen, als wenn ihm auf den stillen Wechseln in der Dickung und in seinen heimlichen Standorten nachgeschlichen wird; und das ist ja auch der Grund, weshalb man den Hirsch durch Lancieren schließlich aus seiner Dickung herausbringt —

aber ist ein solcher Jagdbetrieb mit einer guten Wildpflege vereinbar? Ich glaube nicht. Wer durch häufiges Lancieren sein Revier beunruhigt, der sollte sich nicht wundern, daß er die schon so vorsichtigen alten Herren nun erst recht nicht mehr bei Büchsenlicht zu sehen bekommt, und daß in den Vorhölzern ungleich mehr Hirsche vom Nachbarn erlegt oder angekratzt werden als in Revieren, wo die Hirsche in der Feistzeit Ruhe haben. Lanciere oder drücke, lieber Leser, in der Feistzeit auf Hirsche, dann aber gib Pürsche und Anstand als aussichtslos auf! Sorge aber für Ruhe im Revier, und du wirst beim besten Büchsenlicht die sonst so heimlichen Feisthirsche erlegen können und zudem die übrigen im Revier behalten. Denn vertraut wird auch der Feisthirsch, wenn er nur richtig behandelt wird.

Hat man übrigens einmal den Wunsch, einen Hirsch durch Lancieren vor die Schützen zu bringen, so glaube man ja nicht, dazu eines auf gesunder Fährte vorgearbeiteten hannoverschen Schweißhundes zu bedürfen. Hast du, geehrter Leser, was ich als selbstverständlich betrachte, deinen Teckel oder Gebrauchshund auf der Schweißfährte gearbeitet, so lege ihn ruhig auf den zu lancierenden Hirsch am Riemen zur Fährte; er wird dich auf dieser, die nach dem Sprengen des Hirsches immer wärmer wird, gewiß nicht im Stich lassen.

Das fast allgemein übliche Verfahren, den Schweißhund genossen zu machen, steht, wie schon vorhin gesagt, in einem merkwürdigen Gegensatz zu der vom Hund verlangten Eigenschaft das Wild nicht anzuschneiden. Ist das lediglich ohne weiteres Nachdenken aus der Arbeit des Leithundes in die des Schweißhundes übernommen? Daß man dem Leithund, der gewissermaßen niemals einen Erfolg seiner Tätigkeit zu sehen bekam, um ihn feuriger und eifriger zum Suchen zu machen, zeitweise an das Ende der Vorsuche einen gestreckten Hirsch legte, zwischen dessen Schalen man Stücke Wildpret geklemmt hatte, daß man ihn, nachdem er die Fährte bis zu diesem heran richtig ausgearbeitet hatte, dieses Wildpret verzehren ließ, war eine durchaus gebotene Maßregel, wenn der junge Hund mit Eifer arbeiten, und der alte bei dem ewigen Einerlei der langweiligen Vorsuche die Lust nicht verlieren sollte. Die Hunde mußten wenigstens von Zeit zu Zeit irgend einen Erfolg sehen und selbst etwas von der Sache haben. Aber aus welchen Gründen man dieses Verfahren auf den zu ganz anderer Arbeit und zu ganz anderem Zweck heranzubildenden Schweißhund übertragen hat, das ist wenig verständlich. Man könnte sich schließlich mit dem alten Brauch abfinden, wenn er nicht die Gefahr in sich trüge, den Hund zum Anschneiden zu verführen. Der Schweißhund findet doch in der Regel am Ende der Arbeit das Wild, er hat die Freude an einer aufregenden Hetze; er wird also, wenn keine Fehlsuche oder Fehlhatz vorliegt, jedesmal Erfolg sehen, und so bei der nächsten Arbeit erhöhten Eifer zeigen, ohne daß es nötig wäre, ihn mit Schweiß, Milz oder Drossel genossen zu machen.

Bei einem zu ruhigen Hund wird es vielleicht gelegentlich angebracht sein, um seinen Eifer anzuspornen. Als Regel angewandt scheint es mir mit Rücksicht auf die Gefahr des Anschneidens recht gewagt.

Aus den seitherigen Ausführungen werden wir die Anforderungen, die an einen für die Nachsuche auf krankes Wild zu arbeitenden Hund gestellt werden müssen, unschwer erkennen können:

Der Hund muß:

1. riemenführig sein;
2. sich am Riemen ablegen lassen;
3. die Fährte angeschweißten Wildes sicher anfallen, sie zuverlässig verfolgen, jeden Widergang ausarbeiten, bis er es verendet findet, oder bis das Wild aus dem Wundbett vor ihm hoch wird;
4. geschnallt das kranke Wild laut hetzen, bis er es zu Stande jagt, und das sich stellende Wild so lange verbellen, bis es den Fangschuß erhält;
5. von dem etwa verendet vor ihm zusammenbrechenden Wild sofort ablassen und seinen Herrn aufsuchen.

Der Hund darf nicht:

1. beim Anblick von Wild Laut geben;
2. wenn er abgelegt ist, unruhig oder laut werden; er soll vielmehr liegen bleiben, bis er abgeholt wird;
3. auf der Fährte mit hoher Nase im Wind suchen;
4. geschnallt früher Laut geben, als er das Wild unmittelbar vor sich äugt;
5. von dem vor ihm flüchtigen oder dem gestellten Wild eher ablassen, als bis dieses den Fangschuß erhält;
6. verendetes Wild anschneiden oder nach etwaigem Abwürgen daran lecken und rupfen.

Diese Eigenschaften sind teils angeboren, insofern der Hund gut veranlagt ist, teils müssen sie ihm durch die Führung beigebracht oder abgewöhnt werden. Ob ein Hund für unseren Zweck gut veranlagt ist oder nicht, darüber kann man sich bald Klarheit verschaffen. Man nimmt ihn mit ins Revier, am Riemen natürlich, denn man liefe sonst Gefahr, den noch rohen Hund vielleicht nicht wieder zu bekommen. Nun begeht man solche Orte, wo man weiß, daß häufig Wild wechselt. Da wird man bald heraus haben, ob der Hund Neigung zur Fährte hat, ob er ihr nachhängt, ob er dabei die Nase tief zur Erde nimmt oder hoch im Wind schnuppert usw. Hat man sich also einen gut veranlagten, jungen Hund verschafft, so empfiehlt es sich, bevor die eigentliche Arbeit beginnt, ihm etwas gute Lebensart anzugewöhnen; er muß auf Ruf oder Pfiff zu seinem Herrn kommen, auch auf Befehl sich hinsetzen. So lange er noch in der Entwicklung begriffen ist, läuft er am besten frei im Hof umher, damit er im Herumjagen mit anderen Hunden gewandt und kräftig wird. Ist er so weit, daß man ihn schon, wie man sagt, in der Hand hat, so läßt man ihn gelegentlich, wenn die Tiere nicht kurz vor dem Setzen stehen oder nicht gerade frisch gesetzte Kälber vorhanden sind, an Stellen, wo man das Wild gern fortgewöhnen möchte, einmal jagen. Er lernt auf die Weise Fährte halten, und schaden kann ihm das für seine spätere Brauchbarkeit nicht im geringsten. Denn es ist ja in Wirklichkeit nichts anderes, als das, wozu er zeitlebens gebraucht werden soll. Die gegenteilige Lehre ist ein Überbleibsel der Leithundsarbeit. Bei dieser liegt es auf der flachen Hand, daß ein Hund, der den Reiz des freien Jagens auf der flüchtigen, warmen Fährte erst kennen gelernt hat, keine besondere Lust bezeugen wird, am Hängeseil auf kalten Fährten zu arbeiten. Für die Schweißarbeit liegt natürlich die Sache ganz anders. Bei der

Hetze auf der warmen Fährte lernt der Hund spielend Fährte halten, weil er mit dem leichtesten anfängt; und wenn er später am Riemen zur Fährte gelegt wird, dann weiß er gleich, was er soll.

Vor 20 bis 30 Jahren galt es ja bei unseren Vorstehhunden auch als erste Regel, den jungen Hund nie an Hasen hetzen zu lassen, damit er hasenrein wurde. Die Hunde wurden weder hasenrein, noch konnten sie später, wenn es einen Hasen zu apportieren galt, die Spur halten. Später erst sah man ein, daß nur die Hunde hasenrein wurden, die sich richtig abgehetzt hatten, und diese konnten auch Spur halten. Ebenso ist es mit dem Schweißhund.

Ist der Hund ausgewachsen, so gehört er im Freien an die Kette und erhält eine Hütte, die ihn vor Hitze, Regen und vor Kälte schützt. Auf diese Weise wird der Hund hart und unempfindlich gegen Witterungseinflüsse. Der Aufenthalt im Hause am warmen Ofen ist weder für den Herrn immer angenehm noch dem Hund zuträglich. Er begleitet jedoch seinen Herrn auf allen Gängen ins Revier, an einer mit Leder umnähten Kette geführt. Die erste Aufgabe besteht darin, ihn riemenführig zu machen. Seine Nase gehört ein wenig seitwärts und hinter das linke Knie des Führers. Dieses Verhältnis darf er nur auf den Befehl: „vorhin!" verlassen, um eine Fährte aufzusuchen. Hat man eine leichte Gerte, mit welcher man ihn zurechtweist, wenn er erst begriffen hat, was er soll, und dagegen fehlt, so ist das ausreichend. In kurzer Zeit wird der Hund auf „vorhin!" vorsuchen, eine gefundene Fährte anfallen und auf ihr weitersuchen, wenn er es soll; soll er es nicht, so wird er mit dem Befehl „zurück!" abgezogen, und er wird dann seine Stelle hinter dem linken Knie des Führers wieder einnehmen. Sollte er beim Anblick von Wild laut werden, so wird ihm das nötigenfalls streng verboten.

Kann der junge Hund als riemenführig bezeichnet werden, so muß er lernen, sich ablegen zu lassen. Zu diesem Zweck legt man ihn mit der Lederkette, von der ein Abschneiden unmöglich ist, an einen Baum, läßt die Jagdtasche oder den Jagdmuff bei ihm liegen und entfernt sich. Ohne daß der Hund es gewahrt und ohne daß er weiß, wo sein Herr sich befindet, beobachtet ihn dieser. Zunächst wird der Hund sich ungestüm gebärden, weil er in gewohnter Weise seinem Herrn folgen möchte und daran verhindert ist; das gibt sich bald; sollte er aber laut werden, so kehrt der Führer zurück und verweist es ihm oder straft ihn auch, je nach dem Temperament des Hundes. Nach und nach wird der Hund sich ruhiger verhalten; nun bleibt man immer länger fort und gewöhnt ihn so daran, schließlich stundenlang allein zu bleiben; weiß er doch, daß sein Herr ihn immer wieder abholt. Ist der Hund an der Lederkette sicher geworden und macht er keine Versuche mehr, sie abzuschneiden, so wird diese durch den Schweißriemen ersetzt, an dem er von jetzt an ausschließlich geführt wird.

Soll der Hund einzig und allein für die Schweißsuche Verwendung finden, so halte ich es für nützlich, — ich bin der gegründeten Überzeugung, daß der Gebrauchshund, falls er gut dazu veranlagt ist, auch dann dem hannoverschen Schweißhund vorzuziehen ist — ihn gar nicht erst apportieren zu lehren. Denn wenn er das kann, so ist die Gefahr des Anschneidens, falls er ein Stück niedergezogen und abgewürgt hat, größer als wenn er es nicht kann. Und wenn er apportiert, so

wird er es auch in solchem Fall versuchen. Dabei kann er leicht die Decke zerreißen, kommt ans Wildpret — und die Versuchung ist da!

Der Hund, der auch zu anderer als zur Schweißarbeit gebraucht wird, kann natürlich apportieren; aber er ist auch als Folge seiner sonstigen Dressur und Führung gegen das Anschneiden mehr gefeit.

Kommen wir jetzt zur Schweißarbeit selbst. Hierbei ist in der Hauptsache zweierlei zu beobachten: der Hund soll der Schweißfährte folgen, das heißt der Witterung des Schweißes nachziehen, zweitens aber auch die Witterung aus den Fährtenabdrücken aufnehmen, damit, falls der Schweiß nachläßt oder ganz aufhört, die Witterung der Fährte allein ihm hilft sie fortzubringen. Bei den ersten Nachsuchen muß der Hund das Wild mit Sicherheit finden; dieses darf nicht allzuweit vom Anschuß entfernt liegen, es muß bald zu schweißen beginnen und stark schweißen, damit der Lehrling mit dem Leichtesten beginnen kann. Da er nicht die Nase in den Wind nehmen, sondern tief am Boden suchen soll, so muß er vor der Verführung hierzu bewahrt werden. Teilweise zu diesem Zweck wird der Riemen bei der Arbeit zwischen den Vorder- und Hinterläufen durchgezogen, wie es Abbildung 146 darstellt. Auf diese Weise zwingt man dem sehr eifrigen Hund die Nase an den Boden; andererseits auch erschwert man ihm nicht das Atmen, wie es der Fall sein würde, wenn man den Riemen nicht durchzieht. Im Anfang quäle man jedoch den Neuling nicht zu sehr damit, weil man ihm sonst die Ruhe zur Arbeit stören würde. Nach und nach lernt er es, wenn darauf gehalten wird, von selbst und tritt beim Anlegen zur Fährte gleich richtig in den Riemen hinein.

Tödlich getroffenes Wild strebt meistens der nächsten Dickung zu. Kann man daher ein Stück etwa 2—300 Schritt von einer solchen entfernt bei einer Windrichtung, die von dem Wild dahin zusteht, mit tiefem Blattschuß durchschießen, so daß es noch vor der Dickung im raumen Holz zusammenbricht, so findet sich, wenn der Boden keine Schneelage*) hat, kein starker Frost herrscht, und kein Regen zu befürchten ist, eine günstige Gelegenheit, den Hund seine erste Schweißsuche machen zu lassen. Nachdem man sich, ohne die Fährte zu betreten, auf Umwegen überzeugt hat, daß das Wild verendet daliegt, führt man nach Verlauf von mindestens zwei Stunden den Hund am Riemen mit dem Wind auf den vorher verbrochenen Anschuß. Wenn er gut veranlagt ist, wird er das Schnitthaar und etwaige Schweißtropfen zeigen und höchstwahrscheinlich den Schweiß auflecken. Das läßt man ruhig geschehen und ermuntert ihn, ihm etwas Riemen gebend, durch den Zuspruch: „Verwundt, mein Hund, verwundt!" die Fährte zu arbeiten. Das wird der Hund, der ja noch nicht weiß, was er soll, um so weniger können, als die Fluchten des kranken Stückes einen bedeutenden Abstand haben und, außer den durch die Kugel mit herausgerissenen Tropfen für die ersten 20—30 Schritt Schweiß noch nicht zu finden ist. Hier muß der Führer dem Hund, der in der Regel nach weiteren Schweißtropfen, lediglich um sie auf-

*) Bei Schnee arbeitet man zunächst nicht gern, damit der Neuling die Fährtenabdrücke nicht äugen soll; bei Frost ist die Witterung geringer; Regen erschwert die Kontrolle, weil der Schweiß verläuft.

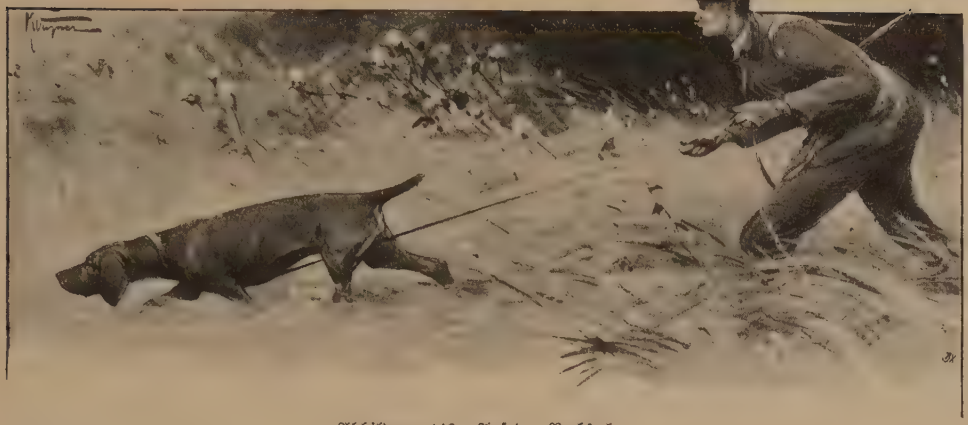


Abbildung 146. Auf der Nachsuche.

zulecken, herumsucht, helfen und ihn mit sanfter Gewalt zu den nächsten Fährteneingriffen führen, ihm sanft die Nase an die Fährte drücken, ohne den Boden zu berühren, ihn loben und zu weiterem Suchen, natürlich mit ganz kurzem Riemen, ermuntern. Ist der Hund dabei feurig, so muß er jeden Fährteneinriß zeigen; hat er wenig Feuer, so verlange man das nicht.

Sobald der Hund den ersten Schweißtropfen findet, wird er wieder lecken wollen; das kann man unbedenklich zulassen, da er von selbst damit aufhört, wenn der Schweiß sich mehrt, und er dann die Rotfährte weiter arbeiten wird. Er muß aber angehalten werden, den Schweiß zu zeigen. Das erzielt man auf die Weise, daß man ihn von Zeit zu Zeit mit dem Ruf: „Halt, laß sehen!" zurückhält, in die Halsung greift, ihn mit der Nase in die Nähe des Schweißes bringt und ihn dann lobt. Das Zeigen machen die Hunde sehr verschiedenartig, der Führer muß daher seinen Hund auf das Schärfste beobachten, um aus dem späteren Benehmen zu wissen, ob er Schweiß zeigt. Soll er weiter arbeiten, so gibt man ihm wieder etwas Riemen und ermuntert ihn mit dem Zuspruch: „Danach, mein Hund, verwundt!" So arbeitet man die Fährte, den Hund abwechselnd den Schweiß und die Fährtenabdrücke zeigen lassend, bis an das verendete Wild heran. Kommt er diesem nah und sieht es liegen oder bekommt er Wind davon, so hält man streng darauf, daß er die Fährte trotzdem bis hart heran fortbringt.

Hier pflegen sich die jungen Hunde sehr verschieden zu benehmen; einige sträuben das Haar und wollen nicht recht heran; andere beriechen das Stück, finden bald den Schweiß und fangen an zu lecken, rupfen auch wohl daran und dergleichen. Den furchtsamen Hund ermutigt man durch freundlichen Zuspruch, den Lecker oder Rupfer straft man, womöglich durch einen tüchtigen Hieb mit einem Lauf des Wildes.

Keinem verständigen Jäger wird es einfallen, den Vorstehhund, der einen Hasen apportiert, mit Hasengescheide genossen zu machen — er weiß warum. Dagegen gibt es viele Hochwildjäger, die im Angesicht des Hundes verendetes Wild aufbrechen, ihn von dem Schweiß lecken lassen und ihm Milz, Kurzwildpret oder die Drossel zu fressen geben. Wer so etwas tut, der sollte sich nicht wundern,

wenn sein Hund das Wild später anschneidet. Die Neigung dazu liegt in allen Hunden; sie muß unterdrückt, darf aber nicht durch Leichtsinn und Unüberlegtheit gefördert werden. Das Leckenlassen des Schweißes auf den ersten Anschüssen, an die der junge Hund geführt wird, steht hiermit nur in einem scheinbaren Widerspruch, weil der Hund dabei nicht am Wild ist, und er zunächst einer Anfeuerung bedarf.

Hat der junge Hund erst bei kurzen, leichten Nachsuchen begriffen, was man von ihm verlangt, so kann er nach und nach an schwierigere Suchen gebracht werden. Wenn man es sich zur Regel macht, in der ersten Zeit, unter Ausscheidung unsicherer und weiterer Nachsuchen, den Hund bei jedem erlegten Wild zu arbeiten, falls es nicht im Feuer blieb, so wird sich auch gelegentlich eine schwerere Aufgabe finden. Ich möchte jedoch an dieser Stelle nochmals der weitverbreiteten Unsitte entgegentreten, absichtlich ein Stück weidwund zu schießen, um Arbeit für den Hund zu schaffen. Es ist eines fühlenden Weidmannes unwürdig, ein harmloses Geschöpf den Qualen eines solchen Schusses mit Absicht auszusetzen. Unbeabsichtigt kommt es leider hinreichend oft vor, und an diesen Fällen hat der Hund Gelegenheit, sich in längerer Arbeit zu üben. Leider ist der Hund nicht immer und überall der stete Begleiter des Jägers; meist zu Hause in der Hütte liegend, wird er von da nur geholt, wenn man ihn notwendig braucht. Er sei des Jägers getreuer Begleiter; dann ist er zur Hand, wenn es Arbeit für ihn gibt; und Arbeit zur Übung sollte es bei jedem erlegten Wild geben, das nicht im Dampf zusammenbricht. Außerdem fördert der stetige Umgang des Jägers mit dem Hund den letzteren in seiner weiteren Ausbildung in hohem Maße; und die stete Bewegung erhält ihn frisch und geschmeidig.

Wird dabei der Hund mit Geduld und Ausdauer angehalten, die Witterung in der Verbindung von Schweiß und Fährte zu suchen, so wird er auch nicht versagen in den Fällen, in denen krankes Wild zu schweißen aufhört. Am meisten treten diese Fälle ein infolge zu früher Nachsuche, also eines Fehlers des Jägers.

Bisher habe ich angenommen, daß der Hund die Fährte ohne Fehler fortbringt. Es kommt aber häufig vor, namentlich bei feurigen Hunden, daß sie sich verschießen. Um hier verbessernd einzugreifen, hat der Führer, bevor er den Hund zur Fährte legt, sich mit einer hinreichenden Anzahl von Brüchen zu versehen, mit der er sie von Zeit zu Zeit bezeichnet, so lange er überzeugt ist, daß der Hund recht hat. Wird der Hund unsicher, so wird er zunächst abgetragen und beim letzten Bruch wieder zur Fährte gelegt. Bringt er sie auch dann nicht fort, so läßt man ihn vorgreifend, Bogen schlagend vorhin suchen, bis er sich wieder zurechtfindet. Es bedarf keines Hinweises, wie wichtig es für solche Fälle ist, daß der Hund gewöhnt wurde, den Schweiß, Knochensplitter und dergleichen zu zeigen.

Ob und wann man mit kurzem oder langem Riemen nachhängt, regelt sich nach der Örtlichkeit und nach der Zuverlässigkeit des Hundes. Junge Hunde erfordern kürzeren Riemen; älteren kann man ihn länger geben; in dichten Schonungen ist gleichfalls der lange Riemen angebracht. Es wirkt wunderlich, wenn man über die Bedeutung und Wichtigkeit des Riemens die seltsamsten Übertreibungen

liest. Der Riemen ist weiter nichts als das Mittel, das Hund und Führer verbindet, mit dem wesentlichen Zweck, letzterem die fortwährende Beaufsichtigung des Hundes und — das Nachkommen zu ermöglichen. Das ist alles. Ein Vergleich des Schweißriemens mit dem Zügel des Reiters ist ebenso unangebracht, wie der mit dem Telegraphendraht; denn die Einwirkungen auf den Riemen hat der Führer gar nicht immer in der Gewalt.

Bei der Nachsuche in Dickungen erhält der Hund ohne jede Absicht und trotz der größten Vorsicht des Führers so oft einen Ruck oder Schneller, daß er unsicher werden müßte, wenn er gewohnt wäre, durch den Riemen Befehle oder Strafen zu erhalten. Daraus ergibt sich, daß der Riemen mißbraucht wird, wenn er als Strafmittel benutzt wird, und daß das Rucken und Schnellen mit dem Riemen wegen Anfallens einer nicht gerechten Fährte ein Fehler ist. Man verhält auch den Hund, wenn er zu feurig ist, oder wenn er Schweiß zeigen soll, niemals ruckweise, sondern sanft, entsprechend der ganzen Behandlung, die immer freundlich und wohlwollend sein soll. Fehler straft man durch Verweise (Ausschämen), wofür der Hund sehr empfänglich ist, oder in schlimmeren Fällen durch leichte Gertenhiebe.

Von manchen Jägern wird für die erste Arbeit des Hundes auf Schweiß die künstliche Schleppe empfohlen. Ich habe sie selbst vielfach angewendet, bin aber gänzlich davon abgekommen. Sie gibt dem jungen Hund ein ganz falsches Bild von den von ihm verlangten Leistungen und hält eher die Ausbildung auf, als daß sie diese fördert. Der Hund, dessen Nase so fein ist, daß er die Hinfährte von der Rückfährte mit Sicherheit unterscheidet, obgleich der jüngere Fährtenabdruck nur um einen winzigen Bruchteil frischer ist als der ältere, hat es sofort begriffen, daß ihm etwas vorgemacht wird. Man braucht für die Herrichtung einer Schleppe doch ein frisches Stück Wild; da kann man, wenn man richtig verfährt, ebenso gut den Hund auf der natürlichen Rotfährte arbeiten, als auf der künstlichen. Wo aber der jährliche Abschuß so gering ist, daß man die Gelegenheiten, den Hund zu arbeiten, durch Schleppenarbeit vermehren muß, da sollte man von vornherein nur den Dachshund zu der gelegentlichen Arbeit verwenden.

Dem so häufig vorkommenden Fehler, dem Wechseln der Fährten unterliegt der nur auf Schweiß gearbeitete Hund am wenigsten, wie ich das schon früher ausgeführt habe, weil er gesunde Fährten gar nicht kennt, die Witterung nicht mehr schweißenden kranken Wildes aber eine andere ist, als die eines gesunden. Hierbei ist selbstverständlich vorauszusetzen, daß der Hund hinreichende Gelegenheit hat seine Fähigkeiten auszubilden. In der reichlichen Arbeit liegt der Hauptgrund für einen guten Erfolg der Erziehung.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten, wie man sich bezüglich des Anfallens der Fährten bei den Revierbegängen verhält. Die Sache ist bei weitem einfacher, als wie sie manchmal dargestellt wird: der Führer geht ruhig mit dem Hund am kurzen Riemen über sie hinweg, und der Hund wird bald wissen, daß diese Fährten ihn nicht zu kümmern haben.

Auch über das Abtragen sind noch einige Bemerkungen am Platz: Es besteht darin, daß man den Hund hinter den Vorderläufen von oben um den Brust-

korb faßt, ihn anhebt und seitwärts der Fährte wieder niedersetzt. Ich halte es für eine veraltete, überflüssige Form, die bei der Leithundarbeit gebräuchlich war, um den Hund von einer „gerechten" Fährte abzunehmen, von einer anderen wurde er abgezogen. Bei einem klugen Hund bedarf es dieser Form durchaus nicht; er versteht seinen Herrn aufs Wort.

Das Wesentliche über die Arbeit am Riemen ist wohl im Vorstehenden gesagt; ich gehe daher nunmehr zur Besprechung der Hetze über.

So lange die Arbeit am Riemen noch Aussicht gewährt das kranke Stück zur Strecke zu bringen, hetzt man nicht. Man gibt dabei den Hund aus der Hand und den Erfolg der Jagd manchen Zufälligkeiten preis, die bei der Riemenarbeit nicht vorkommen. Nichtsdestoweniger gibt es Fälle, in denen man hetzen muß. Wenn z. B. ein bis zum Wundbett gearbeitetes Wild, von dem man annahm, daß es bereits verendet sei, vor dem Hund noch hoch wird, so bleibt oft nichts anderes übrig als zu hetzen, um es, zu Stande gejagt, totzuschießen. Für solche Fälle muß der Hund vorgearbeitet werden.

Aber auch hier ist es des Weidmanns unwürdig, zum Zweck der Hetze ein Stück Wild absichtlich weidwund zu schießen. Es bietet sich die Gelegenheit schon von selbst, und man braucht die Sache gar nicht zu übereilen, weil ein junger Hund nur zum Schaden für die Riemenarbeit so früh zur Hetze gebraucht wird. Aber auch ältere Hunde werden nach häufigem Hetzen leicht flüchtig, sie können es nicht abwarten bis die Hatz wieder losgeht und arbeiten dann unsicher und fahrig. Um dem vorzubeugen, gilt die alte bewährte Regel: nach jeder Hatz so viel stramme Riemenarbeit, wie irgend möglich!

Damit der Hund nicht zu Schaden kommt oder verschüchtert wird, wählt man zur ersten Hetze entweder ein Schmaltier oder einen Spießer mit einem Weidwundschuß. Nachdem man das Stück so lange hatte sitzen lassen, daß es zwar schon recht krank geworden ist, aber vermutlich vor dem Hund noch hoch werden wird, arbeitet man am Riemen die Schweißfährte bis zum Wundbett aus. Hat man das Stück gesprengt und sich überzeugt, daß das Bett noch warm ist, dann nimmt man dem Hund die Halsung ab — schnallt ihn — er wird dann, wenn er zur Arbeit taugt, sofort hinterherstürmen. Am besten sagt man dabei gar nichts, weil der Hund ohnehin die Neigung hat zu folgen. Durch lautes Anfeuern würde man ihn nur unnütz aufregen; er würde wie toll umherfahren und so unnütz kostbare Zeit vergeuden, in der das Wild immer größeren Vorsprung gewinnt. Sollte er alsbald wiederkommen, was nicht selten geschieht, so wird er sofort wieder an die Halsung genommen.

Es bleibt nun nichts weiter übrig, als ausnahmsweise in diesem einen Fall, jedoch nur, wenn man sicher ist, daß das Stück totkrank ist und sich nicht weit entfernt haben kann, sofort am Riemen die warme Fährte weiterzuarbeiten, bis das Wild wieder aus dem Wundbett hoch wird. Nun wird das Anhetzen wiederholt, und der auf der warmen Fährte feurig gewordene Hund wird in der Hetze nicht versagen. Im anderen Fall bricht man die Nachsuche ab, läßt das Wild erst kränker werden und legt dann den Hund von neuem zur Fährte, wenn diese wieder kalt geworden ist. Wird es dann wieder hoch, so wird der am warmen Wundbett geschnallte Hund das Stück mit lautem Hals verfolgen. Täte er

es nicht, so würde er für die Hetze wohl wenig geeignet sein. Nach dem Fortstürmen des Hundes bleibt der Führer zunächst an Ort und Stelle stehen, verbricht die Fährte, um sie bei einer Fehlhetze wieder zu finden, und horcht, wohin die Jagd geht. Entfernt sie sich, so sucht er zu folgen, um den Laut des Hundes nicht aus dem Gehör zu verlieren. Hört er ihn Standlaut geben, was sich aus dem tieferen Ton im Gegensatz zum helleren Hetzlaut ergibt, so sucht er sich dem Ort der Tat zu nähern. Stummjagende Hunde sind unbrauchbar, weil die Hetze bei den schnelltötenden Waffen der Neuzeit im Verhältnis zur Riemenarbeit immer mehr in den Vordergrund tritt (Laufschüsse).

Wenn ihm das gelungen ist, schleicht er sich mit äußerster Vorsicht und mit gutem Wind nah heran. Ist er nicht ganz sicher, daß das Stück dem Hund nicht mehr auskommt, so rate ich, ohne Verzug, auch wenn das Wild nicht günstig steht, Feuer zu geben, natürlich ohne den Hund zu gefährden. Denn die Hauptsache bleibt, daß die erste Hetze keine Fehlhetze wird; und jede, auch eine schlechte Kugel macht das Wild kränker und sichert den Erfolg. Entweder wird das Stück dann im Feuer zusammenbrechen oder wieder flüchtig werden. Im letzteren Fall wird der Hund durch Zuruf angefeuert, und er wird, namentlich sobald er merkt, daß sein Herr ihm zu Hilfe kommt, mit lautem Hals folgen. Wenn er das Stück von neuem stellt, schleicht der Führer wiederum heran und, falls er sich überzeugt, daß es nicht mehr fortkommt, so ist jetzt Gelegenheit, den Hund zum andauernden Lautgeben anzulernen. Man läßt sich zu diesem Zweck vor dem Hund nicht sehen, sondern feuert ihn nur, wenn er nachlassen sollte, durch frischen Zuruf an. Je länger es dauert, um so besser. Es kann später oft vorkommen, daß der Hund ein krankes Stück stundenlang stellen muß, bevor der Jäger herankommt; daraufhin muß er erzogen werden.

Hat das Wild den Fangschuß erhalten, so ist der Hund alsbald abzunehmen und seitwärts abzulegen. Er darf niemals zusehen, wenn es aufgebrochen wird, er erhält auch nicht das Geringste vom Schweiß oder Aufbruch. Er wird daher so weit entfernt abgelegt, daß er nicht beobachten kann, was mit dem Wild geschieht, und erhält zur Belohnung für sein gutes Verhalten ein Stück Brod oder Hundekuchen von der Hand des Jägers, bevor diese vom Aufbrechen mit Schweiß gefärbt ist.

Hat der Hund auf diese Weise mehrere erfolgreiche Hetzen gemacht, so wird er wissen, was er soll; schwierigere Hetzen werden, falls sie gelingen, seine Findigkeit und Ausdauer steigern. Schlimm ist es, wenn mehrere nacheinander ohne Ergebnis bleiben; dann verliert der Hund leicht das Vertrauen. Man muß in solchem Fall für die erste Zeit von jeder Hetze absehen und den Hund nur am Riemen arbeiten. Die ersten Hetzen, die man ihn wieder machen läßt, müssen durchaus sicher sein; dann kehrt in der Regel die Zuversicht des Hundes zurück. Es kommt jedoch auch vor, daß derartige Hunde für immer zur Hetze unbrauchbar bleiben.

Längst nicht immer geht bei der Hatz alles nach Wunsch. Namentlich kommt es nicht selten vor, daß der Hund geforkelt oder geschlagen wird. Dann vergeht auch guten Hunden die Lust zum Hetzen; sie hetzen nur so lange als das Wild flüchtet, um, sobald es sich stellt, zum Herrn zurückzukehren; sie sind verhetzt. Anstatt langer theoretischer Ausführungen will ich das an einem Beispiel aus der Praxis erläutern; die Nutz-

anwendung gibt sich von selbst. Ich besitze zurzeit einen recht brauchbaren — möchte ich sagen, aber wenn ich ehrlich gegen meinen treuen Gehilfen sein will, muß ich sagen ganz hervorragenden Gebrauchshund, den ich einzig und allein zur Nachsuche verwende. Er geht in sein siebentes Lebensjahr. Vor vier Jahren schweißte ich in der Feistzeit einen Hirsch von zehn Enden an; er hatte nur einen Streifschuß, wie sich später ergab. Nach längerer Riemenarbeit an dem drückend heißen Tage sprengte ich den Hirsch aus dem Wundbett und schnallte den Hund. Die Hatz ging sehr weit, schließlich wurde alles still. Der Hund kam nicht zurück. In dem sehr dichten, hohen Farnkraut konnte ich selbst ohne Hund die Hetze ausarbeiten und kam nach Verlauf von etwa einer Stunde dorthin, wo der Hund den Hirsch gestellt hatte. Eine wüste Fläche im Farnkraut, zertreten und zerstampft, zeigte den Kampfplatz an. Auf wiederholtes Pfeifen schleppte sich der Hund zu mir heran, er war völlig erschöpft, äußerlich aber nicht verletzt; nur ein haarloser Streifen an der rechten Rippenseite deutete auf einen glücklicherweise abgeglittenen Forkelstoß. Wasser war nicht sehr weit; ich holte also im umgestülpten Hut soviel er fassen konnte, und labte den Hund. Er trank gierig und als seine Augen sagten: noch mehr! ging ich wieder zu dem Tümpel. Unterwegs fand der Hund sich schon zu mir heran; er trat nun in das Wasser hinein, sog sich voll und tat sich dann im flachen Teil nieder. Ich setzte mich eine Weile dazu, bis ich die Überzeugung gewann, es wieder mit ihm wagen zu können.

Zur Fährte gelegt, arbeitete er sie in gewohnter Ruhe und Sicherheit; aber mit einem Mal brach er ab und war nicht zu bewegen, weiter zu arbeiten; ich sah um mich und gewahrte auf etwa 20 Schritt vor mir im hohen Farn das Geweih des Hirsches, konnte aber bei aller Mühe keinen roten Fleck erkennen, auf den ich die Kugel hätte setzen können. Dabei stand der Hirsch; denn so hoch ist hier der mächtige Farnkrautwuchs.

Während ich noch überlege, wird der Hirsch flüchtig; ich verfolge ihn mit dem Glase und kann bei dem Überfliehen eines höheren Streifens im Gelände deutlich sehen, daß die schräg von hinten nach vorn angetragene Kugel nur einen Streifschuß am Bug verursacht hatte. Auf den Läufen war der Hirsch sichtlich gesund. Alle weitere Arbeit war vergeblich; denn es blieb mir bei wiederholtem Nachhängen kein Zweifel, daß der Hund dem Hirsch unbedingt auswich, ja einmal hat er mich, wie ich überzeugt bin, absichtlich um ihn herumgeführt. Schließlich machte ich, um den Hund vollends zu verstehen, den Versuch, ihn in unmittelbarer Nähe des im Farn sitzenden Hirsches zu schnallen und zu hetzen; der Hund ging hinter mich und da blieb er trotz allen Zuredens. Da war also nichts zu machen — der Versuch, den Hirsch allein anzugehen und zu strecken, mißlang, und es wurde Abend. Kurz darauf habe ich ihn für gesund gestreckt und den Streifschuß festgestellt.

Die Feistzeit ging vorüber, die Brunftzeit nahte sich ihrem Ende; es hatte sich keine Gelegenheit zur Hetze wieder gefunden. Da stoße ich eines Morgens im Nebel mit einem Hirsch zusammen, der schon lange dem Blei bestimmt war. Er trug zwar 14 Enden, aber er hatte auch nicht den leisesten Ansatz zur Eissprosse. Die 5 Enden in jeder Krone gaben dem Geweih zwar etwas Wuchtiges, aber der lange Zwischenraum zwischen den Augsprossen und den sehr hoch angesetzten Mittel-

sprossen war mehr als häßlich. Also er sollte fort; in dem Nebel komme ich zu kurz ab, der Hirsch bricht vorn einen Augenblick zusammen und wird dann mit schlenkerndem rechten Vorderlauf flüchtig.

Beim Nachhängen in einer nicht weit entfernten Dickung hatte ich den Hirsch bald kurz vor mir — und nun begab sich das Eigentümliche, daß mein Hund mir geradezu die Arbeit verweigerte. Sobald er den Hirsch nah wußte, ließ er von der Fährte ab, als wenn er sagen wollte: „Da steht der Hirsch ganz nah vor uns, aber heran gehe ich unter keiner Bedingung!" Was war zu machen? Der Hirsch, der in der sehr dichten Dickung, in der es des Farnkrautwuchses wegen auch keinerlei Übersicht unten am Boden gab, mir eben immer gerade auf das notdürftigste auswich, war ohne Hetze nicht zu haben. Ich brach also die Nachsuche ab, ging nach Hause und holte einen Dachshund, der sich schon oft auf der Rotfährte ausgezeichnet hatte. Natürlich nahm ich auch den Gebrauchshund wieder mit. Während ich mit dem Dachshund die Fährte arbeitete, ließ ich den „Treu" von einem Begleiter geführt hinterher arbeiten. Sobald ersterer den Hirsch aus dem Wundbett sprengte, schnallte ich ihn, und im Augenblick schon gab er Standlaut; der Hirsch war so krank, daß er sich auf irgendwelches Flüchten nicht mehr einließ. Nun winselte und fieberte der „Treu" an seinem Riemen, und als ich auch ihn geschnallt hatte, ertönte alsbald der vereinte Standlaut beider Hunde, vor denen ich dann dem Hirsch den Fangschuß gab. Ja, der Jagdneid! Ich kann dieses Mittel nicht dringend genug empfehlen; es hilft sicher, vorausgesetzt, daß die Hunde sich kennen. Bei einigen folgenden Hetzen von Hirschen habe ich der Sicherheit halber gleich beide Hunde geschnallt; es wäre aber vielleicht gar nicht nötig gewesen. Jedenfalls hat der Hund in der Hetze niemals wieder versagt — aber er ist bei wehrhaftem Wild recht vorsichtig geworden, er umkreist es in respektvoller Entfernung, und das ist gut. So lange das Wild aber flüchtig ist, ist er scharf wie der Teufel dahinter.

Wenn alle Stricke reißen, wenn aus Gründen, die in fehlerhafter Führung, in mangelhafter Arbeit des Hundes liegen können, die Sache schief geht; wenn das Wild wegen eines nicht tödlichen Schusses sich wieder zu einem Rudel gesunden Wildes getan hat, und man die Nachsuche ergebnislos beenden muß, dann kann man sich oft nicht beruhigen, ohne noch einmal mit dem Hunde den ganzen in Betracht kommenden Revierteil abzusuchen, den Hund verloren suchen zu lassen.

Wer seinen Hund so in der Hand hat, ob er nun ein Schweißhund von Rasse oder ein Gebrauchshund ist, daß er Appell besitzt und somit zu einer systematischen Verlorensuche sich eignet, der mag diese ruhig vornehmen. Sie wird seinem Hund nicht schaden; denn entweder wird das Wild auf diese Weise noch gefunden oder nicht. Einen Schaden für den Hund habe ich nicht dabei beobachtet.

Ganz anders aber ist es, wenn der Führer vor einer dichten Dickung, einer nassen Schonung zurückschreckt, und hier den Hund auf der Fährte schnallt. Das kann nicht scharf genug verurteilt werden; denn auf solche Weise würde der Hund sehr bald an das planlose Schwärmen kommen, und alle Mühe und Erfolge einer fleißigen Riemenarbeit würden in Frage gestellt werden. Es braucht in der Dickung nur gesundes Wild vor ihm flüchtig zu werden, um das er sich am Riemen gar nicht gekümmert hätte, und er folgt in dem Glauben, das gearbeitete

Wild endlich gesprengt zu haben hinterdrein. Das Ende ist natürlich eine Fehlhatz, vergeudete Zeit, die bei drohendem Abend vielleicht nicht wieder einzubringen ist, ein ermüdeter und im Vertrauen auf sein Können geschädigter Hund.

Inzwischen werden mir vielleicht von dem einen oder anderen Kritiker die schärfsten Vorwürfe gemacht sein über die Änderung meiner Anschauung seit der ersten Auflage dieses Buches. Und da kann ich nur sagen: in den zwölf Jahren, die zwischen der ersten Niederschrift und dieser liegt, habe ich etwas gelernt. Die wachsende Erfahrung hat meine damaligen Ansätze zum Widerspruch gegen die herrschende Lehre zur vollen Schärfe herausgearbeitet, und daher habe ich die ganze Arbeit über die Führung des Hundes einzig und allein auf den Hund, nicht etwa auf den Schweißhund oder den Gebrauchshund zugeschnitten.

So viel über die Erziehung des Hundes im Flachland und Mittelgebirge. Aber nicht nur dort schreit der edle Hirsch; sein eherner Brunftschrei bricht sich auch in vielfachem Widerhall an den Wänden des Hochgebirges; und hat hier einen Braven das Blei ereilt, so findet auch hier der Hund seine Arbeit. Der Natur des Hochgebirges entsprechend sind aber die Anforderungen an ihn andere als im Flachland. Tritt hier immer und überall der Riemen in den Vordergrund, so ist das im Hochgebirge unmöglich. An Steilwänden, in den Schroffen, auf steilen Graslehnen und in scharf eingeschnittenen Gräben würde der Riemen für den Führer geradezu lebensgefährlich. Der Hund ist hier viel schneller als der Führer, eine Kontrolle durch den Führer in den meisten Fällen unmöglich; daher ist der Riemen überflüssig und schädlich; aber der Hund muß dafür um so sicherer und zuverlässiger sein. War es in der Ebene wünschenswert und geschätzt, wenn er totverbellt — im Hochgebirge muß er totverbellen oder er ist unbrauchbar. Dementsprechend muß der Gebirgsschweißhund außer den übrigen Eigenschaften unbedingten Appell haben und totverbellen. Es versteht sich von selbst, daß er, so lange er Lehrling ist, wie sein Vetter im Flachland am Riemen gearbeitet wird. Warum das so ist, brauche ich demjenigen, der die Jagd im Hochgebirge kennt, nicht zu erklären; wer sie nicht aus eigener Anschauung kennt, dem kann das Papier sie kaum vermitteln.

Es erübrigt noch, einige Worte über die Zucht des Schweißhundes zu sagen: In früheren Jahrhunderten wurden, wie schon mehrfach erwähnt, zur Schweißarbeit alle möglichen Hunde verwendet, die sich zu diesem Zweck eigneten. Eine einheitliche Rasse gab es nicht; man findet in alten Jagdschriften weiße, schwarze, braune, rote usw. Hunde als Schweißhunde aufgeführt. Nur der Leithund wurde als selbständige Rasse gezüchtet. Allmählich kreuzte man mit dem Leithundsblut wohl besonders beanlagte Stämme von Schweißhunden; das Blut der Bracke und des Dachshundes kam hinzu — so ist die Schweißhundrasse entstanden.

Als Zukunftsideal gilt das in Abb. 147 wiedergegebene Bild von Professor Sperling. Leider stand der Typus früher fest als die Leistung; es ist fehlerhaft, nur nach dem Äußeren zu züchten. Durch Leistung zum Typus — dann hätte man eher etwas erwarten können. Hunde, die nicht anschneiden, hervorragende Nasen, ob rot oder schwarz, sowie schneidige Hetzer sollten für die Zuchtwahl die erste Berücksichtigung finden. Stumm jagende Hunde sind gänzlich von der Nach-

zucht auszuschließen oder, wenn ihre sonst guten Eigenschaften dafür zu schade wären, nur mit gut Hals gebenden Hunden zu paaren.

Bevor ich diesen Gegenstand verlasse, muß ich nochmals auf das Gerdingsche Buch „Der Schweißhund usw." zurückkommen. Der Verfasser steckt sich hierin ganz andere Ziele, als ich sie mir vorgenommen habe. Er möchte vom heutigen Schweißhund sowohl die ganze alte Leithundsarbeit wie auch die Schweißarbeit geleistet sehen; ich stehe grundsätzlich auf dem Standpunkt, lediglich den Anforderungen unseres heutigen praktischen Jagdbetriebes zu genügen und trete daher nur für

Abbildung 147. Hannoverscher Schweißhund.
Nach einem Gemälde von Prof. H. Sperling.

die Schweißarbeit ein. So sehr ich die Gerdingsche Schrift als die eines erfahrenen und kenntnisreichen Weidmanns schätze, so kann ich mir doch nicht verhehlen, daß sie nur geschichtlichen Wert hat — es sei denn, daß sich wieder wie ehemals ein König oder Fürst fände, der die nötigen Wildbahnen besitzt und neben seinen Forstbeamten eine wohlgeschulte Jägerei unterhält, die nur für die Jagd da ist. Denn so war es im ehemaligen Königreich Hannover. Im Rahmen unserer heutigen Forstwirtschaft Leitschweißhunde von guter Ausbildung erziehen zu wollen ist verfehlt! Wir werden durch diesen Sport — es war ein Sport der Könige von Hannover und zwar ein königlicher — nur von den zwingenden Notwendigkeiten des praktischen Jagdbetriebes, einer zuverlässigen Nachsuche auf angeschweißtes Wild, abgehalten.

Das als Hauptsache, nun einige Einzelheiten: Gerding glaubt, daß der Hund, wenn er angehalten wird geschossenes Rotwild, das ins Haus kommt, zu verbellen, dadurch das Totverbellen lernt. Das widerspricht aller Erfahrung. Diese stellt zuverlässig fest, daß Hunde, die nicht aus Naturanlage totverbellen, dieses niemals sicher erlernen. Sie verbellen wohl gelegentlich einmal tot, namentlich auf Anruf — aber sie versagen meist dann, wenn es darauf ankommt.

Gerding will beim Leithund eine besondere Vorliebe für Hirschfährten pflegen. Das ist aber wieder für die Schweißarbeit verkehrt, weil der Hund hier jede Fährte, also auch die des Kahlwildes, gleich sicher arbeiten soll. Gerding will ein bei der Hetze gestelltes Wild durch einen Schuß auf den Kopf rasch enden lassen. Es gibt viele Weidmänner, die aus guten Gründen den Kopfschuß als durchaus unweidmännisch ansehen.

Wenn Gerding dagegen sagt, er möchte am liebsten gar nicht hetzen, sondern den Hund nur am Riemen arbeiten; aber auch zugibt, daß es nicht ohne Hetze geht, so kann ich ihm in dem Wunsch nur beipflichten, muß aber gestehen, daß die meisten Nachsuchen, soweit man nicht Schützen zum Vorstellen hat, bei den heutigen Büchsen mit schnellfliegenden Geschossen zur Hetze führen, weil sie meistens durch Laufschüsse verursacht werden, und ohne Hetze nicht zu beendigen sind.

Der bayrische Gebirgsschweißhund ist eine Kreuzung des Schweißhundes mit der Bracke. Ich habe von diesen edlen Hunden Leistungen gesehen, die angesichts der unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten der Natur des Hochgebirges großartig zu nennen sind.

Über den Dachshund auf der Schweißfährte habe ich mich in meinem „Rehwild“ Seite 443—445 näher ausgesprochen, so daß ich hier wohl darauf verweisen kann.

Ich gehe daher hier gleich dazu über, den Wert der drei besonders in Frage kommenden Hunderassen gegeneinander abzuwägen: des Schweißhundes, des Gebrauchshundes und des Dachshundes.

Das ist ein Gegenstand, über den eine ruhige Aussprache bei der leidenschaftlichen Vorliebe des Jägers für seinen Hund recht schwierig ist. Jede abweichende Ansicht wird als persönliche Beleidigung empfunden, und die Schlagwörter herrschen vor. Da heißt es: Es soll zwar nicht geleugnet werden, daß auch manche Gebrauchshunde recht gut auf der Schweißfährte arbeiten; aber wo für die Nachsuche ein besonderer Hund gehalten wird, da soll das einzig und allein der hannoversche Schweißhund sein. Weiter heißt es: So vorzüglich die Anlagen des Teckels auf Schweißfährte aber auch sein mögen, soll er doch dem Schweißhund, sei es dem hannoverschen, sei es dem Gebirgsschweißhund, keine Konkurrenz auf Revieren machen, auf denen Rotwild Standwild ist. Es kann sich bei ihm nur um ein zufällig angeschweißtes Stück Wechselwild handeln.

In den beiden angeführten Äußerungen stehen Anfang und Ende im Widerspruch. Ja, wenn mein Gebrauchshund gut auf Schweißfährte arbeitet, warum soll ich ihn denn nicht zu dieser Arbeit verwenden? Und wenn der Teckel so vorzügliche Anlagen zur Schweißarbeit hat, warum soll ich ihn denn nur auf Wechselwild gebrauchen? Ich meine, die Antwort liegt so auf der flachen Hand, daß es

unbegreiflich erscheint, wie mit solchen widerspruchsvollen Redensarten sich verständige Leute noch beeinflussen lassen.

Ich habe des öfteren Gelegenheit gehabt, vor Gästen am Tage nach der Jagd den Gebrauchshund auf die schon 24 Stunden alte Fährte anzulegen. Und wenn dann der Hund diese Fährte nicht nur ruhig und sicher arbeitete, sondern auch das mittlerweile verendete Wild fand, dann haben die Gäste, die die Leistungen der Gebrauchshunde noch nicht kannten, jedesmal ihrer Verwunderung Ausdruck gegeben, daß das auch ein anderer als der hannoversche Schweißhund könne.

Und wenn im Verlauf der Jagd ein Stück Wild beschossen war und ich den Gebrauchshund zur Fährte legte, um festzustellen, ob das Wild angeschweißt sei, und der Hund auch die gesunde Fährte so lange arbeitete, bis ich abbrach, dann

Abbildung 148. Bayrische Gebirgsschweißhunde.
Nach „Wild und Hund" 1907. Besitzer B. v. Bodemeyer, München.

gab es dasselbe Verwundern und natürlich die Frage, der Hund sei gewiß auf gesunder Fährte vorgearbeitet. Und wenn dann die Antwort lautete: Niemals, der Hund ist einzig und allein auf Schweiß gearbeitet; aber daß ein so geführter Hund so dumm gewesen wäre, nun vor der gesunden Fährte zu versagen — das ist mir noch nie begegnet! Dann war des Kopfschüttelns oft kein Ende. So hat das stete Hinausposaunen von der alleinigen Brauchbarkeit des hannoverschen Schweißhundes die Begriffe verwirrt!

Nun liegt mir nichts ferner, als den letzteren Hund ungebührlich herabzusetzen; ich habe selbst gute Hunde dieser Art gehabt; aber ich ziehe ihnen den Gebrauchshund vor. Der letztere ist klüger, meistens ruhiger, man hat ihn infolge der Stubendressur fester in der Hand, und er ist, weil man die Neigung zum Niederziehen, also ein gutes Teil seiner Schärfe, nicht aus ihm herausgezüchtet hat, schärfer bei der Hetze. Das ist zwar bei einzelnen Hunden beider Rassen verschieden; aber im ganzen sind die besseren Eigenschaften auf seiten des Gebrauchshundes. Dazu

kommt, daß der hannoversche Schweißhund zu den spätreifen Rassen gehört, und außerdem früh altert. Es ist mir wunderbar erschienen, als ich gelegentlich in der Unterhaltung über diesen Gegenstand den Einwurf gegen den Gebrauchshund hörte, er sei zu stark, das Wild habe so große Furcht vor ihm, daß es sich nur schwer stellte. Woher kommen solche Ansichten? Aus dem grünen Walde gewiß nicht! Gerade der Umstand, daß das Wild den Hund fürchtet, daß es glaubt, er würde es hinten fassen und niederziehen, gerade diese Furcht ist es ja, die es veranlaßt, herumzuschnellen, um den Feind von vorn zu haben, wo es sich besser wehren kann. Darin, d. h. in dem Mangel an Furcht, liegt ja gerade der Grund mit, weshalb das Wild sich vor dem Dachshund weniger leicht stellt.

Wohl aber hat ein zu schwerer Hund einen anderen Nachteil: Wenn er sich mit Gewalt in den Riemen legt und alles gute Zureden seinen Eifer nicht mehr zu bändigen vermag, dann hat der Führer allerlei auszuhalten. Wie man von einem eifrigen, schweren Hund bei längerer Nachsuche zusammengestaucht werden kann, das weiß nur der, der es erlebt hat.

Daß so viele Unklarheiten und Mißverständnisse auf diesem wichtigen Gebiet vorliegen, das scheint mir in dem Mangel an tüchtigen Hundeführern begründet zu sein. Wer einen Hund mit Erfolg auf Schweiß arbeiten will, von dem ist zu verlangen, daß er selbst ein tüchtiger Hochwildjäger ist. Er soll fährtegerecht sein, Schnitthaar und Schweiß sicher ansprechen können, viele jagdliche Erfahrung haben. Dann kann er seinen Hund kontrollieren, er kann beurteilen, wo der Hund gut gearbeitet, wo er bloß Glück gehabt hat usw.

Wie ist es aber meistens? Ganz jungen, unerfahrenen Jägern wird der Hund auf die Faust gegeben; sie haben manchmal nicht einmal Liebe zu dieser beschwerlichen Arbeit, gar keine jagdliche Erfahrung. Die ziehen nun am Riemen mit dem jungen Hund umher — zwei Lehrlinge, von denen meistens der Blinde den Lahmen führt! Wo aber ein alter, erfahrener Jäger den jungen Hund in die Hand nimmt, da wird auch aus dem Lehrling was, wenn er die nötige Veranlagung mitbringt.

Bevor wir von diesem Gegenstand Abschied nehmen, möchte ich dem Leser noch ein Erlebnis erzählen, das zeigt, wie vorsichtig man in der Beurteilung des Hundes sein muß:

Ich hatte ein starkes Gelttier vorn am Bug gestreift, glaubte, der Schuß säße etwas weiter zurück und arbeitete nach einiger Zeit die Fährte aus. Es lag sehr viel Wildpretschweiß, auffallend viel; und als nach einiger Zeit das Tier aus dem Wundbett hoch wurde, schnallte ich den Hund. Es war stark windig, und der Hetzlaut kam bald außer Gehör. Ich suchte daher einige an einer Wiese abgestellte Schützen auf, die angaben, das Tier sei sehr flüchtig über die obere Wiesenecke dahergestürmt, der Hund sehr weit hinterher, er würde das Stück wohl kaum stellen. Die Schützen wurden nun weiter vorgestellt in der Richtung, die die Hatz genommen hatte — da plötzlich ist der Hund wieder bei mir, über und über naß. Die Untersuchung ergab, daß er das Stück vermutlich nicht niedergezogen hatte. Als ich ihn wieder zur Fährte legte, die an immer noch reichlichem Schweiß schon von weitem kenntlich war, zeigte er gar keine Lust zu arbeiten, benahm sich vielmehr so, als wenn er sagen wollte: Gib dir keine Mühe, wir bekommen das gelte Tier

doch nicht! Auf entschiedenes Anhalten arbeitete er aber die Fährte in alter Pflichttreue: Wenn es denn soll, dann nur los!

Nun kam der Abend, ich mußte abbrechen, nachdem ich schon längere Zeit keinen Schweiß mehr gefunden hatte — wie ich am anderen Morgen sah, weil es dazu schon zu dunkel geworden war.

Recht niedergeschlagen und dem Hund wenig freundlich gesinnt ging ich nach Hause. Die Sache war mir völlig unbegreiflich; denn es war eine Sache, bei der nach meiner bisherigen Erfahrung der Hund nicht versagen durfte. Am nächsten Morgen legte ich ihn am Anschuß zur Fährte, und nachdem er sie einige Zeitlang gearbeitet hatte, wurde er gleichgültig, auch da, wo der Schweiß wie gegossen lag. Aha, alter Sohn, du meinst, es sei doch vergeblich? Aber das hilft dir nichts, die Fährte wird gearbeitet; ich will sehen, woran ich bin! Und von da an arbeitete der Hund fleißig und unverdrossen, ohne ein einziges Mal unsicher zu werden. Es ging über den letzten Bruch vom vorigen Abend hinweg, wo, wie ich schon sagte, Schweiß genug lag, und so immer fröhlich weiter, etwa dreiviertel Stunden lang. Plötzlich wendet der Hund seine Nase seitwärts in die Meeresdünen hinein, und wie ich auf der Höhe der Vordüne stehe, sehe ich auf dem weißen Sand des Strandes die rote Fährte geradeaus in die See hineinführen.

Nun war mir alles klar; daher war der Hund gestern naß gewesen; seine Spur stand neben der flüchtigen Schweißfährte flüchtig in die See hinein. Es hatte gestern eine mächtige Brandung vor der Küste gestanden, noch heute war sie bei abflauendem Wind stark. Nun bat ich dem Hund alles Böse ab, was ich ihm in Gedanken angetan, und bewunderte seine Klugheit, weil er die Fährte nicht recht hatte arbeiten wollen. Dabei pries ich mich glücklich, daß mir der Hund nicht in der grollenden See umgekommen war. Eine Nachsuche am Strand ergab zwei Kilometer nordwärts, schon stark eingesandet, das verendete Gelttier, das noch gut erhalten war.

Selten habe ich fröhlicher von einer Nachsuche mit meinem Hund den Heimweg angetreten.

Zur Führung des Hundes bei der Schweißsuche dient der Schweißriemen. Er besteht aus der Halsung (Halsband) und dem Riemen. Die erstere soll breit und mit weichem Wildleder gefüttert sein, damit sie nicht drückt und scheuert, auch dem Hund die Kehle nicht zuschnürt. Durch einen starken Messingring, der mit einem Wirbel an ihr befestigt ist, wird sie mit dem Riemen verbunden (Abb. 149). Dieser, von gutem Rindleder gearbeitet, ist 7—10 m lang und etwa 2—3 cm breit. Im gewöhnlichen Zustand ist er aufgedockt, beim Nachhängen wird er nach Bedarf abgedockt. Um keine Störungen zu verursachen, muß er so gedockt (gewickelt) sein, daß man ihn, ohne den Hund von der Halsung

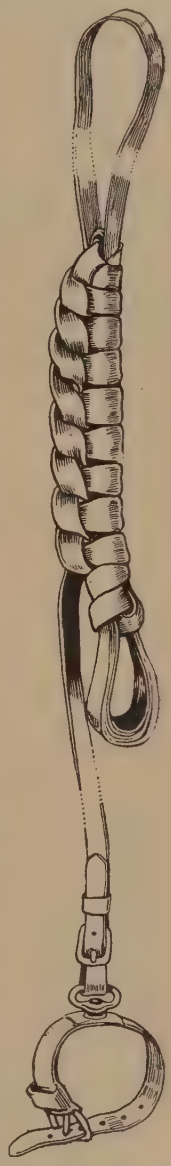


Abbildung 149. Schweißriemen mit Halsung.

zu lösen, bis zu seiner ganzen Länge abdocken (abwickeln) kann. Das Nähere geht aus Abb. 150 I—VI hervor. Das Auf- und Abdocken ist eine so leicht zu erlernende Fertigkeit, daß es wunderlich scheint, wie selten sie noch gehandhabt wird.

Für solche Jäger, denen es zu umständlich ist, das Aufdocken zu erlernen, eignet sich die „Neue Schweißhundleine Graf Dillen-Spiering, Kgl.

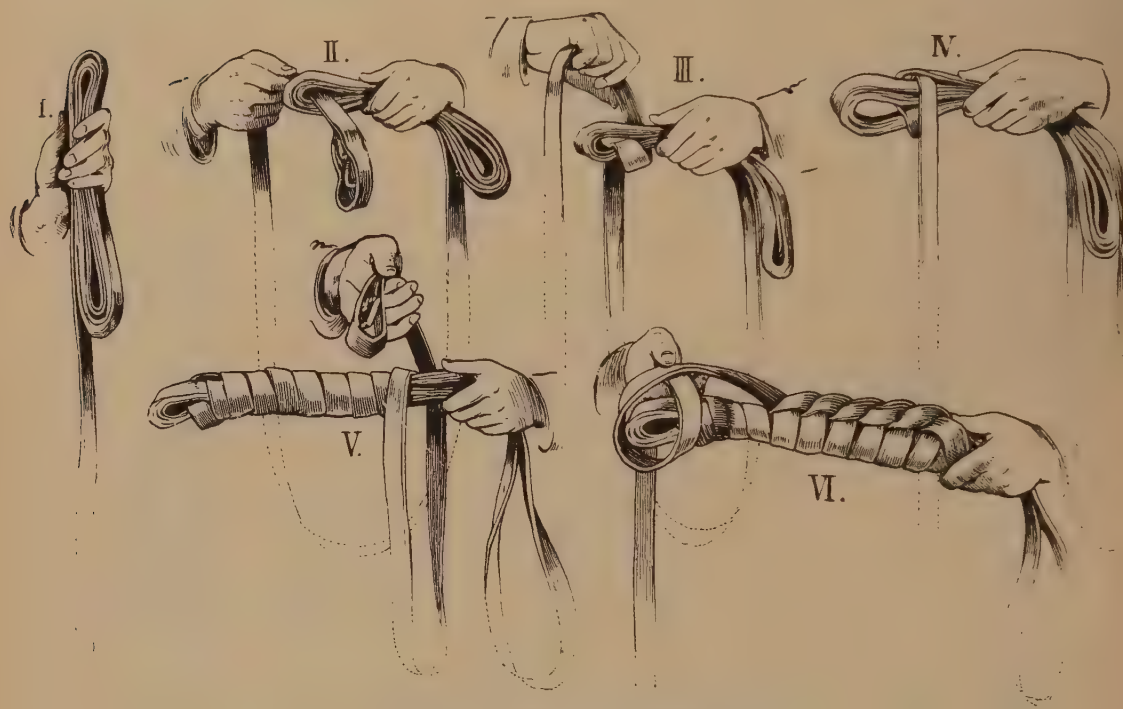


Abbildung 150. Aufdocken des Schweißriemens.

Jägermeister." Doch wäre es schade, wenn sie den alten Schweißriemen verdrängen würde. Statt des gedockten Riemens hat sie einen gerollten, der leicht nach Bedarf verlängert oder verkürzt werden kann. Sie ist zu haben bei der bekannten Firma Sackreuter in Frankfurt a. M., während Schweißriemen von jedem guten Jagdgerätegeschäft bezogen werden können; u. a. bei A. Dallmann in Celle, Großer Plan 10.

Zweiter Abschnitt.

Die Jagdarten.

Fanggruben, Netze, Wurfspeer, Armbrust, Büchse deuten die im Wandel der Zeiten erfolgte Weiterentwicklung der hohen Jagd an. Aus dem Fang wilder Tiere zur Bestreitung der Notdurft des Lebens ist der durch Naturgenuß geläuterte Kampf des Jägers mit den feinen Sinnen des Wildes hervorgegangen, der, wenn er auch nicht der alleinige Zweck der Jagd ist, dieser doch ihr vornehmstes Gepräge gibt.

Von diesem Standpunkt aus scheidet von den hier zu behandelnden Jagdarten sowohl das eingestellte Jagen wie auch die Parforcejagd gänzlich aus. Das eingestellte Jagen, das richtiger eine höfische Veranstaltung als eine Jagd zu nennen wäre, hat für den größeren Teil der Jäger nur noch geschichtliches Interesse; es kann daher in Folgendem davon abgesehen werden. Die Parforcejagd ist ein Reitervergnügen, bei dem ein bedauernswerter Hirsch zu Tode gehetzt wird — sie hat in früheren Zeiten, wo das Reiten in den unwegsamen Revieren erhöhte Anforderungen an die Geistesgegenwart, den Mut und die Waghalsigkeit der Reiter stellte, als heute, und wo es sich um einen Hirsch der freien Wildbahn handelte, der zuvor kunstgerecht bestätigt wurde, noch den Charakter einer Jagd gehabt — das heute übliche Reiten hinter einem zuvor eingefangenen „Kastenhirsch" ist Reitsport, aber keine Jagd.

Zu den hier zu behandelnden Jagdarten zählen: Die Pürsche zu Fuße, zu Wagen und mit dem Jagdpferd, der Anstand, das Riegeln oder Drücken, die Jagd mit Hunden und die Lappjagd.

Die Pürsche.

Den geehrten Leser bitte ich nicht hinten über zu fallen, wenn dieses alte, liebe Wort sich erdreistet, vor seinen Augen noch zu erscheinen. Aus unseren Jagdzeitschriften ist es größtenteils verschwunden, es hat dem weichlichen, kraftlosen „Birsch" weichen müssen. Warum? Ja, weil wir Männer des grünen Waldes ruhig bei Seite gestanden haben, als die sonst so verdienstlichen Herren am grünen Tische der Redaktionen eines Tages austiftelten: „Pürschen" ist die verkehrte Schreibweise; das Wort kommt von dem lateinischen bersare = Erlegen des Wildes mit dem Pfeil; es hieß auch schon im Mittelhochdeutschen birsen; also muß es jetzt, wenn man etymologisch richtig schreiben will, nicht Pürsch, Pürschen, sondern Birsch, Birschen heißen. Und seitdem heißt es so, wohlverstanden gedruckt; gesprochen wird es nach wie vor in Norddeutschland „Pürschen", in Süddeutschland „Pirschen" und in Sachsen „Birschen". Scheint es nicht wirklich so, als ob es sich um einen schlechten Witz handelt, wenn der in Dresden-Blasewitz erscheinende „Weidmann" nach Analogie von Bärne = Pirna mit einem Male — am 20. Januar 1888 — Birschen = Pürschen schreibt! Döbel, Flemming, Heppe, Winckell, Hartig und alle späteren Jagdschriftsteller kennen nur das Wort „Pürschen", bis Ausgang der achtziger Jahre der staunenden Jägerwelt verkündet wird, das wäre falsch, es würde von jetzt an „Birschen" heißen.

Wenn es auch unzweifelhaft richtig ist, daß man nicht starr am Alten festhalten soll, und daß eine vernünftige Weiterentwicklung der Weidmannssprache diese am sichersten vor dem Veralten schützt, so muß es sich aber unzweifelhaft um eine Weiterentwicklung und nicht um eine Rückbildung handeln. Sonst kann eine Änderung des bisherigen Sprachgebrauchs als berechtigt nicht angesehen werden. Die Schriftsprache hat der gesprochenen zu folgen, nicht aber ihr voran zu eilen. Das Neuhochdeutsch ist aus dem Alt- und Mittelhochdeutschen hervorgegangen — was liegt für ein Grund vor, ein genau der übrigen Mundart entsprechend in Nord- und Süddeutschland verschieden lautendes Wort wie „Pürschen", „Pirschen" unvermittelt auf den alten Stamm zurückführen und diesem lautlich näher bringen zu wollen? Warum schreibt man denn nicht auch Bersch, Berschen, wenn bersare das Stammwort ist? Es liegt doch keinerlei Zwang vor, nur den Konsonanten, nicht auch den Vokal auf den Stamm zurückzuführen. Sollten hier etwa persönliche Liebhabereien einflußreicher Männer der jagdlichen Presse ausschlaggebend gewesen sein? Dann könnte gegen eine derartige Vergewaltigung nicht scharf genug vorgegangen werden. Neben dem Mangel irgend einer Nötigung, für ein allgemein und nach Ausweis des übereinstimmenden Gebrauchs unserer älteren Jagdschriftsteller, in sicherer Schreibweise feststehendes Wort eine neue Schreibweise einzuführen, bestehen auch gewichtige lautliche Bedenken gegen die Schreibweise „Birschen". Pürschbüchse, Pürschwagen, Pürschfahrt spricht sich leicht und angenehm; dagegen sind Birsch-

büchse, Birschwagen, Birschfahrt fürchterliche Wörter für jeden, der nicht in der Nähe von „Dräsen“ geboren ist. Im übrigen heißt Vater lateinisch pater, Bruder frater; ebenso, wie man aus Pürschen wegen bersare Birschen macht, könnte man aus Vater Pater und aus Bruder Frader oder gar Fruder machen. Wer würde eine solche Geschmacklosigkeit wohl vertreten!

Mit demselben Recht, wie die weibische Schreibweise „Birschen“ für „Pürschen“ uns neuerdings aufgedrängt wird, könnte man unsere heutige Sprache allgemein nach rückwärts revidieren — dann würden die meisten von uns eines Morgens erwachen in dem Glauben, im Schlaf in ein Land versetzt zu sein, dessen Sprache ihnen fremd ist. — Wann wird sich der deutsche Jägermichel vom Gängelband befreien und von den Redaktionen fordern, daß sie so schreiben, wie er spricht!

Unter Pürsche versteht man eine Jagdart, bei der man sich unbemerkt oder unauffällig dem Wild nähert, um es zu erlegen. Je nachdem man sie, auf seine Gewandtheit vertrauend, zu Fuß ausübt oder sich eines Wagens oder eines Pferdes dabei bedient, unterscheidet man das Pürschengehen, Pürschenfahren, Pürschenreiten.

Der Pürschgang

oder das Pürschengehen, auch Pürschen schlechthin ist die Krone aller Jagden, des Weidmannes höchste Lust. Keine Jagdart stellt wie diese sein Können, seine Ausdauer, seine Gewandtheit, Unverdrossenheit, seine Kenntnis des Revieres und der Eigenschaften und Lebensweise des Wildes auf die Probe. Und je schwieriger die Aufgabe, um so erfreulicher ihre Lösung. Kein Bruch macht so viele Freude und erweckt nach Jahren noch so glückliche Erinnerungen als der, den der unverdrossene Jäger nach wochenlanger Pürsche auf den jagdbaren Hirsch an seinen Hut steckt — und nichts sondert die Spreu mehr vom Weizen, den Schießer vom Jäger, als das auf der Pürsche abgelegte Examen. „Die Jagd ist ein extensives Gewerbe“, erklärte einst ein solcher Schießer, nachdem es ihm auf einem der wildreichsten Reviere nicht hatte „glücken“ wollen. „Nein“, behauptete der alte Oberförster, dem ich manche jagdliche Belehrung danke, „die Jagd ist eine Kunst!“ Und das ist sie wirklich, vor allem aber die Pürsche. Derselbe Oberförster pflegte die Aufgaben, die diese an den Weidmann stellt, folgendermaßen auszudrücken: Zunächst muß der Jäger das Wild eher sehen, als dieses ihn äugt; dann muß er auf Schußweite herankommen, muß das Stück gut treffen und schließlich es finden. Bis auf den letzten Punkt, das Finden, der im folgenden Abschnitt über die Nachsuche näher zu besprechen sein wird, soll dieser von dem alten, hirschgerechten Meister herrührende Ausspruch als Anhalt für die weitere Behandlung des Gegenstandes dienen. Zuvor aber sei ihm, wenn ihm diese Zeilen zu Gesicht kommen sollten — er wird schon wissen, vor wem ich hier Standlaut gebe — in dankbarer Erinnerung an die Zeit, wo er mich riemenführig machte, ein herzliches Weidmannsheil gebracht.

Die Pürsche ist diejenige Jagdart, die das Wild am wenigsten beunruhigt. Sie verlangt vom Jäger eingehendste Revierkenntnis, wenn sie erfolgreich sein soll;

ferner die genaueste Bekanntschaft mit den Lieblingsständen, den Äsungsplätzen, den Suhlen, Tränken und Wechseln des Wildes, die nach Jahres- und Tageszeit der Veränderung unterliegen. Hieraus geht schon zur Genüge hervor, daß es ein Unding ist, wenn man, unbekannt mit allen diesen Dingen, auf nennenswerte Pürscherfolge im fremden Revier hofft. Freilich, wenn man durch einen revierkundigen Jäger geführt wird, geht es schon eher — aber das bleibt doch immer nur eine halbe Freude.

Ein gewandter Körper, scharfe Sinne, Ausdauer, Widerstandsfähigkeit gegen Hunger und Durst, Unempfindlichkeit gegen Witterungseinflüsse, Ruhe vor dem Wild und Kaltblütigkeit bei und nach dem Schuß sind weitere Erfordernisse, zu denen sich dann noch die zur erfolgreichen Nachsuche nötigen Kenntnisse gesellen. Wegen der Kleidung sei auf den vorigen Abschnitt verwiesen; doch ist noch zu bemerken, daß keine Jagdart so wie die Pürsche eine unbedingt waldfarbene, praktische Kleidung verlangt. Ein scharfes Glas kürzt manchen Weg und löst manchen Zweifel; die Jagdtasche birgt die einfachen Dinge zur Beschwichtigung von Hunger und Durst; Büchse, Hirschfänger und Stock vervollständigen die Ausrüstung; Schnürschuhe geben einen festen, leichten Schritt und wollene Wadenstrümpfe dämpfen das durch Anstreichen an Halme und niedriges Gezweig etwa entstehende Geräusch.

Die hauptsächlichste Anforderung stellt die Pürsche an das Auge des Jägers. Hat der Feisthirsch, wie man zu sagen pflegt, auf jedem Haar ein Licht, so muß der Jäger mit doppelt so vielen ausgerüstet sein, wenn er ihn überlisten will. Es genügt beim schärfsten Auge keineswegs, es überall und fleißig umherschweifen zu lassen — man muß sich vielmehr gewöhnen, jeden Baum, jeden Strauch, jeden Schatten mit dem Auge fest zu erfassen, und ihn genau zu mustern, bevor man weitersieht. Da die Färbung des Wildes fast zu jeder Jahreszeit sich an die Örtlichkeit anlehnt, so gewöhne man sich, mehr auf seine Form als auf seine Farbe zu achten.

Dann wird man am ersten dahinkommen, bei dem geringsten Auffälligen zu empfinden: „das gehört nicht dahin"; man wird es um so genauer mustern und bald erkennen, was es ist. Das Schwierigste beim Sehen im Walde ist immer das Erkennen unbewegter Dinge. Wild, das den Jäger zuerst eräugte, verharrt, wenn es nicht flüchtig wird, unbeweglich, wohl wissend, daß das sein bester Schutz ist. Damit muß der Weidmann rechnen — so lange ihm nur Bewegungen auffallen, ist sein Auge für die Pürsche nicht genügend geschult. Selbstverständlich richtet sich die Aufmerksamkeit des pürschenden Jägers nicht nur auf das Wild selbst — jede Fährte, Losung, ein abgerissenes Ästchen, eine verbissene Pflanze, kurz alles, was von dem Dasein und der Gegenwart des Wildes Zeugnis gibt, muß ihm ins Auge fallen; denn jede Kleinigkeit kann von Wichtigkeit sein und ihm über eine Vermutung Sicherheit gewähren.

Es möge niemand glauben, daß er durch rasches, fleißiges, weites Gehen zu besonderen Erfolgen kommen wird. Während meiner „Stromtid" hielt ich mich auf einem Hochwildrevier auf, in dem ich mit einem alten, schon lange in die ewigen Jagdgründe hinübergewechselten, ausgezeichneten Jäger viel weidewerkte;

seine immer wiederkehrende Belehrung lautete: „Sie müssen nicht pürschen gehen, Sie müssen pürschen stehen!“ Und damit hat der Alte den Nagel auf den Kopf getroffen. Im Walde ist der, wer sich bewegt, immer im Nachteil; wer still steht, dem fällt auch in weiterer Entfernung jede Bewegung auf; er kann sich der Stelle vorsichtig nähern und vielleicht einen Schuß anbringen; bewegt er sich selbst, so wird er weit eher vom Wild eräugt, und dieses wird flüchtig. Natürlich soll der Pürschgang dadurch nicht etwa zum Anstand werden; aber je langsamer und vorsichtiger man sich selbst bewegt, um so eher sieht man jede andere Bewegung und um so weniger wird man selbst bemerkt. Bleibt man stehen, so wählt man dazu möglichst eine Stelle, die Deckung bietet, einen Baum oder Strauch, und setzt sich erst wieder in Bewegung, nachdem man die ganze Umgebung mit den Augen gründlich gemustert und nichts entdeckt hat. Langsames Gehen ist auch schon dadurch bedingt, daß man seine Aufmerksamkeit gleichzeitig auf etwaiges Wild und auf seinen Weg richten muß. Trockene Äste, Kiefern- und Fichtenzapfen, trockene Buchenknoppern und dergleichen vermeidet man beim Auftreten, weil sie ein weithin hörbares Geräusch verursachen. Muß man in Laub hineintreten, so geschieht das ganz nach und nach, mit dem Hacken zuerst; der zweite Fuß wird nicht eher gehoben, als bis man durch Probe mit dem ganzen Körpergewicht festgestellt hat, daß unter dem ersten nichts mehr brechen und knacken wird. Um jeden Augenblick in der Stellung, die der Körper gerade einnimmt, erstarren und unbeweglich verharren zu können, ist es nötig, daß man niemals auf den Fußspitzen schleicht, sondern den ruhenden Fuß immer ganz auf den Boden setzt und das Knie durchdrückt. Auf diese Weise trägt der Fuß den Körper ganz, und man kann längere Zeit auch in schwierigen Stellungen aushalten ohne sich zu rühren. Am leichtesten schleicht man im Fichten-, dann im Kiefernbestand, am schwierigsten in den Erlenbrüchern; in Eichen- und Buchenbeständen, die eine starke Laubdecke haben, ist nur bei nassem Wetter, und auch dann nur immer ein unsicheres Anschleichen möglich. Wo derartige Bestände in der Nähe gern besuchter Äsungsplätze liegen, werden, um überhaupt sich darin bewegen zu können, durch Freiharken der Laubdecke oder durch Fortmähen des Grases Pürschsteige hergestellt, die von Zeit zu Zeit erneuert werden müssen. Diese gestatten ein sehr sicheres Anpürschen. Bei Schnee ist die Pürsche nur dann Erfolg versprechend, wenn er weich ist; anderenfalls ist sie Zeitvergeudung und unnütze Beunruhigung des Wildstandes. Bei gefrorenem Boden ist eine unbemerkte Annäherung an das Wild nur äußerst selten möglich.

Soll man bei der Pürsche sich ununterbrochen ganz lautlos fortbewegen? Das würde wohl niemand aushalten, und es würden wahrscheinlich infolge der Ermüdung gerade dort Fehler gemacht werden, wo die vorsichtigste Fortbewegung geboten wäre. Wer sein Revier kennt, weiß mit hinreichender Sicherheit, wo er Wild zu erwarten hat: er kann also, bis er in die Nähe dieser Örtlichkeiten kommt, bei im allgemeinen vorsichtiger Bewegung sich immerhin etwas gehen lassen. Es genügt, wenn er erst in der Nähe dieser mit aller Vorsicht schleicht; er wird das um so sicherer und erfolgreicher können, je weniger er vorher seine Kräfte zwecklos angespannt hat.

Soll man mit gespannter Büchse pürschen? Das wird hin und wieder dringend angeraten. Ich muß aber gestehen, daß ich darüber meine Verwunderung

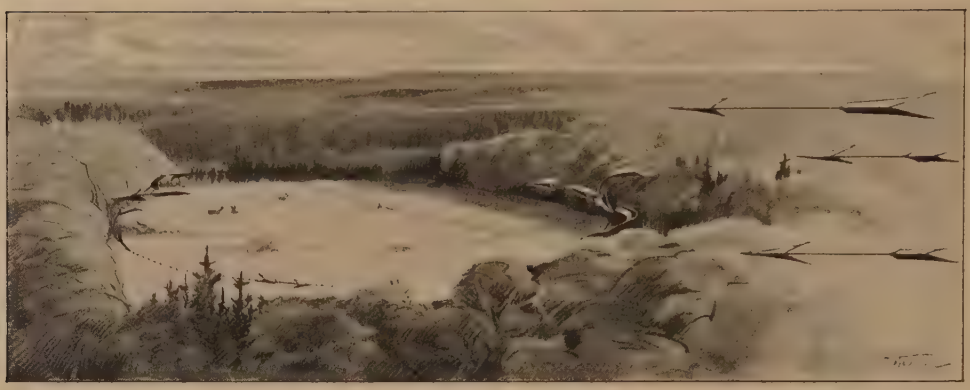


Abbildung 151. Kesselwind.

nie habe unterdrücken können. Was soll das vorzeitige Spannen? Stellen sich die betreffenden Schriftsteller die Pürsche etwa so vor, daß auf das erste in Schußweite sichtbare Stück Wild nicht schnell genug Dampf gemacht werden kann?! Sonst hat das Umherschleichen mit gespannter Büchse doch wirklich keinen Zweck; es ist sogar bei der Kürze der Büchse, und noch dazu, wenn sie am langen Riemen getragen wird, für den Schützen selbst gefährlich. Für den Erfolg der Jagd ist es ganz zwecklos. Die Pürsche soll in erster Linie dazu dienen, dasjenige Wild abzuschießen, das im Interesse der Nachzucht abkömmlich ist oder ausgemerzt werden soll. Diese auszuwählen erfordert Zeit. Oft steht der beobachtende Jäger eine Stunde und länger vor dem Rudel, bevor er sich schlüssig geworden ist, welches Stück er schießen soll — und da soll er nicht Zeit haben, seine Büchse zu spannen? Daß er sie ladet, wenn er das Revier betritt, ist natürlich, aber spannen kann er sie, kurz bevor er schießen will. Daß er sie ohne Geräusch spannen gelernt hat, setze ich als selbstverständlich voraus. Nur für den Anfänger bemerke ich, daß dieses bei Hahngewehren durch Aufziehen des Hahns geschieht, während man den zugehörigen Abzug so lange abdrückt, bis die Feder in die zweite Rast eingegriffen hat. Zur Sicherheit macht man durch langsames Nachlassen des Hahnes die Probe darauf. Bei anderen Gewehrsystemen, die, wenn sie geladen auch gleichzeitig gespannt sind, die aber nur im gesicherten Zustand mitzuführen sind, ist die Entsicherung ebenso lautlos zu bewirken.

Zu welcher Tageszeit der Pürschgang die beste Aussicht auf Erfolg bietet, hängt zwar von der Ruhe im Revier und den mehr oder minder vertrauten Lebensgewohnheiten des Wildes ab; doch wird die Morgenpürsche immer die beste bleiben. Wo das Wild wenig gestört wird, dort pflegt es auch um die Mittagszeit, etwa von 11 bis 2 Uhr, auf Äsung zu ziehen; doch ist es dann weniger vertraut als am frühen Morgen.

Die Abendpürsche ist, weil das Wild häufig erst bei tiefer Dämmerung die schützende Dickung verläßt, nur kurz; das Büchsenlicht (diejenige Beleuchtung, die einen sicheren Büchsenschuß zuläßt) ist bald vorbei, und damit ist es für den Tag zu Ende. Wer es mit der Aufgabe des weidgerechten Jägers sehr genau nimmt, der sieht von der Abendpürsche, sofern sie sich auf die Erlegung von Wild bezieht, überhaupt ab und benutzt sie nur zur Beobachtung. Das hat seinen Grund in der Unmöglichkeit am Abend noch eine Nachsuche vorzunehmen. Das

erlegte Wild muß dann unaufgebrochen über Nacht liegen bleiben und fällt entweder dem Verderben oder dem Raubzeug anheim. Bei der Morgenpürsche hat man den ganzen Tag vor sich; da kann die Nachsuche regelrecht von statten gehen. Weil die Pürsche außerdem länger währt, indem das Wild morgens nach Eintritt der Dämmerung noch gern länger auf den Blößen und im lichten Holz steht, um sich die vom Tau nasse Decke an der Sonne zu trocknen, so ist sie der Abendpürsche weit vorzuziehen. Selbstverständlich erleidet das mancherlei Ausnahmen — wer wird einen jagdbaren Feisthirsch, auf den er wochenlang vergeblich gepürscht hat, deshalb unbehelligt weiterwechseln lassen, weil er ihm schließlich einmal auf der Abendpürsche begegnet? Natürlich niemand; und wenn der Verstand ihn auch zu überreden versuchen sollte, das klopfende Jägerherz wird der Versuchung schwerlich widerstehen, so lange noch das Büchsenlicht reicht. Dieses wird in solchen Fällen wohl allein entscheiden. Denn, wenn man schon durch Zielen gegen den Himmel Visier und Korn zusammenbringen muß, dann hört das Büchsenschießen auf — für den Schrotschuß ist das etwas anderes, weil dieser bei seiner Streuung einen Zielfehler eher ausgleicht; aber für den Büchsenschützen und für Hochwild sollte damit das Schießen zu Ende sein. Die Aussicht, bei mangelndem Büchsenlicht noch einen guten Schuß anzubringen, ist außerordentlich gering — wer aber bei der großen Wahrscheinlichkeit eines schlechten Schusses dennoch seine Schießwut nicht zügeln kann, der verdient den Namen eines Weidmanns nicht. Mit Hilfe des Zielfernrohres kann man zwar auch in der Dämmerung noch sicher abkommen. Aber zu der fast immer nötigen Nachsuche vermag dieses nicht zu helfen.

Am besten ist es, wenn man sich zum Grundsatz macht, in den letzten zwei Stunden vor Eintritt der Dunkelheit nicht mehr auf Wild zu schießen; denn, wenn dieses nicht unter dem Feuer oder noch im Gesichtskreise des Schützen zusammenbricht, so ist durchschnittlich mindestens ein Zeitraum von zwei Stunden für eine ordnungsmäßige Nachsuche erforderlich, falls man nicht seinen Hund auf warmer Fährte arbeiten will. Muß oder will man aber ausnahmsweise innerhalb der letzten Stunden einen Schuß auf Wild abgeben, so versucht man hoch abzukommen, um es womöglich unter dem Feuer zusammenzuschießen und eine Nachsuche zu vermeiden.

Soll der Hund auf der Pürsche immer mitgeführt werden? Diese Frage wird von einigen Jagdschriftstellern bejaht, von anderen verneint. Die

Abbildung 152. Vom Wasser zu Lande streichender Wind, bei Tage.

letzteren scheinen mir im Recht zu sein. Es gibt nur einen einzigen Fall, in dem es von Wichtigkeit ist den Hund sofort an ein krankes Stück zu hetzen: das ist bei einer Knochenverletzung der Vorderläufe. Wird ein so verwundetes Wild sofort gehetzt, so pflegt es sich alsbald zu stellen und kann totgeschossen werden, während es, nach längerer Zeit wieder angerührt, auf den drei gesunden Läufen sich bewegen gelernt hat und dann noch außerordentlich lange vor dem Hund flüchtet, ohne sich zu stellen. In einem solchen, immerhin nicht häufigen Fall würde freilich der unmittelbar gegenwärtige Hund gute Dienste leisten. Aber dem stehen gewichtige Nachteile gegenüber, die mit dem Mitführen des Hundes verbunden sind. Wird der Hund erst dann abgelegt, wenn Wild in Sicht kommt, so kann er durch Wedeln mit der Rute und Schlagen mit den Behängen, sowie wegen sonstiger durch Fliegen und Mücken hervorgerufenen Unruhe das Wild leicht aufmerksam machen. Begleitet er aber gar den Jäger, während dieser sich auf Schußweite anpürscht, dann ist er erst recht hinderlich. Abgesehen von der Möglichkeit, daß er unbeabsichtigt getreten wird und klagt, vermehrt er die Bewegungen des Jägers unnötigerweise durch seine eigenen; daß dieser infolgedessen weit eher Gefahr läuft eräugt zu werden, als ohne Hund, das liegt auf der Hand.

Darum wird der Hund beim Pürschgang zweckmäßig so abgelegt, daß er leicht herbeigeholt werden kann.

Was die Witterung angeht, so kann man freilich bei jedem Wetter pürschen; indes ist dieses für den Erfolg von nicht zu unterschätzendem Einfluß. Bei großer Dürre, wenn so zu sagen der ganze Bodenüberzug unter dem Fuß laut wird, ist das Schleichen aussichtslos; bei großer Nässe pürscht man zwar sicher und leicht, so lange kein Wasser obenauf steht und „quascht"; aber eine alte Jägerregel lautet richtig: Nasse Jäger und trockene Fischer taugen nicht viel. Darum sollte die Pürsche bei derartigem Wetter ausfallen. Vergeblich ist meist die Pürsche bei hellem Frost ohne Schneedecke. Am besten ist feuchter Boden, weil er den Schritt bis zur Unhörbarkeit dämpft, und bewegte, nicht zu trockene Luft, weil sie etwaige Geräusche des Pürschenden verschlingt und vom Wild fortführt.

Damit sind wir auf eine der ersten Rücksichten bei jedem Jagdbetrieb auf Hochwild, besonders aber bei der Pürsche: den Wind gekommen. Der Kulturmensch mag sich selbst infolge seiner Körperpflege noch so wohlriechend vorkommen, oder der Jäger mag sich einbilden, er röche überhaupt nicht, weil er sich selbst ganz geruchlos erscheint, — beide befinden sich in einem großen Irrtum. Denn der gepflegteste Körper des in der Hauptsache von Fleischnahrung lebenden Menschen hat für das Wild, den pflanzenfressenden Wiederkäuer, eine starke Witterung. Je nach der Stärke des Windes wird diese dem Wild bis auf 200—300 Schritt und weiter bemerklich. Sie ist daher der gefährlichste Verräter des Jägers; und dieser hat von vornherein nicht die geringste Aussicht auf Erfolg, wenn er nicht den Plan des Pürschgangs unter der Berücksichtigung der jeweiligen Windrichtung entwirft und ihn innehält. Hierbei richtet man sich so ein, daß der Anfang der jedesmaligen Pürsche an dem entferntesten Punkt liegt, wohin der Wind weht; man wendet sich dorthin, „um sich den Wind zu holen". Würde man dann gerade in den Wind hineinpürschen, so würde man nur einen kleinen Teil des Reviers ab-

pürschen können; man nimmt daher womöglich halben Wind, das heißt, man bewegt sich senkrecht zur Windrichtung seitwärts, und ist so in der Lage, das ganze Revier mit gutem Wind abpürschen zu können, falls es in der Ebene gelegen ist. Im Hügelland und Mittelgebirge wird der Wind durch Höhenzüge und Täler von seiner Richtung abgelenkt; in welcher Weise das geschieht, darüber kann nur die örtliche Erfahrung aufklären. Im Hochgebirge fällt der Wind mit der sinkenden und steigt mit der steigenden Sonne, das heißt, er zieht nach Sonnenaufgang an den sich erwärmenden Wänden in die Höhe und nach Sonnenuntergang an den sich abkühlenden in die Tiefe, soweit er nicht durch die allgemeine Windrichtung und den Verlauf der Höhen- und Talzüge abgelenkt wird.

Ist man auf dem Pürschgang dahin gekommen, daß man von weitem Wild sieht, so hängt das weitere Benehmen des Jägers von dem des Wildes ab. Haben sich alle Stücke niedergetan, so ist, wenn nicht ein Graben, eine Bodenerhebung, eine dichte Baumgruppe oder sonst ein Gegenstand eine weitere Annäherung des Jägers dadurch ermöglichen, daß sie ihm Deckung bieten, am besten von dem Versuch, alsbald das Wild anzupürschen, abzusehen, da es voraussichtlich doch nicht gelingen würde. Man nimmt daher eine bequeme, gedeckte, die Beobachtung des Wildes ermöglichende Stellung ein und wartet in Geduld ab, wie die Dinge sich entwickeln werden. Handelt es sich um ein starkes Rudel, so schleicht man am besten zurück und überläßt es sich selbst; denn solche Rudel beschießt man nicht gern, um den Wildstand nicht unnötig zu beunruhigen. Sind es aber nur wenige Stücke, und hat man sich mit dem Glase überzeugt, daß ein Stück, wie man es sich zu erlegen vorgenommen oder auf welches man Auftrag hat zu schießen, darunter ist, dann Geduld. Zunächst zählt man die Stücke und spricht sie an, damit man sich nachher über den Verbleib der einzelnen

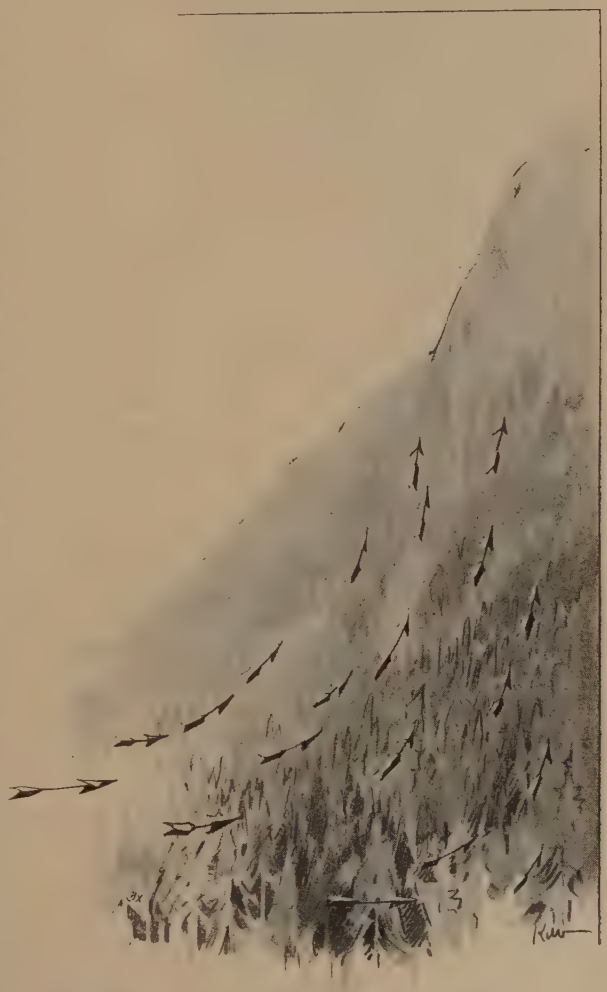


Abbildung 153 An der Bergwand aufziehender Wind, bei Tage.

Abbildung 154. Woher kommt der Wind?

Rechenschaft geben kann, und damit nicht durch die Aufmerksamkeit eines unbeobachtet gebliebenen Stückes der Erfolg in Frage gestellt wird.

Hat man gute Deckung und ist man nicht zu nah am Wild, so schadet das Anbrennen einer Zigarre oder einer Pfeife gar nichts — es hilft im Gegenteil über die zu wartende Zeit hinweg. Bei gutem Wind erhält das Wild auch vom Tabak keine Witterung; bei schlechtem ist der Jäger ohne den Tabak schnell genug verraten. Da das Rauchen ein leidlich gutes Mittel zur Vertreibung der Mücken ist, so schützt es mittelbar den Jäger vor hastigen Bewegungen gegen diese Peiniger. Selbstverständlich darf man den Rauch nicht in solchen Mengen von sich blasen, „as wann en lütt Mann backt"; das würde unter Umständen eräugt werden können; man läßt ihn daher unauffällig aus dem Mund.

Mit der Zeit wird schließlich das eine oder andere Stück hoch werden und umhertreten, bis sie alle hoch sind und zu äsen beginnen. Nun ist es Zeit, den Versuch zu machen, auf Schußweite näher zu kommen. Wenn man über mehr Erfahrung verfügt, so wird man sich mit ziemlicher Sicherheit vorhersagen können, ob man herankommen wird oder nicht, und es je nachdem versuchen oder unterlassen. Der Anfänger versucht es natürlich jedesmal; und das ist die sicherste Art, um zu einem zutreffenden Urteil für die Zukunft zu gelangen; denn aus Fehlern pflegt man viel mehr zu lernen als aus Erfolgen.

Gewöhnlich äst sich das Wild in der Richtung gegen den Wind; dabei sind aber selten alle Köpfe gleichzeitig gegen diesen gerichtet, sondern die einzelnen Stücke stehen unter Beibehaltung der allgemeinen Richtung doch mit den Köpfen nach den verschiedensten Seiten auseinander. Die erste Regel bei weiterem Anpürschen ist nun die, keine Bewegung zu machen, so lange nicht sämtliche Köpfe am Boden oder doch völlig abgewendet sind. Sobald ein Stück aufwirft (den Kopf hochhebt), erstarrt der Jäger in der Stellung, in der er sich gerade befindet, und sollte es die unmöglichste sein; erst wenn es sich wieder äst, bewegt auch er sich weiter. Es ist selbst bei einem geringen Rudel gar nicht so einfach, alle Stücke fortdauernd zu beobachten; denn meistens ist das eine oder andere im Bestand ganz oder zum Teil gedeckt, und öfter muß man aus der Haltung des sichtbaren Teiles des Körpers auf die des Kopfes schließen, um das eigene Verhalten zu bestimmen. Pürscht man im Bestand, so deckt man sich selbstverständlich von

Baum zu Baum, benutzt auch Gruppen, die vollständige Deckung bieten, zur weiteren Annäherung, so lange es irgend angeht. Vor allem sei man von vornherein überzeugt, daß solch ein Anschleichen Zeit kostet wer die nicht hat, der soll sich andere Beschäftigung suchen, er taugt zum Pürschjäger nicht. Einem Rudel nur um 50 Schritte näherzukommen, dauert oft eine halbe Stunde, wenn nicht eine ganze — wer darauf losstolpert, wird es freilich schneller machen; er wird auch unter besonderen Umständen einmal den „Dusel" haben, heranzukommen. Wenn er sich aber darum für einen guten Pürschjäger hält, dann ist er sehr auf dem Holzweg. Geduld, Ruhe, Vorsicht, körperliche Gewandtheit und Kenntnis der Natur des Wildes sind zum Erfolg unerläßlich. Hat unglücklicherweise trotz aller Vorsicht — der Beste ist davor nicht gefeit — ein Ästchen geknackt, und wirft ein Stück auf, so heißt es: „Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!" denn nun kommt eine harte Probe. Ist man, was selbstverständlich ist, noch so tadellos waldfarben gekleidet, so ist 100 gegen 1 zu wetten, daß man, falls man sich nicht zufällig in vollständiger Deckung befindet, eräugt wird. Das Wild weiß freilich noch nicht, was es aus dem Gegenstand machen soll, und äugt unverwandt in die Richtung. Die geringste Bewegung würde ihm alles aufklären. Darum nicht das Auge im Kopf gerührt; vielmehr dieses so viel wie möglich, ohne die Beobachtung ganz aufzugeben, zu Boden geschlagen; denn das Auge ist ein böser Verräter und wird vom Wild auf weite Entfernungen — auf die es dem Anfänger kaum glaublich erscheint — bemerkt. Es ist gar nicht zu sagen, wie lange das Wild unverwandt nach der verdächtigen Richtung äugt, und es gehört die ganze Anspannung der Willenskraft dazu, um in der oft sehr unbequemen Stellung aus-

Abbildung 155. Gegenwind am Bestandesrand.

Abbildung 156. „Nicht das Auge im Kopf gerührt!"

zuharren. Anderes Wild, dem das Mißtrauen des einen Stückes auffällt, äugt gleichfalls in die Richtung, und zeitweilig scheint es, als wenn die Sache mit einem allgemeinen Flüchtigwerden enden sollte; ja der Jäger wünscht es sogar, weil er es in der angenommenen Stellung nicht länger aushält und die Glieder anfangen, ihn zu schmerzen. Aber das Wild beruhigt sich wieder — es kann noch alles gut werden.

Jetzt nur keine größere Bewegung! Nur das Allernotwendigste, um weiter ausharren zu können! Denn es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, daß das Wild, nachdem es den Kopf wieder am Boden hat, allen Argwohn bereits vergessen hätte. Es äugt, während es äst — oft genug, während es scheinbar äst — dennoch fortwährend in die verdächtige Richtung, und die kleinste Unvorsichtigkeit würde es verscheuchen. Darum Ruhe und Geduld! Manchmal wird das Rudel wieder vertraut; und der Jäger kann es weiter anschleichen. Manchmal aber zieht es, wenn auch scheinbar vertraut äsend so schnell vorwärts, daß es ihm nicht mehr möglich wird, den Abstand zwischen sich und dem Wild zu verkürzen. Dann muß er die Pürsche aufgeben. Das geschieht jedoch, um das Wild für künftige Fälle vertraut zu halten, nicht durch einfaches Fortgehen, bei dem der Jäger dann sicher bemerkt würde, sondern wiederum in Geduld und Fassung: Es wird ruhig abgewartet, bis das Rudel sich gänzlich verzogen hat.

Gelingt es aber, bis auf gute Schußweite näher zu kommen, und als solche sollte eine Entfernung von 100, höchstens 120 Schritt gelten, dann heißt es,

dasjenige Stück aussuchen, welches erlegt werden soll. Ist das ein Kalb, so hat die Aufgabe nur für den Anfänger einige Schwierigkeit; bei einem geringen Schmaltier geht es auch noch. Schwerer wird es, wenn es sich um den Abschuß eines Gelttieres handelt. Setzen wir den leichtesten Fall, indem wir ein Rudel von vier Stücken annehmen: Alttier, Schmaltier, Kalb und Gelttier. Wie ist das Gelttier zu erkennen, damit nicht etwa schimpflicher Weise das Alttier erlegt, und das Kalb der Führerin und Ernährerin beraubt wird? Als Anhaltspunkt kann etwa in der zweiten Hälfte

a. Gelttier. b. Säugendes Alttier.
Abbildung 157.

des Oktober der Umstand dienen, daß das Gelttier, weil es keine Mutterpflichten hat, besser bei Leibe ist und infolge dessen bereits verfärbt hat, während das Alttier noch rot ist. Allein, unbedingte Sicherheit gewährt dieser, übrigens nur für verhältnismäßig kurze Zeit in die Augen fallende Unterschied nicht. Aber es gibt ein unfehlbares Mittel, mit Hilfe des Glases das Gelttier herauszufinden: dieses hat nämlich kein sichtbares Gesäuge. Um das zu erkennen, muß man sich die Zeit lassen, die in Rede stehenden Stücke, Alttier und Gelttier, spitz von hinten genau zu betrachten; dann wird man, besonders nach einiger Übung, das Gelttier richtig herausfinden. Abbildung 157 a. b. zeigt den Unterschied, wie er in der Natur vorhanden ist. Das Gesäuge tritt bei dem Alttier zwischen den Keulen in Gestalt einer weißen Rundung deutlich hervor. Dasselbe Merkmal gibt auch einen sicheren

Anhalt, um stärkere Schmaltiere von säugenden Alttieren zu unterscheiden. Es ist, besonders wenn man genötigt ist, aus einem stärkeren Rudel ein solches Stück abzuschießen, das einzig richtige Mittel zum sicheren Ansprechen. Der Umstand, ob ein Kalb sich mehr zu dem einen oder anderen Stück hält, ist bei dem sich äsenden Wild zur Unterscheidung säugender Alttiere völlig unerheblich; dieser kann vielmehr nur bei vertraut ziehendem Wild, wo sich das Kalb zu seiner Mutter hält, zum sicheren Ansprechen benutzt werden. Bei einigen Bewegungen des Wildes ist zwar auch das Gesäuge zu erkennen, wenn man das Alttier schräg von vorn beobachtet; doch ist das unsicherer als bei der Beobachtung spitz von hinten.

Im übrigen liegt noch die Möglichkeit vor, daß zwar bei dem vorhin besprochenen Rudel von vier Stücken nur ein Kalb, aber dennoch zwei Alttiere mit vollem Gesäuge vorhanden sind. Es tritt dieser Fall bei stärkerem Kälberabschuß sogar nicht selten ein, wenn von dem Rudel kurz vorher bereits ein Kalb erlegt ist. Denn es dauert einige Zeit, ehe nach Verlust des Kalbes das Gesäuge des Alttieres eintrocknet; zumal derartige Alttiere ungehindert fremde Kälber saugen lassen — wohl weil die Milch drückt —; während sie, so lange sie ihr eigenes Kalb säugen, kein fremdes dulden.

Erkennt man also bei beiden Alttieren des angenommenen Rudels das Gesäuge, dann Hahn in Ruh! es ist keins ein Gelttier.

Bei dem vorhin beschriebenen Anpürschen hatte ich angenommen, daß es im Bestand erfolgte, wo die Stämme dem Körper in seiner ganzen Länge Deckung gewähren. Dort wird man natürlich seine aufrechte Stellung beibehalten und sich nicht bücken, um sich kleiner zu machen. Anders wird das, wenn man sich hinter einer Deckung anpürscht, die die ganze Länge des Körpers nicht schützt; dann muß man sich kleiner machen. Meistens geschieht das, indem man in mehr oder minder stark gebeugter Haltung anschleicht. Der Erfolg ist jedesmal der, daß der Atem zu kurz wird, und man dann leicht schlecht schießt. Viel besser ist unter solchen Umständen das Kriechen auf den Händen und Knien, indem man mit der rechten Hand die Büchse halb vor sich hinträgt, halb schiebt. Auf diese Weise läuft man keinerlei Gefahr sich über die Deckung zu erheben, wie das beim gebeugten Schleichen oft genug vorkommt; und, was die Hauptsache ist, man bleibt bei ganz ruhigem Atem und kann, sobald man nahe genug ist, einen sicheren Schuß abgeben. Auf nasse Kniee darf es freilich dabei nicht ankommen. Daß man, sobald man sich auf gute Schußweite an das Wild herangepürscht hat, sich in der allervorsichtigsten Weise und möglichst hinter einem Baum oder höheren Strauch aufrichtet, und zwar nicht höher als unbedingt notwendig ist, und lieber im Knieen als im Stehen den Schuß abgibt, bedarf keiner besonderen Betonung.

Gräben mit nicht zu moorigem Grund erleichtern das Anpürschen ungemein, weil sie meistens ganze Deckung bieten und bei maßvoller Bewegung im Wasser keinerlei Geräusch laut werden lassen.

Auf Blößen, wo jegliche Deckung fehlt, bleibt keine andere Wahl, als das Wild auf dem Bauch anzukriechen. Es mag zwar manchem kein angenehmer Gedanke sein, sich nachher auf der ganzen Vorderseite naß und beschmutzt zu erheben; aber, wen die Schwierigkeiten reizen, und wem Jugend und Gewandtheit treu ge-

blieben sind, für den ist eine solche erfolgreiche Pürsche ein Ereignis, dessen er sich immer froh erinnern wird. Voraussetzung des Erfolges ist zunächst, daß der Jäger sich niemals aus der vollständig platten Lage auf dem Boden erhebt und das Wild nicht einen Augenblick unbeobachtet läßt. Dieses vermutet den Menschen in solcher Lage gar nicht und wird selbst dann nicht flüchtig, wenn es das unerkannte Etwas bemerkt hat. Letzteres ist übrigens nur dann möglich, wenn auf der Blöße kein Halm und kein Kraut über den Boden hervorragt. Ich erinnere mich eines Falles, in dem ich, durch eigenes Ungeschick von dem Wild vorzeitig bemerkt, doch noch ein Stück erlegte, weil das Leittier, um sich über die Natur des Gegenstandes zu unterrichten, wiederholt mit den Vorderläufen stampfend auf mich zuwechselte; das Rudel folgte und kam so nah an mich heran, daß ich einen Schuß anbringen konnte.

Daß unter solchen Umständen im Liegen geschossen wird, ist selbstverständlich. Es stößt das bei einiger Übung auf keinerlei Schwierigkeiten — weniger leicht ist aber in solcher Lage des Körpers die richtige Schätzung der Entfernung. Um dabei nicht zu sehr zu fehlen, ist es zweckmäßig, sich, so lange man noch steht, einen festen Punkt zu merken, der für einen erfolgreichen Schuß nah genug am Wild ist, und bis zu diesem vorzukriechen.

Mit dem „Wisch", einem dichten Zweig, der die Umrisse eines liegenden Mannes von vorn deckt, und den man vor sich herschiebt, kann man sich ein derartiges Anschleichen sehr erleichtern.

Die Benutzung von Schuhwerk mit Gummisohlen ist nur von untergeordneter Bedeutung; wer auf Ledersohlen nicht lautlos pürschen kann, der wird auf Gummisohlen auch keinen Katzentritt haben. Wenn es wirklich an den Sohlen läge, wie sollte es wohl im Gebirge werden, wo die „genagelten" einmal unentbehrlich sind; und gleichwohl pürscht der Hochgebirgsjäger so lautlos, als ginge er auf Socken.

Das Pürschen auf Socken ist übrigens unter Umständen sehr zu empfehlen, z. B. bei trocknem Wetter, wenn der Boden gar zu „lebhaft" ist.

Wie verhält sich schließlich der Schütze, nachdem er sich bis auf gute Schußweite herangepürscht hat? Diese Frage sollte eigentlich dahin beantwortet werden: Er pürscht sich immer noch näher heran, so weit das überhaupt ausführbar ist. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß der Schuß um so besser zu sitzen pflegt, je näher der Schütze am Wild war. Aber da er nun doch einmal schießen muß, so wollen wir uns damit jetzt näher beschäftigen. Also je nach der Natur der vorhandenen Deckung wird stehend oder knieend eine sichere und bequeme Stellung eingenommen, die ein längeres Aushalten ermöglicht und eine gute Beobachtung des Wildes gestattet; dann wird das zu erlegende Stück ausgewählt, und wenn man darüber schlüssig geworden ist, der Zeitpunkt abgewartet, wo es frei und breit steht und den Kopf weder am Boden noch nach einer Seite verdreht hat. Frei muß es stehen, damit ein sicheres Abkommen möglich wird, damit nicht die Kugel durch Äste, Strauchwerk usw. eine Ablenkung erfährt, und damit nicht außer dem zu erlegenden noch ein anderes Stück Wild unbeabsichtigt getroffen wird. Breit muß das Wild stehen, weil es so am sichersten (siehe folgenden Abschnitt) tödlich getroffen wird. Es darf nicht zum Äsen den

Kopf am Boden und ihn auch nicht seitwärts verdreht haben: Unter solchen Umständen ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß bei der folgenden Flucht die Decke eine andere Lage zum Wildpret einnimmt, als sie bei gebeugter und verdrehter Körperhaltung hatte. Der Einschuß in der Decke paßt dann nicht auf den Schußkanal im Wildpret; die Haut schiebt sich vor diesen, hindert den Austritt des Schweißes und erschwert so die Nachsuche.

Alle für die Abgabe des Schusses günstigen Verhältnisse treffen nur auf kurze Augenblicke zusammen; darum soll der Jäger kurz entschlossen schießen, sobald ein solcher eintritt, weil er nicht weiß, ob er wiederkehren wird. Bevor er aber schießt, soll er sich genauestens an irgend einer auffallenden Erscheinung in der Schußrichtung (ein Strauch, ein schiefer Stamm, ein krummer Ast und dergleichen) die Lücke oder die Richtung merken, damit er nachher imstande ist mit Sicherheit den Anschuß zu finden. Ob er freihändig, aufgelegt oder angestrichen schießt, darüber entscheidet die Gelegenheit; auf jeden Fall aber soll er ein so sicherer Schütze sein, daß er zu seinem freihändig abgegebenen Schuß volles Vertrauen haben kann; anderenfalls müßte er häufig die günstigsten Gelegenheiten unbenutzt vorübergehen lassen.

Hat der Jäger alles genügend berücksichtigt, und ist er ruhig genug, um einen guten Treffer erwarten zu dürfen, dann kaltblütig und entschlossen die Büchse an die Wange, hart hinter dem Blatt Haar angefaßt, ein wenig in das Ziel hineingegangen und Dampf gemacht! Das lange Zielen hat nur den Erfolg, den Arm müde zu machen und einen schlechten Schuß vorzubereiten.

Steht das Wild mit der unteren Rumpflinie etwa im hohen Grase, so muß man abwarten, bis diese sichtbar wird. Ist das nach der Örtlichkeit nicht zu erwarten, dann darf man nicht unter den Wildkörper halten, dorthin etwa, wo man diese Linie vermutet; denn solche Schätzungen erweisen sich nachher meistens als unrichtig. Man zielt besser auf den untersten Teil des Rumpfes, den man sieht; schießt man dann zu hoch, so richtet man doch keinen weiteren Schaden an, während Schüsse auf nur vermutete Körperteile mit hoher Wahrscheinlichkeit schlecht ausfallen.

Daß man auf Wild, das sich niedergetan hat, nicht schießt, ist eine alte, bewährte Weidmannsregel; ihre Begründung liegt in der Tatsache, daß solches Wild eine zu ungünstige Ziel- und Trefferfläche bietet.

Nicht selten kommt es vor, daß sich das Wild, nachdem man sich auf Schußweite herangepürscht hat, niedertut. Da man in diesem Fall sehr lange warten müßte, bis es von selbst wieder hoch wird, so regt man es durch einen Pfiff, durch Husten, durch das Knacken eines Ästchens u. dgl. an. Dabei bleibt man aber im Anschlag, um den günstigen Augenblick zur Abgabe des Schusses nicht zu verpassen; denn gar bald pflegt das auf diese Weise beunruhigte Wild fortzuziehen.

Im Schuß sieht der Jäger ruhig durch das Feuer, um zu beobachten, ob und wie das beschossene Stück zeichnet (siehe folgenden Abschnitt), achtet auf den Kugelschlag und schaut, wenn man als Merkmal für die Schußrichtung keinen unzweifelhaften Anhaltspunkt hat, dem flüchtenden Wild nicht nach. Denn in diesem Fall würde man die Schußrichtung häufig genug nicht wiederfinden und

die demnächstige Feststellung des Anschusses bedeutend erschweren, wenn nicht gar völlig aussichtslos machen.

Hat man aber für dessen Auffindung unzweifelhafte Anhaltspunkte, so ist das Verfolgen des Wildes mit den Augen weniger nachteilig; vielmehr kann dieses unter Umständen für die Nachsuche sogar nützlich sein.

Zur größeren Sicherheit ist es zweckmäßig, unmittelbar nach dem Schuß einen tiefen Riß mit dem Absatz in der Richtung des Schusses im Boden zu machen und das Taschentuch, Messer oder Hut möglichst weit nach vorn, aber auch genau in die Richtung des Anschusses zu werfen.

Im übrigen macht man keinerlei Bewegung, bis das Wild sich völlig verzogen hat, sondern bleibt ruhig auf seinem Stand stehen; einmal, um das Wild nicht über den Zusammenhang des Schusses mit dem Menschen aufzuklären; dann aber, weil sich bei diesem Verhalten nicht so selten Gelegenheit zu einem zweiten Schuß bietet. Denn das Wild wird, selbst wenn ein Stück zusammengebrochen ist, nicht immer flüchtig und kommt, falls es doch flüchtet, manchmal dem Schützen näher. Es ist mir häufig geglückt, auf diese Weise unmittelbar nacheinander zwei Stücke aus demselben Rudel zu erlegen, und zwar selbst dann, wenn ich nicht die Doppelbüchse, sondern eine einläufige Büchse führte, also vorher wieder laden mußte.

In wohlgepflegten Revieren, in denen das Wild vertraut ist und nicht gleich beim Anblick eines Menschen eine möglichst große Entfernung zwischen sich und seinen gefährlichsten Feind zu bringen trachtet, kommt es nicht selten vor, daß man zu zweien oder mehreren in lauter Unterhaltung auf Wild stößt, das in schußmäßiger Entfernung aushält. Will man diese Gelegenheit zur Erlegung eines Stückes benutzen, so ist das meistens nicht schwierig. Während der eine unbemerkt Deckung nimmt, gehen die anderen ohne irgendwelchen Aufenthalt und ihre Unterhaltung fortsetzend, als wenn gar nichts besonderes beabsichtigt wäre, weiter; oder, wenn die Gesellschaft nur aus zweien bestand, tut das der zweite in lautem Selbstgespräch. Mittlerweile findet der erste oft Gelegenheit zur Abgabe eines Schusses.

Die Pürsche zu Fuß läßt sich je nach der Witterung das ganze Jahr hindurch ausüben; doch sind es zwei Fälle, die für den Jäger von ganz besonderem Reiz und daher einer besonderen Behandlung wert sind: ich meine die Pürsche auf den Feisthirsch und die auf den Brunfthirsch. Die Feistzeit beginnt nach beendetem Fegen, etwa Anfang August; die Brunftzeit fängt etwa Mitte September an und dauert bis gegen Ende Oktober.

Um ihm ein Bild von der Sache und hier und dort einen Wink zu geben, lade ich den jungen Anfänger ein, mich bei einem Pürschgang auf den Feisthirsch zu begleiten — den alten, hirschgerechten Weidmann bitte ich hier, in dem Buch seiner eigenen Erinnerungen nachzuschlagen; die werden für ihn ungleich größeren Reiz haben.

Nach einem über Nacht niedergegangenen, heftigen Gewitter mit durchdringendem, anhaltenden Regen, der gegen Morgen aufgehört hat, verlassen wir an einem Augustmorgen nach zwei Uhr das stille Forsthaus, nachdem wir uns durch einen Blick auf die Wetterfahne über den Wind vergewissert haben. Die alte Freya am Riemen begleitet uns; Büchse, Hirschfänger und Glas vervollständigen die Ausrüstung.

In tiefem Schweigen liegt der dunkle Wald, der uns bald in seinen Schatten aufnimmt. Noch ist es finster; schwarze Lachen in den Geleisen des Weges und noch fortwährend fallende Tropfen aus dem Gezweig der Bäume geben Zeugnis von der Wasserfülle, die während der Nacht die durstende Natur gelabt hat. In gedämpfter Unterhaltung geht es vorwärts; schattenhaft kommen und verschwinden dunkle Wacholderbüsche zu beiden Seiten des Weges.

Nach einer Wanderung von zwei Stunden sind wir dort, wo ich mir den starken Feisthirsch schon lange ausgemacht habe. Der Hirsch trat bisher abends erst nach entschwundenem Büchsenlicht aus seiner Dickung heraus, um am Morgen schon vor dem ersten Grauen wieder zurückzuwechseln. Heute, nach dem heftigen Regen, der auch den Hirsch hat durchnässen müssen, hoffe ich, daß er später als sonst in seine Dickung zurückwechseln wird.

Die Hündin wird abgelegt, und vorsichtig nähern wir uns einer größeren Wiesenfläche, in deren Mitte ein dichtes Röhricht Kunde gibt von einem See, nach dem die ganze Fläche noch heute den Namen „Heidensee" führt. Auch an den Rändern der Wiese steht stellenweise hohes Rohr, uns willkommene Deckung bietend. Noch liegt das Dunkel über Wiese und Wald; doch im Osten rötet sich der Himmel, und ein leiser Wind verkündet den erwachenden Morgen. Pfeifenden Flügelschlages ziehen Enten über uns hin. Vom nahen Ostseestrand hören wir das regelmäßige, sanfte Anbranden der See. Mit dem Glase versuchen wir schon die Wiese abzuleuchten; aber es wird noch nichts deutlich erkennbar. Da, steht nicht etwa 100 Schritt von mehreren dunklen Klumpen, die sich zu bewegen scheinen, ein besonders großer? Wohl phantasiert sich das bewaffnete Auge alle möglichen Formen zusammen, es sieht sogar ein Geweih von ungeheuren Maßen — aber ist das wirklich ein Hirsch? Sollte es denn auch der Hirsch sein, der starke Feisthirsch, dem so lange schon im Wachen und Träumen alle Gedanken gelten? — Geduld! — Es wird allmählich heller. Im herrlichsten Rosenrot weidet die Sonne ihre Schäfchen, und auch auf dem Heidensee wird das Leben nach und nach erkennbar. Mit lautem Trompetenton streicht ein Kranich, den wohl ein Stück Wild zu sehr geärgert hat, davon, und — wendet der dunkle Klumpen jetzt nicht seinen Kopf dahin? Jawohl, es ist der gesuchte Hirsch; aber er hat sich niedergetan, und daher gab er in der Dämmerung ein so unsicheres Bild. Golden ergießt die Morgensonne jetzt ihre Strahlen über den glitzernden Tau — aufjauchzen möchte das Herz und sich freuen wie ein Kind — gibt es Schöneres als den anbrechenden Tag im hehren, schweigenden Wald!?

Wie ich noch diesen Gedanken nachhänge und die Herrlichkeit solchen Anblickes auf mich wirken lasse, wird der Hirsch hoch. Hell glänzen die Enden an dem hochragenden Geweih. Das Glas zählt 14 Enden. Er schüttelt sich die Nässe aus der Decke und beginnt zu äsen.

Nun wird es Zeit, ihn anzupürschen. Dort, jener hohe Rand von Farnkraut und Schilf gibt Deckung; aber in dem hohen Kraut und dem Buchenlaub ist ein lautloses Pürschen unmöglich; wir müssen daher einen Umweg machen. Der Wind ist Südost. Also nach der Nordseite des Heidensee und dann gegen Osten weitergepürscht, um an jener Erlengruppe wieder einen Ausblick zu gewinnen.

Als wir dort ankommen und behutsam bis zum Wiesenrand vorschleichen, erkennen wir, daß der Hirsch nach Südosten weitergezogen ist und sich in der Nähe eines die Wiese im Süden begrenzenden Fichtenbestandes wieder niedergetan hat. Das ist nicht zu verwundern; denn das Wild sucht immer den Schutz vor dem Wind; gegen Überraschungen von dieser Seite bewahrt es der untrügliche Windfang. Was ist nun zu machen? Denn von Süden her kann der Hirsch einmal nicht angepürscht werden. Zwar scheint ihm die Morgensonne warm auf die Decke, und es mag ihm dort recht behaglich sein nach den Wassergüssen der Nacht, — aber daß er, den ich bisher trotz der fleißigsten Pürschgänge so zu sagen nur als Schatten gesehen, der nur unter dem Schutz von Nacht und Dämmerung sich außerhalb seiner Dickung bewegt hatte, auf der freien Wiese längere Zeit bei hellem Sonnenschein aushalten wird, das kann gar nicht angenommen werden.

Es ist bereits 5 Uhr geworden; ein Anpürschen auf der Wiese unmöglich; auch kriechend kann es wegen eines zwischen dem Hirsch und uns stehenden Rudels Kahlwild nicht gewagt werden. Was ist zu tun? Der Hirsch hat den Wechsel in seine heimatliche Dickung bisher regelmäßig nach Norden durch die vorliegenden Buchenalthölzer genommen. In diesen Beständen ist der starken Laubdecke wegen das Pürschen ausgeschlossen. Vor der Dickung teilt sich der Wechsel; der Hirsch kann also den östlichen oder den westlichen annehmen. Der Südostwind spricht immerhin für den östlichen. Beide zugleich kann ich nicht beschießen, ich müßte denn vom Wege ab durch die alten Buchen pürschen, um in die Nähe der Stelle zu gelangen, wo der Wechsel sich teilt. Das ist indes zu gefährlich, weil der Hirsch jeden Augenblick hoch werden und dann in stetem Ziehen seiner Dickung zustreben kann — er möchte uns dabei gar zu leicht unzeitig gewahr werden; dann wäre der alte Herr auf Wochen vergrämt — und wer weiß, ob ich ihn vor der Brunft noch wieder vor die Büchse bekomme.

Unter diesen Umständen ist es gegeben, den Hirsch auf der Wiese in Ruhe zu lassen, unbemerkt bis auf den nächsten Weg zurück zu pürschen, diesen nach Westen zu verfolgen und auf dem nächsten Feuergestell, sobald wir außer Gehörweite sind, in schnellster Gangart in nördlicher Richtung zu laufen, um nach drei Jagenbreiten auf einem alten Weg nach Osten zu eilen, uns möglichst vorsichtig dem östlichen Wechsel zu nähern und westlich desselben anzusetzen.

Und so geschieht es. Der Schweiß trieft aus allen Poren. Als wir nach scharfem Dauerlauf am Ziel ankommen, arbeiten Herz und Lunge, als gälte es das Leben. Wir drücken uns in gute Deckung und warten der kommenden Dinge.

Vor uns, etwa auf 70 Schritt, quert der Wechsel eine kleine, nasse Blöße, die von einem Graben durchzogen wird. Dort wird der Hirsch vermutlich kurze Zeit verhoffen, wie es das Wild bei vertrautem Ziehen vor irgend welchen Hindernissen meistens zu tun pflegt.

Darauf richte ich mich ein, treibe mit einem festen Hieb mein Weidmesser in den vor mir stehenden Stamm, lege die Büchse auf, ziele — es ist alles in Ordnung; der Hirsch darf kommen. So vergeht eine Viertelstunde, da erscheint von weitem ein einzelnes starkes Stück auf dem Wechsel. Das Glas ans Auge: ja, es ist ein starker Hirsch, er kommt näher, stetig fortschreitend — aber wo sind

die 14 Enden? Das ist nur ein Zehnender. Mein junger Freund, der sich neben mir am Boden niedergetan hat, bearbeitet ungeduldig meine Beine; er hält es für unmöglich, den Hirsch nicht zu schießen — aber ich will ja nicht irgend einen Hirsch — ich will den Hirsch schießen, den ich mir ausgemacht habe, und so lasse ich die Ermunterungen an meinen Beinen unbeachtet — der Hirsch tritt jetzt auf die kleine Blöße — vor dem Graben verhofft er kurz, dann macht er — man sieht ihm an, daß er es in seinem feisten Zustand ungern tut — eine widerwillige Flucht über den Graben und ist bald den Blicken entschwunden. Nun will mein junger Freund laut werden und gibt sich die erdenklichste Mühe, im Flüsterton seiner Entrüstung Ausdruck zu geben. Er wird aber ohne Umstände wieder heruntergedrückt, und ihm durch eine Handbewegung bedeutet, daß er Pfunde*) zu erwarten hat, wenn er nicht augenblicklich verschweigt. Das wirkt, und es ist auch hohe Zeit; denn nun erscheint auf demselben Wechsel weit in den lichten, alten Buchen wieder ein Hirsch. Vorsichtig wird das Glas gehoben; diesmal ist es der richtige. Weiß leuchten die Enden des starken Geweihes — aber der Hirsch hat es eilig; es ist ihm wohl selber unheimlich, daß es heute so spät geworden, und die Sonne schon hell am Himmel steht, und zeitweise gerät er aus dem stetigen Ziehen ins Trollen. Kaum habe ich mich vorsichtig zurechtgestellt, die Büchse an den Kopf genommen, da ist er auch schon auf der Blöße — kurz Blatt angefaßt und in dem Augenblick, wo er am Graben verhofft, kracht es — in hoher Flucht überfällt der Hirsch den Graben, um beim Niedersprung tief mit dem Geäse am Boden hinzufahren und nach einigen Fluchten dem Auge zu entschwinden. Man hört noch kurze Zeit das Poltern der Fluchten, einen eigentümlichen, dumpfen Ton, ein Brechen von Holz — dann Stille!

Langsam zieht im leichten Luftzug der helle Pulverrauch zwischen den Bäumen dahin, während wir uns auf den Anschuß begeben. Auf dem Wasser im Graben schwimmt Schnitthaar; einige aufgefischte Haare lassen sich als Blatthaare erkennen. Also die Kugel hat er, und vermutlich ist er auch, nach dem Geräusch zu rechnen, schon vorn in der Dickung zusammengebrochen. Der Anschuß wird verbrochen, und nun geht es zum Hund, den wir bald erreichen. Nachdem wir dort, um die Fährte kalt werden zu lassen, auf einem alten Stubben Platz genommen, die Jagdpfeife angebrannt und es uns behaglich gemacht haben, besprechen wir die einzelnen Erlebnisse des Morgens, und dabei wird dem jungen Anfänger nach und nach klar, daß der heutige Tag der Lohn — denn wir bekamen den Hirsch nachher bald — einer langen Reihe von mühsamen und fleißigen Tagen war, daß die genaue Wechselkenntnis und die Bekanntschaft mit dem Stand und den Gewohnheiten dieses Hirsches einzig und allein den heutigen Erfolg ermöglichte, und daß ich ein

*) Pfunde sind Schläge mit dem flachen Hirschfänger auf das Gesäß, als Strafe für Verstöße gegen Jagdgebräuche. Der Sünder wird über einen Hirsch gelegt, straff gezogen und unter folgendem Spruch dreimal mit dem Hirschfänger gestraft:

„Jo ha ho! Das ist vor König, Fürsten und Herrn!
Jo ha ho! Das ist vor Ritter, Reuter und Knecht!
Jo ha ho! Das ist das edle Jäger-Recht!"

„v. Berg, Pürschgang usw."

Stümper gewesen wäre, wenn ich, anstatt mein Pulver für den Vierzehnender trocken zu halten, auf den zufällig vorbeiwechselnden Zehnender geschossen hätte.

Die Pürsche auf den Brunfthirsch ist unstreitig die schönste Pürschjagd. Sie kann aber nur als weidgerecht bezeichnet werden, wenn sie mit großer Mäßigung betrieben wird. Keine Jagdart wird jedoch leider so mißbraucht als diese, und ein Heer von Sonntagsjägern macht auf den Brunfthirsch scharf, weil es als vornehm gilt und weil es — so leicht ist. Hierin liegt auch ein Grund, weshalb die starken Hirsche überall so selten wurden, und die Entartung des Wildes so unheimliche Fortschritte machte. Eine wirklich weise Jagdgesetzgebung sollte, wenigstens für das nächste Jahrzehnt, dem Hirsch etwa von Mitte September bis Anfang Dezember Schonzeit geben. Damit würde sie der Entartung des Wildes in einer Weise vorbeugen, wie es alle übrigen Mittel zusammengenommen nicht können, so lange dieses eine fehlt.

Bei dem Mangel einer solchen gesetzlichen Bestimmung sollte mit allem Nachdruck darauf gehalten werden, daß nur der eine oder andere wirklich jagdbare Hirsch, nicht aber jeder Schneider, der 10 Enden trägt und daher zum jagdbaren gelogen wird, in der Brunft zur Strecke gelangt. Wer in der Brunft einen geringen Zukunftshirsch schießt, bezeichnet sich dadurch selbst als einen Schießer und einen Stümper, der zu anderer Zeit keinen Hirsch bekommen kann. In den Staatsforsten könnte auf diesem Gebiet, ohne die Gesetzgebung zu beanspruchen, im Verwaltungswege schon viel erreicht werden. Auf diese Weise wäre dem planlosen Wüten unter den Brunfthirschen ein Ende gemacht, und dieser Abschuß in die einzige eines Weidmannes würdige Bahn geleitet. Freilich würde dann in manchen Revieren für die nächsten Jahre in der Brunftzeit die Büchse Ruhe haben; aber nachher würde es um so besser.

Wird die Jagd auf den Brunfthirsch in diesem Sinn ausgeübt, dann gewährt sie eine unvergleichliche Weidmannslust; weil sie in einem Maß, wie zu keiner anderen Zeit, Gelegenheit zur Beobachtung gibt. Wirklich starke Hirsche in der Brunft zu schießen, ist außerdem gar nicht so leicht. Die angehend jagdbaren, jüngeren Hirsche pflegen auf den Brunftplätzen am anhaltendsten und lautesten zu schreien — die alten Haupthirsche aber sind meist auch zu dieser Zeit heimlich: sie treiben sich ein brunftiges Stück vom Rudel ab und brunften auf kleinen, schwer zugänglichen Blößen, in Dickungen oder Brüchern, schreien wenig und sind daher schwer auszumachen. Sie sind es aber, denen die Pürsche allein gelten sollte.

Am sichersten kommt man zum Ziel, wenn man sich, nachdem man den Hirsch bestätigt hat, unter dem Schutz der Dunkelheit dem Brunftplatz nähert und hier in guter Deckung den Anbruch des Tages und sicheres Büchsenlicht abwartet. Dabei ist das Augenmerk hauptsächlich auf das Kahlwild zu richten, da dieses weit weniger als der Hirsch die gewohnte Aufmerksamkeit außer acht läßt und leicht den Erfolg der Pürsche vereiteln kann. Manchmal gelingt eine solche auch am hellen Tage: ich erinnere mich mit Freude eines solchen Ereignisses, bei dem ich mitten in einer etwa 20jährigen Kieferndickung vormittags gegen 10 Uhr einen von Zeit zu Zeit leise knörenden Vierzehnender nach zweistündigem Anpürschen schließlich auf fünf Schritt durch einen Schuß auf den Hals im Feuer streckte. Und doch wäre es mir schwerlich gelungen, wenn der Hirsch nicht irgend etwas von mir vernommen

hätte und vielleicht in der Meinung, es sei ein Beihirsch, auf mich zugetrollt wäre. Noch heute sehe ich ihn den Kopf durch das dichte Gezweig stecken und die ungeheure Überraschung in den Lichtern, als er anstatt eines Hirsches dort den im Anschlag liegenden Jäger gewahrte. Am liebsten wäre er in den Erdboden versunken; aber es war zu spät; das Korn hatte den Halswirbel bereits gefunden, und als es krachte, brach der Hirsch im Dampf zusammen.

Wird Mutterwild beunruhigt, dann ist es mit dem weiteren Teil der Pürsche vorbei. Kommt aber dem anschleichenden Jäger ein Beihirsch zu nahe, so ist das weniger gefährlich. Ich habe es wiederholt erfahren, daß das Schrecken des flüchtig gewordenen Beihirsches, nachdem er mich eräugt und gewittert hatte, von dem Platzhirsch einfach mit Schreien beantwortet wurde, als ob nichts geschehen sei.

Daß man den Brunfthirsch auch in der Dickung, sozusagen als Hirsch, anpürschen kann, indem man mit einem Stock oder Ast an Busch und Strauch schlägt, als ob ein Hirsch mit dem Geweih das täte, will ich nicht unerwähnt lassen, aber der damit verbundenen Störung halber nicht empfehlen.

Eine besondere Art der Jagd auf den Brunfthirsch besteht darin, daß man nicht selbst den Hirsch bis auf Schußweite anpürscht, was wegen des Mutterwildes und der Örtlichkeit oft nicht ausführbar ist, sondern ihn reizt sich dem Jäger zu nähern. Es geschieht das auf zweierlei Art, einmal durch die Rechnung auf die Eifersucht des Hirsches durch Nachahmung des Schreiens und Vortäuschens eines Nebenbuhlers (die Jagd auf den Ruf), dann durch die Rechnung auf seine unersättlichen Triebe, indem man das Mahnen des Kahlwildes nachahmt.

Zu diesem Reizen gehört Übung und genaue Kenntnis des Wesens des Hirsches. Auf den Ruf folgt der Hirsch längst nicht immer; dem gut nachgeahmten Mahnen folgt er fast stets. Der Ruf ist auf weitere Entfernungen anwendbar, das Mahnen nur auf kurze. Häufig muß das letztere den ersteren ergänzen, um den sich nicht hinreichend nähernden Hirsch auf Schußweite heranzulocken. Der Ruf dient außerdem dazu, einen wenig oder in sehr langen Pausen schreienden Hirsch, ohne dessen Annäherung an den Jäger zu erwarten, zur Antwort zu reizen, um sich über seinen Stand genauer zu unterrichten.

Manche Weidmänner verstehen es, nur mit Hilfe der an den Mund gesetzten Hände den Brunftschrei täuschend nachzuahmen. Zur Not geht es auf dem Zylinder einer Lampe recht gut; am besten aber gerät auch dem Mindergeübten die Nachahmung — wenn er nur oft genug den Brunftschrei in der Natur gehört hat — auf dem zu diesem Zweck hergestellten Hirschruf. Dieser ist in allen besseren Jagdgerätehandlungen käuflich und besteht aus der Tritonmuschel, deren spitzes Ende so weit abgesägt ist, daß man in sie hineinschreien kann. Das Tritonium nodiferum lebt im Mittelländischen Meer; sein und einiger verwandter Arten Gehäuse war im Altertum als die buccina, Kriegstrompete, in Gebrauch, und als solche ist sie auch wohl zuerst ihres mächtigen Tones halber für das Anlocken des Brunfthirsches verwendet worden.

Je nach dem Zweck, den man erstrebt, ruft man höher oder tiefer — will man den Stand eines starken Hirsches eingehend erkunden, so ruft man annähernd in gleicher Höhe; will man einen Hirsch näher an sich locken, so ruft man etwas

höher, als dieser schreit; denn um einen quarrenden Schneider setzt sich ein Platzhirsch nicht leicht in Bewegung; vor einem viel stärkeren Hirsch aber verschweigt er nicht selten ganz. Immer aber sei es Grundsatz, bei dieser Jagd den Ruf nicht zu ausgiebig zu gebrauchen, weil man sonst gar zu leicht die Hirsche vergrämt.

Das Mahnen, den Ton, den u. a. ein vom Hirsch getriebenes Stück Kahlwild von sich gibt, habe ich im ersten Teil dieses Buches näher zu beschreiben versucht — wer es danach nicht lernt, und ich mache in keiner Weise den Anspruch, es einwandfrei gelehrt zu haben, der lasse es sich vormachen; dann wird es ihm bald selbst gelingen. Wird das Mahnen gut nachgeahmt, so widersteht der Hirsch dem Reiz selten und kommt meistens in Schußweite.

Daß für diese Art der Jagd, bei der die Aufmerksamkeit des Hirsches sich scharf auf die Stelle richtet, woher der Ton kommt, eine besonders gute Deckung gegen das Eräugtwerden erforderlich ist, liegt in der Natur der Sache.

Es mögen hier schließlich noch einige Worte über die Pürsche bei Schnee Platz finden.

Man hört und liest nicht selten, daß namentlich beim ersten Schneefall im Jahr das Wild wie dumm und ratlos wäre, und daß es daher bei solcher Gelegenheit besonders leicht zu strecken sei. Ich weiß nicht, worin diese weitverbreitete Ansicht ihren Grund hat; persönlich habe ich sie niemals bestätigt gefunden, obgleich eine fallende Neue mich stets ins Revier lockt. Warum sollte auch der fallende Schnee das Wild unaufmerksam und gleichgültig machen? Zweierlei ist freilich Tatsache: zunächst verläßt das Wild bei Schneefall, wenn es dazu von den Bäumen tropft, die Dickungen, weil es ihm dort zu naß wird. Es nimmt dafür in Stangenhölzern Stand, besonders gern unter einzelnen oder in kleinen Gruppen stehenden Fichten. Hier steht es nun, so lange es nicht gestört wird, bis es aufhört zu schneien.

Allgemein kann man sagen: das Wild verläßt beim ersten Schneefall zwar die Dickungen und meidet sie auch, so lange der Anhang nicht heruntergefallen ist; aber es steht dafür in Stangenhölzern still und fest, ohne irgend weiter zu wechseln. Daraus erklärt sich der Umstand, daß man nach einer in der Nacht gefallenen Neuen am Morgen kaum irgendwelche Fährten im Revier findet, während diese am zweitfolgenden Morgen sich reichlicher zeigen.

Es liegt auf der Hand, daß es für die Pürsche zwar ein Vorteil ist, wenn das Wild die Dickungen verläßt; wenn es dafür aber im Stangenholz auf einer Stelle stehen zu bleiben pflegt, so ist der Vorteil dadurch reichlich aufgewogen. Denn, je weniger das Wild in Bewegung ist, um so geringer ist die Wahrscheinlichkeit, daß der pürschende Jäger mit ihm zusammentrifft.

Nun hat aber die Sache insofern doch einen Vorteil, als der sehr revierkundige Weidmann auf Grund hinreichender Erfahrung das Wild im Stangenholz immerhin beschießen kann, was in der Dickung unmöglich ist, vorausgesetzt, daß er es — findet. Und da kommt der Umstand zur Geltung, daß das Wild oder vielmehr ein bestimmtes Rudel mit großer Regelmäßigkeit, wenn es zu schneien beginnt, in bestimmten Stangenhölzern seinen Stand nimmt. Wer darüber näher unterrichtet ist, der hat also Aussicht auf eine erfolgreiche Pürsche.

Es läßt sich auch nicht leugnen, daß loser, nichtballender Schnee etwaige Fehler des anpürschenden Jägers, durch Knacken von Ästen u. dgl., weniger gefährlich macht, weil er den Schall dämpft; aber er vergrößert dafür auch die Gefahr, auf derartige Gegenstände zu treten, weil man sie nicht sieht.

Wenn jemand glauben sollte, man könne auch bei Schnee das Wild besser und weiter sehen, so trifft das nur in ganz übersichtlichem Gelände zu; sonst aber verkleinert der an jedem Zweig haftende Schnee alle Lücken und Durchblicke derart, daß man weniger weit sieht als bei offenem Wetter. Überdies sieht das Wild bei Schnee nicht etwa schwarz aus; sondern seine fahle Färbung geht teilweise so sehr in den durch den Schnee verursachten Farbentönen der Natur auf, daß es häufig recht schwer zu erkennen ist.

Wenn ich das zusammenfasse, so komme ich zu dem Schluß, daß der Schnee wohl die Aussichten der Pürsche verändert — aber daß er das Wild dumm und ratlos mache, davon habe ich mich niemals überzeugen können; es sei denn, daß man die ungeheure Vertrautheit bei lang andauernder, tiefer Schneelage und mangelnder Pflege hierhin rechnen wolle. Diese verursacht aber nicht der Schnee an sich, sondern die in seinem Gefolge auftretende bittere Not.

Sehr störend wirkt für die meisten Augen der Schnee auf das gute Abkommen beim Schießen. Elfenbeinkorn ist bei Schnee unbrauchbar, Silber und helles Gold geben auch kein sicheres Abkommen. Am besten ist ein Korn von lichtblauer Emaille oder von ganz rotem Gold; dabei erhält die dem Auge zugekehrte Fläche des Visiers eine blut- oder orangerote Farbe. Eine solche Visierung ist natürlich nur bei Schnee brauchbar; sie kann aber leicht so eingerichtet werden, daß sie je nach Bedarf mit einer gewöhnlichen auszuwechseln ist.

Die Jagd mit dem Pürschwagen.

In Revieren der Ebene, in denen man in raumen Beständen auch außerhalb der Wege mit dem Wagen fahren kann, bietet die Jagd mit Hilfe eines Pürschwagens große Freude und Genuß. Es gehört hierzu ein starker Wagen, schußfeste, ruhige Pferde und ein Fuhrmann, der das Revier und das Wild genau kennt.

Die nebenstehende Abbildung zeigt einen zweckmäßig gebauten Wagen von Schloske in Jauer, Preis etwa 500 Mark. Die Haupterfordernisse sind feste Verbindung des Vorder- und Hinterwagens durch einen Langbaum, nicht zu hohe Räder oder bei hohen Rädern versenkte Achsen. Das Aus- und Einsteigen erleichtert ein niedriger, sicherer Tritt; der Wagen muß das bequeme und leichte Verladen von mehreren Stücken Wild zulassen. Zum sicheren Unterbringen der Büchse eignet sich eine „Mücke“ zur Seite des Sitzes oder eine Vorrichtung an der Lehne des Vordersitzes, in der sie ruht. Die Pferde sollen kalten Schlages sein und allmählich durch Schießen vor dem Futtern und in weiterer Entfernung an den Schuß gewöhnt werden. Wird diese Gewöhnung richtig vorgenommen, mit schwächeren, entfernteren Schüssen beginnend und langsam zum nahen, vollen Knall fortschreitend, so verliert das Pferd in kurzer Zeit jede Scheu vor dem Schuß und bleibt schließlich sogar auf diesen stehen in der Erwartung, daß es etwas aufzuladen gibt.

Das Pürschenfahren bietet den Vorteil, daß man leicht schußmäßig an das Wild heranfahren kann, weil es den Wagen eher aushält als einen einzelnen Menschen, daß man von dem hohen Sitz weiter um sich sehen kann, als wenn man zu Fuß ist, und daß man in der gleichen Zeit ein bedeutend größeres Revier abpürschen kann, als es beim Pürschgang möglich ist. Außerdem kommt man ruhigen Atems zu Schuß, worin eine weitere Sicherheit des Erfolges liegt. Man unterscheidet zwei Arten dieser Jagdmethode: das einfache Fahren, bei dem man am Wild, das den Wagen aushielt, absteigt, um zu schießen, und das Zudrücken des Wildes mit dem Wagen, bei dem der Schütze sich an einem Wildwechsel anstellt, und der Wagen ihm das Wild zudrückt. Dort, wo die zweite

Abbildung 158. Pürschwagen.

Art angewendet werden muß, sind bei der ersten in der Regel Fehler begangen; das Wild kennt den Wagen und hält ihn nicht mehr aus. Wenden wir uns zunächst dem einfachen Anfahren zu.

Ruhiges, etwas trübes Wetter, zumal nach starkem Regen, wenn das Wild die nassen Schonungen meidet, ist gute Gelegenheit zum Pürschenfahren. Bei starkem Wind und klarem Frostwetter hält das Wild den Wagen weniger gut aus, steckt auch gern über Tag in Dickungen, wo ihm mit dem Wagen nicht beizukommen ist. Am frühen Morgen, in der Mittagszeit und gegen Abend findet man es am meisten in lichten Orten und auf stillen Waldblößen. Das ist die günstigste Zeit zum Fahren. Im übrigen ist in gut besetzten und ruhigen Revieren auch den ganzen Tag über Aussicht vorhanden Wild zu finden.

Sobald man seiner ansichtig wird, ist der Schritt der Pferde soviel wie möglich zu verkürzen. Je langsamer das Fuhrwerk naht, je weiter das Wild den

herankommenden Wagen schon klappern hört, je weniger es also durch einen etwa lautlos gehenden Wagen überrascht wird, um so eher hält es ihn aus. Kann man auf dem Weg, auf dem man sich befindet, bleiben, ohne zu nah an das Wild heranzufahren, oder ohne ihm auf den Kopf zuzufahren, was es gar nicht liebt, so ist das am besten; denn hier ist es die Fuhrwerke vom Holzfahren usw. am meisten zu äugen gewohnt. Käme man aber auf dem Weg zu nah an das Wild heran, so weicht man bei Zeiten aus. Hierbei ist es gut, scharfe Winkel zu vermeiden; man fährt ganz nach und nach in eine andere Richtung hinein, aber so, daß man in guter Schußweite bleibt. Daß jegliches Stillhalten des Fuhrwerks sofortiges Flüchten des Wildes zur Folge haben würde, braucht nicht erst bemerkt zu werden.

Ist man so auf Schußweite an das Rudel herangefahren, so steigt man, während der Wagen fährt, ruhig ab — die Büchse ist vorher zu laden — ohne irgend heftige Bewegungen zu machen, geht einige Schritt neben dem Wagen her und bleibt, sobald man Deckung an einem Baum oder Strauch nehmen kann, stehen. Es ist dabei meist unerheblich, ob man an der dem Wild zugekehrten Seite des Wagens absteigt oder auf der entgegengesetzten; ebenso auch, ob das Wild den Jäger äugen kann, während er neben dem Wagen herschreitet — es ist ja zu sehr an diesen Anblick von den Holzfuhrwerken gewöhnt — oder nicht; die Hauptsache ist, daß der Schütze, vom Standpunkt des Wildes aus gesehen, sich nicht von dem Wagen trennt, d. h. nicht vor oder hinter dem Wagen erscheint. Sobald er stehen bleibt, ist jegliche Bewegung zu vermeiden; nicht die Augen im Kopf darf er drehen. Verhält der Schütze sich richtig und hat er gute Deckung genommen, so äugt das Wild dem davonfahrenden Wagen nach, beruhigt sich bald, wenn dieser außer Gesichts- und Gehörweite ist, und wird wieder vertraut. Nun kann der Schütze, während er alle Wildköpfe im Auge behält, sich bewegen, das Stück, das er schießen will, aussuchen, sich schußfertig machen, und, wenn das Wild gut breit steht, seinen Schuß abgeben — jedoch keinesfalls, wenn es den Kopf am Boden hat! Es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch bei dieser Jagdart die Windrichtung sorgsam zu beobachten ist; denn, steigt der Jäger so vom Wagen ab und wählt er seinen Stand so, daß das Wild Wind von ihm bekommt, so wird es natürlich sofort flüchtig abgehen.

Bevor man schießt, ist es gut, sich den Stand des zu erlegenden Stückes, den künftigen Anschuß, sehr genau zu merken. Nach dem Schuß wird man zu leicht verführt, dem flüchtenden Wild nachzusehen; man wird auch durch das übrige Wild des Rudels, das oft nach allen Seiten auseinanderprescht, leicht verwirrt. Wenn man sich dann den Anschuß merken will, so ist es häufig zu spät, und ein Baum und Strauch sieht aus wie der andere. Sobald der Schuß aus dem Rohr ist, stehe man still, wie ein Ast. Nicht immer wird das Rudel flüchtig, sondern es verhofft nach einigen planlosen Fluchten hin und her häufig wieder; es kann sich Gelegenheit bieten einen zweiten Schuß anzubringen. Vor allem aber: das Wild soll keine Ahnung haben, was der Schuß bedeutet; es soll ihn nicht mit dem Menschen in Verbindung bringen. Aus demselben Grund ist es auch geboten, nicht eher auf den Anschuß zu gehen, als bis das Wild sich gänzlich verzogen hat.

Abbildung 159. Pürschfahrt.

Man hört vereinzelt die Ansicht, als sei es zweckmäßig, sobald man vom Wagen abgestiegen ist, zu schießen und den Umstand auszunutzen, daß das Wild seine Aufmerksamkeit lediglich auf den Wagen richtet, auf den Schützen aber nicht achtet.

Es gibt kein sichereres Mittel dem Wild alle Vertrautheit zu nehmen. Die ganze Methode des Pürschenfahrens beruht auf dem Umstand, daß das Wild dem Wagen gegenüber eine Vertrautheit bekundet, die ihm dem Menschen allein gegenüber fremd ist; — wird nun im Angesicht des Wagens geschossen, so ist Wagen und Schießen ihm bald gleichbedeutend. Es spricht aber auch noch ein anderer Grund gegen dieses Verfahren: Die Köpfe sind meistens dem Wagen zugewendet; das Wild rudelt sich enger zusammen und läßt auf diese Weise einen Breitschuß weniger leicht anbringen, wenn überhaupt ein Schuß wegen zu gedrängten Zusammenstehens möglich ist. Es bedarf keiner besonderen Betonung, daß das Schießen vom Wagen herab erst recht nicht zu empfehlen ist, weil das Wild dann in kurzer Zeit diesen überhaupt nicht mehr aushalten würde.

Wird das Pürschenfahren nach diesen Grundsätzen betrieben, so bleibt das Wild vertraut, und man erlebt die Freude am Schluß der Jagdzeit das letzte Stück ebenso vertraut zu erlegen wie bei ihrem Beginn das erste.

Anders aber gestaltet sich die Sache, wenn man Fehler gemacht hat. Dann weicht das Wild dem Wagen aus, und man wird genötigt die zweite Art anzuwenden, wenn man nicht, was vorzuziehen ist, den weiteren Abschuß ohne die

Hülfe des Wagens vornehmen will. Stößt das auf Schwierigkeiten, so muß man nolens volens sich auf diesen weiter verlassen. Indessen sollte man dann mindestens einen anderen als den bisher gebrauchten Pürschwagen, am besten einen ganz gewöhnlichen Feld- oder Ackerwagen, wie er von den Fuhrleuten zum Fahren von Brennholz verwendet wird, in Gebrauch nehmen.

Mußte der Führer des Wagens schon bei der ersteren Methode mit den Eigenschaften des Wildes bekannt sein, so ist das bei dieser noch viel mehr erforderlich; er muß auch bessere Orts- und Wechselkenntnis haben, da er auf sich allein gestellt ist und der Hülfe des Jägers oder Schützen entbehrt.

Das Verfahren selbst ist ungefähr folgendes:

Sieht man in der Ferne Wild, von dem man annimmt, daß es nahes Anfahren nicht verträgt, dann steigt man in der Nähe eines gern angenommenen Wechsels ab, so daß man etwa 60 bis 80 Schritt davon entfernt gedeckte Stellung nimmt. Hier hat man nichts zu tun als still zu stehen, das Weitere abzuwarten und, falls das Wild den Wechsel annimmt, zu treffen. Der größere Teil der jägerischen Leistung fällt dem Führer des Wagens zu. Dieser fährt in weiter Entfernung und im großen Bogen um das Rudel herum und sucht es zwischen den Schützen und den Wagen zu bringen. Gelingt ihm das, und bleibt das Wild stehen, so wendet er, jedoch stets so, daß die Pferdeköpfe immer nach der dem Wild abgekehrten Seite, nie aber spitz darauf zu zeigen, und fährt im flachen Bogen etwas näher heran. Sieht er, daß das Wild keine Lust verrät, seinen Stand zu ändern, so kann er, so lange er noch weit vom Rudel entfernt ist, einen Augenblick anhalten. Manchmal wird das Wild dadurch rege, jedoch nicht immer. Wird es rege, so sucht er es stets im weiten Bogen umfahrend auf den Wechsel zu drücken, bei dem der Schütze seinen Stand hat. Hierbei muß aber auf das ängstlichste vermieden werden, ihm gerade auf den Kopf zuzufahren, hinter ihm herzufahren oder es gewaltsam von einem anderen Wechsel, den es anzunehmen beabsichtigt, abzudrücken. Das letztere gelingt nie; denn das Wild, das mit Gewalt gedrückt wird, fällt eher auf wenige Schritt vor den Pferden über die Fahrrichtung, als daß es sich auf diese Weise von seinem Wechsel abdrücken ließe. Die Fahrrichtung muß sich immer annähernd parallel mit der vom Wild eingenommenen, eher etwas vom Rudel ab als auf dasselbe zu halten. Gelingt es auf diese sanfte Weise nicht es dem Schützen zuzudrücken, so steht man einfach von dem Vorhaben ab, holt auf Umwegen den ersteren von seinem Stand, sucht das Rudel, wenn es vertraut geblieben ist, wieder auf und verfährt ähnlich wie beim ersten Mal oder versucht, wenn das aussichtslos ist, bei einem anderen Rudel sein Heil.

Das Pürschenreiten

oder die Pürsche unter Benutzung eines Schießpferdes hat zur Voraussetzung, daß das Wild an den Anblick des Reiters gewöhnt ist; andernfalls pflegt es ihn ebensowenig auszuhalten als den einzeln gehenden Menschen.

Das Pürschenreiten hat mit dem Pürschenfahren insofern viel Übereinstimmendes, als man ähnlich wie bei diesem an das Wild in Schußweite heran-

zukommen versucht, um es zu erlegen. Nur erfordert es größere Gewandtheit, weil man auf sich allein und das gut erzogene Pferd angewiesen ist.

Es eignen sich zum Schießpferd nicht zu hohe — man muß unter Umständen darüber hinweg schießen können — wohlerzogene, durchaus fromme und folgsame Pferde, die unbedingt gegen Schießen in allernächster Nähe unempfindlich sein müssen. Was die Farbe in Rücksicht auf die Annäherung an das Wild angeht, so ist diese ganz gleichgültig. Das Wild hält den Schimmel ebenso gut aus wie den Rappen oder den Fuchs. Da man jedoch ein solches Reitpferd im Walde auch zu anderen Zwecken gebraucht und es gern vermeidet, weithin zu leuchten, so wählt man am liebsten einen Braunen, einen Rotschimmel oder einen Fuchs. Dieses Pferd gewöhnt man daran, dem Reiter ohne Zügel zu folgen und vor allen Dingen auf ein Wort oder einen leichten Schlag im Schritt allein weiter zu gehen, auch wenn der Reiter zurückbleibt. Lange Beizügel sind unpraktisch und daher zu verwerfen.

An das Schießen gewöhnt man das Pferd, wie schon für die zum Pürschenfahren bestimmten Pferde angedeutet wurde, am leichtesten durch nach und nach verstärkten Knall kurz vor und bei dem Futtern. Da öfters in unmittelbarster Nähe des Schießpferdes geschossen wird, so muß dieses noch weit unempfindlicher dagegen sein als die Wagenpferde.

Die Büchse führt man (sie darf nicht zu lang sein) entweder nach Art des Karabiners an Sattel und Bügel auf der rechten Seite befestigt, oder auf dem Rücken; im letzteren Fall muß sie so kurz geschnallt sein, daß sie im Trab oder Galopp weder das Pferd noch den Reiter stoßen oder schlagen kann.

Der Trensenzügel ist doppelt; der eine Teil liegt wie gewöhnlich in der Faust des Reiters und ist geschlossen; der andere Teil ist offen und wird an jeder Seite lang in die Vorderstrippe des Sattels eingeschnallt.

In dieser Ausrüstung reitet man auf Pürsche. Der hohe Sitz gestattet weiten Umblick; man wird das Wild meistens weit eher bemerken als bei der Pürsche zu Fuß. Kommt es in Sicht, so steigt man, während das Pferd im Schritt weitergeht, ab, nimmt die Büchse zur Hand, ladet und geht auf der dem Wild abgekehrten Seite, das Pferd am Zügel führend, langsam und mit gutem Wind neben diesem schreitend, im Bogen nach und nach näher an das Wild heran. Gelingt die Annäherung bis auf Schußweite, so schnallt man denjenigen Teil des offenen Trensenzügels, der sich auf der dem Wild abgekehrten Seite befindet, so kurz in die Vorderstrippe des Sattels ein, daß er den Kopf des Pferdes leicht nach dieser Seite stellt. Dadurch wird bezweckt, daß das Pferd, das, wenn der Reiter zurückbleibt, auf Wort oder Schlag allein weiterschreitet, sich eher vom Wild abwendet, als sich diesem nähert. Sobald man das zu erlegende Stück schußmäßig stehen sieht, läßt man entweder, wie soeben gezeigt, das Pferd allein weitergehen und gibt hinter dem Pferd, am besten gedeckt durch einen Stamm oder Strauch, seinen Schuß ab; oder aber man verhält das Pferd auf einen Augenblick und schießt über seinen Rücken. Es bedarf keines Hinweises, daß bei diesem ganzen Verfahren mit der Zeit sehr knapp gerechnet werden muß, und daß kurze Entschlossenheit zum Erfolg unerläßlich ist. Anderseits ist, weil der Schuß fast immer in allernächster Nähe des Pferdes abgegeben wird, das Anreiten stärkerer Rudel entschieden zu

widerraten; weil sonst das Wild bald hinter die Schliche des Jägers kommt und das Schießpferd nicht mehr aushält.

Das hier beschriebene Verfahren, das sich von ähnlichen, in der Jagdliteratur näher erläuterten nicht unwesentlich unterscheidet, habe ich selbst erprobt und kann es daher empfehlen. Nachdem nämlich die Weide von Rindvieh und Pferden, namentlich von letzteren, im Walde allenthalben aufgehört hat, kennt das Wild ein weidendes Pferd gar nicht mehr. Es ist daher heute völlig zwecklos, ein Pferd nach der von Hartig angegebenen Regel dahin abzurichten, daß es sich in scheinbar weidender Stellung dem Wild nähert. Will man mit dem Pürschenreiten Erfolge haben, so ist es sehr zu empfehlen, sowohl des Wildes wie auch des Pferdes wegen, keine Gelegenheit zu versäumen mit Hilfe des letzteren Wild anzupürschen, besonders zu der Zeit, wenn man gar nicht die Absicht hat, ein Stück zu schießen.

Manche Reviere sind so reich an Mücken und Fliegen, daß die Pferde von diesen Plagegeistern im Sommer völlig bedeckt sind. Ein so gepeinigtes Tier kann natürlich nicht seine ihm geduldig und mühsam anerzogenen Eigenschaften für eine erfolgreiche Pürsche zur Geltung bringen. Außerdem gebietet es die Menschlichkeit, solch ein armes Tier gegen das Geschmeiß zu schützen.

Ein recht gutes und lange vorhaltendes Mittel gegen diese Plage ist das Abwaschen mit einer in Wasser verdünnten Kreolinlösung unter Benutzung eines Schwammes. Ein solcher Schwamm nebst einem Fläschchen Kreolin ist leicht in der Satteltasche mitzuführen, so daß im Notfall die Waschung draußen wiederholt werden kann.

Der Anstand oder Ansitz

ist eine Jagdart, bei der der Jäger in guter Deckung und bei gutem Wind auf den Äsungsplätzen, an Wechseln, Suhlen und sonstigen Gelegenheiten das Wild erwartet, um es zu erlegen. Sie erfordert weit weniger Mühe und Gewandtheit als die Pürsche, gibt aber viel Gelegenheit zur Beobachtung und wird gerade hierdurch zur Quelle der Belehrung und des Genusses. Gar mancher vorsichtige Feisthirsch, den kein Pürschen überlisten konnte, fiel dem beharrlich ausgeübten und richtig gewählten Ansitz zum Opfer.

Bei trockner Witterung, die das Pürschen erschwert, bei Frostwetter, das es aussichtslos macht, zur Erlegung von Wild in Örtlichkeiten, die keine lautlose Annäherung gestatten, in knackenden Brüchern, in Altholzbeständen und Stangenhölzern mit starker Laubdecke ist der Anstand am Platz. Man ist dabei auch nicht allein auf die Zeit der Dämmerung angewiesen; der Anstand frühmorgens an der Suhle, wenn der Hirsch im Herbst aus dem reifenden Getreide zu Holze zieht, oder am gewitterschwülen Nachmittag, wo er gleichfalls sehr gern die kühlende Suhle aufsucht, ist ebenso Erfolg versprechend wie der Ansitz am Abend auf dem Äsungsplatz. Der Morgenanstand am Wechsel vor der schützenden Dickung ist besonders aussichtsreich und aus den bei der Pürsche behandelten Gründen dem Abendanstand vorzuziehen. Nichtsdestoweniger hat der letztere seinen großen Reiz, wenn er auch mehr zur Beobachtung als zur Erlegung des Wildes ausgeübt werden sollte.

Es wird auch dem unerfahrenen Anfänger ohne weiteres einleuchten, daß man sich nicht an jedem beliebigen Punkt des Reviers anstellt, sondern daß ein erfolgreicher Anstand genaue Bekanntschaft mit der Fährtenkunde und den örtlichen wie allgemeinen Gewohnheiten des Wildes zur Voraussetzung hat. Anderseits bietet der Anstand wiederum Gelegenheit zur Erkundung der Zahl, der Zusammensetzung und der Lieblingsstände der einzelnen Rudel je nach der Jahres- und Tageszeit. Ebenso ist seine häufige Übung ein ausgezeichnetes Mittel, um sich über alles, was im Revier vorgeht, zu unterrichten. Auge und Ohr sollen immer offen sein, um besonders auch für den Jagdschutz jeden verdächtigen Gegenstand und Laut zu beobachten und zu prüfen.

Der Ort, an dem man sich anstellt oder ansetzt, soll so gewählt sein, daß man ein möglichst weites Gesichtsfeld hat, um das erwartete Wild schon frühzeitig zu gewahren, daß der Jäger vom Wild weder eräugt noch gewittert wird, und daß er dieses auf die günstigste Weise beschießen kann. Wenn das Wild am Morgen von den Äsungsplätzen wieder zu Holze zieht, so pflegt das in langsamer Weise zu geschehen; am Abend, wenn es hungrig und auf Äsung begierig ist, hält es sich aber nirgends lange auf, sondern zieht in rascher Bewegung dem Äsungsplatz zu. Daraus ergibt sich für den Morgen der günstigere Anstand in der Nähe der Wechsel, für den Abend an oder auf den Äsungsplätzen.

Der Anstand wird entweder unter Benutzung besonderer Vorrichtungen oder ohne solche ausgeübt. Unter diesen Hilfsmitteln sind zu nennen: der Schirm, das Schießloch und der Hochsitz oder die Kanzel.

Unter Schirm versteht man eine mehr oder weniger künstlich hergestellte Deckung auf dem Erdboden, die den Jäger und seine Bewegungen verbergen, aber des Wildes genaueste Beobachtung und die Abgabe eines sicheren Schusses ermöglichen soll. Er wird entweder aus abgehauenen, benadelten oder belaubten Reisern, die um halbkreisförmig eingeschlagene Pfähle geflochten werden, oder viel besser aus entsprechend zurechtgestutzten, lebenden Bäumchen oder Sträuchern hergestellt.

Am besten eignet sich zu diesem Zweck die Fichte, die viele Jahre als Schirm benutzt werden kann, weil sie den wiederholten Schnitt ohne Schaden erträgt. Je weniger ein solcher auffällt, je einfacher und anspruchsloser er hergerichtet wird, um so besser erfüllt er seinen Zweck. Der Weidmann, der jahrein jahraus mit seinem Wild lebt, richtet sich bei Gelegenheit nach und nach an allen Äsungsplätzen, stark benutzten Wechseln, Suhlen usw. mit Hilfe des Hirschfängers derartige lebende Schirme unter Berücksichtigung verschiedener Windrichtungen her. Sie erleichtern die Anstandsjagd ungemein und bieten fast bei jedem Reviergang, wenn gar keine Jagd beabsichtigt wird, Gelegenheit zur Beobachtung des Wildes und — des Reviers. Nur glaube der Anfänger ja nicht, daß es dazu immer besonders gepflegter Bäume und Sträucher bedürfe. Ein krausgewachsener Wacholderstrauch, die Eck- und Randbäumchen jeder Schonung mit ihrer tiefen Beastung, eine krause Buche auf einer Lichtung, das dichte Rohr am Wiesengraben, im Gebirge einige zusammengepackte Steine, die auslaufenden Ränder einer Sand- oder Lehmgrube, ein Komposthaufen am Rand der Waldwiese, alle diese Gelegenheiten und noch

Abbildung 160.
Beim Herrichten eines lebenden Schirmes.

unzählige andere Dinge lassen sich mit dem nötigen praktischen Geschick leicht zu einem guten Schirm herrichten. Die Hauptsache für seine jagdliche Benutzung bleibt der Umstand, daß er aus dem Gesamtbild der jeweiligen Örtlichkeit nicht herausfällt. Innerhalb des Schirmes ist der Erdboden gut zu verebnen und von allem knackenden oder raschelnden Bodenüberzug zu befreien. Der obere Rand sei etwa 1,20 m hoch, nicht gerade abgeschnitten, sondern durch einige höhere Büsche oder Zweige in der Weise überragt, daß diese dem aufrechtstehenden Jäger auch noch Deckung für Schulter und Kopf bieten.

Auf diese Weise wird dem Schützen freie Bewegung ermöglicht ohne die Gefahr, vom Wild eräugt zu werden. Lassen sich in Augenhöhe feste Hölzer erhalten oder leicht anbringen, die Auflegen oder Anstreichen mit der Büchse gestatten, so ist das um so besser. Aus diesem Grund empfiehlt sich, soweit der Zweck es gestattet, die Anlehnung des Schirmes an einen feststehenden Stamm.

Die Schieß- oder Anstandslöcher stehen im allgemeinen als die gebräuchlichsten Anstandsvorrichtungen böser Nachbarn in keinem guten Ruf; doch läßt sich nicht leugnen, daß ihre Anwendung auch dem Weidmann jagdlichen Vorteil bringen kann. Sie bestehen, wie schon der Name sagt, aus Löchern, die in die Erde gegraben sind, um den Schützen aufzunehmen. Weil das Wild von diesem, falls es ihn überhaupt bemerken sollte, nur einen kleinen Teil des Oberkörpers und zwar sehr niedrig am Erdboden eräugt, so weiß es nicht, was es aus dem Gegenstand machen soll, in dem es am allerwenigsten einen Menschen vermutet. Weil zudem das Erdreich den ganzen übrigen Körper völlig verbirgt, so bietet ein solches Schießloch eine sehr gute Deckung. Doch ist mit dieser Einrichtung der Nachteil verbunden, daß sie in Gegenden mit flachem Grundwasserspiegel wegen des andringenden Wassers nicht anwendbar ist, daß das längere Sitzen im feuchten Erdreich weder angenehm noch der Gesundheit zuträglich ist, und daß das ungewohnte Verhältnis der Höhe des Kopfes zu der Umgebung die Entfernung nur in ganz unsicherer Weise anzusprechen ermöglicht.

Soll ein solches Schießloch neu angefertigt werden, so wird der vorsichtig abgestochene Bodenüberzug sorgfältig beiseite geschafft, die ausgehobene Erde um das Loch niedergelegt, ohne sie weiter auszubreiten als unumgänglich nötig ist, und dann mit dem zurückgelegten Bodenüberzug wieder gedeckt, so daß das Loch in der Umgebung nicht auffällt. Um mit der Polizei nicht in unangenehme Berührung zu kommen oder sonstwie haftpflichtig zu werden, ist es ratsam, das Schießloch — falls es an „von Menschen besuchten Orten" gelegen ist — mit einem Zaun von berindetem Holze zu umgeben, der die Aussicht freilich nicht beeinträchtigen darf.

Das gerade Gegenteil des Schießloches in bezug auf seine Lage, wie auch auf das Behagen des Weidmanns ist der Hochsitz oder die Kanzel. Der Hochsitz hat vor dem Schirm und dem Schießloch den großen Vorzug, daß er, falls er hoch genug ist, den Jäger von der jeweiligen Windrichtung unabhängig macht, weil seine Witterung sich in Luftschichten erhält, die über den Windfang des Wildes hinwegstreichen.

Er bietet ferner die Annehmlichkeit weiterer Umschau und ist im Sommer in Revieren, in denen viele Mücken hausen, ein weit angenehmerer Aufenthalt für den Weidmann, als der zu ebener Erde oder gar in der Erde; denn diese Plagegeister sind in der luftigen Höhe weniger lästig als tiefer unten.

Da die Kanzel immerhin ein größeres Bauwerk darstellt, so kann sie nur von sachverständiger Hand angefertigt werden; sie erfordert außerdem dauerhaftes, starkes Holz. Aus diesen Gründen wird man sie nur dort errichten, wo sie häufigere Benutzung erwarten läßt: an ständigen Äsungsplätzen, Brunftplätzen und für ähnliche Gelegenheiten.

Sie soll so unauffällig wie möglich hergestellt werden und darf nicht unter 6—10 m über der Erdoberfläche erhöht sein, wenn man dem Windfang des Wildes entgehen will. Am besten wird sie in einer recht verzweigten Baumkrone aus durchaus zuverlässigem Holz erbaut. Sie erhält einen bequemen Sitz und eine etwa 4 Fuß hohe Umfassung von Brettern. Der Fußboden hat zwischen den Brettern von starkem Eichenholz etwa zollbreite Zwischenräume, um die Ansammlung von Regenwasser zu verhindern. Er wird, um lautloses Hin- und Hertreten zu ermöglichen, mit Rasenplaggen gedeckt, die nach Beendigung der Jagdzeit wieder entfernt werden, um ein Faulen der Bretter während der Zeit, in der die Kanzel nicht benutzt wird, zu verhüten. Zur besseren Haltbarkeit wird die ganze Anlage baumrindenfarbig mehrmals mit Öl angestrichen. Die Äste des Baumes werden so abgesägt oder beschnitten, daß sie, ohne die Kanzel in auffälliger Weise sichtbar zu machen, nach allen Seiten ein hinreichendes Gesichts- und Schußfeld gewähren. Der Eingang muß sicher verschlossen werden können, um den Jäger im Eifer der Jagd vor dem Herunterstürzen zu behüten. Als Treppe dient eine feste Leiter, die auch in der Dunkelheit sicheren Auf- und Abstieg gestattet.

In vielen Fällen wird der Jäger in die Lage kommen, ohne Schirm, Schießloch oder Hochsitz den Anstand auszuüben. Sein praktischer Blick, seine richtige Beurteilung der Verhältnisse und sein — Glück geben dann den Ausschlag für den Erfolg. Wenn keine besonders hergerichtete Deckung etwaige Fehler ausgleicht, so hängt alles von dem richtigen Verhalten des Weidmanns selbst ab. Wenden wir uns diesem Gegenstand näher zu!

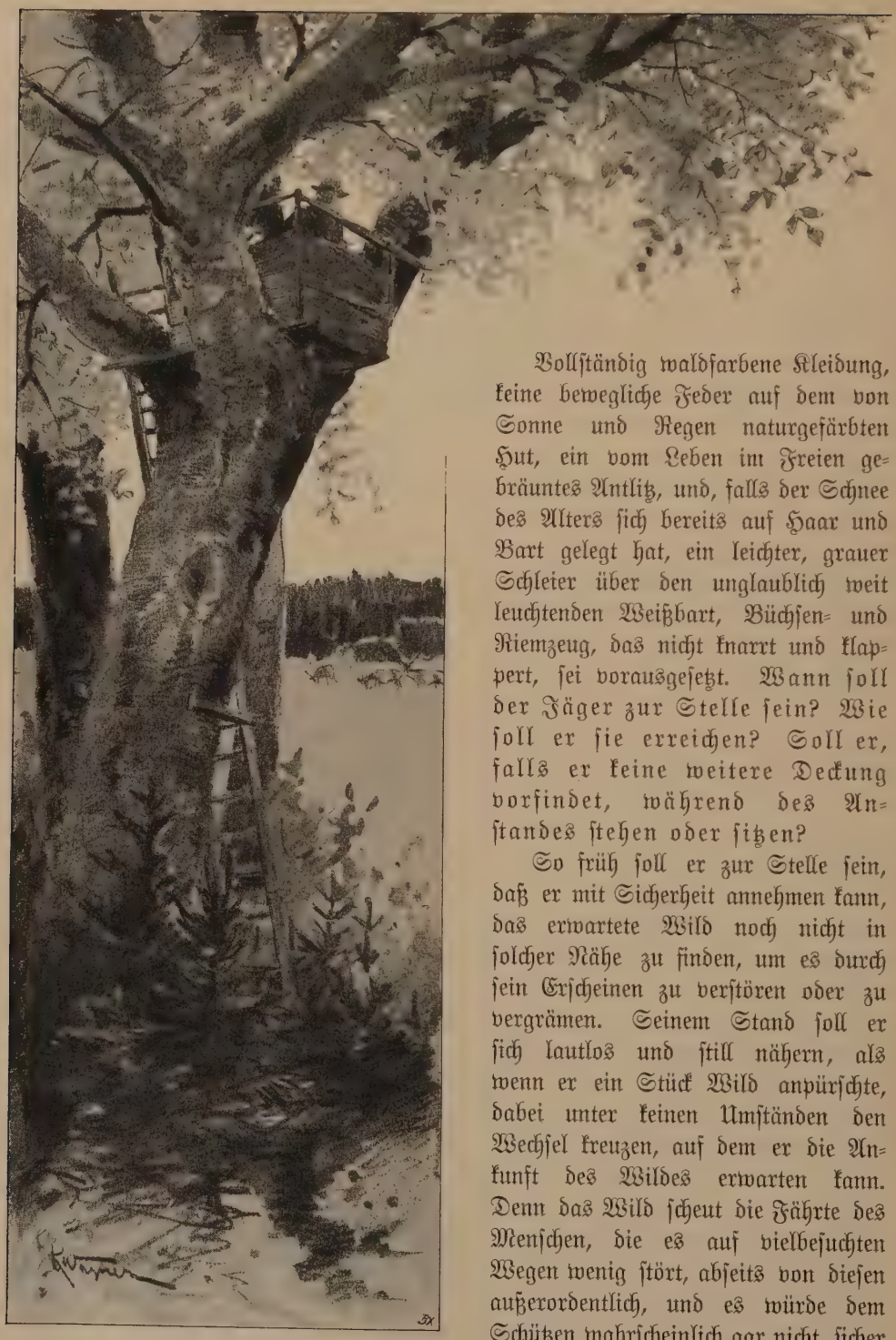


Abbildung 161. Auf der Kanzel.

Vollständig waldfarbene Kleidung, keine bewegliche Feder auf dem von Sonne und Regen naturgefärbten Hut, ein vom Leben im Freien gebräuntes Antlitz, und, falls der Schnee des Alters sich bereits auf Haar und Bart gelegt hat, ein leichter, grauer Schleier über den unglaublich weit leuchtenden Weißbart, Büchsen- und Riemzeug, das nicht knarrt und klappert, sei vorausgesetzt. Wann soll der Jäger zur Stelle sein? Wie soll er sie erreichen? Soll er, falls er keine weitere Deckung vorfindet, während des Anstandes stehen oder sitzen?

So früh soll er zur Stelle sein, daß er mit Sicherheit annehmen kann, das erwartete Wild noch nicht in solcher Nähe zu finden, um es durch sein Erscheinen zu verstören oder zu vergrämen. Seinem Stand soll er sich lautlos und still nähern, als wenn er ein Stück Wild anpürschte, dabei unter keinen Umständen den Wechsel kreuzen, auf dem er die Ankunft des Wildes erwarten kann. Denn das Wild scheut die Fährte des Menschen, die es auf vielbesuchten Wegen wenig stört, abseits von diesen außerordentlich, und es würde dem Schützen wahrscheinlich gar nicht, sicher aber viel später als erwartet, erscheinen.

Ein sitzender Weidmann wird sich unzweifelhaft auf bequemere Weise und längere Zeit bewegungslos verhalten können, als ein stehender. Sitzend bietet er auch dem Auge des Wildes eine geringere Sehfläche und wird viel weniger erkannt, als wenn er aufrecht steht. Dagegen wird, bei dem Mangel an besonderer Übung hierin, in sitzender Körperhaltung schlechter geschossen; und vor allen Dingen ist es schwierig, wenn nicht unmöglich, während man sitzt, im Anschlag eine irgendwie nennenswerte Wendung des Körpers nach rechts (für die Linkshänder nach links) zu machen. So hat das Sitzen auf dem Anstand schon oft den Erfolg vereitelt. Am sichersten schießt man, wenn man sich mit gekreuzten Beinen flach auf eine kleine Erhöhung des Erdbodens setzt, den linken Ellenbogen auf das linke Knie stützt und in dieser Haltung anschlägt. Es ist diese Stellung aber nur dann geraten, wenn man das Wild mit Bestimmtheit ohne Veränderung derselben bequem beschießen kann. Hierüber können nur die näheren Verhältnisse der Örtlichkeit entscheiden.

Die Benutzung eines Jagdstuhles, der freilich eine Drehung des Körpers nach rechts wie nach links in größerem Maße gestattet, ist für sicheres Treffen sehr ungünstig, weil erfahrungsmäßig bei einer derartigen Körperhaltung mit der Büchse nur unsicher geschossen wird. Hat man also für den jeweiligen Anstand keine Kanzel, keinen Schirm und kein Erdloch, so ist die aufrechte Stellung in guter Deckung für einen Treffer die günstigste. Es pflegt ja auch der Anstand selten so lange ausgedehnt zu werden, daß man unter Ermüdung zu leiden hätte.

Sehr unvorteilhaft ist dabei die Anlehnung an einen Stamm. Man pflegt diese Stütze, wenn sie einmal benutzt wird, meistens so ausgiebig wie möglich zu gebrauchen. Wechselt dann das Wild heran oder erscheint plötzlich, wie es oft genug geschieht, wie aus dem Erdboden gewachsen, so macht man unbewußt den bekannten Ruck nach vorn — und häufig schaut man dann, anstatt eines freudigen Erfolges, den auf und ab hüpfenden Spiegel des flüchtigen Stückes. Denn das Wild ist gar zu aufmerksam, und eine Bewegung entgeht ihm selten.

Daß bei der Ausübung des Anstandes der Wind eine hervorragende Rolle spielt, bedarf keiner besonderen Betonung; doch kommt der Jäger hier leichter in Verlegenheit als auf der Pürsche, weil er sich nicht immer so anstellen kann, daß das gern gegen den Wind ziehende Wild ihn nicht windet. Sache richtiger Überlegung ist es, durch eine passende Auswahl des Ansitzes diese Möglichkeit, die naturgemäß den Jagderfolg vielleicht für längere Zeit in Frage stellen würde, auf das geringste Maß zu beschränken. Zu diesem Zweck richtet man bei Zeiten für die jeweilige Anstandsgelegenheit unter Berücksichtigung der verschiedenen Windrichtungen mehrere Schirme her.

Besondere Vorsicht erfordert die Beachtung des Windes an Blößen, die an Althölzer angrenzen. Erfahrungsmäßig nimmt der über die Baumkronen hinstreichende Wind am Boden des Altholzrandes eine entgegengesetzte Richtung an, indem er in dem toten Winkel eine rückläufige Bewegung erhält, wie es Abb. 155 veranschaulicht. So herrscht zum Beispiel bei Südwind am Nordrand des Bestandes nicht etwa Südwind, sondern Nordwind. Die Breite des Gürtels der der herrschenden entgegengesetzten Windrichtung hängt von der Höhe des Bestandes und von der Windstärke ab.

Außerdem pflegt der Wind auf kleineren Blößen, die von Dickungen und dichten Stangenhölzern umgeben sind, im Kreise herum zu ziehen, so daß das Wild auf die Dauer fast an jeder Stelle der Blöße — in der Mitte am wenigsten — den Jäger zu winden vermag.

Diese beiden Eigenschaften des Windes, die sich für die Anstandsjagd oft recht störend erweisen, machen sich bei ruhigem Wetter am wenigsten geltend; bei stärkerem Wind ist überdies dem Wild leichter mittelst der Pürsche beizukommen, so daß man dann auf die Anstandsjagd in solchen Lagen verzichten kann. Die Benutzung des Hochsitzes gibt auch in diesen Fällen je nach seiner Höhe eine größere oder geringere Unabhängigkeit.

Findet der Weidmann an einer Blöße, die er sich zum Anstand auserkoren hat, weder Kanzel, Schirm noch Schießloch, so handelt er klug, wenn er sich etwas in den Bestand hineinstellt. Je tiefer er darin steht, vorausgesetzt, daß es ihm an dem nötigen freien Ausblick nicht fehlt, um so weniger wird eine unvorsichtige Bewegung oder das Anbacken der Büchse vom Wild wahrgenommen werden.

Beim Anstand am Wechsel hüte sich der Anfänger zu nah an diesen heranzugehen. Achtzig Schritt sind eine gute Büchsenschußweite. Sofern also die Örtlichkeit einen so weiten Abstand vom Wechsel überhaupt gestattet, tut er gut, sich nicht näher heranzustellen. Denn erstens, je weiter der Schütze vom Wechsel entfernt steht, desto größer ist die Möglichkeit auf das vorüberziehende Wild einen guten Breitschuß anzubringen, während es bei nahem Ansitz nur auf kurze Zeit breit erscheint, und daher die Aussicht auf einen unsicheren Schrägschuß groß ist. Zweitens wird die Gefahr vom Wild bemerkt zu werden, mit jedem Schritt steigender Entfernung geringer. Und drittens pflegt das Hirschfieber, dem gerade die leidenschaftlichsten Jäger am meisten ausgesetzt sind, das Herz um so lauter schlagen zu lassen, je näher das Wild dem Schützen erscheint, und je genauer er die Enden des Geweihes zählen kann.

Wenn es irgend angängig ist, tut man gut, auf größeren Blößen mit Kanzel- oder Schirmvorrichtungen sich die Entfernungen, wie weit man mit Aussicht auf sicheren Erfolg schießen kann, in unauffälliger Weise abzustecken; denn die Gefahr, zu weit zu schießen, ist bei dem Mangel irgend welcher Anhaltspunkte groß. Selbstverständlich geschieht das, um das Wild nicht etwa zu vergrämen, nicht unmittelbar vor der Ausübung des Anstandes. Im Holz ist das Abstecken weit weniger nötig, weil man dort viel mehr zu einer Überschätzung der Entfernung neigt, während man im Freien diese gar zu leicht unterschätzt.

Eine leidige Gewohnheit mancher Jäger ist es, daß sie an demselben Morgen oder Abend ihren Stand öfters wechseln, in der Meinung, der zweite sei besser als der erste, und der dritte besser als der zweite. Dieser üblen Eigenschaft, die im Grund nur Mangel an Entschlossenheit ist, versucht die alte Jägerregel vorzubeugen, die besagt, daß der zuerst gewählte Stand immer der beste ist. Und in der Tat — sie hat durchaus recht. Denn die mit dem Wechsel des Standes verbundene Unruhe verringert die Aussichten für den an sich vielleicht besseren zweiten oder gar dritten Stand gegen den an sich vielleicht nicht günstigen ersten ganz bedeutend. Darum dort ausgehalten, wo man einmal Stand genommen

hat! Und falls man zu der Erkenntnis kommt, daß ein anderer Stand wirklich besser ist, dann ihn für die Wiederholung des Anstandes gewählt — unter keinen Umständen aber ein Wechsel, wo die peinlichste Ruhe allein Erfolg verheißen kann!

Man sei auch nicht zu ängstlich mit dem freien Ausblick und suche nicht jedes Ästchen zu entfernen, das vielleicht einmal stören könnte. Das führt zu nichts; denn sehr häufig schießt man doch in ganz anderer Richtung als in der, die man vorher ausgeputzt hat. Muß man aber, um freies Schußfeld zu haben, einige grüne Äste entfernen, so bediene man sich während der Anstandszeit nur allein des Messers; man schneide nur und breche niemals. Trockene Äste lasse man am besten in Ruhe, weil sie unbenadelt und unbelaubt den Ausblick nicht sehr beeinträchtigen; muß aber ein solcher beseitigt werden, dann nehme man die lautlos arbeitende Säge, die stets mitgeführt werden soll, und säge den Ast ohne Geräusch ab.

Sobald man seinen Stand oder Sitz eingenommen hat, ist die Vermeidung jeder auffallenden Bewegung und jeglichen Geräusches nötig. Der Anfänger sündigt in diesem Punkt, wenigstens was die Bewegungen angeht, leicht, weil er meint, das könne nicht gefährlich sein, so lange noch kein Wild in Sicht ist. Wenn er aber an Erfahrung reicher geworden ist, so wird er sich sagen können, daß er in den meisten Fällen, in denen er das Wild nicht vorher gehört hatte, es trotz aller Aufmerksamkeit ziemlich unvermutet gewahr geworden ist und sich gewundert hat, es erst dort, wo er es jetzt stehen sieht, zu erblicken. Es ist ihm also meistens schon näher gewesen, als er vermutete, hat im Schatten des Bestandes unbeweglich sichernd die Umgebung gemustert und ist dann in entschlossenem Ziehen, manchmal sogar trollend auf die Blöße getreten. Aus diesen Erfahrungen aber ergibt sich die Notwendigkeit der unbedingten Ruhe auf dem Stand, sobald man ihn eingenommen hat.

Das ist freilich leichter gesagt als getan. Gar manche hastige Bewegung haben die Plagegeister des sommerlichen Waldes, die Mücken und Stechfliegen, auf dem Gewissen, wenn sie eins hätten. Aber dieses Geschmeiß ist jeglicher Rücksichtnahme bar und bohrt seinen saugenden Rüssel immer gerade dahin, wo es am empfindlichsten juckt und schmerzt. Im Gebirge, besonders im Hochgebirge, leidet man wenig oder gar nicht darunter; um so mehr in der feuchten Niederung.

Als Schutzmittel dient für Kopf und Hals ein Mückenschleier, am besten aus netzförmig geknoteter Seide; er muß aber über einen Hut mit steifer Krempe getragen werden, damit er auf den zu schützenden Flächen nicht aufliegt. Einreibungen mit Mückenessig, der in allen guten Parfümerien zu haben ist, oder mit Mückenschutzcreme, zu haben u. a. in der Universitätsapotheke zu Rostock i. M., für Gesicht, Hals, Nacken, Ohren, Hände, halten eine Zeitlang das summende Geschmeiß erfolgreich ab. Namentlich das letztere Mittel, das einen angenehmen, nicht belästigenden, kräftig aromatischen Geruch hat, kann ich aus eigener Erfahrung in einem mit Mücken gesegneten Revier empfehlen. Die Einreibung schützt etwa 2—3 Stunden lang; dann muß sie wiederholt werden. Es sei aber bemerkt, daß jede nicht gut eingeriebene Stelle alsbald von den Plagegeistern aufgefunden und ohne Verzug angenommen wird.

Das Rauchen schützt nur, wenn es in starken Zügen erfolgt; bei Luftzug auch nur auf einer Körperseite. Es bringt aber den Übelstand mit sich, daß

stärkere Rauchwolken vom Wild leicht eräugt werden. Daher ist es als Mückenschutzmittel nur in guter Deckung zu empfehlen. Etwaigen Befürchtungen wegen Verscheuchung des Wildes durch den Gebrauch aromatischer Mittel möchte ich mit dem Einwand begegnen, daß unter Wind heranwechselndes Wild den „Wohlgeruch" des Menschen auch ohne solche Zutaten immer zeitig genug wittert; gegen den Wind streicht aber der übrigens sehr wenig aufdringliche Schutzcreme auch nicht.

Jedenfalls sind brauchbare Mittel gegen die Mückenplage geeignet, etwaigen hastigen Bewegungen des ansitzenden Weidmanns vorzubeugen, also die Aussicht auf Erfolg zu erhöhen.

Sehr störend kann ein zur Unzeit auftretender Hustenreiz werden. Ein solcher ist schwer oder gar nicht zu unterdrücken. Bei voller Deckung dämpft man das unvermeidliche Geräusch durch Vorhalten des Taschentuches. Fehlt es daran, so nimmt eben das Unglück seinen Lauf, und mit der Freude ist es für das Mal oft genug vorbei. Recht tiefes Niederbeugen, so daß man sozusagen in den Erdboden hineinhustet, vermag die Störung manchmal unschädlich zu machen. Wenn noch kein Wild in Sicht ist, so verhält man sich nach erfolgtem Husten um so ruhiger; denn ein Hustenton ist ihm nichts Ungewöhnliches — es hustet selbst auch und hat nicht immer gleich Verdacht auf den Menschen.

Gegen das weit lästigere Niesen gibt es ein vielen Weidmännern bekanntes Mittel: das kräftige Andrücken der Zunge gegen denjenigen Teil des Gaumens, der sich gerade über den Wurzeln der oberen Schneidezähne befindet. Es wirkt fast jedesmal zuverlässig und sicher.

Wenn man noch so sehr bei der Sache und noch so aufmerksam ist, so nehmen bei längerer Dauer des Anstandes die Gedanken doch oft ihren eigenen Weg, oder die Ermüdung macht sich geltend und läßt das Auge sich mehr nach innen richten, als für den Jagderfolg zweckdienlich ist. Für solche Fälle, wie auch allgemein zur Vorbereitung auf den Empfang des Wildes ist es nützlich, die Merkmale zu kennen, die sein Herannahen verkünden. Es sind das die lärmenden Rufe der Drossel, des Hähers, das wiederholte, aufmerksame Hinäugen des etwa vor dem Schützen äsenden anderen Wildes nach derselben Richtung, endlich die Geräusche, die das herannahende Wild selbst durch Anstreichen an Strauchwerk und Zweige, sowie durch sein Auftreten auf dröhnenden Boden, durch Plätschern im Wasser usw. verursacht. Der starke Hirsch macht sich beim Durchwechseln durch eine Dickung, wobei das Geweih an den Zweigen anstreift, durch ein sehr bezeichnendes Rauschen schon von weitem bemerkbar. Übrigens zieht er, um der Belästigung des Geweihes durch das Astwerk zu entgehen, mit Vorliebe auf alten Schleichwegen; er kann aber auch dort das Anstreifen des Geweihes nicht immer verhindern und kündigt sich dem erfahrenen Weidmann auf diese Weise meistens schon frühzeitig an; in nächster Nähe hört man bei starken Hirschen gelegentlich das Knacken der Gelenke. Oft freilich werden Drossel und Häher den sehnsüchtig harrenden Weidmann täuschen; sie bezeichnen den listig schnürenden Fuchs ebenso wie den starken Feisthirsch. Dadurch darf man sich jedoch nicht abhalten lassen, immer wieder auf ihre Warnung zu hören; denn es bleibt für den Jäger ein großer Vorteil, völlig schußfertig zu sein, wenn das erwartete Wild heranwechselt.

Daß man nicht sofort auf das erste heraustretende Stück schießt, bedarf eigentlich keiner besonderen Hervorhebung. In den meisten Fällen wird man nur Auftrag, Erlaubnis oder den Vorsatz haben ein ganz bestimmtes Stück zu erlegen. Da gilt es nun zu schauen, zu prüfen, zu vergleichen, die Enden zu zählen, die Stärke zu schätzen, bis man in Ruhe zu dem Schluß kommt: das Stück soll es sein! Dann aber nicht mehr gezögert, die erste Gelegenheit, bei der das ausgewählte Stück sich breit zeigt und den Kopf hoch hat, wahrgenommen und kurz entschlossen Dampf gemacht! Das gibt die sichersten Treffer. Sollte aber das Hirschfieber gar zu heftig auftreten, so daß ein sicherer Schuß nicht zu erwarten ist, dann die Büchse abgesetzt, die Unruhe niedergekämpft und nochmals versucht!

Es ist nicht leicht, einem Anfänger in dieser Hinsicht gerade die Regel zu geben, die er braucht; denn es sprechen beim Schießen auf Wild zu viele persönliche Eigenheiten mit. Ich habe immer am sichersten geschossen und am ruhigsten durch das Feuer geblickt, wenn ich mir vorstellte, die Kugel wäre ein Pfeil, den ich mittelst des Abzuges dem Hirsch hinter das Blatt drücken müßte. Dabei überkam mich, ich möchte sagen, ein gewisser Zorn auf den Hirsch, den ich, falls ich fehlte, nicht bekommen würde; dieser dämpfte dann die Unruhe des Herzens.

Ist der Anstand ergebnislos verlaufen, steigt die Sonne höher, oder ist die Dunkelheit eingeteten, so verläßt man den Stand ebenso vorsichtig, wie man ihn aufgesucht hat, um nicht das noch etwa in der Nähe befindliche Wild zu vergrämen und damit die Aussichten für die nächste Zeit zu verringern.

Bei keiner Jagdart kommt der Jäger so sehr in Versuchung, bei mangelndem oder knappem Büchsenlicht zu schießen, als auf dem Anstand; gerade weil dieser am erfolgreichsten in den Morgen- und Abendstunden ausgeübt wird. Daher ist ganz besondere Vorsicht notwendig, wenn man nicht leichtsinnige Schüsse wagen und dabei sein weidmännisches Gewissen belasten will. Weil am Morgen infolge der zunehmenden Helligkeit die Aussichten auf einen sicheren Schuß mit jeder Minute steigen, so wartet man damit, bis es hell genug wird. Am Abend ist es gerade umgekehrt; man soll daher eher einen etwas weiteren Schuß — selbstverständlich innerhalb weidgerechter Grenzen — wagen, so lange das Büchsenlicht noch gut ist, als ein näheres Heranwechseln des Wildes erwarten. Denn es geht mit dem Licht oft unglaublich schnell zu Ende, und man bringt den näheren Schuß dann weit unsicherer an als den weiteren bei besserem Licht.

Wegen der Unmöglichkeit der Nachsuche sollte der Abendanstand in der Regel nur zum Beobachten dienen. Daß man in besonderen Fällen, in denen es sich beispielsweise um einen lange vergeblich erwarteten oder gesuchten Hirsch handelt, auch die Büchse sprechen läßt, ist dabei nicht ausgeschlossen.

Dem Anfänger sei noch recht dringend ans Herz gelegt, daß das Licht der Dämmerung die Gegenstände sehr vergrößert, daß die Enden am Geweih in ihr ganz anders leuchten als am Tage, und daß schon mancher einen elenden Schneider nach Hause brachte, den er im unsicheren Licht und bei ungezügelter Phantasie als Kapitalhirsch angesprochen hatte. Nachher ist es ihm dann regelmäßig „unbegreiflich", wie ihm das widerfahren konnte. Daher vor allen Dingen auf dem Anstand: „Kalt Blut und warm angezogen!"

Das stille Durchgehen, Drücken oder Riegeln.

Wenn der eine oder andere Leser sich wundern sollte, warum die nun folgende Jagdart nicht einfach „Treibjagd" genannt wird, so kann ich ihm antworten:

„Auf Hirsche treiben,
Das laß bleiben."

Die Kritik der ersten Auflage dieses Buches hat meine Auffassung von der Treibjagd auf Rotwild bemängelt. Es sei daher bemerkt, daß ich hier unter Treibjagd die gewöhnliche, landläufige Art auf Wild zu treiben verstehe, nicht aber ein Massenaufgebot von Treibern, die Mann an Mann gehen. Daß man auf letztere Art auch Rotwild und gar alte Hirsche vorbringen kann, daran zweifle ich nicht; halte aber eine solche Jagdart nicht für sehr kunstgerecht; sie gehört mehr in das Gebiet der eingestellten Jagen u. dgl., auf die ich hier auch verzichte.

Die Treibjagd wirkt durch eine größere Anzahl von Treibern, gewaltsam und mit dem Wind; die Drückjagd bedarf nur eines oder zweier revier- und wechselkundiger Leute zum Durchgehen und geht gegen den Wind. Das Wild soll nicht „getrieben", es soll nur angeregt werden. Das klingt dem Anfänger verblüffend, namentlich, wenn er sich dabei des köstlichen Bildes aus dem „Petermann" erinnert: „Aber hier habe ich ja schlechten Wind!" „Was Wind — das machen's mit unserm Herrgott ab!" — dem erfahrenen Jäger sage ich damit nichts Neues. Ob vertraut, ob angeregt, ob flüchtig — niemals zieht Rotwild auf längere Strecken mit dem Wind. Am liebsten zieht es in den Wind hinein oder es nimmt halben Wind. So steht, wie jedem Jäger bekannt, bei anhaltendem Südwind fast alles Wild im Süden des Reviers, bei anhaltendem Nordwind im Norden.

Man wendet die Drückjagd in der Regel für den Kahlwildabschuß an und beschränkt diesen auf die geringsten Stücke, falls es sich nicht um ein Dauergelttier handelt. Die Auswahl ist dabei nicht schwer; denn gewöhnlich zieht das Wild, wie auf eine Schnur gereiht, nacheinander aus der Dickung heraus: Alttier, Kalb, Schmaltier, Alttier, Kalb, Spießer usw., am Schluß ein geringer Hirsch, so daß man mit Behagen das gewünschte Stück heraussuchen kann.

Es ist selbstverständlich, daß häufige Anwendung der Drückjagd in kleinen Revieren nicht empfehlenswert ist. Aber sie darum in Grund und Boden zu verdammen, ist ungerechtfertigt. Wenn beispielsweise Forstmeister Freiherr v. Wolff-Metternich in der Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, Juniheft 1910, sagt: „Das beste Mittel, einen Rotwildstand möglichst schlecht zu behandeln und ihn auf den Hund zu bringen, ist unstreitig die Anwendung der Drück- oder Treibjagden, zumal ohne Schnee. Eine schlechtere Art, Rotwild zu jagen, gibt es nicht. Von Auswahl kann dabei keine Rede sein," so muß solch einseitiger Beurteilung mit aller Entschiedenheit widersprochen werden. Man kann jede Jagdart mißbrauchen; man kann auf dem Anstand und auf der Pürsche ohne Schnee ebenso gut oder vielmehr schlecht die Regeln der Nachsuche vernachlässigen, wie auf der Drückjagd. Dabei bietet die Gegenwart mehrerer Teilnehmer bei letzterer noch allerlei Vorteile für die Nachsuche. Die Auswahl des zu streckenden Wildes ist sogar nirgends leichter als hier, sobald das Wild ruhig heranwechselt, was es meist zu tun pflegt.

Wenn man nun zu einer solchen Jagd eine Anzahl tüchtiger Weidmänner einladet — sollen die nun plötzlich ihrer Art entgegen schlecht auswählen, leichtsinnig schießen, mangelhaft nachsuchen?

Den Vorwurf, den man einer aus allerlei Bönhasen zusammengesetzten Drückjagdgesellschaft, schlechtem Schießen ohne Kenntnis und Auswahl, starker Beunruhigung des Reviers, schlechter Nachsuche usw. mit Recht machen kann, auch auf gutgeleitete Drückjagden auszudehnen, stellt eine völlige Verkennung der Verhältnisse dar. Glaubt man, daß in einem Revier, in dem beispielsweise sechs Beamte ihre Schutzbezirke täglich abpürschen, der Wildstand weniger beunruhigt wird, als wenn innerhalb sechs Wochen in jedem Schutzbezirk eine gutgeleitete Drückjagd abgehalten wird?! Ich kannte ein Revier, dessen Verwalter sich rühmte, bei ihm würde alles Wild nur auf der Pürsche geschossen. Der gute Mann hatte keine Ahnung, daß die Beamten — die Pürsche war wirklich ausnahmsweise schwierig — sich zu zweien regelmäßig das Wild zudrückten, um ihre Abschußaufträge zu erfüllen. Auf diese Weise wurde täglich das ganze Revier beunruhigt, während bei gutgeleiteten, größeren Drückjagden der Abschuß ohne Schwierigkeit hätte erfüllt werden können — wie es heute geschieht — und dabei das Wild — wie es heute wieder ist — vertraut geblieben wäre.

Trotzdem will ich gern zugeben, daß die Drückjagd, häufiger oder gar als Regel betrieben, manches Revier zu sehr beunruhigt. Aber es gibt viele Verhältnisse, unter denen man sie nicht entbehren kann, wohl auch nicht entbehren mag. Bei hellem, hörigen Frostwetter ist mit dem Pürschen nicht viel zu machen; den Pürschwagen hält das Wild dann auch nur ungern aus. In Laubholzrevieren, wo nur bei nassem Wetter im Herbst und Winter mit Erfolg zu pürschen ist, würde die Erfüllung des Kahlwildabschusses im Rückstand bleiben. An bedrohten Grenzen ist es sogar zweckmäßig, häufig zu drücken, um einen Teil des dort stehenden Wildes dem die Nächte hindurch in seinem Erdloch sitzenden Jagdschinder vorweg zu nehmen und dem übrigen Wild den gefährlichen Stand zu verleiden.

So ist die Drückjagd vielfach ganz an ihrem Platz. Dadurch, daß sie eine Mehrzahl von Schützen erfordert, gibt sie ferner nicht unerfreuliche Veranlassung jagdlicher Geselligkeit.

Es kommt hinzu, daß das Drücken oder Riegeln eine hervorragende Gelegenheit zur Schulung der Jägerei bildet. Dem Anfänger gibt man nicht gern die Erlaubnis, auf dem Anstand oder der Pürsche ein Stück Wild zu schießen, weil seine Fehler nicht gleich die nötige Zurechtweisung finden. Das Drücken gibt Gelegenheit, ihn unter dem Auge des Lehrherrn mit der Bestimmung des Anschusses, der Nachsuche usw. bekannt zu machen. Sie ermöglicht es diesem, über die jagdlichen Eigenschaften der Beamten ein Urteil zu gewinnen und dort nachzuhelfen, wo es noch fehlt.

Der aus den Alpenländern stammende Ausdruck Riegeln bedeutet dort meist die Jagd auf ein Einzelstück, einen bestimmten Hirsch, dem mit Pürschen und Anstand nicht beizukommen ist.

Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß diese Jagd meist im Spätherbst und im Winter ausgeübt wird. Kann man es irgend einrichten, so drückt man bei Schnee; doch ist das nicht immer möglich. Die Einladungen müssen frühzeitig

erlassen werden, wenn man vielen Absagen entgehen will; und wenn sie auch bei Schnee erfolgen, so ist dieser oft längst wieder dahin, wenn der Tag der Jagd herannaht. Bei einer Neuen ist die ganze Sache einfacher und sicherer als bei offenem Boden. Daher lege ich der weiteren Besprechung die Voraussetzung zugrunde, daß kein Schnee liegt; für die Jagd bei Schneelage ergeben sich dann manche Erleichterungen von selbst.

Von wesentlicher Bedeutung für den Erfolg der Jagd ist die Witterung. In der Hauptsache richtet sich die Drückjagd auf das in Dickungen und angehenden Stangenhölzern stehende Wild, weil solches, das in älteren, lichten Orten steht, nur schwer umstellt werden kann und leicht vorzeitig rege wird. Bei nassem Wetter und nach einer Neuen, wenn die Dickungen mit Schnee verhangen sind, liebt das Wild diese Standorte nicht. Außerdem ist solches Wetter wie fallender Schnee der Nachsuche ungünstig, ja vereitelt sie oft vollständig. Bei sehr stürmischer Witterung wird das Wild die durchgehenden Jäger in größeren Dickungen oft nicht einmal gewahr und bleibt ruhig darin stehen. Pfeifen und Hornsignale sind nur in nächster Nähe zu hören — das stört den ruhigen Verlauf der Jagd.

Trockene, stille Luft gewährt die besten Aussichten auf Erfolg. Bei der Auswahl der zu bejagenden Revierteile ist die Windrichtung für größere, geschlossene Waldungen gleichgiltig, weil diese immer Wild haben. Man wählt eben den Teil, der der Richtung des Windes zugekehrt ist. In parzellierten Revieren entsteht die Frage, ob man bei diesem oder jenem Wind überhaupt Wild hat. Da muß die Erfahrung mitsprechen.

Ist man sich darüber klar, wo die Jagd beginnen soll, so kommt die Reihenfolge der einzelnen Treiben in Erwägung. Wenn diese nahe aneinander liegen, ist zu berücksichtigen, daß das im ersten Trieb rege gemachte oder beschossene Wild gegen den Wind ziehen wird. Man wählt also von solchen Treiben das der Windrichtung zugekehrte zuerst. Täte man das nicht, sondern nähme zunächst das unter diesem im Wind gelegene, so würde das aus diesem flüchtende Wild zweifellos das im ersten Trieb stehende aufstören und mitnehmen. Man würde also dann von zwei im Wind unter einander gelegenen Treiben eins leer finden. Nimmt man aber das oben am Wind gelegene zuerst, so wird man in beiden Trieben das Wild vor die Schützen bringen. Da jedes Treiben in den Wind hinein zu bringen ist, wie vorher besprochen, so haben die durchgehenden Leute, die am besten der Jägerei entnommen werden, und die ich daher auch Jäger nennen will, beim Fortschreiten der Jagd immer die doppelten Wege zu machen. Das hat jedoch nicht viel auf sich; denn die Drückjagd ist keine Hasenjagd; und es geht durch Feststellen der Anschüsse, durch Nachsuche usw. so viel Zeit darauf, daß an einem Tage nur eine beschränkte Anzahl von Treiben vorgenommen werden kann. Die besten Stände sind immer im Wind; sollen aber die dort angestellten Schützen auch zu Schuß kommen, so müssen sie je nach der Stärke des Windes weiter oder näher von der Dickung (ich will annehmen, daß das Treiben eine solche umfaßt) abgestellt werden. Wollte der Jagdleiter diese etwa auf 40 Schritt an die Dickung heranstellen, so würde die Folge sein, daß das Wild zu früh Wind bekäme und auf den Flügeln durchbräche, aus der Dickung aber bei den Ständen im Wind

erst gar nicht heraustreten würde. Ist der Wind mittelstark, und die Luft reich an Wasserdampf, so daß die menschliche Ausdünstung nicht groß ist, so genügt ein Abstand der Schützen von 120—150 Schritt von der Dickung. Ist aber der Wind stärker, und die Luft dabei trocken, die menschliche Witterung also stark, so muß der Abstand mindestens 200 Schritt betragen, wenn das Wild die im Wind stehenden Schützen schußmäßig anlaufen soll. Es liegt mir fern, hiermit sagen zu wollen, daß man auf Entfernungen von 150 und 200 Schritt etwa schon Feuer geben soll — das verdiente die strengste Zurechtweisung — aber, wenn das Wild erst aus der Dickung herausgetreten ist, dann wechselt es ungern zurück und läuft dann meistens die Schützen an. Bekommt es jedoch in dieser schon Wind, dann tritt es dort, wo es ihn bekam, gewiß nicht heraus.

Nun kommt es aber auf den Wind nicht einzig und allein an; es kommen auch die Wechsel in Betracht. Hierauf ist bei der Anstellung der Schützen insofern zu achten, als man sie nicht gerade unmittelbar auf einen Wechsel stellen darf. Das Wild würde ihnen spitz von vorn kommen. Sie würden erst dann schießen können, wenn das Leittier sie gewittert oder eräugt hat, und nun das ganze Rudel wild durcheinander zur Seite prescht. Dabei würde der Schütze in die üble Lage geraten, im günstigsten Fall, wenn er ein Schmaltier oder Kalb frei hat, in vollster Flucht oft im engen Stangenholz schießen zu müssen oder, weil er überhaupt kein freigegebenes Stück zu fassen vermag ohne die Gefahr ein zweites mit zu treffen, die Kugel gänzlich im Rohr zu behalten. Das wird vermieden, wenn der Schütze etwa 50—60 Schritt vom Wechsel entfernt steht. In diesem Fall wird das Wild vertraut oder im Trollen breit an ihm vorüberwechseln und, selbst wenn es flüchtig ist, noch günstige Gelegenheit zur Abgabe eines Schusses bieten.

Für den Anfänger wird es nicht überflüssig sein, das Verhalten des Schützen auf dem Stand, abgesehen von den bei Gelegenheit der Besprechung der Jagdordnung zu erwähnenden Regeln, näher zu behandeln.

Der Jagdleiter hat dem Schützen den Stand angewiesen. Er hat ihn entweder hinter einen Stamm von mäßigem Umfang oder, wenn es anging, hinter einen Strauch, Wacholderbusch oder dergleichen gestellt, der ihm nach allen Seiten freien Ausblick gewährt und ihn bis zur Brust deckt. Sollte von einigen Lesern der Jagdleiter dafür getadelt werden, daß er den Schützen hinter und nicht vor den Stamm gestellt hat, so muß ich ihn verteidigen. So zweckmäßig bei der Treibjagd auf niederes Wild der Schütze vor dem Stamm steht, so gefährlich ist das beim Rotwild. Dieses ist zu aufmerksam und äugt zu scharf, als daß ein noch so waldfarben gekleideter Jäger, der ohne weitere Deckung vor dem Stamm steht, ihm entginge, auch wenn er, wie man zu sagen pflegt, nicht das Auge im Kopf rührt. Sicher aber würde er eräugt werden, sobald er die Büchse hebt.

Steht der Schütze hinter dem Stamm, so raubt ihm dieser freilich einen Teil des Gesichtsfeldes; das läßt sich vermeiden, wenn man einen nicht zu dicken Baum wählt und sich etwa einen Schritt davon abstellt. Man hat dann außer der Deckung den Vorteil, daß man bei ruhigem Wetter — denn bei stürmischem würde sich das bitter rächen —, wenn man auf das stehende Wild zu Schuß kommt, was häufig der Fall ist, den Stamm zum Anstreichen benutzen kann.

Solche Schützen endlich, die sich etwa, wenn sie vor dem Stamm stehen, an diesen anlehnen würden, dürfen schon aus diesem Grund nur dahinter gestellt werden, damit sie infolge der unvermeidlichen Bewegung beim Anblick des heraustretenden Wildes dieses nicht zum Flüchtigwerden veranlassen und so sich und ihren Nachbarn den Stand verderben.

Kommen wir nach dieser Abschweifung zum Verhalten des Schützen zurück. Er hat also nach Vorschrift seinen Stand eingenommen. Der Jagdleiter hat ihm den einen Nachbarn gezeigt und ihm mitgeteilt, wo der andere zu stehen kommt, ihm genau bezeichnet, in welche Richtung er nicht schießen darf, ihn aufgefordert, sich alsbald mit seinen Nachbarn in Verbindung zu setzen und ihm gesagt, wohin er nach Schluß des Treibens folgen soll.

Nun ist der Schütze sich selbst überlassen und, da er jagdlich gut beanlagt ist und von seinem Lehrherrn schon manches gelernt hat, so läßt er in der Überzeugung, daß das Glück der Jagd an einem einzelnen Ästchen in der Regel nicht hängt, die Zweige seiner näheren Umgebung in Ruhe und scharrt leise mit dem Fuße etwas Boden frei, um wenn nötig, ohne Geräusch eine kleine Seitwärtsbewegung ausführen zu können. Er weiß ja, wie weit der launige Wind das scharfe Knacken brechenden Holzes fortträgt, und daß das Wild diese Töne besonderer Aufmerksamkeit würdigt. Er hat auch das Vertrauen zum Jagdleiter, daß dieser keine Stände anweist, die erst zu Ständen gemacht werden müssen. Dann verständigt er sich mit seinen Nachbarn, prägt sich nochmals an Baum oder Strauch genau die Richtungen ein, in die er nicht schießen darf, ladet seine Büchse und nimmt sie gleich so zur Hand, daß es nur einer unbedeutenden Bewegung bedarf, um anzubacken. So steht er, so lange das Treiben währt. Nicht die Beine, nicht die Hände, nicht der Kopf wird bewegt; nur die Augen spähen aufmerksam, ob kein Wild sich zeigen will. Da tritt ein Alttier halb aus der Dickung heraus; es sichert, steht eine Weile, zieht weiter vor; ein Kalb folgt, dann ein Schmaltier, noch ein Alttier, ein Kalb, ein Schmaltier und noch ein Spießer.

Das Wild kommt auf den Schützen zu, wechselt dann rechts vorbei. Unser junger Freund hatte aber von Anfang an überlegt, daß die Wendung nach rechts die schwierigere ist und sich mit seiner Stellung schon darauf vorbereitet. Nun ist das Leittier hinter einem Wacholderbusch einen Augenblick gedeckt — rasch angebackt! das erste Kalb ist zu stark; es wäre schade um die gute Nachzucht — das Schmaltier? wer weiß, ob es nicht am Ende ein geringes Alttier ist; aber nun das zweite Kalb, das könnte gehen. Also den Finger an den Drücker, Haar gefaßt, und die Kugel fährt heraus. Kugelschlag ist nicht zu hören; es sind nur 50 Schritt Entfernung. In rasender Flucht geht das Rudel davon, aber nicht nach dem Wild sieht der Schütze, er merkt sich erst die Richtung des Schusses ganz genau — ja, da steht eine trockene Aspe gerade auf der Lücke, auf der er fliegen ließ; daran ist die Richtung genau zu merken. Um ja sicher zu gehen, zieht er mit dem Hacken des rechten Beines, ich hätte beinahe gesagt Hinterlaufes, einen Strich über oder besser gesagt in den Boden und (das alles war das Werk von Sekunden) nun sieht er dem flüchtenden Wild erst nach. — Ja, das zweite Kalb scheint krank zu sein, es bleibt schon zurück. Nachdem er wieder geladen hat, ertönt bald das Signal

„Jagd vorbei" und nun wartet er in Ruhe und Geduld, bis der Jagdleiter kommt, den Anschuß zu untersuchen und die Anordnungen für die Nachsuche zu treffen.

Es sind im ganzen vier Schuß gefallen; der Nachbar zur Linken hat auch geschossen. Da wird es lange dauern, bis der Jagdleiter erscheint. Also Geduld — unser junger Freund vergewissert sich nochmals über die Richtung des Anschusses — ja, er kennt sie mit tödlicher Sicherheit, er kann gar nicht irren. Eine halbe Stunde ist vergangen; da ertönt ein leiser Pfiff zu seiner Linken. Er sieht hin; sein Nachbar kommt ihm näher. Es ist ein alter, bei Wald und Wild ergrauter Forstmeister, für ihn, den jungen Lehrling, eine gewaltige Respektsperson: „Ach, hören Sie mal, mein lieber X, ich glaube der Oberförster kommt gar nicht mehr; da müssen wir die Anschüsse wohl selbst feststellen. Würden Sie nicht die Güte haben, mal herzukommen; ich kann das Schnitthaar mit meinen alten Augen nicht recht gut mehr sehen!" So ertönt der Klang aus dem Mund des Alten. Aber unser junger Freund bleibt stark; er weist den Versucher ab unter Bezug auf die strenge Bestimmung der Jagdordnung. Endlich kommt der Jagdleiter, wird genau auf den Anschuß eingerichtet, findet gleich Schnitthaar und ruft unseren Freund heran, zeigt ihm das Haar, Lungenstückchen sind mit herausgerissen und finden sich etwas hinter dem Anschuß. „Das muß bald verendet sein!" Man folgt, und nach 120 Schritt liegt das Kalb schon; es hat einen guten Blattschuß. „Aber haben Sie auch entladen?" „Jawohl, Herr Oberförster."

Wenn der Anfänger sich benimmt, wie geschildert, so handelt er richtig.

Folgen wir dem Jagdleiter weiter beim Anstellen der Schützen. Bei hellem, hörigen Wetter ist die Gefahr groß, daß das Wild durch die im Wind anzustellenden Schützen eher rege wird, als das Treiben beginnen soll. Hier bleibt nichts anderes übrig, als diese zuletzt anzustellen und den Trieb von vornherein so groß zu nehmen, daß das darin stehende Wild dadurch nicht beunruhigt werden kann. Je weiter die Schützen von der Dickung entfernt stehen, um so besser ist es. Selbst wenn die Entfernung eine Jagenbreite beträgt, so ist das nicht zu viel. Es kommt ja weniger darauf an, daß die Schützen in bestimmten Abständen, als daß sie in der Nähe der Wechsel stehen; denn diese pflegt das Wild zu halten.

Wenn ich vorhin gesagt habe, daß die besten Stände die im Wind gelegenen sind, so soll das nicht etwa heißen, daß es die einzigen sind, auf denen Wild zu erwarten ist. Denn man könnte ärgerlich enttäuscht werden, wenn man die Rückwechsel unbesetzt lassen wollte. Namentlich die Hirsche pflegen diese gern anzunehmen.

Es versteht sich von selbst, daß bei Jagden, auf denen mit der Büchse geschossen wird, den Jagdleiter eine große Verantwortlichkeit für die Sicherheit der Jagdgesellschaft trifft. Soweit es sich um diejenige der Schützen handelt, ist vorhin schon erwähnt, daß jeder auf seinem Stand genaueste Anweisung erhält, wohin er schießen darf und wohin nicht. Viel mehr gefährdet als die Schützen sind aber die durchgehenden Jäger, sobald in das Treiben hineingeschossen werden darf. Wo es zu umgehen ist, sollte das nicht geschehen. Es gibt aber Verhältnisse, unter denen es kaum vermieden werden kann, z. B. wenn im Rücken der Schützen eine Schonung oder ein dichtes Stangenholz liegt. In diesem Fall kann man hinter sich überhaupt einen erfolgreichen Schuß kaum abgeben. Dann gibt es keinen Ausweg,

als das Hineinschießen zu erlauben. Stehen die Schützen, was, wie schon gesagt, auch aus anderen Gründen sich empfiehlt, etwa eine Jagenbreite von der Dickung, so wechselt das Wild fast immer viel früher heran, als die durchgehenden Jäger diese verlassen, und deren Gefährdung ist, wenn nicht ein besonders tückischer Zufall mitspricht, ausgeschlossen. Anders liegt die Sache, wenn die Schützen 150 bis 200 Schritt abstehen. In diesem Fall tut der Jagdleiter gut das Hineinschießen zu verbieten, sobald der Schütze den Jäger in der Dickung, der durch Pfeifen sich ab und zu hören lassen soll, vernimmt. Hat man Schützen deshalb einmal in den Wind gestellt, daß sie das Wild auf andere Wechsel drängen sollen, stehen sie also nah an der Dickung, so dürfen diese selbstverständlich nur nach außen schießen, falls Wild dennoch bei ihnen heraustreten sollte.

Für ganz unzulässig halte ich das Anstellen der Schützen auf schmalen Wegen und Schneisen, wenn sie das Wild nur auf diesen beschießen können. Hier befindet sich die ganze Schützenlinie in steter Gefahr. Auf eine solche schmale Schluppe — ich rechne die 8 m breiten Gestelle auch noch dahin — gehört keine Schützenlinie, in der die Büchse zu reden hat. Soll dort ein Wechsel bestellt werden, so stelle man einen Schützen daran, oder wenn zwei bestellt werden sollen, zwei; diese dürfen aber dann nur jeder nach der freien Seite schießen.

Wie unberechenbar der Lauf einer Kugel ist, die an einem Baum, Stein, Wasser, Eis abgesetzt hat, ist allgemein bekannt. Insofern ist jede Jagd, auf der die Büchse geführt wird und an der mehrere Personen teilnehmen, mit einer gewissen Gefahr verbunden. Diese ist am größten bei hartem Frost. Die Möglichkeit also von einer Kugel unbeabsichtigt getroffen zu werden liegt für den Jäger bei einer Drückjagd immer vor. Sache des Jagdleiters ist es, diese, soweit es angeht, zu beschränken. Unterläßt er es, so trifft ihn die Verantwortung.

Ich glaube, daß die vorstehenden Ausführungen im allgemeinen zur Verhinderung von Unglücksfällen beitragen können. Wenn mich nun aber jemand fragen wollte, mit welchem Winkel man dem Schützen zum Schutz seiner Nachbarn — die, von Haken abgesehen, immer in gerader Linie nebeneinander anzustellen sind — das Schußfeld begrenzen soll, so würde ich nur sagen können, daß ich einen Winkel von je 30 Grad vor und hinter der Schützenlinie für das Allermindeste halte. Bei ungeübten Anfängern und solchen Schützen aber, die noch am Fieber leiden, würde ich den Winkel nach vorn ganz zumachen und ihn nach hinten auf 40 Grad bemessen. Wie verhält sich aber die Sache, wenn im Haken gestellt werden muß? höre ich hier einen aufmerksamen Leser fragen. Ich habe es immer so gehalten, daß ich diesen ganz scharf stellte. In den Scheitel des Winkels der Schützenlinie kommt ein Schütze, dieser darf nur nach außen schießen. Sein Nachbar zur Rechten darf nur nach rechts, der zur Linken nur nach links hineinschießen. Die zweiten Nachbarn stehen schon etwa 400 Schritt von der Hakenlinie ab; sie werden diese nicht mehr gefährden.

Wenn die Schützen alle angestellt sind, so bläst der Jagdleiter das Treiben an. Ich setze dabei voraus, daß er es kann. Es hat auf mich immer einen unvollständigen Eindruck gemacht, wenn anstatt des melodischen Jagdhorns die trüben Töne einer abgestimmten Huppe erschallten. Zum gerechten Jäger gehört es einmal,

daß er das Horn zu blasen versteht — und welch poetischer Zauber liegt nicht im Hörnerklang? Wenn der Schütze auf seinem Stand den nüchternen Ton der Huppe hört, so weiß er freilich, daß nun das Treiben beginnt — wie anders, wenn am hellen Wintermorgen der Ton des Horns erschallt! Langsam verklingt er; das Echo von den Bestandsrändern antwortet. Da nimmt die Jägerei das Signal auf; die hohen und tiefen Töne mischen sich mit denen des verhallenden Echos. Es ist ein Klingen und Singen in dem sonst so stillen Walde. Dem Jäger schwillt das Herz vor Wonne. Er erlebt ein Stück der herrlichen Romantik aus der sagen- und duftumwobenen grauen Vorzeit. Wahrlich, wer je den Tönen des Hornes gelauscht — der kann sie nimmer vergessen; und was sie ihm zu Herzen geredet haben, es wächst dort und blüht heran zu Nutz und Frommen edlen Jägersinns.

Auch unter der Jägerei sollen einige Hörner geführt werden, damit das Signal des Jagdleiters aufgenommen und so bei großen Treiben auch überall verstanden werden kann. Bei stürmischem Wetter ist das nicht immer möglich. Daher ist es notwendig, daß vor Beginn der Jagd die Uhren verglichen werden und den durchgehenden Jägern die Zeit des Angehens genau angegeben wird.

Das Durchgehen selbst ist nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick scheint. Es verlangt genaueste Ortskunde, scharfen Ortssinn, vertrauteste Bekanntschaft mit den Wechseln und denjenigen Örtlichkeiten, wo das Wild sich gern niedertut, endlich die nur durch Erfahrung zu erwerbende Kenntnis, wohin sich das angeregte Wild am liebsten wendet. Dort, wo das Wild durch Drücken nur selten beunruhigt wird, tritt es gewöhnlich alsbald aus der Dickung heraus, wenn es angeregt wird. Es handelt sich in diesem Fall nur darum, es in der Richtung gegen den Wind seinen Wechsel nehmen zu lassen. Das tut das Wild von selbst gern; aber innerhalb der Dickungen steht die Luft oft gänzlich; da muß der durchgehende Jäger nachhelfen, indem er an dem Wild, dessen Lieblingsstand in der Dickung er kennt, seitwärts vorbeigeht, dabei leise pfeift, ab und zu hustet, mal einen Ast knacken läßt und sich in ähnlicher Weise bemerklich macht. Sobald das Wild rege wird, hört er es; nun muß ihm sein Ortssinn helfen — was innerhalb einer Dickung oftmals nichts weniger als leicht ist — es dahin zu drücken, wo es anlaufen soll. Geht er gerade hinter dem Wild her, so wechselt es gern seitwärts; geht er, wenn es die Richtung zurück genommen hat, gerade darauf los, so flüchtet es meist unmittelbar an ihm vorbei, nimmt also den Rückwechsel an. Am leichtesten bringt er das Wild in die gewünschte Richtung, wenn er es so angeht, daß er nach Bedarf im Zickzack in einem mäßigen Winkel von der Richtungslinie an dem Wild vorbeistrebt.

Wo öfter geriegelt wird, kennt jedoch das Wild den Zauber ganz genau. Es ist dort manchmal trotz aller Mühe nicht vor die Schützen zu bringen; es spielt sozusagen mit dem durchgehenden Jäger, wechselt vorwärts und rückwärts um ihn herum, steht dann wieder still und sichert, läßt sich bis auf wenige Schritt angehen, weicht wieder aus, und so fort. Da kommt es oft vor, daß zwar der Jäger aus der Dickung herauskommt, das Wild aber nicht. Es gibt nur ein Mittel, das in solchen Fällen zum Erfolg hilft: das Treiben wird nicht abgeblasen, die Schützen stehen noch eine Zeitlang auf den Ständen. Das Wild bleibt niemals

längere Zeit in einer so beunruhigten Dickung. Wenn der durchgehende Jäger still außerhalb Stand nimmt, so dauert es höchstens eine Viertelstunde, meistens aber nur den dritten Teil dieser Zeit, daß es das Treiben verläßt und dann zu Schuß kommt. Ich habe es oft beobachtet, wie ein Rudel Wild mit dem Jäger Versteck spielte und mich dabei über die Klugheit und Vorsicht des Leittieres von Herzen gefreut. Dort, wo das Feld nicht allzuweit angrenzt, kommt es oft vor, daß das in den Dickungen häufiger beunruhigte Wild ohne weiteres das Feld annimmt und sich so in Sicherheit zu bringen sucht.

Wenn Schnee liegt, ist das Durchgehen für den Jäger höchst einfach. Er nimmt die in das Treiben hineinzeigenden — am besten vorher durch Einkreisen bestätigten — Fährten auf und verfolgt sie so lange, bis er das Wild herausgedrückt hat. Dabei ist es ganz einerlei, an welcher Seite des Treibens die Fährten hineinführen; er nimmt sie auf, wo er sie findet.

Ich komme nun zu demjenigen Punkt, bei dem auf Drückjagden am meisten gefehlt wird, nämlich zur Nachsuche. Gerade der Umstand, daß bei dieser Jagdart so viel Wild krank geschossen wird, das nicht zur Strecke kommt, hat die Drückjagd in den Augen weidgerechter Jäger herabgesetzt. Indes mit Unrecht; denn es wird der Jagdart zum Vorwurf gemacht, was lediglich die Art der Ausführung verschuldet.

So lange es Wild geben wird, so lange wird es Jäger geben, so lange wird es Anfänger geben und auch solche schon reifere Jäger, die am Fieber leiden, oder denen das Auge, die Hand, ein ungewohnter dicker Rock, das Licht usw. einen Streich spielen. Ein Stück Wild fehlen oder es mit schlechtem Schuß krank schießen, das widerfährt dem gewiegtesten Jäger und ist keine Schande. Aber das Unterlassen der notwendigen Vorsicht in der Nachsuche, um die Folgen eines schlechten Schusses wieder gut zu machen und ein krankes Stück zur Strecke zu bringen, das ist allerdings die größte Schande, die man sich als Jäger aufladen kann.

Ob gut geschossen wird oder schlecht, dafür kann man den Jagdleiter nur wegen der Auswahl der Jagdgäste, in der er freilich nicht immer ganz frei ist, verantwortlich machen; aber für die sorgfältigste Ausführung der Nachsuche trägt er allein die volle Verantwortung. Hält er streng darauf, daß kein Schütze, der auf Wild geschossen hat, seinen Stand eher verläßt, als bis von ihm selbst der Anschuß festgestellt ist; macht er die Schützen vor der Jagd darauf aufmerksam, wie wichtig es ist, sich die Richtung des Schusses zu merken, bevor man schießt, und nicht eher dem flüchtigen Wild nachzusehen, als man die Schußrichtung, nach Merkmalen im Bestand, durch einen langen Strich mit dem Hacken im Boden usw. sich unzweifelhaft gemerkt hat; versteht er die schwierige, aber unumgänglich notwendige Kunst, aus dem Schnitthaar und den sonstigen Pürschzeichen zu bestimmen, welcher Körperteil des Wildes getroffen ist; besitzt er einen guten Hund für Schweißarbeit und hat er hinreichende Erfahrungen in der Jagd gesammelt, so kann er der Nachsuche ruhig entgegensehen. Je nach der Verwundung, den Bestandesverhältnissen, der Tageszeit werden die Anordnungen getroffen; und, wenn kein besonderes Unglück, keine starke Neue dazwischen kommt, so wird das Wild, falls es nicht nur gestreift ist, auch zur Strecke gelangen.

Unter Umständen wird sich eine baldige Nachsuche empfehlen. Dann wird der Ort, in dem das kranke Stück sitzt, so gut wie möglich umstellt, und es wird mit dem Hund nachgehangen. Es versteht sich von selbst, daß auf kein gesundes Wild geschossen werden darf, so lange die Nachsuche dauert. Ebenso darf kein Schütze seinen Stand verlassen, um dem etwa vom Hund gestellten, kranken Wild den Fangschuß zu geben. Das ist einzig und allein Sache des nachhängenden Jägers; eine Mehrzahl von Schützen würde sich gegenseitig auf das Äußerste gefährden.

Will man schlechtem Schießen nach Möglichkeit vorbeugen, so kann man zweierlei beachten:

Erstens das Frühstück: Man richte es so einfach wie möglich ein, eine Schnitte Brot, ein Stück Speck, ein Apfel — der früher unentbehrliche Schnaps ist eine Seltenheit geworden — das paßt zum Leben im Walde und beeinträchtigt Hand und Auge nicht. Pasteten, warme Schüsseln und Sekt — an sich keine üblen Dinge — sind beim Schüsseltreiben gar nicht bitter; aber aus dem Walde lasse man sie fort. Denn das Wild muß büßen, was damit des Guten zu viel getan wurde.

Zweitens die Tageszeit: Das Jagen bis in die Dämmerung tut nimmer gut. Das Büchsenschießen ist eine so feine Arbeit, daß es nur in Notfällen ohne volles Licht ausgeführt werden sollte. Bei Mangel an diesem sind auch die Pürschzeichen nur schlecht oder gar nicht mehr zu finden. Es liegt vielleicht ein beschossenes Wild mit gutem Blattschuß nur 100 Schritt weit vom Anschuß; aber es ist im Dunkeln nicht mehr aufzufinden. Am andern Morgen ist es angeschnitten und entwertet. Darum soll das letzte Treiben so gelegt werden, daß nach seinem Schluß noch eine Stunde volles Licht herrscht.

Verfügt der Jagdleiter über eine durchaus hirschgerechte Jägerei — und er sollte das von rechtswegen — so kann er sich bei Feststellung der Anschüsse von einem sicheren Jäger helfen lassen; die weitere Anordnung über die Nachsuche sollte er sich aber unter allen Umständen vorbehalten.

Zur Aufrechterhaltung der Ordnung ist es zweckmäßig, eine Anzahl von Regeln aufzustellen, die den Teilnehmern vor der Jagd als „Jagdordnung" übergeben werden.

Im hiesigen Revier ist die nachstehende in Gebrauch:

Jagdordnung:

1. Keine Büchse darf eher geladen werden, als der Schütze seinen Stand eingenommen hat. Sie ist vor dem Verlassen des Standes wieder zu entladen.
2. Außerhalb des Standes sind die Büchsen mit der Mündung nach oben zu tragen.
3. In das Treiben hineinzuschießen ist nur dann erlaubt, wenn jede Gefährdung der durchgehenden Jäger ausgeschlossen ist. Nähere Anweisung erteilt der Jagdleiter auf dem Stand.
4. Mit angeschlagener Büchse durch die Schützenlinie durchzuziehen ist verboten.

5. Das Verlassen des Standes vor dem Abblasen ist untersagt. Nur um den Fangschuß zu geben, falls ein Stück Wild gekrellt sein sollte, darf der Stand vorübergehend verlassen werden. Es sind aber dann die Nachbarn vorher zu unterrichten.
6. Diejenigen Schützen, die in einem Treiben geschossen haben, dürfen ihren Stand trotz des Abblasens nicht früher verlassen, bis der Jagdleiter oder der von diesem beauftragte Jäger den Anschuß festgestellt hat.
7. Auf dem Wege von einem Treiben zum andern und während des Anstellens der Schützen ist jede laute Unterhaltung verboten. Sobald der Jagdleiter aber durch Erheben seines rechten Arms das Zeichen gibt, muß auch jegliche leise Unterhaltung verstummen.
8. Sollte bei der Nachsuche auf ein krankes Stück dieses von dem Hund gestellt werden, so darf kein Schütze seinen Stand verlassen, um es tot zu schießen.
9. Zur Sicherung der Feststellung des Anschusses ist es notwendig, daß der Schütze sich den Stand des zu beschießenden Wildes — den demnächstigen Anschuß — vor Abgabe des Schusses so genau wie möglich merkt.

Mancher Leser wird vielleicht in diesen 9 Nummern die beliebten Strafgelder vermissen. So zweckmäßig und wohltätig diese bei dem Scherz einer Hasentreibjagd sind, bei dem Ernst einer Hochwildjagd sind sie zu entbehren. Jeder Teilnehmer wird seinen Stolz darin setzen, zum Gelingen des Ganzen beizutragen; und ein leichter Hinweis des Jagdleiters auf einen Fehler wirkt mehr als eine Geldstrafe. Ist es einfach verboten, auf einen Hirsch zu schießen, so ist es eine Verletzung des Anstandes, es dennoch zu tun. Stehen aber 50 Mark Strafe darauf, so wagt die mancher dran und gibt Dampf. Hat er den Hirsch, so zahlt er lachend die Strafe. Üblen Willen straft man für die Folge durch Übergehung mit der Einladung.

Gegen das leidige Schwatzen, das so oft der Grund des Mißerfolges ist, hilft das ausgezeichnete Mittel, den Schwätzer sofort anzustellen, einerlei, ob er Aussicht hat zu schießen oder nicht.

Aus den vorstehenden Ausführungen ergeben sich für den Leiter einer Drückjagd eine ganze Anzahl von Aufgaben, denen gerecht zu werden nicht leicht ist. Er hat den Plan zu entwerfen, das Anstellen der Schützen zu besorgen, die Nachsuchen zu leiten; das alles der Jägerei zu überlassen, ist gänzlich unrichtig. Wenn auch unter dieser sich in vereinzelten Fällen geeignete Persönlichkeiten finden; im allgemeinen ist das selten. Der Erfolg der Jagd hängt von vielerlei Kleinigkeiten ab, die stets im richtigen Augenblick gewürdigt sein wollen — will der Jagdleiter nur das große Ganze ordnen, so bringen die unbeachteten Kleinigkeiten so manchen Mißerfolg, so manche Störung, sogar Gefährdung von Menschenleben mit sich, daß am Schluß die Freude keine reine ist. Ist aber der Tag gut verlaufen, brauchen ihm die Bilder angeschweißter Stücke nicht im Traum zu erscheinen; ist von allen Seiten weid- und hirschgerecht verfahren, haben etwa begangene Fehler ihre Sühne gefunden, so wird der Jagdgeber mit dem Hochgefühl des redlich verdienten Erfolges den Tag beschließen, auch wenn er selbst keinen Schuß abgegeben hat.

Die Jagd mit Hunden.

Die große Beunruhigung des Reviers, die mit dieser Art zu jagen verknüpft ist, empfiehlt ihre häufige Anwendung nicht. Doch gibt es Verhältnisse, in denen man ohne sie nicht gut auskommt; und viele brave Weidmänner hören den Laut des jagenden Hundes gar zu gern.

„Und wenn im Wald die Hunde lustig jagen,
So ist's die schönste Melodie.
Ja, selbst in meinen allerletzten Tagen,
Niemals, niemals vergeß' ich sie!"

In ausgedehnten Dickungen und Brüchern, im Gebirge, in Grenzschonungen und dort, wo das Wild nach öfter wiederholtem Drücken die „Sache" kennt und nicht mehr vor die Schützen zu bringen ist, wird man gegen die Verwendung von Hunden entweder allein oder zur Unterstützung des durchgehenden Jägers nichts einwenden können; vorausgesetzt, daß sie in richtiger Weise erfolgt. Hierzu gehört zunächst der Ausschluß aller hochläufigen, oder, wie man zu sagen pflegt, flüchtigen Hunde; denn vor diesen hat das Wild eine große Scheu, und es meidet Reviere, in denen es öfter auf solche Art beunruhigt wird, gänzlich. Außerdem pflegt es vor hochläufigen Hunden den Schützen fast immer derartig flüchtig zu kommen, daß das Anbringen eines guten Schusses sehr erschwert wird. Es wird zudem weithin versprengt, und die benachbarten Triebe werden vorzeitig und meistens sehr stark beunruhigt.

Aus diesen Gründen betreibt in unseren heimischen Wäldern der gerechte Weidmann die Jagd mit Hunden unter geeigneten Verhältnissen nur auf zweierlei Art, und zwar unter Verwendung von frei jagenden, kurzläufigen oder kleinen Hunden (Dachshund, Terrier), oder des am Riemen geführten Schweiß- oder Vorstehhundes (Lancieren).

Über die Jagd mit dem frei jagenden Dachshund oder Terrier ist nicht viel Neues zu erwähnen, weil sie im wesentlichen ein Riegeln oder Drücken unter Benutzung von Hunden ist. Es genügt daher, wenn ich mich auf eine Besprechung der Hunde selbst beschränke.

Daß zu dieser Jagd keine Meute mitgeführt wird, sondern nur einer oder einige wenige Hunde in Frage kommen, liegt in der Natur der Sache. Der Dachshund ist seiner feinen Nase wegen dem Terrier überlegen; doch kommt dieser wiederum bei Schnee, im hohen Grase und im Heidekraut besser fort. Da übrigens an die Nase des Hundes bei dem frisch vor ihm flüchtenden Wilde keine hervorragenden Ansprüche gestellt werden, so ist der Terrier unter allen Verhältnissen brauchbar, während der Teckel manchmal mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat.

Die Hunde werden von einem Triebe zum andern an der Koppel geführt. Es ist sehr zweckmäßig, sie von jung auf an einen Hornruf zu gewöhnen, damit sie sich, wenn dieser ertönt, aufkoppeln lassen. Sie lernen bald, um was es sich handelt, wenn sie auf kein anderes als auf Rotwild verwendet werden. Auf diese Weise werden sie bald rein. Die Hunde sollen nicht weiter jagen, als

der jeweilige Trieb sich ausdehnt und sich von jedem Schützen aufkoppeln lassen. Verendetes Wild dürfen sie nicht anschneiden.

So lauten die Anforderungen an das Ideal! Die jagdliche Praxis befaßt sich jedoch mit weniger vollkommenen Hunden; und selten, sehr selten sind die Teckel, die sich von der Fährte eines kranken und schweißenden Stückes abrufen lassen und das verendete nicht anschneiden. In dem Umstand, daß der Teckel von Temperament — und das sind, wie jeder weiß, die besten Hunde — sich von der Fährte eines angeschweißten Stückes selten oder nie abrufen läßt — der Terrier, der meistens einen besseren Appell hat, tut es schon eher — liegt überhaupt die schwache Seite der Jagd mit frei jagenden Hunden. Angeschweißte Stücke werden nicht selten versprengt und gehen verloren, weil die kleinen Teufel ihnen keine Ruhe lassen. Weidwund geschossenes Wild, das vor dem Schuß von Hunden aufgestöbert vor die Schützen gebracht wurde, tut sich, so lange es den Hund noch in der Nähe glaubt, wenn dieser die Fährte verschossen hat, nur sehr ungern nieder und erschwert dadurch die Nachsuche oft bedeutend.

Zur möglichsten Einschränkung dieser Übelstände ist es daher unbedingt erforderlich, daß derjenige Schütze, bei dem vom Hund gejagtes Wild beschossen oder unbeschossen vorüberwechselte, sich sofort an den Wechsel begibt, um den folgenden Hund abzufangen und aufzukoppeln. Selbstverständlich darf das zur Verhütung von Unglücksfällen erst dann geschehen, nachdem er je nach dem Stand der Schützen seine Nachbarn aufmerksam gemacht und von ihnen Antwort erhalten hat. Ebenso ist es notwendig, daß jeder Schütze unter denselben Vorsichtsmaßregeln sich so schnell wie möglich zu einem etwa im Feuer gestürzten Stück begibt, um die folgenden Hunde am Anschneiden zu hindern.

Sind auch die Mängel einer solchen Jagd nicht gering, — aufregend ist sie und schön, und reich an spannenden Augenblicken wie kaum eine andere. Daher wird sie auch geübt werden, so lange es Hirsche und Hunde gibt. Aber nur mit Mäßigung und an Orten betrieben, wo andere Jagdarten nicht anwendbar sind, hat sie ihre weidmännische Berechtigung. In Grenzdickungen, aus denen man das Wild schlechter Nachbarschaft halber fortgewöhnen will, ist sie sogar ein gutes Mittel fürsorgender Hege.

Das Lancieren mit dem Hund am Riemen ist gleichfalls eine nur mit Vorsicht anzuwendende Jagdart. Es wird mit Vorliebe betrieben zur Erbeutung des Feisthirsches, und von Jägern, die nicht gern früh aufstehen. Für diese Faulen ist es gar so bequem, auf den Wechseln womöglich vorzufahren, um dann in aller Gemächlichkeit den von dem Hund herausgesprengten Hirsch totzuschießen. Wer so träge und so arm an Naturempfinden ist, daß er die herrlichen Stunden des Frühmorgens lieber im Lotterbett verträumt, als sein Können an dem Feisthirsch zu erproben, der bringt sich selbst um großen Genuß. Und wer sich, um dennoch seinen Hirsch zu strecken, mit dem Hund systematisch alle Dickungen durchlancieren läßt, der wird bald erleben, daß weder die Hirsche noch das Wild derartige Störungen lieben und in besser behandelten Revieren Stand nehmen. Pfleglich und dem Hund zuträglich kann das Lancieren nicht benannt werden. Es sollte daher nur in Ausnahmefällen, zum Fortgewöhnen des Wildes aus Grenzdickungen usw. angewendet werden.

Man betreibt das Lancieren in der Weise, daß ein Führer mit dem Hund der Fährte eines Hirsches, meistens in der Dickung oder im Bruch, so lange nachhängt, bis der Hirsch hoch wird und dem auf dem Wechsel vorgestellten Schützen schußmäßig kommt. Diese Jagdart verlangt genaueste Orts-, Wechsel- und Fährtenkenntnis; denn zumeist handelt es sich dabei um einen bestimmten Hirsch. Ist nur ein Schütze vorhanden, und kann der Hirsch auf mehreren Wechseln erwartet werden, so hilft man sich durch Verblenden der nicht besetzten Wechsel, indem man einen Streifen weißes Papier — im Notfall Jagdtasche, Hut oder Taschentuch usw. — so aufhängt, daß der heranwechselnde Hirsch ihn möglichst frühzeitig gewahr wird. Daß der Schütze sich ganz geräuschlos auf seinen Stand begibt, sowie, daß durch Vergleichen der Uhren pünktliches, aber nicht zu frühzeitiges Angehen des Hundeführers gesichert wird, bedarf keiner weiteren Erwähnung. Mitunter dauert es recht lange, ehe der Ersehnte erscheint, weil er, durch Erfahrung gewitzigt, aus der Dickung nicht heraus will und den Hund durch unzählige Wiedergänge zu ermüden sucht. Oft nimmt er auch einen nicht berücksichtigten Wechsel an. Dann wird vorgeschlagen und nach Befund das Lancieren in der nächsten Dickung wiederholt.

Mit großer Mäßigung und an den Grenzen betrieben, kann diese Jagdart geduldet werden; im anderen Fall sind die Hirsche in gar nicht langer Zeit aus dem Revier herauslanciert.

Die Jagd mit Lappen oder die Lappjagd.

Es lag ursprünglich nicht in meiner Absicht, die Lappjagd bei der Behandlung der Jagdarten zu berücksichtigen. Der Vollständigkeit halber habe ich mich zwar nachträglich dazu entschlossen, kann aber nicht leugnen, daß ich nur ungern an den Gegenstand herangehe. Dort, wo noch in weidgerechter Art mit Lappen gejagt wird, bedarf man keiner Unterweisung. Im übrigen aber wird in neuerer Zeit mit der Anwendung der Lappen ein solcher Mißbrauch getrieben, daß es im allgemeinen jagdlichen Interesse und zur Erhaltung eines mäßigen Rotwildstandes in manchen Gegenden geboten wäre, die Lappen mit den Schlingen auf eine Stufe zu setzen und ihre Anwendung gesetzlich zu verbieten. Die Begriffe von jagdlichem Anstand haben sich so sehr verschoben, daß es ein besonderer Sport geworden ist, in der Nähe pfleglich behandelter Rotwildreviere irgend eine kleine Gemeinde- oder Gutsjagd anzupachten, hier — an Mitteln fehlt es derlei Leuten niemals — mit großem Aufwand allerlei Fütterungen, Wildäcker, Salzlecken usw. anzulegen, dann eines Nachts den Jagdbezirk einzulappen und tot zu schießen, was vor die Büchse kommt. Diese Verhältnisse wiederholen sich allenthalben. Hier wird in gröbster, unverhüllter Schießwut vom Standpunkt des Rechtes aus verfahren, dort wird die Begier nach einem selbsterlegten, starken Hirsch, weil man noch Empfindung für das wirklich Unanständige dieser Handlungsweise hat, mehr oder minder glücklich verschleiert. In allen Fällen aber feiert der Schießer seine Orgien, und er, der an der Heranziehung des Wildes und namentlich starker Hirsche ganz und gar unbeteiligt ist, schädigt mühsam und sorglich erzogene Wildstände des Nachbarn in durchaus verwerflicher Weise, nur weil er auf dem großen Geldsack sitzt und für das Niedrige dieser Art von Jagdschinderei keine Empfindung hat.

So lange nicht die Gesetzgebung den Gebrauch der Lappen überhaupt verbietet – und einstweilen ist dazu noch nicht die geringste Aussicht vorhanden — bleibt dem hegenden Weidmann nur übrig, sich gegen derartige Jagdnachbarschaften selbst zu schützen, und, gottlob, er kann das, wenn er den Willen dazu hat. Entweder gewöhnt er im Revier das Wild an die Lappen oder er schützt sich im schlimmsten Notfall durch ein hinreichend langes Gatter. Handelt es sich um Nachbarn, denen durch den Appell an ihr sonst zweifelloses Anstandsgefühl beizukommen ist, dann ist es oft am besten, sich mit einem innerhalb des Revieres freizugebenden Hirsch loszukaufen.

Trotz des mit den Lappen betriebenen Mißbrauches gibt es jedoch auch eine sehr weidgerechte Verwendung derselben; wenn es sich nämlich um die Erlegung eines starken Hirsches nach vorheriger Bestätigung handelt. Dieser Fall gibt mir Veranlassung, der Sache näher zu treten.

Unter Lappjagd versteht man eine Jagdart, bei der ein bestimmter Revierteil, in dem Wild bestätigt ist, mit Hilfe von Lappen umstellt wird, die als Blendzeug*) dienen, um das darin eingestellte Wild zu erlegen. Der eingelappte Teil heißt die Lappstatt. Man unterscheidet — nach Hartig, dem ich hier folge — Tuchlappen, Federlappen und Flintern, je nachdem das an der Leine befestigte Blendzeug aus Leinewand oder sonst gewebten Stoffen — also aus Lappen, wovon auch die übrigen Blendzeuge ihren Namen haben — aus Federn oder aus leichten Nadelholzbrettchen besteht. Diese Lappen, Federn oder Flintern sind an einer Leine befestigt, so daß sie, auf Haspel gewickelt, leicht getragen oder gefahren werden können. Zur Befestigung und zum Aufhängen der Lappen dienen Stellstäbe, 2 m lang und 4 mm dick, am unteren Ende mit einer Spitze und in der Mitte wie oben mit einer Gabel zur Aufnahme der Leine versehen.

Hat man in einer Dickung einen Hirsch bestätigt, der mittelst der Lappen gestreckt werden soll, etwa weil er auf andere Weise schwer zu haben ist oder, weil man einem Gast einen solchen Genuß verschaffen will, so ist bei dem Verlappen Folgendes zu berücksichtigen: Die Lappstatt soll eine hinreichende Größe haben; die Lappen sind in der Weise zu richten, daß der an sie heranwechselnde Hirsch sie immer schon von weitem gewahren muß, und daß sie nirgends Ecken bilden. Denn, würde der Hirsch die Lappen erst dann eräugen, wenn er schon nah an sie herangetreten ist, oder würde er in eine Ecke hineingeraten und, sie von zwei Seiten zugleich gewahrend, sich eng eingeschlossen wähnen, so würde er sie sofort überfliehen und so seine Freiheit gewinnen.

Je ausgedehnter die Lappstatt, um so eher hält der Hirsch auch nach etwaigen Fehlschüssen darin aus. Nachdem er aber angeschossen ist, pflegt er die Lappen ohne Besinnen zu überfallen.

Das Einlappen selbst erfolgt in der Weise, daß es an der Stelle seinen Ausgangspunkt hat, wo das Auswechseln am ehesten zu besorgen ist, und von hier

*) Blendzeug ist der Gegensatz zu Sperrzeug, welch letzteres in Gestalt von hohen Tüchern oder Netzen dem eingestellten Wild das Entweichen unmöglich macht, während ersteres nur durch die Furcht vor dem Zeug das Wild am Ausbrechen verhindert.

aus mit möglichster Schnelligkeit nach beiden Seiten. An geeigneten Orten werden weitere Lappen in Vorrat gehalten, die auf die vorher verabredete Minute ebenfalls in der größten Stille und Schnelligkeit gerichtet werden, so daß die Lappstatt sich sobald wie möglich schließt. Die Arbeit im einzelnen erfolgt am schnellsten in der Art, daß für jede zu verlappende Strecke drei Männer zur Verfügung stehen. Ein Jäger geht mit einem Bund Stellstäbe voraus und steckt etwa alle 15 Schritt einen Stab fest in den Boden. Ihm folgen zwei Leute mit je einem oder einigen Bunden Lappen. Sie stoßen den am Ende der Leine befindlichen Heftel kräftig aber leise in den Boden und lassen im Vorwärtsschreiten die Lappen von dem Haspel ablaufen. Der folgende Mann legt die Leinen in die Gabeln der Stellstäbe, zieht am Ende die Leinen an und stößt den mit einer scharfen Spitze versehenen Haspel, der nun als Heftel dient, in die Erde. Auf diese Weise wird die Lappstatt in einem Zug mit doppelten Lappen eingestellt. Einfache Lappen würden für Rotwild nicht genügen; dreifach aber brauchen sie nicht zu sein.

Je leichter die Lappen sind, um so mehr können auf einen Haspel aufgedockt werden, und desto weiter kann man mit einem Bund stellen.

Weiße Lappen blenden am meisten. Zu den Federlappen, die ihrer leichten Beweglichkeit halber sehr wirksam sind, nimmt man je zwei ineinander gesteckte Gänsefedern, die etwa mit 0,30 m Abstand an der Leine befestigt werden. Sie haben aber den Nachteil, daß sie sich leicht verwirren. Flintern sind für Hochwild weniger geeignet, weil ihre Handhabung nicht ohne Geräusch möglich ist. Damit die Leine bei Regenwetter sich nicht zusammenrollt, wird sie, bevor die Lappen daran befestigt werden, gehörig abgekocht.

Die fertige Lappstatt soll sich in ihrem Verlauf überall runden, keine Ecken und keine Säcke bilden und möglichst so gerichtet sein, daß die Lappen nirgends näher als etwa zehn Schritt an die eingestellte Dickung heranreichen. Um in dieser Beziehung unabhängig zu sein, sind die Stellstäbe unentbehrlich; sonst würde man der Einfachheit halber die Leine an Bäumen und Zweigen aufhängen können.

Das Vorbringen des Hirsches ist meistens weniger einfach, als es auf den ersten Blick erscheint. Sobald dieser nämlich merkt, daß er ringsum eingestellt ist, und namentlich wenn er schon Feuer erhalten hat, pflegt er gar nicht mehr an die Lappen heranzuwechseln, sondern sich in einem recht dichten Teil der Lappstatt festzustellen. Aus diesem Grund wäre ein nahes Heranstellen des oder der Schützen an die Lappen verfehlt. Einen Schützen stellt man an den Hauptwechsel mit genauester Anweisung derjenigen Richtungen, in die er schießen darf; mehrere Schützen quer durch die Lappstatt in möglichst schnurgerader Richtung und grenzt ihren Schießbereich so ab, daß ein Unfall ausgeschlossen ist. Am einfachsten wäre es, den Hirsch mit dem Hund vor die Schützen zu lancieren; aber das geht aus dem Grund nicht, weil der Hirsch bei wiederholter Begegnung gar leicht den Hund äugen könnte und dann, ihn mehr scheuend als die Lappen, diese überfliehen würde.

Es muß daher ein geschickter und ortskundiger Jäger den Hirsch allein heraussprengen und zu Schuß zu bringen suchen. Das erfordert Ruhe, Geduld, ausgezeichneten Ortssinn — wer nie in einer Dickung beim Zudrücken sich versucht

hat, macht sich keine Vorstellung davon, wie gründlich man mit den Himmelsrichtungen in Streit geraten kann — und Unverdrossenheit. Wenn aber dann die Büchse knallt und nach solchem Tagewerk das Horn sein jubelndes „Hirsch tot" in die Waldesstille schmettert, dann sind auch die sonst so vielfach mißbrauchten Lappen Zeugen weidgerechten Jagens gewesen.

Am Schluß dieses Abschnitts harrt noch eine Frage der Beantwortung, die bei einer Jagd, an der mehrere Schützen beteiligt sind, nicht selten lebhafte Meinungsverschiedenheit hervorruft. Es ist das die Frage, welchem Schützen ein Stück Hochwild zugesprochen werden soll, das von zweien oder mehreren getroffen ist. Die in weidmännischen Kreisen herrschende Ansicht läßt sich etwa folgendermaßen wiedergeben:

1. Es gilt unter allen Umständen die erste Kugel, wenn sie als tödlich anzusprechen ist.
2. Nach aufgegebener Nachsuche haben die vor deren Aufgabe erfolgten Treffer keine Geltung mehr. Eine Unterbrechung der Nachsuche gilt nicht als Aufgabe.
3. Bei gleichzeitig abgegebenen, gleichwertigen, tödlichen Schüssen gilt jeder Schütze als Erleger; über Geweih und Haken entscheidet das Loos.
4. Krellschüsse, Streifschüsse, Schüsse durch Gehör oder Wedel bleiben ohne Berücksichtigung.
5. Über hiernach nicht ohne weiteres zu schlichtenden Streit entscheidet der Jagdherr auf Grund des örtlichen Befundes am Anschuß, der Nachsuche und des erlegten Stückes endgiltig, ohne Berufung an ein Jagdgericht.

Dritter Abschnitt.

Die Nachsuche.

Unter den Aufgaben, die der Betrieb der hohen Jagd dem Jäger stellt, ist die Nachsuche auf krank geschossenes Wild diejenige, die des Weidmanns ganze Kraft und Ausdauer, mancherlei Kenntnisse und die geschärftesten Sinne erfordert. Wenn auch als Grundsatz festgehalten wird, daß die Verwendung schnell tötender Büchsen eine der ersten Anforderungen an eine zweckentsprechende Jagdausrüstung darstellt; und wenn ebenso eine gewisse Sicherheit in der Handhabung der Büchse, wie der Besitz eines auf Schweiß zuverlässigen Hundes von einem hirschgerechten Weidmann unbedingt verlangt werden muß, so ist es damit noch lange nicht genug. Ein schlecht sitzender Schuß aus einer noch so guten Büchse kommt auch dem Besten vor; und wenn der Hund auf den Schweiß hinreichend sicher gearbeitet werden soll, so muß einer da sein, der es ihn lehrt, der es also zunächst besser versteht als der Lehrling. Verlassen kann man sich nur auf einen durchaus erprobten Hund; aber die sind leider selten. — Warum? Weil sie zumeist von jungen Leuten gearbeitet werden, denen nichts notwendiger wäre, als selbst noch tüchtig zu lernen.

Wird auf ein Stück Wild geschossen, und ist wirklich der Anschuß gefunden, dann wird mehr ratend als überzeugt der Sitz der Kugel angesprochen, nach einigen Stunden mit dem Hund eine Jagenlänge, vielleicht auch zwei, nachgehangen, und wenn dieser das Stück nicht findet, nach Hause gezogen in der beruhigenden Überzeugung, daß es nur leicht „angekratzt“ und überhaupt nicht zu haben sei. Nachher

findet man dann bei der Schnepfensuche die bleichenden Knochen und kann sich „gar nicht erklären", woher sie stammen. Bei solcher Art von Nachsuche wird der ganze Beschußplan ein papierner Spaß; und es wird in Wirklichkeit viel mehr Wild geschossen, als zum Abschuß bestimmt ist.

Gar manches arme Geschöpf geht nach unsäglichen Qualen langsam ein, und mancher Hund, aus dem bei sorgfältiger Nachsuche etwas werden könnte, wird zum elenden Stümper.

So ist es leider oft genug; aber es sollte nicht so sein.

Bevor ich die Nachsuche selbst bespreche, wird es notwendig sein, den Anfänger mit den Schußwirkungen und den Pürschzeichen näher bekannt zu machen: denn ohne dieses Rüstzeug würde er nicht viel ausrichten können. Von einigen Jagdschriftstellern wird zwischen Pürschzeichen und Schußzeichen unterschieden, und die Schußwirkungen werden zu den Schußzeichen gerechnet. Es scheint mir richtiger, die Schußwirkungen für sich allein zu behandeln, weil sie mit dem Zeichnen des Wildes auf den Schuß, was zu den Pürschzeichen gehört, in nicht so enger Beziehung stehen, als wie von alten Zeiten her gelehrt wird.

Pürschzeichen sind alle Merkmale, die dem Jäger von dem Augenblick der Abgabe des Schusses bis zur Erbeutung des Wildes zum Anhalt für die Auffindung des beschossenen Stückes dienen. Hierzu gehört auch das Zeichnen des Wildes, d. h. die eigentümliche und nach dem getroffenen Körperteil verschiedene Bewegung, die es im Schuß und kurz nachher macht.

Dagegen umfassen

die Schußwirkungen

die Folgen, die die durch die Kugel hervorgebrachte Verwundung auf Leben und Gesundheit wie auf das ganze Verhalten des getroffenen Wildes und seine Auffindung durch den Jäger hat.

Wie ich bei der Besprechung der Büchse und ihres Gebrauches dargetan habe, ist die gefährlichere oder leichtere Verwundung des Wildes unter sonst gleichen Umständen wesentlich von der Form des Geschosses, seinem Durchmesser, seiner Querschnittsbelastung und Anfangsgeschwindigkeit abhängig. Es würde eine umfangreiche Arbeit werden, wollte ich für alle gebräuchlichen Geschosse die Schußwirkungen beschreiben. Ich glaube, es wird das Beste sein, die Wirkung der alten 11 mm-Jagdbüchse mit 3,5 Gramm Naßbrandpulver als Grundlage zu behalten, wenn diese Büchse auch immer weniger geführt wird. Für die Büchsen mit schnellfliegenden Geschossen, 8—11 mm Kaliber und starke Pulverladung, darf dann mit stärkeren Wirkungen gerechnet werden.

Bei den gebräuchlichen, schematischen Zeichnungen zur Darstellung der Schüsse habe ich bisher eine Darstellung des Gerippes vermißt. Es scheint, als würde auf dieses geringer Wert gelegt; und doch spielt es bei den Wirkungen des Schusses eine große Rolle.

Die Farbendrucktafel I gibt das Gerippe eines Hirsches aus dem Berliner anatomischen Museum wieder, das durch Umziehung der äußeren Körperlinie vervollständigt und, mit Ausnahme der reinen Wildpretteile, farbig angelegt ist.

Man erkennt daraus sofort die Wichtigkeit, die das Knochengerüst für die Kugel hat. Die einzelnen Schüsse lassen sich wie folgt gruppieren:

A. Knochenschüsse:

1. Tödliche Knochenschüsse. Diese lassen das betreffende Stück entweder sofort verenden oder lähmen es so, daß es nicht mehr von der Stelle kann. Hierhin gehören die auf der Tafel I ziegelrot angelegten Teile des Kopfes, die Wirbelsäule und das Becken. Sie werden nach dem Einschlagen der Kugel bezeichnet als: Kopfschuß, Halsschuß, hoher Blattschuß, Rückenschuß, Keulenschuß.

Beim Kopf- und Halsschuß verendet das Wild sofort, beim hohen Blattschuß nach ganz kurzer Zeit. Sitzt der Schuß weiter nach hinten auf der Wirbelsäule, so wird das Stück oft vorn hoch, während der gelähmte Hinterkörper liegen bleibt oder eine Strecke weit geschleppt wird.

Unter diesen Schüssen ist der hohe Blattschuß besonders zu erwähnen, weil meistens angenommen wird, ein so getroffenes Stück läge deshalb unter dem Feuer, weil es durch die Blätter geschossen wäre. Das ist jedoch nicht der Grund, sondern allein die Zerschmetterung der Wirbelsäule, die, wie die Zeichnung ergibt, ziemlich weit nach unten in den Rumpf hineinragt.

Die auf der Zeichnung ziegelrot gestrichelten Kopfschüsse durch den Ober- und Unterkiefer sind, abgesehen von leichten Streifschüssen, immer tödlich, weil das Stück nicht äsen kann und einem qualvollen Hungertod verfällt. Bei solchen Schüssen, nach denen das Wild nicht immer zusammenbricht, hat der Weidmann daher alles aufzubieten, um es in seine Gewalt zu bringen und von seinen Qualen zu befreien.

2. Krellschüsse. Die über der Wirbelsäule befindlichen, ziegelrot gestrichelten Knochen, die Dornfortsätze der Wirbel, Federn genannt, und das Geweih sind Gegenstand der Krellschüsse. Trifft die Kugel eine solche Feder oder den unteren Teil des Geweihes, so bricht das Wild im Feuer zusammen, fängt bald an mit den Läufen zu schnellen, wird taumelnd hoch und schließlich flüchtig, wenn der Schütze nicht schnell zur Stelle ist. Je länger und dünner die getroffenen Federn (am Widerrist), um so sicherer wird das Wild wieder hoch; je kürzer und stärker (über Nieren und Keule), um so eher lähmt die Erschütterung des ganzen Knochengerüstes es auf längere Zeit oder auch für immer. Es gibt auch Krellschüsse, die die Wirbelsäule in ihrem unteren Teil streifen. Sie sind meist tödlich. Kommt das Wild mit ihnen nicht zur Strecke, so spricht man fälschlich vom „Hohlschuß". Schüsse durch den oberen Geweihteil sind meist ganz wirkungslos.

3. Knochenschüsse an den Läufen. Treffen diese die Oberarme oder Oberschenkel, so werden sie als Blattschüsse oder Keulenschüsse bezeichnet. Treffen sie den aus dem Körper hervorragenden Teil des Laufes, so heißen sie Laufschüsse. Durchschlägt die Kugel beide Oberschenkel, so kommt das Stück hinten nicht mehr hoch. Dasselbe erfolgt vorn, wenn beide Oberarme durchschossen werden. Man unterscheidet Vorder- und Hinterlaufschüsse, hohe und tiefe Laufschüsse, je nachdem die Kugel vorn oder hinten, hoch oder tief sitzt. Bei einseitigem, hohen Hinterlauf- oder Keulenschuß bricht das Stück hinten an der ver-

letzten Seite zusammen, zieht langsam fort und ist vom Hund gewöhnlich leicht zu stellen. Bei einseitigem, hohen Vorderlaufschuß zieht es meist schnell, aber so lange es nicht gestört wird, nicht weit fort, nachdem es vorn zusammengeknickt ist, und stellt sich oft nur vor einem sehr scharfen Hund. So kommt es, wenn darauf nicht von neuem wie auf ein gesundes Stück Jagd gemacht wird, auch einmal gar nicht zur Strecke. Es hängt das aber nicht wenig von der Schärfe des Hundes ab. Mir ist in den letzten zehn Jahren, seitdem ich auf sehr scharfe Hunde besonderen Wert lege, kein Stück Wild mehr verloren gegangen, das einen Laufknochenschuß hatte, besonders bei der auf den folgenden Tag verschobenen Hetze.

Je nachdem das Wild die Verletzungen dieser Art, die ihm noch Fortbewegung ermöglichen, im Winter oder im Sommer erhält, die Verwundung also mehr oder minder günstige Verhältnisse zur Ausheilung findet, wird es wieder gesund; wenn es auch anstatt des einen Laufes nur einen Stumpf behält. Immer aber haben auch im günstigsten Fall schwere Knochenverletzungen langes und starkes Kümmern im Gefolge. Je tiefer der Laufschuß sitzt, desto weniger wird das Wild dadurch behindert, und um so schwieriger wird oft die Nachsuche.

B. Schüsse durch die inneren Organe:

1. Schuß durch die Drossel oder den Schlund (Halsschuß). Er ist in beiden Fällen tödlich; doch bleibt das Wild nicht im Feuer, sondern wird oft noch weit flüchtig und verendet langsam. Wenn bei dem Schuß durch die Drossel viel Schweiß in diese hineinläuft, so tritt jedoch bald Erstickung ein.

2. Schuß durch die Brusthöhle (Blatt- oder Kammerschuß). Er durchbohrt entweder die Lunge oder Lunge und Herz, auch bei ganz tiefen Schüssen das Herz allein. Es sind derartige Schüsse je nach ihrer Höhe mittlere oder tiefe Blattschüsse. Sie sind, von seltenen Ausnahmen abgesehen, immer tödlich. Bei Herzschüssen wird das Wild noch 60—80, bei Lungenschüssen noch etwa 80—150 Schritt weit flüchtig, bis es verendet zusammenbricht. Es kommt aber auch vor, daß es bei einem Lungenschuß, wenn er sehr weit nach vorn oder sehr hoch sitzt, noch weiter flieht, von Zeit zu Zeit stehen bleibt, um den Schweiß auszuhusten, und eine längere Nachsuche verursacht.

Es sei hier nochmals der sogenannte Hohlschuß erwähnt. Das soll ein Schuß sein, der an einer hohlen Stelle in der Brusthöhle den Wildkörper durchschlagend für das getroffene Wild unschädlich ist und es nicht zur Strecke bringt. Recht klare Vorstellungen scheinen darüber nicht zu herrschen. Jedenfalls ist es unrichtig, innerhalb der Brusthöhle einen hohlen Raum anzunehmen, weil Lunge und Herz diese in jedem Augenblick der Atmung ganz ausfüllen. Mit Rücksicht darauf, daß manchen Jägern, wie ich Grund habe anzunehmen, die Lage und Ausdehnung der Wirbelsäule beim Rotwild im Verhältnis zum Blatt nicht genügend bekannt ist, glaube ich, daß es sich in vielen Fällen, wo ein Hohlschuß behauptet wird, um eine über der Wirbelsäule zwischen den Federn durchgegangene Kugel handelt, die dann allerdings dem getroffenen Stück nicht viel schadet. Wenn es sich aber um eine zwischen den Rippen hoch oben unter der Wirbelsäule durchgeschlagenes Geschoß handelt, dann ist immer die Lunge verletzt, und das Wild geht meist ein, wenn

es auch, wie gewöhnlich bei hohen Schüssen, wenig schweißt, und der Schütze sich mit dem trügerischen Trost des Hohlschusses abfindet, ohne eine ernstliche Nachsuche zu unternehmen.

In das Gebiet der Hohlschüsse gehören zweifellos auch alle dienigen Verletzungen des Rumpfes, die keine tödliche Wirkung haben. Ich kenne Fälle völliger Ausheilung von Lungenschüssen; ja selbst bei Herzschüssen ist Einkapselung des Geschosses im Herzmuskel und Heilung beobachtet. Weidwundschüsse, die das Gescheide nicht zerreißen, heilen leicht wieder aus.

Der tiefe Blattschuß, gerade über dem Vorderlauf, ist — Breitschuß vorausgesetzt — weil er das Herz trifft und keine Entwertung des Wildprets verursacht, der beste von allen Schüssen. Indessen kommt es gar leicht vor, daß die Kugel etwas tiefer sitzt, als der Schütze wollte; und dann wird aus dem tiefen Blattschuß der recht fatale hohe Vorderlaufschuß. Um dem vorzubeugen, ist es daher ratsam, auf das Beste zu verzichten und sich mit dem mittleren Blattschuß der als zweitbester Schuß anzusprechen ist, zu begnügen.

In der Brusthöhle sind Lunge und Herz so gelagert, daß letzteres sich mehr auf der linken Seite befindet. Das sei noch für den Anfänger hinzugefügt.

3. Der Leberschuß. Von der Bauchhöhle wird die Brusthöhle durch das Zwerch- oder Querfell getrennt. Durch dieses hindurch führt der Schlund in den Pansen. Die Leber liegt auf der rechten Seite der Bauchhöhle unmittelbar am Zwerchfell. Das letztere und mit ihm die Leber ist in fortwährender Bewegung begriffen. Bei der Ausatmung bewegt es sich nach vorn, bei der Einatmung nach hinten, so daß je nach dem Stand der Atmung ein den Wildkörper in der Gegend des Zwerchfells treffender Schuß sowohl ein Leber- wie ein Lungenschuß werden kann. Kein Schuß gibt ein klareres Bild von der Wirkung der neueren Geschosse als der Leberschuß: Früher, zu Zeiten des Vorderladers, einer der bösesten Schüsse, nach denen das Wild unter unzähligen Widergängen tagelang umherzog und regelmäßig eine lange Nachsuche verursachte, ist er heute ein Schuß, der in seiner Wirkung den Blattschüssen nicht viel nachgibt. Wird die Leber voll getroffen, so wird sie in ihrem ganzen Gefüge zertrümmert. Das Stück geht 150—250 Schritt weit flüchtig ab und verendet schnell. Bei weniger voll treffenden Schüssen ist die Wirkung zwar geringer; aber das Wild tut sich bald nieder und verendet nach einigen Stunden, bei 9 mm mit 3 g Troisdorfer Blättchenpulver fast sofort.

4. Weidwundschüsse. Es sind diejenigen, die das Gescheide treffen. Man unterscheidet Schüsse durch das große Gescheide (Pansen) und solche durch das kleine Gescheide (Gedärme).

Die Schüsse durch das große Gescheide sind die bösesten von allen. Wird die Milz, die zwischen dem Pansen und dem Zwerchfell an der linken Körperseite festgewachsen ist und ein sehr blutreiches Gebilde darstellt, mitgetroffen, dann wird das Wild etwas schneller krank — bei Breitschüssen wird außerdem, wenn die Milz getroffen wird, in der Regel auch die Leber durchbohrt — sonst zieht bei reinen Pansenschüssen das Stück noch weit, tut sich schließlich nieder und verendet sehr langsam. Wird es gestört, oder hat es kurz vorher Hunde eräugt, ist es gar gehetzt worden, dann beruhigt es sich nicht wieder und zieht umher, so lange es kann. Der

Tod erfolgt durch das Austreten des Geäses aus dem Pansen in die Bauchhöhle und die dadurch hervorgebrachte Entzündung oft erst nach 15—20 Stunden.

Der Schuß durch das kleine Gescheide macht das Wild viel schneller krank als der vorige; dieses tut sich bald nieder und verendet, wenn man es in Ruhe läßt, in einem halben bis viertel Tage. Angeregt, wird es aber weit flüchtig und tut sich erst kurz vor dem Verenden nieder. Wird, was bei den schnellfliegenden Geschossen recht häufig vorkommt, ein Teil des Gescheides mit herausgerissen, so daß er am Wild baumelt, so tut es sich nicht nieder, so lange es sich auf den Läufen halten kann.

Die Verheerungen, die schnell fliegende Geschosse im Gescheide anrichten, geben den weidwunden Verletzungen einen weit schnelleren Verlauf.

Es sind mir mehrere Fälle vorgekommen, daß weidwund geschossene Stücke die Verletzung vollkommen ausheilten. In einem Fall war der durchschossene Pansen an die Bauchdecken angewachsen. Bei einem anderen Schuß, durch das kleine Gescheide, war dieses selbst unverletzt geblieben.

5. Der Nierenschuß. Das getroffene Wild liegt oft unter dem Feuer, wird wieder hoch und zieht mit ausgestrecktem, zitternden Wedel nach einigen Fluchten langsam weiter, tut sich alsbald nieder und verendet meist in einem halben Tage. Das Wild sitzt bei Nierenschüssen aufrecht und hat Hals und Kopf weit nach vorn gestreckt.

Alle diese Schüsse durch die inneren Organe sind in der Regel tödlich.

C. Wildpretschüsse.

Hierunter versteht man solche Schüsse, die weder Knochen noch innere Organe, sondern nur das Wildpret verletzen. Es sind Schüsse, die im Nacken, zwischen Wirbelsäule und Schlund (also durch die Kehlbraten), am Spiegel zwischen Wirbelsäule und Becken, auf den Keulen (durch die „Hosen") und an dem oberen Teil der Vorderläufe sitzen können. Sie sind nicht tödlich und heilen, besonders wenn keine Fliegen an die Wunde können, in kurzem wieder aus.

Bei Schüssen durch die Keulen oder durch die Vorarme tut das Wild sich oft in kurzer Zeit nieder, wird steif und läßt sich dann vom Hund stellen; ebenso bei erheblicheren Nackenschüssen. Es kann dann manchmal durch einen zweiten Schuß erlegt werden.

Vereinzelt kommt es auch vor, daß nach einem solchen Schuß, der ein größeres Blutgefäß zerreißt, das Wild an „Verblutung" verendet. Ich erinnere mich zweier solcher Fälle. Das eine Mal handelte es sich um einen Keulenschuß, das andere Mal um einen Schuß durch das Wildpret des Vorarms. Beide Male hatte das Wild ungeheuer stark geschweißt.

D. Streifschüsse.

Sie treffen nur die Haut oder einen ganz unbedeutenden Teil des Wildprets, auch wohl nur das Haar, und sind im schlimmsten Fall nur als eine Schramme anzusehen.

Obgleich als Regel festgehalten werden muß, daß nur auf breit stehendes, ziehendes oder flüchtendes Wild geschossen werden soll (Breitschüsse), so gibt

es doch hiervon Ausnahmen. Nicht selten täuscht man sich in der Stellung eines Stückes, die man für „breit" hält, während sie in Wirklichkeit schräge ist. Dann kann man auch nicht immer auf einen Schuß verzichten, wenn das Stück keine Gelegenheit für einen Breitschuß gibt, und schließlich wird auf krankes Wild in jeder Stellung, sogar spitz von hinten geschossen. Denn im letzteren Fall handelt es sich einzig und allein darum des Stückes habhaft zu werden, dem gegenüber alle anderen Rücksichten zu schweigen haben. Es ist daher notwendig, daß der Anfänger sich auch mit der Wirkung dieser Schüsse bekannt macht.

Die Schrägschüsse sind solche, bei denen das Wild mit seiner Längsrichtung einen spitzen Winkel zur Visierlinie bildet. Man schießt schräg von vorn, schräg von hinten, je nachdem der vordere oder hintere Teil des Wildes dem Schützen näher ist.

Es liegt auf der Hand, daß derartige Schüsse gleichzeitig die verschiedensten Körperteile treffen und je nach den getroffenen Organen mehr oder minder schnell tödlich wirken. Will man bei einem Schuß schräg von hinten das Stück tödlich treffen und schnell verenden lassen, so muß man weidwund einschießen; dann sitzt der Ausschuß auf dem Blatt und das Stück hat einen tödlichen Lungen- oder Herzschuß. Bei Schrägschüssen von vorn muß man sehr weit vorn abkommen, wenn man nicht das Wild nur weidwund schießen will.

Wenn dieses gerade auf den Schützen zuwechselt, und es wird in dieser Stellung des Körpers beschossen, so spricht man von einem Schuß auf den Stich oder von einem solchen spitz von vorn. Derartige Schüsse sind, weil sie fast alle inneren Organe durchschlagen, tödlich und haben meist sofortiges oder doch sehr schnelles Verenden im Gefolge. Doch sind solche Spitzschüsse sehr unsicher bei schlechtem Licht, in der Flucht, oder wenn das Stück nicht ganz frei steht. Denn die Fläche, auf die man die tödlich wirkende Kugel anbringen kann, ist sehr klein, und daneben ist viel Platz für allerlei Streif- und Keulenschüsse. Es sollte daher spitz von vorn nur dann geschossen werden, wenn die Umstände auf einen durchaus sicheren Schuß Aussicht geben.

In umgekehrter Richtung spricht man von einem Schuß spitz von hinten. Ein solcher ist nur zulässig für bereits krank geschossenes Wild und sollte, wenn es irgend geht, genau zwischen die Keulen gesetzt werden, da er dann das Wildpret am wenigsten beschädigt.

Es mag hier noch eine Frage erörtert werden, die, obgleich für den praktischen Jagdbetrieb ohne besonderen Wert, dennoch nicht ohne Interesse ist.

Von vielen Jägern wird behauptet, verendetes Wild läge immer auf der Einschußseite; wenigstens dann, wenn es ungestört verenden könne. Um diesen Aberglauben aus der Welt zu schaffen, hat der bekannte Weidmann Herr von Homeyer-Murchin im Band IX des „Weidmann" eine Liste über seine Beobachtungen, außer an Kleinwild, an 34 Stück Rehwild, Damwild, Sauen, Rotwild veröffentlicht. Hiernach lagen von den 34 Stücken 16 auf der Einschuß-, 18 auf der Ausschußseite. Meine eigenen Beobachtungen stimmen damit überein. Es hängt meistens, falls das Wild durch den Anprall des Geschosses nicht geradezu umgeworfen wird und in dieser Lage verendet ohne sich zu bewegen, von Zufälligkeiten ab, auf welcher Seite das todkranke Stück zusammenbricht. Wenn es langsam verendet

schont es die am meisten schmerzende Seite, während es auf der weniger oder gar nicht schmerzenden liegt; warum gerade die Einschußseite immer die schmerzhaftere sein soll, ist nicht einzusehen. Nach Weidwundschüssen liegt das Wild häufig gar nicht, sondern man findet es verendet in sitzender Stellung.

Die Pürschzeichen

geben dem Weidmann Aufschluß, ob er das beschossene Wild getroffen und welche Maßnahmen er zu seiner Auffindung oder Habhaftwerdung zu ergreifen hat. Dazu gehören: der Kugelschlag, das Zeichnen des Wildes, die Eingriffe oder der Ausriß, das Abschuß- oder Schnitthaar, der Schweiß, ferner Knochensplitter und Wildpretstücke.

Wie ich schon früher erwähnt habe, ist es für die Auffindung des Anschusses von höchster Wichtigkeit, daß der Jäger sich den Stand des Wildes vor dem Schuß auf das genaueste merkt, damit er ihn nachher auffinden kann.

Sobald er sich zum Schießen anschickt, hat er sich klar zu machen, daß er sozusagen im Knall auf zwei Pürschzeichen zu achten hat: das sind das Zeichnen des Wildes und

der Kugelschlag.

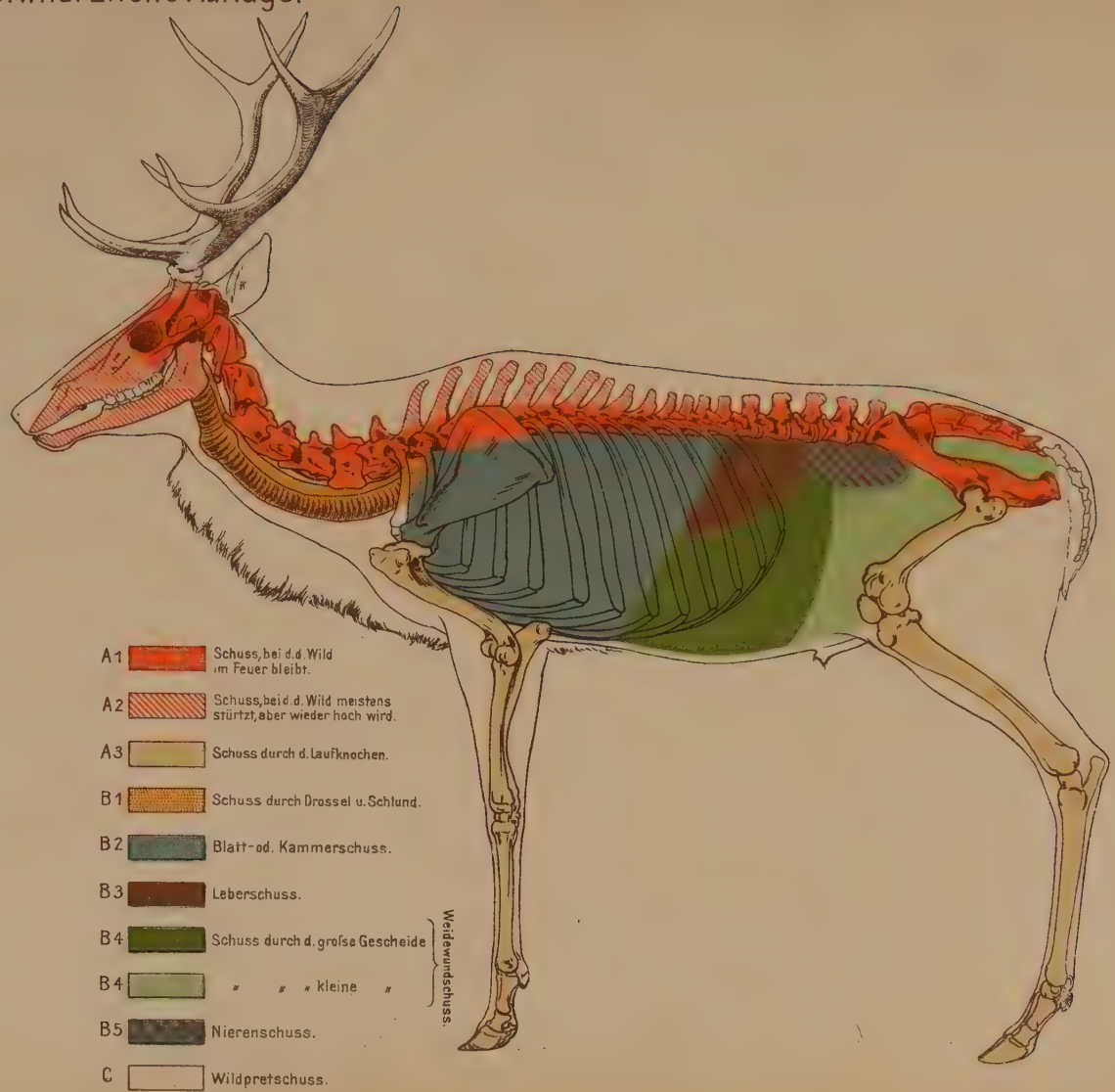
Der letztere ist der heller oder dumpfer klatschende Ton, den die Kugel bei dem Auftreffen auf den Wildkörper oder einen anderen Gegenstand verursacht. Bei der 11 mm-Jagdbüchse ist er bei einer Entfernung von 70 Schritt und darüber deutlich zu hören; bei schnellfliegenden Geschossen fällt er infolge der großen Anfangsgeschwindigkeit auf weidgerechte Schußentfernungen zu nah mit dem Knall zusammen, so daß man ihn nicht hört.

Über die Art des Kugelschlages lassen sich hier nur Andeutungen geben. Das Ohr muß sich auf der Jagd selbst damit näher vertraut machen, um ihn richtig deuten zu lernen.

Ist ein Knochen getroffen, so hört man den Schlag hart und hell. Bei Blattschüssen ist er laut und klatschend, entsprechend dem Aufschlagen auf den mit Luft gefüllten Brustkorb; etwas heller, wenn die Kugel eine Rippe oder den Blattknochen faßt; etwas tiefer, wenn sie zwischen den Rippen hindurchfährt.

Bei Weidwundschüssen ist der Kugelschlag dumpf: „buff"; am lautesten beim Schuß durch das große Gescheide. Bei den übrigen Schüssen hat er wenig Bezeichnendes; Unterschiede sind zwar vorhanden, sie sind aber nur durch Erfahrung kennen zu lernen. Der reine Streifschuß, besonders, wenn er nur Haar faßt, zeichnet sich durch einen eigenartigen, mehr zischenden als tönenden Kugelschlag aus, der durch die Buchstaben „ßßßtt" wiedergegeben werden kann.

Je weiter das getroffene Wild entfernt ist, um so später wird der Kugelschlag hörbar. Auf Holz gibt die Kugel — ich kann nicht anders sagen — einen hölzernen Schlag, der leicht von dem auf Wild zu unterscheiden ist. Beim Auftreffen auf einen mulmigen Stamm oder auf ein dickes Moospolster schlägt die Kugel zwar auch „buff"; doch hat dieses nicht die weiche, dumpfe Resonanz wie der ähnliche Ton beim Weidwundschuß.


A1 Schuss, bei d. d. Wild im Feuer bleibt.
A2 Schuss, bei d. d. Wild meistens stürtzt, aber wieder hoch wird.
A3 Schuss durch d. Laufknochen.
B1 Schuss durch Drossel u. Schlund.
B2 Blatt- od. Kammerschuss.
B3 Leberschuss.
B4 Schuss durch d. grofse Gescheide
B4 " " " kleine "
Weidewundschuss.
B5 Nierenschuss.
C Wildpretschuss.

Das Zeichnen des Wildes

nimmt der Weidmann nur dann wahr, wenn er ein durchaus sicherer Schütze ist, der ruhig im Knall durch das Feuer sieht. Dann gibt es aber oft einen recht zuverlässigen Anhalt zur Beurteilung des getroffenen Körperteils. Da das Zeichnen auch noch eine Zeitlang nach*) dem Schuß, wenn das Wild flüchtiger oder kürzer fortwechselt, zu beobachten ist, so hat der Jäger auch darauf seine Aufmerksamkeit zu richten, — unter der Voraussetzung, daß er sich den Anschuß vorher so sicher hat merken können, daß er ihn, auch wenn er dem flüchtigen Wild mit den Augen folgt, mit aller Bestimmtheit wiederfindet. Bringt es die Örtlichkeit mit sich, z. B. im gleichförmigen Stangenholz, daß das Wiederfinden der Schießlücke unsicher ist, dann soll der Schütze dem flüchtenden Stück nicht nachsehen, sondern unverwandt sein Augenmerk auf diese richten und die Richtung durch Vorwerfen des Taschentuches, Hutes, der Jagdtasche und durch Einreißen eines Striches mit dem Hacken in den Boden so scharf festlegen, daß sie unter allen Umständen wieder aufgefunden werden kann. Denn das sichere Auffinden des Anschusses ist für den Erfolg der Nachsuche weit wichtiger als etwaige Beobachtungen auf der weiteren Flucht, wenn diese auch immerhin von Bedeutung sein können. Das wird um so wertvoller, wenn bei dickem Wetter der Pulverrauch noch lange vor dem Rohr liegt und die Schießlücke gänzlich verhüllt; denn dann ist das Wiederfinden derselben oft recht schwierig.

Das Zeichnen des Wildes erfolgt vor der Rauchentwicklung; daher ist die oft von unsicheren Schützen gehörte Einrede, der Rauch hätte das Zeichnen nicht erkennen lassen, hinfällig. Nur wenn der Wind dem Schützen gerade ins Gesicht bläst, ist er imstande, das Zeichnen unsichtbar zu machen. Mit der sich stetig steigernden Einführung rauchschwachen Pulvers schwindet übrigens dieser Mangel mehr und mehr.

Im allgemeinen schicke ich der näheren Besprechung des Zeichnens voraus, daß das Wild um so stärker zeichnet, d. h. um so heftiger zusammenschreckt, je größer die lebendige Kraft des aufschlagenden Geschosses ist. In dieser Hinsicht sind daher die 11 mm-Jagdbüchse und mehr noch die stärkeren Kaliber dieses Systems und Büchsen mit schnellfliegenden Geschossen den älteren Systemen meist weit überlegen. Man kann bei Rumpfschüssen mit Kaliber 9 mm und 3 Gramm Blättchenpulver beobachten, wie das getroffene Wild sozusagen im Knall die Gehöre anlegt, als Beweis für den Chok.

Alle tödlichen Knochenschüsse lassen das Wild im Feuer zusammenbrechen. Bei einseitigen Knochenschüssen der Läufe knickt das Wild nach der Seite ein, an der ihm die Stütze durch die Kugel zerschmettert wurde. Es berührt aber nur selten den Boden, und wenn es das auch auf einen Augenblick tut, so wird es doch sofort flüchtig. Bei derartigen hohen Laufschüssen schleppt der zerschossene Lauf, bei tiefen schlenkert er hin und her.

*) Man versteht unter dem „Zeichnen" im engeren Sinne zwar nur diejenige Bewegung, die das Wild macht in dem Augenblick, wenn es getroffen wird — es scheint mir aber kein Grund vorzuliegen, diesen Ausdruck nicht auch auf auffällige Bewegungen bei der weiteren Flucht anzuwenden.

Werden beide Hinterläufe in der Keule (also die Oberschenkel) im Knochen getroffen, so bricht das Wild hinten zusammen und wird nicht wieder hoch, schleppt aber häufig, auf den gesunden Vorderläufen sich vorwärtsziehend, den Hinterkörper nach; jedoch nur eine kurze Strecke. Werden beide Blätter durchschossen, so liegt es, entgegen der vielfach herrschenden Ansicht, längst nicht immer unter dem Feuer, sondern wird noch so weit flüchtig, als es die Verletzung der inneren Organe zuläßt. Wenn das Wild bei einem solchen Schuß im Feuer bleibt, so ist entweder die Wirbelsäule durchschossen oder beide Oberarme, d. h. die Röhrenknochen zwischen Schulter und Ellenbogen.

Bei Krellschüssen liegt das Wild unter dem Feuer; häufig auf dem Rücken. Ist es ein reiner Krellschuß, bei dem nicht das Rückgrat selbst, sondern nur eine Feder verletzt wurde, und nur der Anprall der Kugel an das Knochensystem das Wild vorübergehend umwarf und betäubte, so schnellt es heftig mit den Läufen, um alsbald wieder hoch und flüchtig zu werden.

Bei allen übrigen Schüssen sucht das Wild dem Schmerz an der getroffenen Stelle auszuweichen, und zwar in der Weise, daß es beispielsweise bei tiefen Blattschüssen eine Flucht vorn in die Höhe macht. Diese Flucht ist um so höher, je tiefer, also je schlechter die Kugel sitzt. Bei den Streifschüssen durch den Brustkern, die häufig ungefährlich sind, macht es die höchste Flucht, d. h. es zeichnet nach der herrschenden Anschauung am besten. Das wird besonders einleuchtend, wenn man Gelegenheit gehabt hat, das Zeichnen auf Schüsse zu beobachten, die ganz vorn und ganz tief den Brustkern streiften. In solchem Fall weicht das Stück nach hinten und nach oben zugleich aus; es setzt sich geradezu auf die Keulen und fällt oft hintenüber. Bei Schüssen, die das Wildpret über dem Rückgrat oder das Haar daselbst treffen, kann man beobachten, daß das Wild sich förmlich duckt, um auszuweichen. Ebenso zeichnet es, wenn die zu tiefgehende Kugel den Boden aufreißt und die ausgerissenen Erdteile usw. den Brustkern treffen, wie beim besten Herzschuß.

Bei solchen Hals- und Kopfschüssen, die es nicht im Feuer zusammenbrechen lassen, wird das Zeichnen durch eine ganz eigentümliche Bewegung dieser Teile, die mit einem Schütteln des Kopfes Ähnlichkeit hat, sichtbar. Das so getroffene Wild geht in voller Flucht ab, ohne sich durch besonders auffällige Bewegungen im Angesicht des Schützen bemerkbar zu machen.

Der mittlere und tiefe Blattschuß zeigt eine geringere oder stärkere hohe Flucht, dann aber ein auffallendes Niedergehen mit dem Kopf zur Erde. Das Letztere ist das Wesentliche dieses Zeichnens. Das Wild stürmt ohne Aufenthalt, an Baum und Strauch anprallend, in rasender Flucht fort und bricht entweder in dieser, in der gerade gemachten letzten Bewegung zusammen, oder aber hebt sich — bei reinen Lungenschüssen, um dem Ersticken zu entgehen — nochmals vor dem Zusammenbrechen auf den Hinterläufen hoch in die Luft, um dann sofort zu verenden.

Bei Herzschüssen verendet das Stück, sobald im Gehirn Blutleere eintritt.

Bei hohen Leberschüssen pflegt das Wild kaum sichtbar zu zeichnen; es ruckt kurz zusammen. Bei mittleren oder tiefen dagegen hebt es sich ähnlich

wie bei den Blattschüssen vorn hoch, jedoch in geringerem Grade, fährt auch nachher nicht mit dem Windfang zu Boden. Es geht ohne besonderes weiteres Zeichnen flüchtig ab.

Beim Schuß durch das Gescheide, also bei den Weidwundschüssen, schnellt das Wild mit den Läufen hintenaus, und zwar desto höher, je tiefer und je weiter nach hinten die Kugel sitzt. Mitunter werden die Läufe so gerade nach hinten gestreckt, als wenn ein Schulpferd unter dem Reiter die Kapriole macht. Oft schnellt das Wild auch nur mit einem Lauf und wenig auffallend. Ist nur der Pansen getroffen, so ist ein Zeichnen häufig gar nicht wahrnehmbar. Sonst wird das Stück nach einigen Fluchten kurz, zieht mit krummem Rücken weiter, bleibt häufig stehen und äugt nach hinten. Wird es weit nach hinten durch das kleine Gescheide geschossen, so streckt es oft den Wedel wie beim Nierenschuß mit zitternder Bewegung geradeaus.

Beim Nierenschuß bricht das Wild fast immer hinten zusammen, um bald wieder hoch zu werden und mit ausgestrecktem Wedel meist langsam fortzuflüchten oder gar zu ziehen.

Bei reinen Wildpretschüssen ist das Zeichnen nur durch das vorhin erwähnte Ausweichen vor dem Schmerz erkennbar, stellenweise auch überhaupt nicht bemerklich. Wildpretschüsse an den Läufen oder Streifschüsse sind durch ein Zusammenrucken nach der verletzten Stelle und bei den ferneren Fluchten durch Schonung des Laufes zu erkennen.

Bei Fehlschüssen zeichnet das Wild nicht. Es bleibt oft einen Augenblick stehen, wird dann flüchtig, um von Zeit zu Zeit wieder zu verhoffen. Oft auch schreckt es nach solcher Störung.

Hat der Schütze Gelegenheit dem flüchtenden Wild nachzuschauen, so sieht er mitunter, daß sich ein Stück vom Rudel trennt. Das ist immer ein sicheres Zeichen für eine erhebliche Verwundung; denn nur schwerkrankes Wild tut dieses. Eine Ausnahme machen in dieser Hinsicht die Kälber, die so lange bei der Mutter bleiben, als sie folgen können. Hört man, wenn man auf ein Kalb geschossen hat, nach einiger Zeit das Alttier heftig und wiederholt schrecken, dann kann man sicher sein, daß das Kalb sich bereits niedergetan hat oder schon verendet ist.

Ein weiteres Pürschzeichen bilden

die Eingriffe oder der Ausriß.

Das von der Kugel getroffene Wild schreckt heftig zusammen und macht dann eine starke Flucht, die häufig noch mit einer mehr oder minder großen seitlichen Wendung des Körpers verbunden ist. Dadurch greifen die Schalen bedeutend tiefer als sonst in die Erde ein, reißen den Bodenüberzug auf und verursachen auf diese Weise eine in das Auge fallende Verwundung auf der Stelle, die das Wild mit den Schalen berührte, als es die Kugel erhielt. Diese nennt man Eingriff oder Ausriß. Es fährt zwar auch gesundes Wild, wenn es durch den Schuß erschreckt wird, zusammen und hinterläßt häufig Eingriffe; doch sind diese weniger bedeutend und mit dem Eingriff eines getroffenen Stückes nicht leicht zu verwechseln.

Je weicher das Erdreich und je lockerer der Bodenüberzug, um so mehr fällt der Eingriff in das Auge; am wenigsten deutlich wird er auf verheideten Flächen.

Dort, wo das Wild viel und gern steht, wo also von gelegentlichem Scherzen, Spielen und Flüchtigwerden mancherlei Bodenverwundungen vorhanden sind, die mit dem Eingriff verwechselt werden können, wie zum Beispiel auf vielbesuchten Wiesen oder auf den Brunftplätzen, ist die Auffindung des Eingriffs, der den ersten Anhaltspunkt für die Feststellung des Anschusses bietet, oft außerordentlich erschwert, häufig sogar unmöglich, wenn der Schütze vor Abgabe des Schusses sich nicht auf das Genaueste dessen Richtung eingeprägt hat. Denn auf solchen Plätzen finden sich allenthalben Stellen, wo der Boden aufgerissen ist; und bei der Weichheit und Frische des Erdreichs tritt jedes, auch das gesunde Stück, durch den Schuß erschreckt, tief ein — wie soll man da ohne genaueste Kenntnis der Schußrichtung die Eingriffe und damit den Anschuß finden!

Von allen Pürschzeichen, so wertvoll jedes einzelne sein kann, ist zweifellos das wichtigste

das Haar.

Haar auf dem Anschuß sagt dem Jäger, daß er getroffen hat; es sagt ihm aber noch viel mehr, nämlich wo er das Stück getroffen hat. Die außerordentliche Wichtigkeit dieses Zeichens liegt auf der Hand, und doch wird sie lange nicht genug gewürdigt. In alten Zeiten muß die Kunst aus der Verschiedenheit des Haares den Sitz der Kugel richtig anzusprechen, nach den alten Jagdschriftstellern zu schließen, verbreiteter gewesen sein als jetzt. Die Jäger, die heute auf Grund des Haares die Kugel richtig ansprechen, sind außerordentlich selten. Von den vielen und häufig recht braven Jägern, die ich beim Betrieb der hohen Jagd kennen gelernt habe, vermöchte ich nur einen einzigen zu nennen, der das Haar mit Sicherheit unterscheiden und ansprechen konnte, — alle anderen errieten mit mehr oder weniger Glück den getroffenen Körperteil. Wenn ich aber fragte, auf Grund welcher Eigenschaften dieses Haar als Blatt-, jenes als Keulen-Haar angesprochen wurde, dann mußten Ausflüchte helfen — von einem Wissen war keine Rede.

Diese Verhältnisse haben mich veranlaßt dem für ein richtiges Ansprechen so wichtigen Haar besondere Aufmerksamkeit zu widmen und vor allen Dingen dem jugendlichen Weidmann die Überzeugung zu verschaffen, daß die alte Kunst des Ansprechens nach dem Haar keine Redensart, sondern wohlbegründet und wert ist wieder aufgefrischt und erhalten zu werden.

Das Haar besteht aus dem aus der Haut hervorragenden Schaft und der in der Haut steckenden Wurzel, deren unteres Ende kolbig verdickt ist und Haarzwiebel genannt wird. Für unsere Zwecke haben wir es mit der letzteren nicht zu tun, weil sie in der Haut stecken bleibt und sich auf dem Anschuß nicht findet.

Im Querschnitt besteht das Haar aus dem Oberhäutchen, der Rinde und dem Mark.

Sowohl im Sommer wie im Winter hat das Rotwild unter dem äußeren Haar — ob dieses wissenschaftlich als Grannenhaar oder als zu Grannen umgewandeltes Wollhaar zu bestimmen ist, mag der Entscheidung der Gelehrten überlassen bleiben — noch ein feineres, flaumiges Wollhaar, das im Winter dichter

und länger wird. Für die Zwecke der Nachsuche ist dieses von geringerer Bedeutung als das Außenhaar, weil nur das letztere schärfere Unterschiede zeigt. Über den Haarwechsel und die allgemeine Verschiedenheit des Sommer- und Winterhaares habe ich in der „Naturbeschreibung" gesprochen. Es braucht daher hier nicht wiederholt zu werden.

Abbildung 162 stellt ein vergrößertes Haar dar. Die Wurzel a b ist abgerissen, die Haarzwiebel in der Haut stecken geblieben; b c ist der Mittelschaft, c d die Spitze. Die Wurzel ist sehr dünn und kurz und nur bei genauer Besichtigung — aber immerhin mit unbewaffnetem Auge — deutlich zu erkennen. Sie ist ohne ausgesprochene Farbe und bei Haaren von verschiedenen Körperstellen ohne erheblichen Unterschied. Haar mit Wurzel ist immer ausgerissen, Haar ohne Wurzel ist von der Kugel abgeschnitten. Das letztere wird weidmännisch Schnitthaar genannt, während man das Haar, das man auf dem Anschuß findet, ohne Rücksicht auf den Umstand, ob es abgeschnitten ist oder ausgerissen, als Abschußhaar oder als Haar, auch Farbe schlechthin bezeichnet.

Abbildung 162.
Einzelhaar, vergrößert.
a-b Wurzel.
b-d Schaft.
b-e Mittelschaft.
e-c Band.
c-d Spitze.

Bei jedem Abschußhaar, und wenn die Kugel auch nicht einmal Wildpret, sondern nur Haar gefaßt hat, finden sich einige Schnitthaare. Andererseits finden sich auf der Ausschußseite auch oft Haare mit der Wurzel daran, auch wenn die Kugel den Wildkörper voll getroffen und durchschlagen hat. Das bedarf keiner näheren Erklärung; und es handelt sich beim Ansprechen des Haares nicht um die Ausnahme, sondern um die Mehrzahl der gefundenen Haare. Abbildung 163 gibt ein Bild, in welcher Weise die Kugel das Haar bei plattem Auftreffen zerschneidet.

Der Mittelschaft (Abb. 162 b c) ist meistens gerippt, das heißt, er ist wellenförmig hin- und hergebogen. Diese Rippung ist beim Winterhaar stärker als beim Sommerhaar; sie wechselt hinsichtlich ihrer Stärke an den verschiedenen Körperteilen und geht häufig bis in die Spitze c d hinein. Am oberen Ende des Schaftes, unterhalb der Spitze, befindet sich fast regelmäßig eine auffallend gefärbte Stelle, die ich als das Band (Abb. 162 c e) bezeichne; es hebt sich meistens hell gegen die dunkler gefärbte Spitze ab.

Nehmen wir Form und Farbe zusammen, so unterscheiden wir an dem auf dem Anschuß gefundenen Haar, das ausgerissen ist: die Wurzel, den unteren Mittelschaft — dieser wird der Kürze halber im folgenden kurzweg „Schaft" genannt werden —, das Band, das den oberen Mittelschaft darstellt, und die Spitze. Beim Schnitthaar fehlt immer ein mehr oder minder großer Teil des Schaftes; doch läßt sich aus der Zusammenstellung mehrerer Schnitthaare ein vollkommen hinreichendes Bild des Haares gewinnen. Daß bei Schrägschüssen das auf der Einschußseite liegende Haar getrennt von dem auf der Ausschußseite liegenden beurteilt werden muß, um zu einem richtigen Schluß über die getroffenen Körperteile zu gelangen, versteht sich von selbst.

Nach diesen Ausführungen bitte ich den Leser, mir bei der zwar sehr langweiligen, aber für eine erfolgreiche Nachsuche durchaus notwendigen Behandlung des Haares an den verschiedenen Körperteilen des Wildes zu folgen. Auf den Tafeln II—V hat Karl Wagner unter Benutzung meiner Präparate das Haar nach Form und Farbe dargestellt. Die Form genau inne zu halten erwies sich als unmöglich, weil sonst die Farbe, auf die außerordentlich viel ankommt, nicht zur vollen Wirkung gekommen wäre. Es mußte daher die Darstellung in vielfacher Breite erfolgen, wobei die Länge des Haares, sowie die Anzahl der Rippungswellen nach der Natur wiedergegeben sind. Zur Vervollständigung und zum besseren Verständnis der Tafeln habe ich, durch das Malerauge des genannten Künstlers unterstützt, noch eine Beschreibung des Haares aufgestellt, die nachstehend folgt.

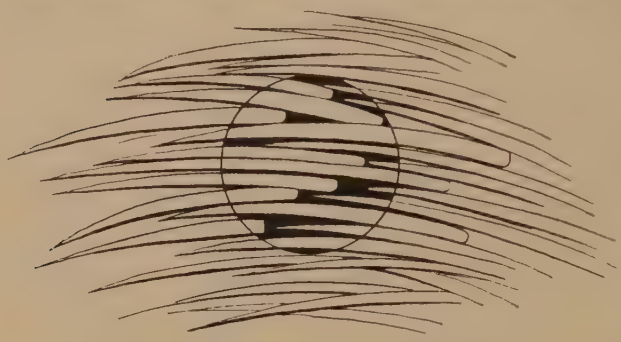


Abbildung 163. Geschoß, platt auf Haar treffend.

Sommerhaar des Hirsches. Farbendrucktafel II.

Das Rumpfhaar ist im Querschnitt meistens platt.

1. Nackenhaar nach Krellschuß: Dünn, mit wenigen, ganz kurzen, schwärzlichen Wollhaaren untermengt, von der Wurzel bis zur Spitze ganz leicht gerippt, tiefschwarzbraun mit blauem Glanz, teils mit, teils ohne gelbliches Band, Spitze schwarz; ganze Haarlänge 60—85 mm.
2. Halsmitte um Drossel: Dünn, mit wenigen, ganz kurzen, grauen Wollhaaren untermengt, von der Wurzel bis zur Spitze kaum erkennbar gerippt, grauschwarz, Band schmutzig graugelb, Spitze sehr kurz, dunkel; ganze Haarlänge 30—45 mm.
3. Rücken über Blatt, Krellschuß: Dünn, mit wenigen, ganz kurzen, grauen Wollhaaren, von der Wurzel bis zur Spitze teils ganz schwach, teils etwas stärker gerippt, Schaft graubraun, das breite Band gelbrot, Spitze sehr kurz, dunkel; ganze Haarlänge 30 mm.
4. Hochblatt: Mittelstark, auffallend platt, mit ganz wenigen grauen Wollhaaren, von der Wurzel bis zur Spitze mäßig gerippt, grau, das sehr breite Band gelblich rot, Spitze sehr kurz, grau; ganze Haarlänge 30 mm.
5. Blatt, Mittelhöhe: Stark, auffallend platt, mit ganz wenigen grauen Wollhaaren, von der Wurzel bis zur Spitze mäßig gerippt, Band schmal, fahlgelb, in eine lange hirschrote Spitze übergehend; ganze Haarlänge 30 mm.
6. Tiefblatt, hinter Vorderlauf: Sehr dünn, ohne Wollhaar, schlicht, weißlich grau, ohne Band, Spitze dunkler; ganze Haarlänge 20 mm.
7. Brustkern: Ganz dünn, ohne Wollhaar, schlicht, weiß, ohne Band, Spitze weiß; ganze Haarlänge 30—45 mm.
8. Vorderlauf, hoch, Außenseite: Dünn, ohne Wollhaar, schlicht, dunkelgrau mit hellerem Band, auch ohne Band, Spitze dunkel; ganze Haarlänge 10—15 mm, einzelne Haare 20—25 mm.

9. Vorderlauf, hoch, Innenseite: Ganz dünn, ohne Wollhaar, schlicht, weiß, ohne Band, Spitze weiß: ganze Haarlänge 10—25 mm.
10. Rücken über Leber, Krellschuß: Mittelstark, mit wenigem grauen Wollhaar, von der Wurzel bis zur Spitze schwach gerippt, Schaft graubraun, Band gelbrot, Spitze sehr kurz, dunkel; ganze Haarlänge 30—35 mm.
11. Hoher Leberschuß; Stark, fast ohne Wollhaar, auffallend platt, von der Wurzel bis zur Spitze wenig gerippt, Schaft hellgraubraun, Band gelbrot, Spitze meist sehr kurz, dunkel; ganze Haarlänge 35 mm.
12. Mittlerer Leberschuß: Stark, fast ohne Wollhaar, auffallend platt, wenig gerippt, Schaft hellgraubraun, Band gelbrot, mit meist gleichfarbiger Spitze; ganze Haarlänge 35 mm.
13. Schuß quer durch den Pansen, tiefer Weidwundschuß: Mittelstark, ohne Wollhaar, auffallend platt, ganz wenig gerippt, grauweiß, ohne Band, bis in die Spitze mit gelblichem Anflug; ganze Haarlänge 20—25 mm.
14. Rücken über Niere, Krellschuß: Sehr stark, auffallend platt, fast ohne Wollhaar, sehr wenig gerippt, Schaft graubraun, Band gelbrot, Spitze ganz kurz, dunkel; ganze Haarlänge 35—40 mm.
15. Nierenschuß: Sehr stark, auffallend platt, fast ohne Wollhaar, wenig gerippt, Schaft hellgraubraun, Band gelbrot; in die rotere Spitze übergehend; ganze Haarlänge 35 mm.
16. Flanken- oder Flämenschuß (Weidwundschuß durch das kleine Gescheide): Sehr stark, auffallend platt, ganz wenig Wollhaar, kaum gerippt, Schaft hellgrau, Band und Spitze fahlrot; ganze Haarlänge 30—35 mm.
17. Tiefer Flanken- oder Flämenschuß (Streifschuß, Unterseite): Dünn, kein Wollhaar, schlicht, ganz weiß; ganze Haarlänge 20—35 mm.
18. Hoher Keulenschuß: Stark, platt, mit wenig grauem Wollhaar, mäßig gerippt, Schaft dunkelbraun, Band gelbrot, Spitze dunkel; ganze Haarlänge 40—45 mm.
19. Mittelhoher Keulenschuß: Sehr stark, platt, mit sehr wenig Wollhaar, kaum gerippt, Schaft hellgrau, Band fahlrot, mit ganz kurzer, dunkler Spitze; ganze Haarlänge 25 mm.
20a. Hinterlaufschuß zwischen Knie und Heesen, Außenseite: Mittelstark, in eine sehr dünne Spitze auslaufend, ohne Wollhaar, schlicht, weißgrau, ohne Band, mit kurzer, dunkler Spitze; ganze Haarlänge ungleich, 10—25 mm.
20b. Derselbe Schuß, Innenseite: Ganz dünn, die Haut nicht bedeckend, reinweiß, ohne Band, mit weißer Spitze; ganze Haarlänge 10 mm; (auf Tafel II nicht dargestellt.)
21. Schuß durch den Spiegel: Mittelstark, ohne Wollhaar, ganz leicht gerippt, ganz reinweiß; ganze Haarlänge 20 mm.
22. Wedelschuß: Dünn, ohne Wollhaar, ganz leicht gerippt, blaßrot, in die Spitze hinein etwas dunkler, ohne Band; ganze Haarlänge ungleich, 30—60 mm.

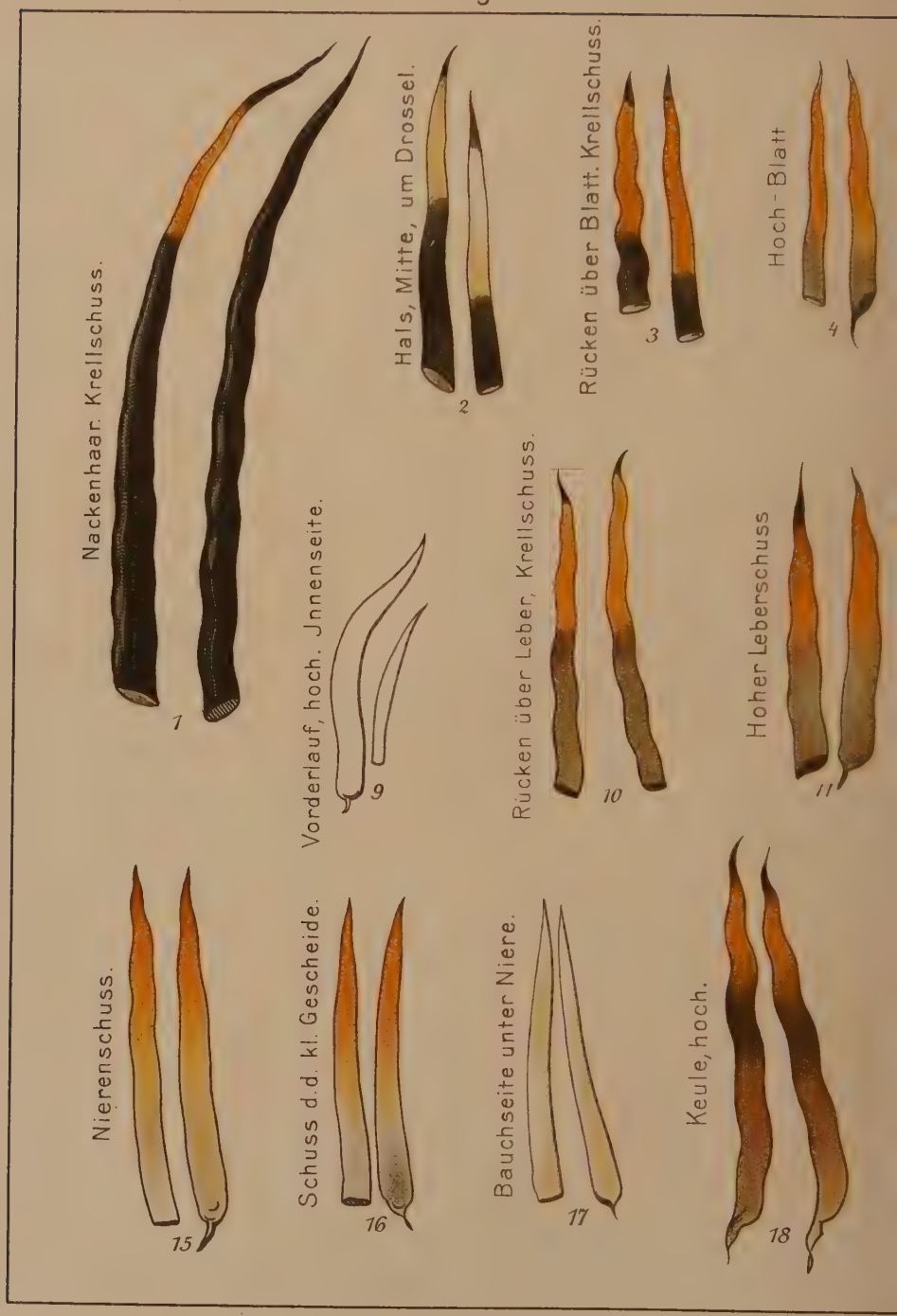
Winterhaar des Hirsches. Farbendrucktafel III.

Das Haar ist im Querschnitt kreisrund.

1. Nackenhaar nach Krellschuß: Mittelstark, mit dichtem, grauen Wollhaar, ganz leicht gerippt, Schaft tief schwarzbraun, teils mit kaum erkennbarem, teils mit fahlem gelbroten Band, Spitze dunkel; ganze Haarlänge zweifach, 50—60 mm und 100—140 mm.
2. Halsmitte um Drossel: Mittelstark, mit grauem Wollhaar, leicht gerippt, Schaft im unteren Teil grau, nach oben in schwarzbraun übergehend, teils ohne Band, teils

mit fahlgelbem bis fahlrotem Band, Spitze dunkel, die kürzeren Haare im allgemeinen heller; ganze Haarlänge zweifach, 40—60 und 100—120 mm.

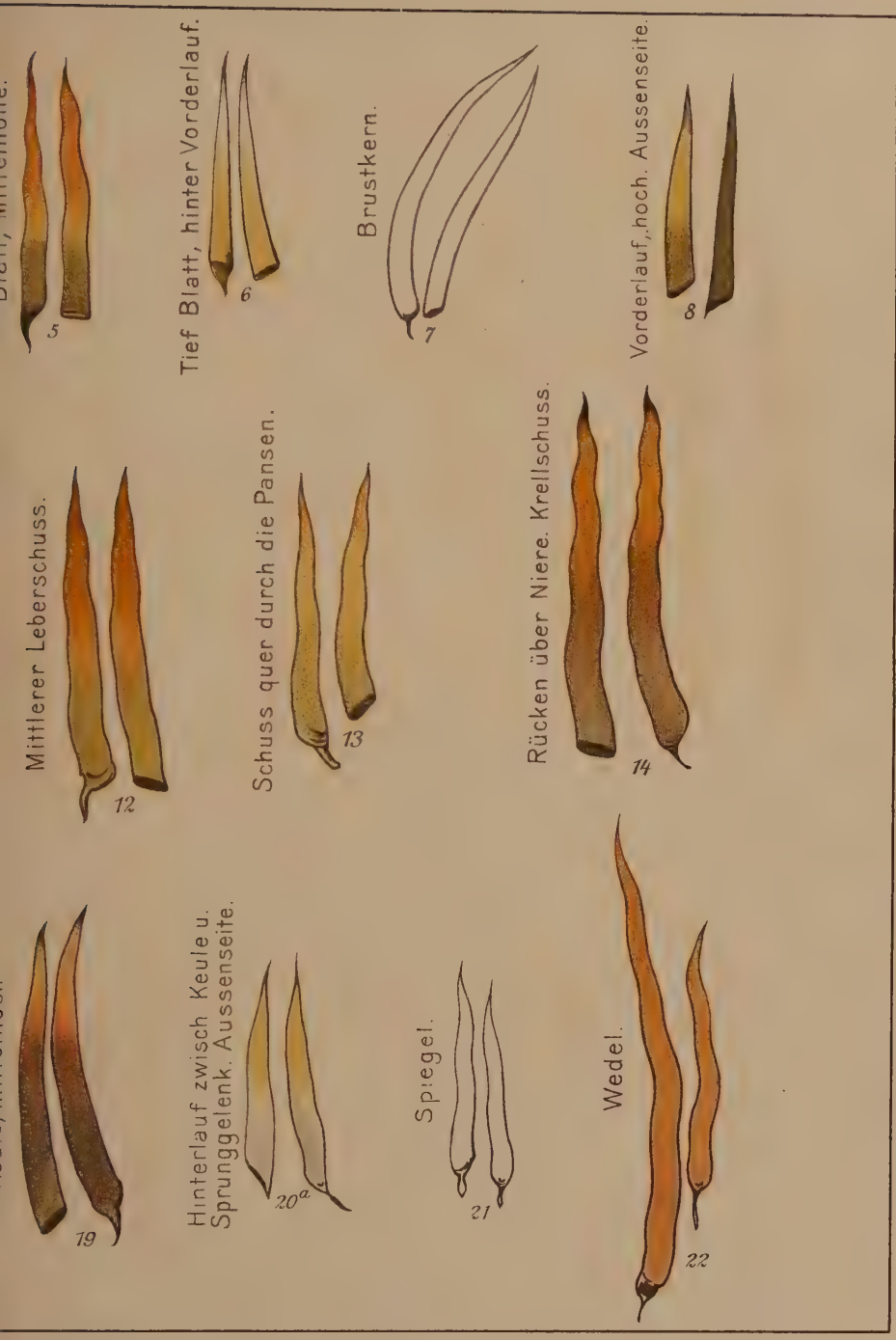
3. Rücken über Blatt, Krellschuß: Mittelstark, mit dichtem, grauem Wollhaar, gerippt, Schaft graubraun, Band fahlgelbrot, Spitze kurz, dunkel; ganze Haarlänge 50—60 mm.
4. Hochblatt: Mittelstark, mit dichtem, grauem Wollhaar, gerippt, Schaft grau, Band breit, fahlgelbrot, Spitze kurz, dunkel; ganze Haarlänge 45—55 mm.
5. Blatt, Mittelhöhe: Mittelstark, mit grauem Wollhaar, gerippt, Schaft hellgrau, Band schmal, fahlgelb, Spitze kurz, dunkel; ganze Haarlänge 45—55 mm.
6. Tiefblatt, hinter Vorderlauf: Sehr dünn, ohne Wollhaar, schlicht, weißgrau, nach der Spitze mit dunklerem, rötlichen Anflug, Grenze von Schaft, Band und Spitze nicht erkennbar; Länge 20—30 mm.
7. Brustkern, vorn: Mittelstark, mit grauem Wollhaar, mäßig gerippt, Schaft hellgrau, Band fahlrotgelb, Spitze dunkel, ziemlich lang; ganze Haarlänge 30—50 mm.
8. Brustkern, hinten: Dünn, mit wenig grauem Wollhaar, mäßig gerippt, Schaft hellgrau, nach der Spitze zu ohne Band, in schwarzbraun übergehend; ganze Haarlänge 30—50 mm.
9. Vorderlauf, hoch, Außenseite: Mittelstark, mit wenig grauem Wollhaar, ganz wenig gerippt, Schaft hellgrau, in die dunkle, schwarzbraune Spitze ohne Band übergehend; ganze Haarlänge 30—40 mm.
10. Voderlauf, hoch, Innenseite: Sehr dünn, ohne Wollhaar, schlicht, Schaft weißlich grau, mit hellerem, schmalen Band, Spitze dunkler; ganze Haarlänge 15—35 mm.
11. Rücken über Leber, Krellschuß: Mittelstark, mit grauem Wollhaar, gerippt, Schaft grau, Band breit, fahlrotgelb, Spitze schwarz, ganze Haarlänge 55—60 mm.
12. Hoher Leberschuß: Stark, mit grauem Wollhaar, gerippt, Schaft grau, Band breit, fahlgelb, Spitze ganz kurz, schwarz; ganze Haarlänge 55—60 mm.
13. Mittlerer Leberschuß: Stark, mit grauem Wollhaar, stark gerippt, Schaft hellgrau, Band schmal, fahlhellgelb, Spitze ganz kurz, dunkel; ganze Haarlänge 45—55 mm.
14. Schuß quer durch den Pansen (tiefer Weidwundschuß): Mittelstark, mit grauem Wollhaar, ziemlich stark gerippt, Schaft ganz hellgrau, Band schmal, fahlhellgelb, Spitze teils ganz kurz, schwarz, teils von der Farbe des Bandes; ganze Haarlänge 55—60 mm.
15. Rücken über Niere, Krellschuß: Mittelstark, mit dunklem Wollhaar, gerippt, Schaft grau, Band von mittlerer Breite, fahlgelbrot, Spitze kurz dunkel; ganze Haarlänge 55—60 mm.
16. Nierenschuß: Stark, mit grauem Wollhaar, stark gerippt, Schaft grau, Band von mittlerer Breite, hellgelbrot, Spitze kurz, dunkel; ganze Haarlänge 60 mm.
17. Flanken- oder Flämenschuß, Weidwundschuß durch das kleine Gescheide: Mittelstark, mit hellgrauem Wollhaar, mäßig gerippt, Schaft hellgrau, Band wenig abgesetzt, hellfahlgelb, Spitze ganz kurz, dunkel; ganze Haarlänge 45—55 mm.
18. Tiefer Flanken- oder Flämenschuß (Streifschuß, Unterseite, Schuß durch die Brunftrute): Dünn, ohne Wollhaar, groß und flach, gerippt, Schaft weiß, nach der Spitze zu in hellfahlrot übergehend, ohne erkennbares Band, Spitze hellfahlrot; ganze Haarlänge 50—90 mm.
19. Hoher Keulenschuß: Mittelstark, mit grauem Wollhaar, mäßig gerippt, Schaft grau, Band schmal bis mittelbreit, fahlrotgelb, Spitze meist kurz, dunkel; ganze Haarlänge 50—55 mm.
20. Mittelhoher Keulenschuß: Stark, mit grauem Wollhaar, mäßig gerippt, Schaft grau, Band sehr schmal, fahlhellgelb, Spitze ganz kurz, dunkel; ganze Haarlänge 40—45 mm.



Sommerha

Jn annähernd natürlicher Länge und

Verlagsbuchhandlung Paul Pa

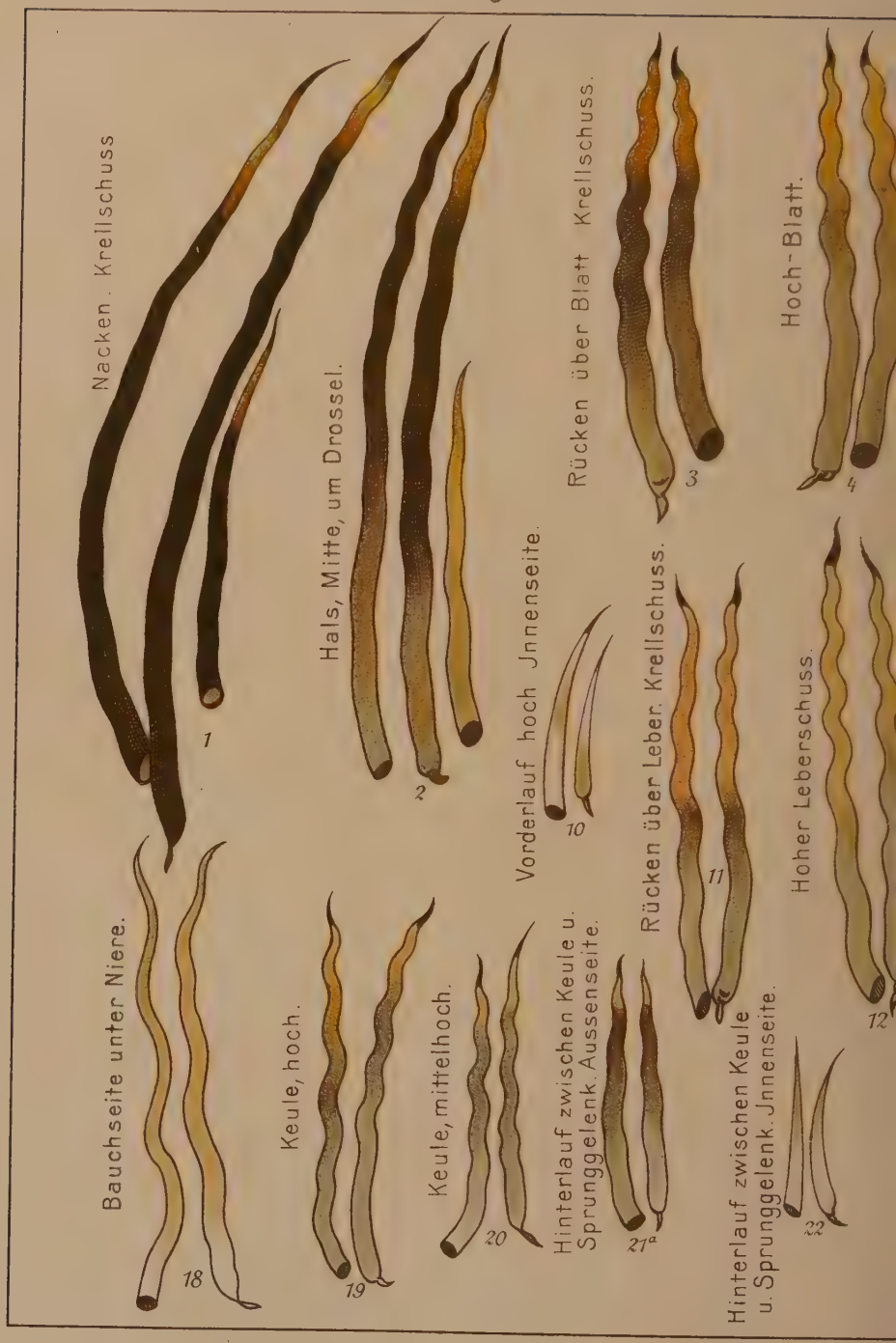


s Hirsches.

ner Breite schematisch dargestellt.

n S.W., Hedemannstrasse 10.

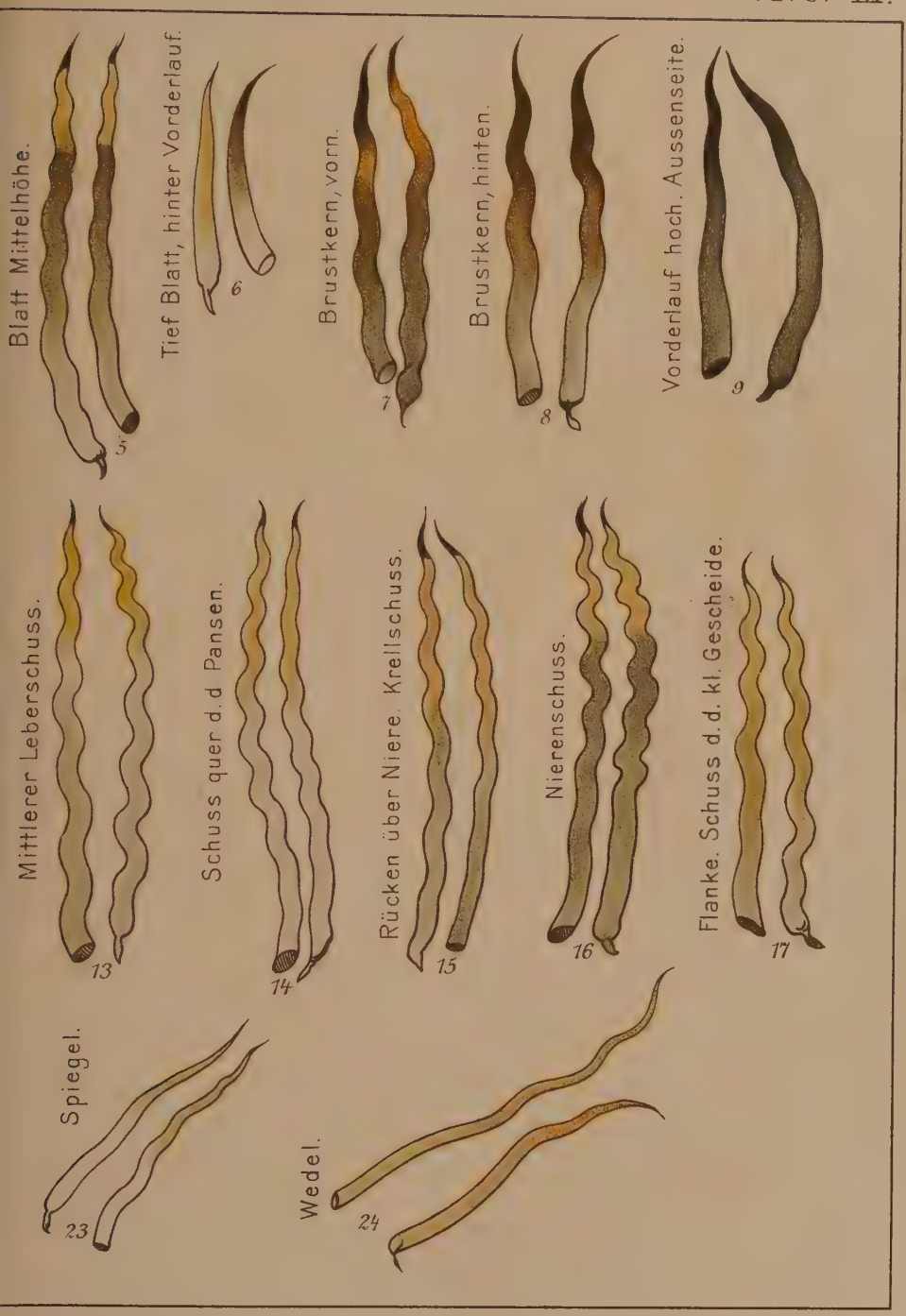
v. Raesfeld, Rotwild. Zweite Auflage.



Winterhaa

Jn annähernd natürlicher Länge un

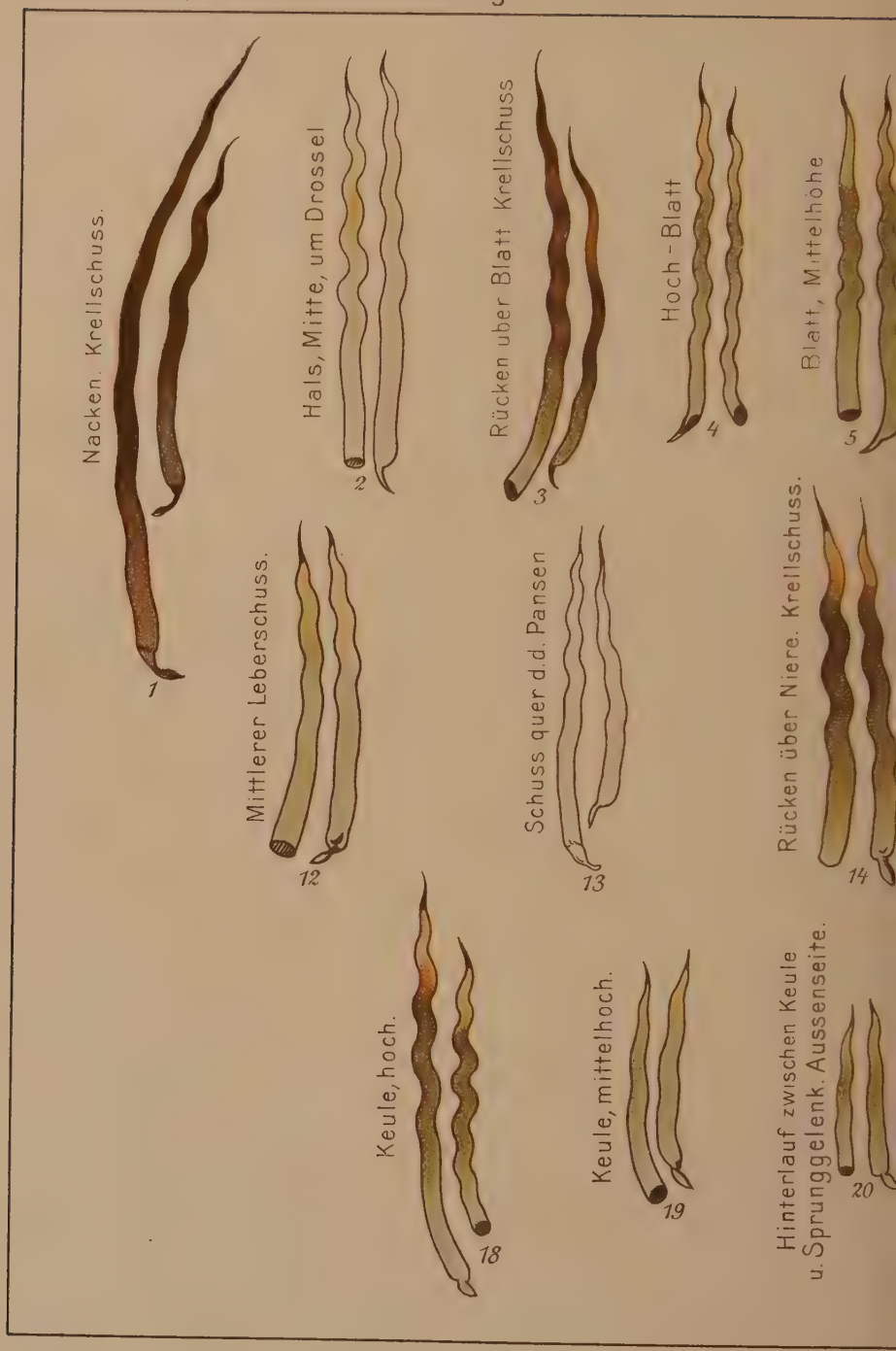
Verlagsbuchhandlung Paul P



s Hirsches.

cher Breite schematisch dargestellt.

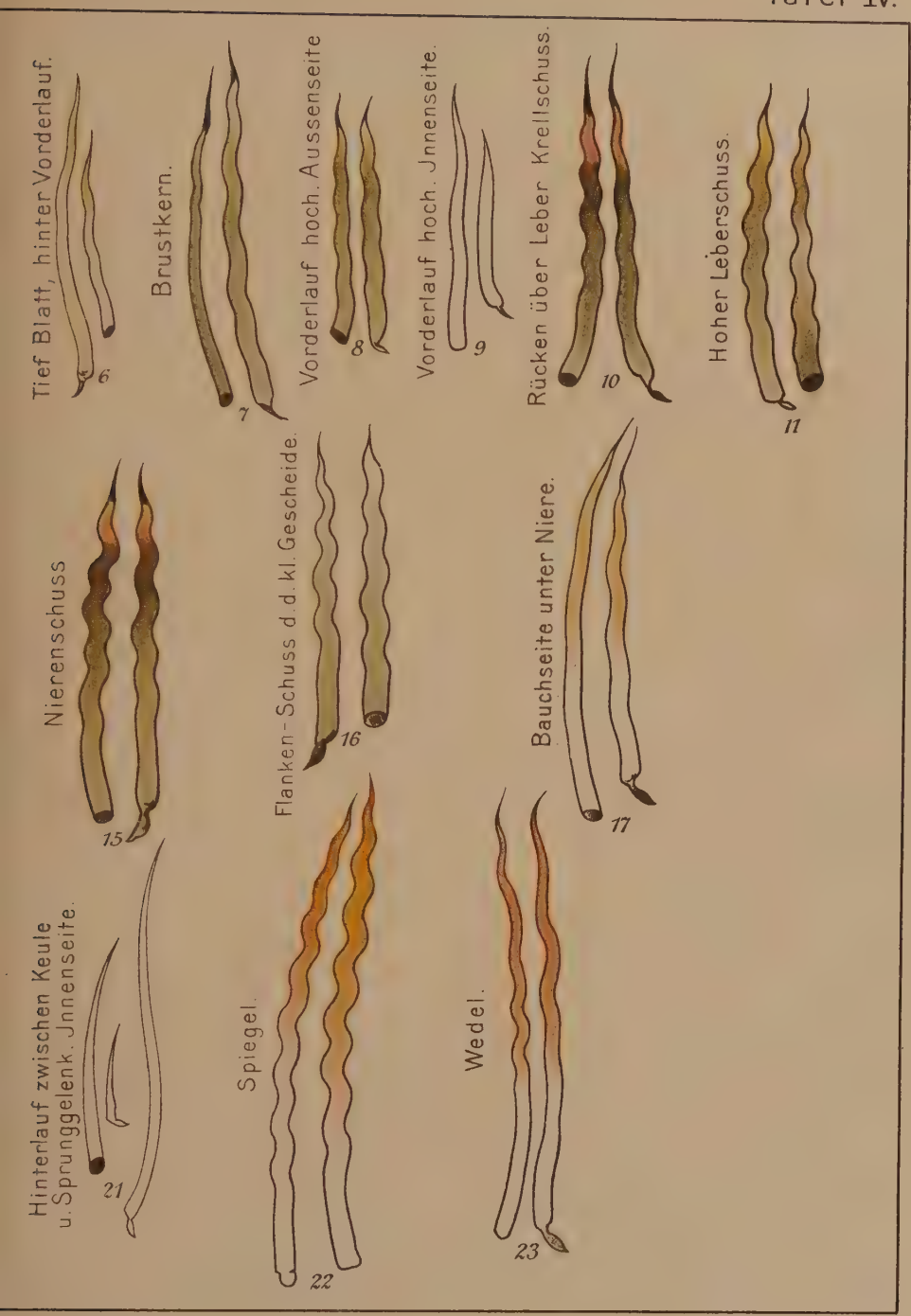
lin SW., Hedemannstrasse 10.



Winterha

Jn annähernd natürlicher Länge u

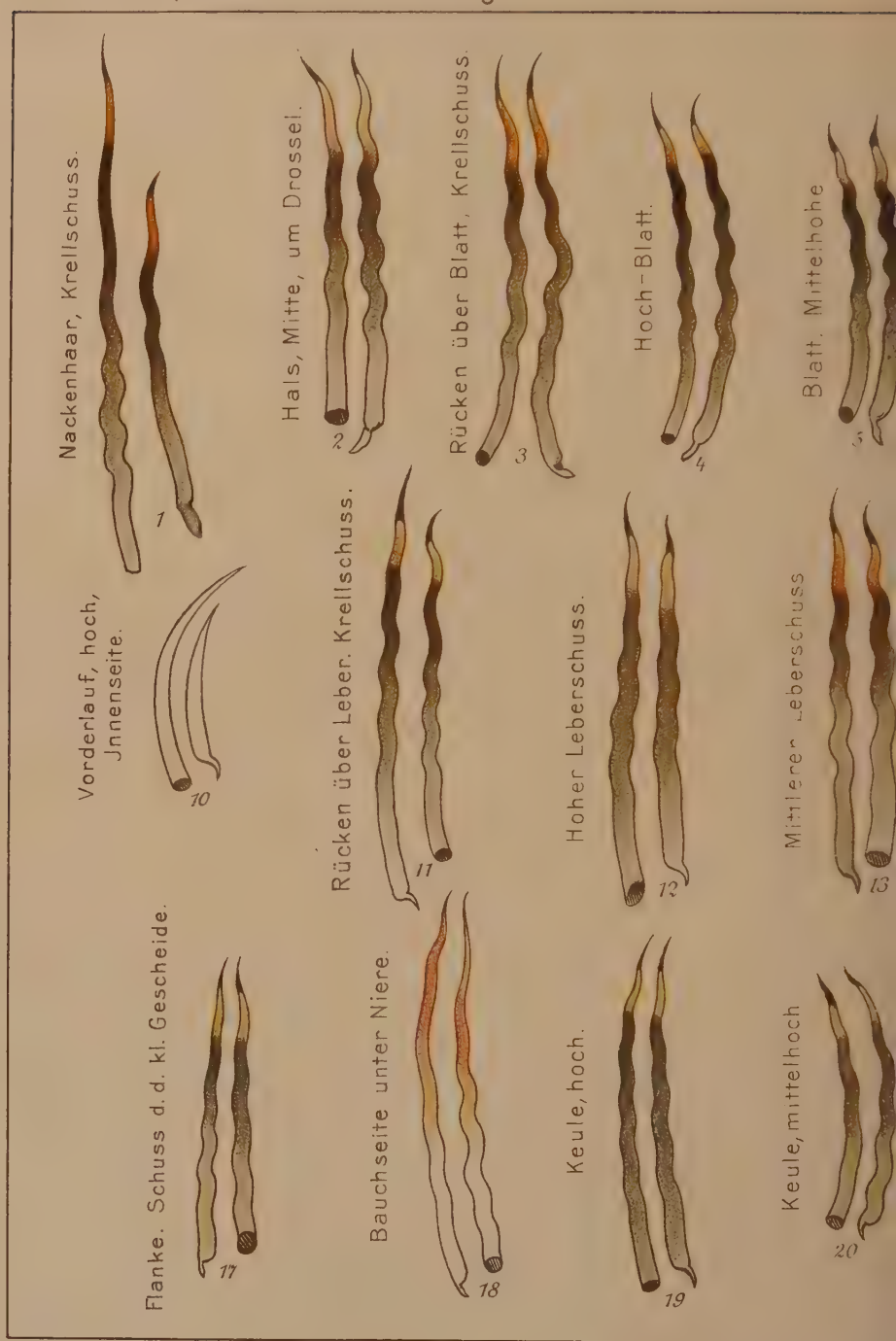
Verlagsbuchhandlung Paul



s Alttieres.

cher Breite schematisch dargestellt.

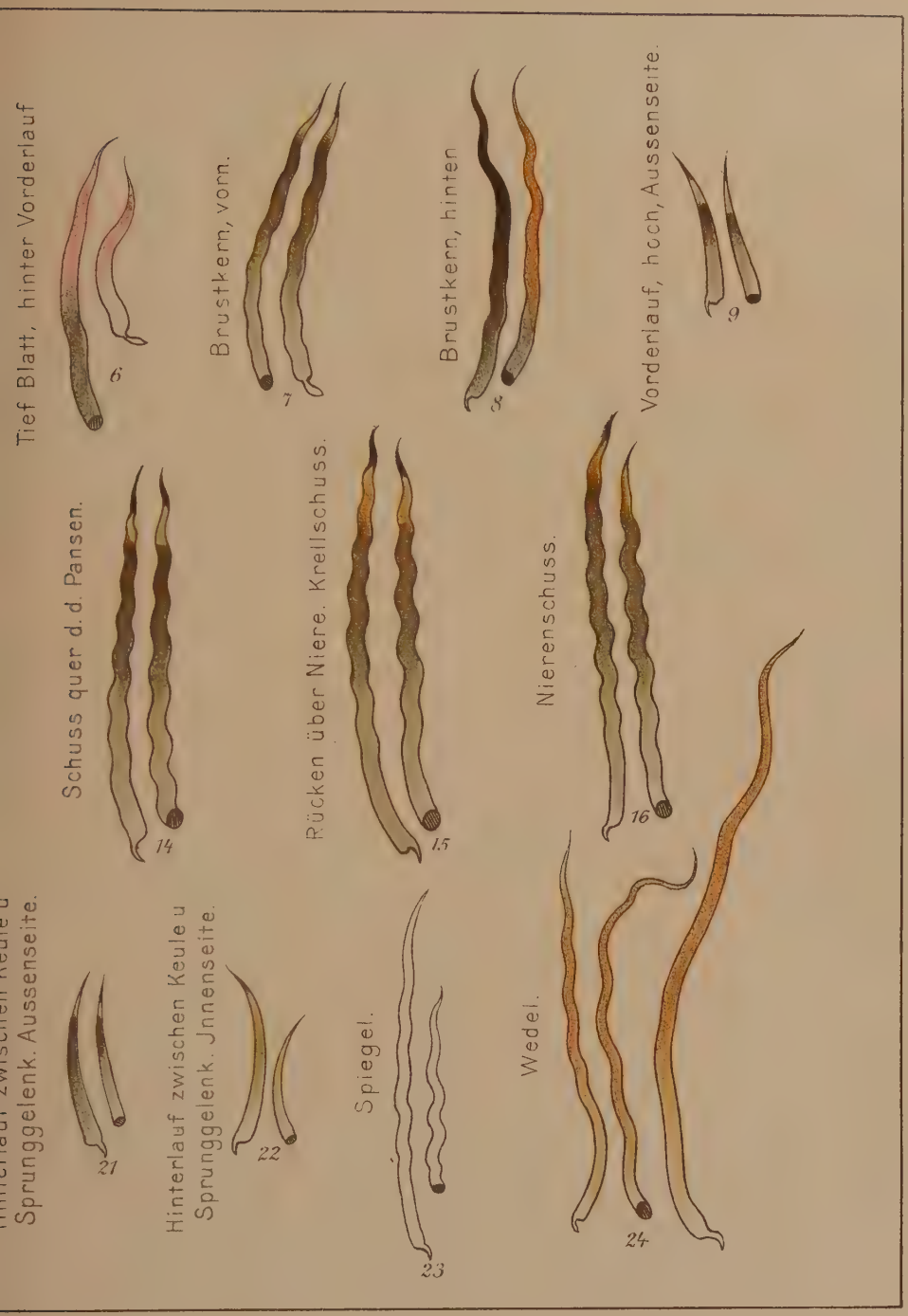
rlin SW., Hedemannstrasse 10.



Winterha

Jn annähernd natürlicher Länge u

Verlagsbuchhandlung Paul



es Kalbes.

cher Breite schematisch dargestellt.

erlin SW., Hedemannstrasse 10.

21. Hinterlaufschuß, zwischen Knie und Heesen, Außenseite: Mittelstark, mit wenig Wollhaar, schwach gerippt, Schaft hellgrau, Band ganz schmal, fahlrotgelb, Spitze kaum erkennbar, schwarz, ganze Haarlänge 35 mm.
22. Derselbe Schuß, Innenseite: Sehr dünn, ohne Wollhaar, schlicht, Schaft grauweiß, Spitze ein wenig dunkler, Band fehlt; ganze Haarlänge 15—20 mm.
23. Schuß durch den Spiegel: Dünn, mit ganz wenig weißem Wollhaar, leicht gerippt, Schaft reinweiß, nach der Spitze zu mit rötlichem Anflug, Spitze rötlich, Band fehlt; ganze Haarlänge ungleich, 15—50 mm.
24. Wedelschuß: Dünn und mittelstark, mit wenig rötlichem Wollhaar, groß und flach gerippt, Schaft, Band und Spitze ohne erkennbare Grenze, vom hellsten Fahlrot am unteren Schaft in das dunklere Fahlrot der Spitze übergehend; ganze Haarlänge 50—60 mm.

Winterhaar des Alttieres. Farbendrucktafel IV.

Das Haar ist im Querschnitt kreisrund.

1. Nackenhaar, Krellschuß: Dünn, mit dichtem, dunklem Wollhaar, leicht gerippt, Schaft schwarzbraun, Band fehlt, Spitze schwarz; ganze Haarlänge ungleich, 50—90 mm.
2. Halsmitte um Drossel: Mittelstark, mit wenig grauem Wollhaar, gerippt, Schaft blaßgrau, Band schmal, weißlich, Spitze kurz, dunkel; ganze Haarlänge 50 mm, einzelne ungerippte, sonst gleichartige Haare bis 80 mm lang.
3. Rücken über Blatt, Krellschuß: Mittelstark und dünn, mit dichtem, grauen Wollhaar, leicht gerippt, Schaft graubraun, teils mit Band, schmal, fahlrötlich, teils ohne Band, Spitze dunkel; ganze Haarlänge ungleich, 35—70 mm.
4. Hochblatt: Mittelstark mit grauem Wollhaar, gerippt, Schaft grau, Band schmal, fahlrotgelb, Spitze kurz, dunkel; ganze Haarlänge 40—50 mm.
5. Blatt Mittelhöhe: Stark, mit grauem Wollhaar, stark gerippt, Schaft grau, Band schmal, hellgelb, Spitze kurz, schwarz; ganze Haarlänge 40—45 mm.
6. Tiefblatt, hinter Vorderlauf: Sehr dünn, mit wenig weißem Wollhaar, schlicht bis ganz schwach gerippt, Schaft schmutzig weiß, Band fehlt, Spitze fuchsig, ganze Haarlänge ungleich, 30—60 mm.
7. Brustkern: Mittelstark, wenig Wollhaar, mäßig gerippt, Schaft hellgrau, Band fehlt, Spitze dunkel; ganze Haarlänge 40 mm.
8. Vorderlauf, hoch, Außenseite: Mittelstark, sehr wenig Wollhaar, schwach gerippt, Schaft hellgrau, Band sehr schmal, weißlich gelb, Spitze kurz, dunkel; ganze Haarlänge 30 mm.
9. Vorderlauf, hoch, Innenseite: Sehr dünn, ohne Wollhaar, schlicht; Schaft, Band und Spitze ohne Unterschied reinweiß; ganze Haarlänge 20—40 mm.
10. Rücken über Leber, Krellschuß; Mittelstark, mit grauem Wollhaar, gerippt, Schaft dunkelgrau, Band schmal, fahlgelbrot, Spitze schwarz; ganze Haarlänge 40—45 mm.
11. Hoher Leberschuß: Stark, mit grauem Wollhaar, stark gerippt, Schaft grau, Band schmal, fahlgelb, Spitze ganz kurz, dunkel; ganze Haarlänge 40—45 mm.
12. Mittlerer Leberschuß: Stark, mit wenig grauem Wollhaar, im oberen Teil stark gerippt, Schaft hellgrau, Band schmal, fahlgelb, Spitze ganz kurz, dunkel; ganze Haarlänge 40—45 mm.
13. Schuß quer durch den Pansen (tiefer Weidwundschuß): Stark, ganz wenig Wollhaar, gerippt, Schaft blaßgrau, Band verschwindend schmal, kaum erkennbar, hellgelb; Spitze sehr kurz, dunkel; ganze Haarlänge 25—35 mm.

14. Rücken über Niere, Krellschuß: Stark, mit grauem Wollhaar, gerippt, Schaft graubraun, Band schmal, fahlrotgelb, Spitze schwarz; ganze Haarlänge 40—45 mm.
15. Nierenschuß: Stark, mit grauem Wollhaar, ziemlich stark gerippt, Schaft grau, Band schmal, fahlrotgelb, Spitze kurz, schwarz; ganze Haarlänge 40—45 mm.
16. Flanken- oder Flämenschuß (Schuß durch das kleine Gescheide): Stark, mit wenig Wollhaar, ziemlich stark gerippt, Schaft blaßgrau bis weißlich, Band fehlt, Spitze dunkler; ganze Haarlänge 35—40 mm.
17. Tiefer Flanken- oder Flämenschuß (Streifschuß, Unterseite): Mittelstark bis dünn, ohne Wollhaar, mäßig und flach gerippt, Schaft reinweiß, Band fehlt, Spitze sehr dünn und lang, mit gelblichem Anflug; ganze Haarlänge 40—45 mm.
18. Hoher Keulenschuß: Stark, mit grauem Wollhaar, im oberen Teil stark gerippt, Schaft dunkelgrau, Band fahlrotgelb, Spitze dunkel; ganze Haarlänge 50—55 mm.
19. Mittelhoher Keulenschuß: Stark mit grauem Wollhaar, schwach gerippt, Schaft grau, Band sehr schmal, fahlhellgelb, Spitze dunkel; ganze Haarlänge 30—35 mm.
20. Hinterlauf, zwischen Knie und Heesen, Außenseite: Mittelstark, wenig Wollhaar, ganz schwach gerippt, Schaft hellgrau, Band sehr schmal, sehr hell fahlrotgelb, Spitze ganz kurz, dunkel; ganze Haarlänge 20—25 mm.
21. Derselbe Schuß, Innenseite: Sehr dünn, kein Wollhaar, schlicht, von der Wurzel bis zur Spitze reinweiß; ganze Haarlänge ungleich, 20—70 mm.
22. Schuß durch den Spiegel: Auffallend stark und spröde, wenig weißliches Wollhaar, sehr stark gerippt, Schaft reinweiß, allmählich in ein wenig abgesetztes, fuchsiges Band übergehend, Spitze nicht abgesetzt, dunkler, fuchsig; ganze Haarlänge 60—70 mm.
23. Schuß durch den Wedel: Mittelstark, wenig Wollhaar, flach gerippt; Schaft, Band und Spitze ohne erkennbare Abgrenzung, allmählich von Weiß in ein fahles Rostrot übergehend; Spitze sehr dünn und lang; ganze Haarlänge 50—60 mm.

Winterhaar des Hirschkalbes. Farbendrucktafel V.

Das Haar ist im Querschnitt kreisrund.

1. Nackenhaar, Krellschuß: Dünn bis mittelstark, mit grauem Wollhaar, gerippt, Schaft graubraun, Band schmal, fahlrotgelb, Spitze schwarz; ganze Haarlänge 50—60 mm.
2. Halsmitte um Drossel: Mittelstark, mit wenig grauem Wollhaar, gerippt, Schaft grau, Band meist schmal, hellfahlgelb, Spitze dunkel; ganze Haarlänge 50—55 mm.
3. Rücken über Blatt, Krellschuß: Dünn bis mittelstark, mit grauem Wollhaar, gerippt, Schaft bräunlichgrau, Band schmal, fahlrotgelb, Spitze dunkel; ganze Haarlänge 50—55 mm.
4. Hochblatt: Mittelstark, mit grauem Wollhaar, gerippt, Schaft bräunlichgrau, Band sehr schmal, fahlgelbrot, Spitze dunkel; ganze Haarlänge 40—45 mm.
5. Blatt, Mittelhöhe: Mittelstark, mit grauem Wollhaar, gerippt, Schaft grau, Band sehr schmal, fahlrotgelb, Spitze dunkel; ganze Haarlänge 35—40 mm.
6. Tiefblatt, hinter Vorderlauf: Sehr dünn, ohne Wollhaar, schlicht, Schaft grauweißlich, mit rötlichem Anflug, ohne Band, in der sehr feinen und langen Spitze dunkler; ganze Haarlänge ungleich, 30—60 mm.
7. Brustkern, vorn: Mittelstark, sehr wenig Wollhaar, wenig gerippt, Schaft grau, Band sehr schmal, fahlrotgelb, Spitze dunkel; ganze Haarlänge 40—45 mm.
8. Brustkern, hinten: Mittelstark, sehr wenig Wollhaar, schwach gerippt, Schaft grau, allmählich ohne Band in die lange, schwarzbraune Spitze übergehend; bei einzelnen Haaren der obere Teil fuchsig; ganze Haarlänge 40—50 mm.

9. Vorderlauf, hoch, Außenseite: Dünn, ohne Wollhaar, schlicht, Schaft grau, Band sehr schmal, fahlrotgelb, Spitze dunkel; ganze Haarlänge 20 mm.
10. Vorderlauf, hoch, Innenseite: Sehr dünn, ohne Wollhaar, schlicht; Schaft, Band und Spitze schmutzigweiß bis reinweiß; ganze Haarlänge ungleich, 10—30 mm.
11. Rücken über Leber, Krellschuß: Dünn bis mittelstark, mit grauem Wollhaar, gerippt, Schaft graubraun, Band schmal, fahlrotgelb, Spitze schwarz; ganze Haarlänge 50—60 mm.
12. Hoher Leberschuß: Mittelstark, mit grauem Wollhaar, gerippt, Schaft dunkelgrau, Band schmal, fahlrotgelb, Spitze dunkel; ganze Haarlänge 45—55 mm.
13. Mittlerer Leberschuß: Mittelstark, mit grauem Wollhaar, gerippt, Schaft grau, Band schmal, fahlrotgelb, Spitze dunkel; ganze Haarlänge 45—50 mm.
14. Schuß quer durch den Pansen (tiefer Weidwundschuß): Mittelstark, mit grauem Wollhaar, gerippt, Schaft hellgrau, Band schmal, fahlrotgelb, Spitze dunkel; ganze Haarlänge 45—50 mm.
15. Rücken über Niere, Krellschuß: Mittelstark, mit grauem Wollhaar, gerippt, Schaft grau, Band schmal, fahlrotgelb, Spitze dunkel; ganze Haarlänge 55—60 mm.
16. Nierenschuß: Mittelstark, mit grauem Wollhaar, gerippt, Schaft grau, Band schmal, fahlrotgelb, Spitze dunkel; ganze Haarlänge 50—55 mm.
17. Flanken- oder Flämenschuß (Schuß durch das kleine Gescheide): Mittelstark, mit grauem Wollhaar, mäßig gerippt, Schaft hellgrau, Band schmal, fahlrotgelb, Spitze dunkel; ganze Haarlänge 40—50 mm.
18. Tiefer Flanken- oder Flämenschuß (Streifschuß, Unterseite): Mittelstark, mit wenig weißem Wollhaar, mäßig gerippt, Schaft reinweiß, Band sehr breit, fuchsig, Spitze lang und dünn, fuchsig, wie Band; ganze Haarlänge 50—55 mm.
19. Hoher Keulenschuß: Mittelstark, mit grauem Wollhaar, mäßig gerippt, Schaft grau, Band sehr schmal, fahlrotgelb, Spitze dunkel; ganze Haarlänge 45—50 mm.
20. Mittelhoher Keulenschuß: Mittelstark, mit grauem Wollhaar, schwach gerippt, Schaft grau, Band meist sehr schmal, fahlhellgelb, Spitze sehr kurz, dunkel; ganze Haarlänge 35—40 mm.
21. Hinterlauf, zwischen Knie und Heesen, Außenseite: Dünn, mit wenig Wollhaar, schlicht, Schaft grau, Band sehr schmal, fahlhellgelb, Spitze sehr kurz, dunkel; ganze Haarlänge 25 mm.
22. Derselbe Schuß, Innenseite: Dünn, wenig Wollhaar, schlicht, Schaft hellgrau, Band nicht scharf abgesetzt, heller, Spitze dunkler; ganze Haarlänge 20—25 mm.
23. Schuß durch den Spiegel: Mittelstark, wenig Wollhaar, gerippt; Schaft, Band und Spitze reinweiß; ganze Haarlänge ungleich, 30—50 mm.
24. Wedelschuß: Mittelstark, mit viel Wollhaar, groß und flach gerippt; Schaft, Band und Spitze fahlrostrot. Spitze sehr lang und dünn; ganze Haarlänge ungleich, 50—90 mm.

Sowohl auf den Tafeln wie in der Beschreibung*) fehlt das Kopfhaar und dasjenige des unteren Laufteils. Diese Auslassung hat ihren Grund in der Winzigkeit

*) Es sei besonders hervorgehoben, daß die Abbildungen wie die Beschreibung des Haares sich auf Darßer Wild beziehen und keineswegs den Anspruch auf allgemeine Gültigkeit machen. Sie sollen den Nachweis erbringen, wie verschiedenartig das Haar des Rotwildes in einem bestimmten Revier ist — ich habe zwar Grund zu der Annahme, daß die angegebenen Unterschiede auch in anderen Revieren zutreffen, empfehle aber bei ihrer Anwendung vorherige Prüfung.

dieser Haare, die ihre Darstellung in natürlicher Länge erschwert. Eine Beschreibung ist auch insofern überflüssig, als solche Haare als Einzelhaare auf dem Anschuß doch nur selten gefunden werden, und als für derartige Schüsse die übrigen Pürschzeichen meist einen hinreichend genauen Schluß über den Sitz der Kugel ermöglichen. Faßt die Kugel den Kopf, am Ober- oder Unterkiefer, so daß das Stück nicht verendet im Dampf bleibt, so wird man Zähne oder Knochensplitter nebst Hautfetzen auf dem Anschuß finden, die über den Erfolg des Schusses keinen Zweifel zulassen. Faßt sie aber den unteren Teil des Laufes, so gibt zunächst das Zeichnen des Wildes — Einknicken nach der Seite, an der die Stütze zerschmettert wurde — einen Anhaltspunkt; es finden sich Splitter vom Röhrenknochen auf dem Anschuß oder, falls nur ein Streifschuß vorliegt, Hautfetzen, die mit ganz kurzen Haaren besetzt sind. Das Stück schont aber dann häufig den getroffenen Lauf. Abgesehen von allen diesem wird ein sicherer Schütze wenigstens, wenn er auf stehendes oder ziehendes Wild geschossen hat — und auf solches Wild wird der weitaus größte Teil aller Kugeln abgegeben —, sich über seinen Schuß immer soweit klar sein, daß er weiß, ob er auf Kopf oder Lauf abgekommen ist.

Wie eine Betrachtung der Tafeln zeigt, fallen die Unterschiede in Färbung und Form des Haares am meisten ins Auge beim Sommerhaar des Hirsches, am wenigsten beim Winterhaar des Kalbes. Bei dem letzteren sind sie, was das Rumpfhaar unter sich betrifft, so gering, daß sie auf der Jagd nicht mehr zu verwerten sind. Ich habe trotzdem die Tafel V mit aufgenommen, teils der Vollständigkeit halber, teils um den Leser in den Stand zu setzen, sich aus eigener Anschauung ein zutreffendes Bild zu machen. Es bedarf keiner Hervorhebung, daß die Unterschiede zwischen den einzelnen Haaren ihrer vergrößerten Breite wegen auf den Tafeln größer erscheinen als in Wirklichkeit; doch sind sie in der Natur immerhin groß genug, daß das unbewaffnete Auge sie hinreichend genau erkennen kann.

Auf den ersten Blick erscheint es dem Anfänger eine etwas starke Zumutung, sich diese teils gröberen, teils recht feinen Unterschiede zu merken. Aber abgesehen davon, daß die Erlernung jeder Kunst ihre Schwierigkeit hat — und die weidgerechte Ausübung der Jagd, insbesondere die der hohen Jagd, ist eine Kunst, das heißt eine Sache des praktischen Könnens — vermindern sich für den vorliegenden Fall diese Schwierigkeiten dadurch bedeutend, daß ein gewisser Plan in der Verschiedenartigkeit des Haares ist. In der Richtung von oben nach unten und gleichzeitig von vorn nach hinten verliert die Spitze an Länge und dunkler Färbung, bis auf die Keulen, wo diese Veränderung nur in der Richtung von oben nach unten erfolgt. Dasselbe ist mit der Färbung des Schaftes der Fall, der je mehr nach oben desto dunkler erscheint und auf der Unterseite ganz weiß wird. Die schwarze Färbung ganzer Körperteile an sich, wie zum Beispiel am Brustkern des Hirsches, veranlaßt natürlich eine entsprechende Ausnahme. Am stärksten ist das Haar in der Mittelhöhe des Rumpfes; dort ist es auch am stärksten gerippt. Die Lebhaftigkeit des Farbentons des Bandes nimmt von oben nach unten ab, bis dieses völlig verschwindet.

Wenn der Anfänger das berücksichtigt, so wird es ihm nicht schwer werden, sich bald eine richtige Vorstellung von der Sache zu machen. Aber er soll diese

nicht etwa aus dem vorliegenden Buch gewinnen. Für die Zwecke des praktischen Jagdbetriebes sind die Tafeln II—V nicht angefertigt worden — sie sollen einzig und allein den Nachweis von der Verschiedenheit des Haares bringen und dem Anfänger durch den Augenschein die Überzeugung verschaffen, daß die genaue Kenntnis dieser Verschiedenartigkeit erworben werden kann, und wie wichtig sie für eine geordnete Nachsuche ist.

Wenn mir dieser Nachweis gelungen ist, bin ich zufrieden — der junge Weidmann aber lege sich eine Mappe mit mehreren starken Pappebogen an und benutze jede Gelegenheit, durch genaue, planmäßige Entnahme von Hautstückchen mit dem Haar sich eine Sammlung anzulegen, an der er die Unterschiede erlernt. Das Haar auszureißen ist nicht gut, weil es dabei leicht die Form verliert, plattgedrückt wird, und die Rippungswellen glattgezogen werden. Daher schneidet man am besten mit der Schere kleine Hautstückchen 10 cm breit, 20 cm lang, aus der Decke erlegten Wildes und klebt sie sofort auf die Pappe, die mit Einteilung und Bezeichnung bereits versehen ist. Bei dem Studium des Haares wird dann mit einer Pincette ein möglichst unten am Wurzelhals erfaßtes Haar herausgezogen oder mit der Schere abgeschnitten, um es mit anderen, ebenso behandelten zu vergleichen und sich dabei die Unterschiede zu merken. Eine Sammlung ähnlicher Art ist vom Königl. Förster W. Bieling in den Handel gebracht: „Die Pürschzeichen beim Rotwilde", Neudamm, J. Neumann. Sie geht jedoch von dem nicht zutreffenden Grundsatz aus, daß das Haar des Wildes sich allerorten gleich sei, macht keinen durchgehenden Unterschied zwischen dem Haar des Hirsches und Tieres (nur beim Schuß durch die Drossel) und gar keinen zwischen Sommer- und Winterhaar; während doch das Haar vieler Hirsche sich stark von dem der Tiere unterscheidet, und zwischen Sommer- und Winterhaar bei Hirsch und Tier die größten Verschiedenheiten bestehen.

Wie es dem Anfänger schwer wird die Rehfährte von der eines Schafes zu unterscheiden, eine Schwierigkeit, deren Möglichkeit er nach kurzer Zeit der Übung verneinen möchte, so geht es auch mit dem Haar. Nur Übung und Ausdauer krönen den Erfolg, der ihn dann aber für die größte weidmännische Leistung: die richtige Anordnung einer schwierigen Nachsuche, genügend vorbereitet zeigen wird.

So lange man in seiner Sammlung das eine Haar gegen das andere vergleichen kann, ist die richtige Bestimmung verhältnismäßig leicht — aber draußen auf dem Anschuß, wo jeder Vergleich fehlt, und wo die Ruhe des Weidmanns wegen Unsicherheit über den Erfolg seines Schusses häufig recht viel zu wünschen übrig läßt, da ist sie oft sehr mißlich. Nun kommt es aber auf die kitzlichsten Sachen nicht gerade immer an; den Unterschied des hohen Blattschusses z. B. von dem in Mittelhöhe erleichtert das Wild selbst dadurch, daß es im ersteren Fall gleich im Feuer bleibt; der tiefe Blattschuß ist aber von dem mittelhohen unschwer zu unterscheiden. Alle guten Rumpfschüsse ergeben meist eine leichtere Nachsuche. Am schlimmsten sind die Weidwundschüsse, und von diesen weitaus der böseste: der Schuß quer durch den Pansen. Wie steht es hier mit dem Haar? Es ist bei einiger Übung sicher anzusprechen und unterscheidet sich von dem Haar der Blatt- und Leberschüsse merklich, auch ohne die Gelegenheit zum Vergleichen.

Daß man bei der Beurteilung des Schusses nach dem Haar wissen muß, ob das getroffene Stück auffallend hell oder dunkel war, möchte ich noch ausdrücklich hervorheben, weil das besonders für die Beurteilung des Bandes von Wichtigkeit ist. Denn der Farbenton des Bandes ist es, der dem Wild eine im ganzen hellere oder dunklere Färbung verleiht.

Nun höre ich schon sagen: Ja, das ist alles recht gut, aber wie soll man das Haar denn finden? Darauf erwidere ich: Das geschärfte Auge des im Ansprechen des Haares geübten Weidmanns findet, sobald er den Anschuß mit hinlänglicher Sicherheit weiß, jedes einzelne Haar. Selbstverständlich vermag nur Übung das Auge für diesen kleinen, aber seiner Form nach sehr auffallenden Gegenstand in diesem Grade zu schärfen.

Wenn ein Stück Wild breit von der Kugel durchschlagen ist, so findet man häufig auf dem Anschuß zwei Büschel Haare; das eine rührt vom Einschuß her, das andere vom Ausschuß. Diese Büschel sind meistens so ins Auge fallend, daß sie auch der Ungeübte nicht übersieht. Häufig aber auch finden sich diese Büschel nicht, und dann heißt es nach Einzelhaaren suchen. Letztere fallen auf dunklem Laub und bei nassem Wetter, wo der ganze Bodenüberzug frischere Farben hat, auf dem Wasser leicht ins Auge, sind auch auf dem Buchenlaub und auf glatter Nadelstreu, wie auf Moos nicht schwer zu entdecken; im Heidekraut, im Grase, auf Sand und felsigem Grund macht ihre Auffindung jedoch größere Schwierigkeiten. Nach dem Regen und im Tau bleibt das Haar an Grashalmen, am Gebüsch und an den höheren Teilen des Bodenüberzuges kleben und ist hier leicht zu finden; wenn es nicht bei nasser Decke des Wildes an dieser hängen bleibt. Helleres Haar, besonders aber weißes, verlangt bei Schnee sehr große Aufmerksamkeit, während sich hier das schwarze schon von weitem kenntlich macht. Selbstverständlich findet man kein Haar, wenn man in aufrechter Stellung, sozusagen von oben herab, den Anschuß mustert — hier muß auch der Höchste auf die Knie, wenn er Haar finden will; — hat man aber erst eins gefunden, so geht es wie mit den Sternen am Abendhimmel: sie werden immer mehr.

Ob man viel oder wenig Haar auf dem Anschuß findet, hängt von dem getroffenen Körperteil, der Stellung des Wildes, vom Kaliber des Geschosses, der Jahreszeit und von sonstigen Zufälligkeiten ab. Streifschüsse pflegen immer auffallend viel Haar zu liefern; derartige Schüsse, spitz von vorn oder hinten, lassen manchmal so viel Haar auf dem Anschuß, daß man glauben möchte, in die Werkstatt eines Polsterers zu kommen. Wenn die Kugel breit auf den Wildkörper trifft, so schneidet sie, wie Abb. 163 darstellt, von einem Teil des Haares die Spitzen, von dem anderen mehr oder minder den ganzen Schaft ab, und dasjenige Haar, das sie mit ihrer Kopffläche bedeckt, zermalmt sie. Das letztere ist das oftmals zu findende, doppelt und mehrfach zerschossene Haar, von dem manche glauben, es sei das Zeichen eines besonders guten Treffers; während es sich, wie in der Natur der Sache liegt, auch bei schlechten Schüssen finden muß und tatsächlich findet. Weil das Rumpfhaar seinen „Strich" nach hinten hat, so liefert ein in der Richtung dieses Striches auftreffendes Geschoß, bei dem Schrägschuß von hinten, auf der Einschußseite wenig Haar, dagegen auf der Ausschußseite mehr. Bei Schrägschuß von vorn ist das Umgekehrte der Fall.

Daß stärkere Kaliber mehr Haar liefern als kleinere, liegt auf der Hand. In der Regel liefert die 11 mm-Jagdbüchse solches in hinreichender Menge; bei den schnell fliegenden Geschossen reicht 8 mm gerade aus, 9 mm liefert dagegen schon viel Haar. Auch die Form der Geschoßspitze ist von Bedeutung für die Einschußseite; je spitzer, desto weniger, je stumpfer, desto mehr Haar.

Daß man im Sommer, wo das Haar weit kürzer und weniger dicht steht als im Winter, größere Aufmerksamkeit anwenden muß, versteht sich von selbst. Bei windigem, trocknem Wetter wird das Haar weithin zerstreut. In diesem Fall ist es natürlich oft schwer, oft gar nicht zu finden.

Auf viel besuchten Äsungsplätzen, auf Wechseln und an Suhlen wird man bei der Suche nach Schnitthaar häufig Haar finden, das gar nicht von dem beschossenen Wild herrührt. Solches klebt am Boden, hat ein unscheinbares Aussehen, ist oft mehrfach geknickt und ist, wenn es Winterhaar war, nicht mehr rund im Querschnitt — mit einem Wort, solches Haar ist alt und dem Wild vielleicht schon vor Jahren ausgefallen. Der Anfänger sollte, um im entscheidenden Augenblicke durch derartige Funde nicht unsicher zu werden, es öfter aufsuchen und sich mit dem Aussehen bekannt machen — er wird dann nie in die Lage kommen, solch altes Haar mit frischem Abschußhaar zu verwechseln. Bei frischem Schnitthaar ist die Schnitt- oder Bruchfläche stets reinweiß.

Manchmal findet man am Abschußhaar größere oder kleinere Hautfetzen hängen. Viele sind der Meinung, daß es sich in einem solchen Fall stets um einen Streifschuß handele. Indes ist das nicht immer so, insofern, als zwar Streifschüsse in der Regel auf dem Anschuß neben vielem Haar auch Hautfetzen hinterlassen, als aber auch die Ausschüsse in vielen Fällen Haar mit Hautfetzen ergeben. Es wird daher Sache des Jägers sein, zu bestimmen, was für Haar an einem gefundenen Hautfetzen sitzt, um in Verbindung mit den übrigen Merkmalen ein Urteil zu haben, ob es sich um einen Streifschuß handelt oder nicht.

Es möge nun keiner meiner Leser glauben, daß ihm zugemutet werden soll gar noch mit Lupe oder Mikroskop auf die Jagd zu ziehen, um mit den Unterschieden des Haares fertig zu werden — nein, alles, was an bildlichen und schriftlichen Darstellungen über diesen Gegenstand hier gebracht ist, ist ohne Hilfe eines Glases, nur mit dem unbewaffneten Auge draußen beim Betrieb der Jagd erfahren und erlernt und hier in gleicher Weise wiedergegeben. Um das Haar als das wichtigste Hilfsmittel für eine sorgsame Nachsuche zu benutzen, dazu bedarf es nur gesunder, guter Augen, wie sie der Weidmann haben soll; das weitere muß Übung und Fleiß bringen.

Wer aber im Ansprechen des Haares sicher ist, der verfügt bei der Nachsuche über ein Rüstzeug, das nicht zu übertreffen ist.

In den jagdlichen Lehrbüchern und Zeitschriften wird oft ein besonders großer Nachdruck auf das Auffinden des Schweißes auf dem Anschuß gelegt, um danach den Sitz der Kugel anzusprechen. Das ist offenbar mehr nacherzählt, als selbst erprobt; und in den meisten Fällen aus dem Grund unausführbar, weil auf dem Anschuß Schweiß nur selten vorhanden ist; am meisten zwar bei schlechten Schüssen, sowie in dem Fall, daß die durchschlagende Kugel ihn aus dem Ausschuß

mit sich reißt, wo er dann hinter dem Stück — vom Schützen aus — liegt. In der Regel findet man bei guten Schüssen den Schweiß erst 10—20 Schritt vom Anschuß. Er kommt also für dessen Feststellung und — für die Tatsache, ob man getroffen hat — auf dem Anschuß selbst nur selten in Frage.

Die Auffindung eines einzigen Schnitthaares aber sagt mir, ob und mit hoher Wahrscheinlichkeit wo ich getroffen habe, und damit ist mit einem Schlag die ganze Nachsuche auf eine sichere Grundlage gestellt, die in Verbindung mit weiteren Pürschzeichen deren geordnete Vornahme ermöglicht. Liegt hierin der gewaltige Vorteil der näheren Kenntnis von den Eigenschaften des Haares und der Übung in ihrer Anwendung, so gewährt der Besitz einer Haarsammlung die Annehmlichkeit, unter Umständen durch Vergleichung Gewißheit über den Sitz der Kugel zu erlangen und etwa noch am folgenden Tage die sonst aufgegebene Nachsuche wieder aufzunehmen, sowie endlich, sich über unschädliche Schüsse, die wieder ausheilen, zu beruhigen.

Der Schweiß.

Dieses Pürschzeichen ist, wie schon vorhin gesagt, seltener auf dem Anschuß selbst, als im weiteren Verlauf der Rot- oder Schweißfährte zu finden. Es ermöglicht unter Umständen ein sicheres Ansprechen des getroffenen Körperteils, besonders auf frischer Fährte. Nach der Farbe unterscheidet man Lungenschweiß, Herzschweiß, Leberschweiß, Weidwundschweiß und Wildpretschweiß. (Vergleiche die Tafel VI, auf der der Herzschweiß fehlt.) Oft ist auch der Schweiß mit Teilen der verletzten Organe sowie deren Inhalt vermengt. Ist der Wildkörper von der Kugel durchschlagen, so findet man Schweiß auf beiden Seiten der Fährte. Wenn nur ein Einschuß, aber kein Ausschuß vorhanden ist, so liegt der Schweiß auf der Einschußseite. Ist der Einschuß oder der Ausschuß durch die Decke geschlossen oder durch Feist oder Gescheide verstopft, so liegt der Schweiß auf der offenen Seite. Sind Ein- und Ausschuß geschlossen oder verstopft, so findet sich äußerst wenig oder gar keiner. Läuft der Schweiß an einem Lauf, der nicht umherschlenkert, herunter, so liegt er in der Fährte; schlenkert der Lauf, so liegt er weit umhergespritzt neben der Fährte. Ob sich viel oder wenig auf der Rotfährte findet, hängt von dem getroffenen Organ oder Körperteil an sich, von dem Umstand, ob die Kugel größere oder kleinere Blutgefäße zerrissen hat, und ferner davon ab, ob sie hoch oder tief sitzt. Blutreiche Gefäße ergeben natürlich viel Schweiß; reine Wildpretschüsse schweißen sofort, um nach und nach aufzuhören. Bei hohen Schüssen sammelt sich der Schweiß innerhalb der Brust- oder Bauchhöhle; sie ergeben wenig Schweiß. Bei tiefen Schüssen ist das Innere des Körpers nicht imstande, ihn zu halten; er fließt aus, und daher schweißen diese besser. Bei hohen Wildpretschüssen nimmt die Decke den herablaufenden Schweiß auf und hält einen großen Teil fest; sie schweißen weniger und später als tiefere.

Je schneller das Wild flüchtet, um so mehr verteilt sich der Schweiß auf längere Strecken, um so weniger liegt in der Fährte; je kürzer es wird, gleichen Schweißverlust vorausgesetzt, um so reichlicher liegt er.

Nicht immer findet sich auf jeder Seite der Fährte, doppelseitiges Schweißen vorausgesetzt, gleichartiger Schweiß; am wenigsten ist das bei Schrägschüssen der

Schweissarten

1. Lungenschweiss. 2. Wildpretschweiss. 3. Leberschweiss. 4. Weidewundschweiss.

Verlagsbuchhandlung Paul Parey in Berlin S.W. Hedemannstr. 10.

Fall. Derartige Schweißfährten lassen meistens einen sehr sicheren Schluß zu auf die Art der Verwundung.

Betrachten wir nach diesen allgemeinen Ausführungen den Schweiß bei den einzelnen Schüssen:

1. Schuß durch das Geäse, Ober- oder Unterkiefer: Durch den Speichel verdünnter blasser, schleimiger Schweiß, in langen Fäden zu beiden Seiten der Fährte. Das Wild „sabbert".
2. Schuß durch die Drossel: Der Schweiß hat die Farbe des Wildpretschweißes, falls die Lunge nicht mitverletzt wurde; doch hat er große Blasen und liegt, durch die Ausatmung auf der Flucht gewaltsam herausgestoßen, weit von der Fährte ab, zu beiden Seiten, oft sehr reichlich.
3. Schuß durch den Schlund: Sehr wenig Schweiß mit dem grünlichen Inhalt des Schlundes vermischt, von schmutziger, dunkler Farbe, in der Fährte liegend.
4. Mittelhoher Blattschuß, hoher Lungenschuß: Meist wenig Schweiß von hell orangeroter Farbe, schaumig, neben der Fährte liegend, selten beim Ausatmen verspritzt. Oft schweißen solche Schüsse gar nicht; ich habe bei Schnee wiederholt diese Beobachtung gemacht. Der erste Schweiß fand sich erst wenige Schritt vor dem verendeten Wild. Wie wichtig für die Nachsuche nach solchen Schüssen die Bestimmung des getroffenen Körperteils aus dem Haar ist, liegt auf der Hand.
5. Tiefer Blattschuß, Lungenschuß: Auf dem Anschuß oft von der Kugel herausgerissene Lungenteilchen nebst einigen Spritzern Schweiß, nach 15 bis 20 Schritt zu beiden Seiten der Fährte viel hell-orangeroter, feinblasiger, schaumiger Schweiß; derselbe Schweiß, durch das Geäse ausgeblasen, in der Fährte. Da das tödlich getroffene Wild im weiteren Flüchten immer kürzer wird, so mehrt er sich bis zum Zusammenbrechen zusehends.
6. Tiefer Blattschuß, Herzschuß: Schweiß sehr dunkel, reichlich, zu beiden Seiten der Fährte, oft mit großen Blasen, aber nicht schaumig; so getroffene Stücke schweißen oft vom Anschuß an, immer aber schon etwa 5—8 Schritt davon entfernt.
7. Leberschuß: Schweiß beginnt 15—20 Schritt vom Anschuß, ist braunrot und liegt in großen Tropfen zu beiden Seiten der Fährte, die sich mehren, je kürzer das Stück wird. Sehr häufig sind Leberteilchen darin enthalten, die beim Zerreiben zwischen den Fingerspitzen sich „griesig" anfühlen. Im Zweifel entscheidet der Geschmack mit Sicherheit, ob ein Leberschuß vorliegt.
8. Weidwundschuß durch das große Gescheide, den Pansen: Sehr wenig, ganz heller, dünner Schweiß; nach 20—30 Schritt beginnend, mit dem grünlichen Inhalt des Pansens, der meist gröber ist als der des kleinen Gescheides, vermengt, so daß der Schweiß eine schmutzige Färbung erhält. Ist die sehr blutreiche Milz getroffen, so fällt er in dicken, ganz dunklen Tropfen, die neben der Fährte liegen.
9. Flanken- oder Flämenschuß, Schuß durch das kleine Gescheide: Wenig Schweiß, meist mehr grünlich als rötlich, neben der Fährte liegend,

in einzelnen Tropfen. Bei den Weidwundschüssen ist der Geschmack ein ebenso sicherer Führer als beim Leberschuß.

10. Nierenschuß: Der Schweiß ist dunkelrot und liegt in dicken Tropfen zur Seite der Fährte, jedoch meist in weiteren Abständen; nicht selten fehlt er gänzlich, weil er im Innern der Bauchhöhle bleibt oder vom Haar aufgesogen wird.
11. Keulenschuß: Schweiß von der Farbe des Wildpretschweißes, anfangs reichlich, später nachlassend, liegt in der Fährte.
12. Laufschüsse (Knochenschüsse): Schweiß anfangs reichlich, von der Farbe des Wildpretschweißes; bei hohen Laufschüssen liegt er in der Fährte; je tiefer die Kugel sitzt, desto weiter wird er, so lange das Stück stärker schweißt, zu beiden Seiten umhergespritzt. Nach Aufhören des stärkeren Schweißens findet er sich weniger und mehr in der Fährte.

Allgemein gilt, daß von tiefen Herzschüssen abgesehen, gute, tödliche Schüsse anfangs weniger, nachher stärker und anhaltend schweißen; während Wildpret-, Krell- und Laufschüsse anfangs mehr oder weniger stark schweißen und später gänzlich aufhören.

Derjenige Schweiß, der sich im Verlauf der Nachsuche an Bäumen, Sträuchern, hohen Grashalmen und dergleichen abgestreift findet, läßt einen Schluß auf die Höhe der Verletzung am Wildkörper zu; er ist daher unter Umständen von besonderem Wert.

Je länger der Schweiß liegt, also je älter die Fährte ist, um so unsicherer wird sein richtiges Ansprechen, bis er schließlich einen Schluß auf den Sitz der Kugel überhaupt nicht mehr zuläßt. Am leichtesten wird er wahrgenommen auf grünem Laub, auf Grashalmen, grünem Farn- und anderem Kraut, auf hellem Sand, weißlichem Gestein und vor allen Dingen auf dem Schnee; am schwierigsten ist er zu erkennen im Heidekraut, wenn es braun ist, auf dem roten Nadelpolster, trocknem Buchenlaub und dürren Ästen. Da die eine Farbe die andere beeinflußt, so ist die Farbe des Schweißes immer auch von derjenigen ihrer Unterlage abhängig; ein und derselbe Schweiß kann daher auf verschiedenem Untergrund recht verschiedenartig aussehen.

Außerdem sind die Möglichkeiten der Verletzung innerhalb des Wildkörpers so groß, daß die vorbeschriebenen Schweißeigenschaften immer nur ein Bild des großen Durchschnitts geben können, von dem allerlei Ausnahmen vorkommen.

Indessen, auch unter den schwierigsten Verhältnissen soll dem Jäger kein Spritzer entgehen; sonst würde er gar bald die richtige Beurteilung der Arbeit seines Hundes und ein Hauptmittel zu dessen Kontrolle beim Einarbeiten verlieren.

Sowohl auf dem Anschuß selbst, wie in und neben der Rotfährte finden sich zuweilen noch weitere Pürschzeichen in Gestalt von Knochensplittern, Mark, Zähnen, Wildpret- und Schalenstücken. Sie bilden für die Nachsuche wichtige Hilfsmittel unter der Voraussetzung, daß der junge Weidmann sich mit allen Einzelheiten des Wildkörpers auf das genaueste bekannt gemacht hat. Dann ergibt sich die weitere Nutzanwendung von selbst. Doch sei hier noch bemerkt, daß die Auffindung von Mark immer auf die Verletzung eines Röhrenknochens hinweist, daß oft bei guten Blattschüssen Rippenteilchen auf dem Anschuß liegen, sowie, daß das Wildpret am Wedel grünlich ist.

Wenn ich im Vorstehenden auch dem einen Pürschzeichen einen höheren Wert beigelegt habe, als dem andern, so möchte ich den Anfänger doch eindringlich warnen, etwa das eine auf Kosten des andern zu bevorzugen. Für den Erfolg der Nachsuche hat jedes Zeichen seinen Wert und nur aus der richtigen Würdigung aller gefundenen Pürschzeichen entsteht ein zutreffendes Bild der Verwundung. Nur aber auf der Grundlage dieses vermag der Weidmann das getroffene Wild sicher und schnell von seinen Qualen zu erlösen und in seinen Besitz zu bringen.

Die Feststellung des Anschusses.

Nach Abgabe des Schusses richtet sich das Streben des Weidmanns, falls das Wild nicht im Feuer blieb oder nicht in Sicht des Schützen zusammenbrach, auf die Auffindung des Anschusses. Auch selbst, wenn er das Stück zusammenbrechen sah, ist es der Übung halber zu empfehlen, immer zunächst den Anschuß festzustellen und dann erst dem kranken Stück auf der Fährte nachzuarbeiten.

Zunächst läßt man das außer dem beschossenen noch vorhandene Wild sich gänzlich verziehen. Dann heftet man, nachdem die Schußrichtung hinreichend bezeichnet ist, in Höhe der Visierlinie ein weißes, weil weit sichtbares Taschentuch mit Hilfe des Messers oder einer abgeschnittenen Stange an die Seite des Baumes oder Strauches, hinter dem man Deckung gefunden hatte, so an, daß es genau die Stelle der Rohrmündung im Augenblick des Schusses anzeigt. — Läßt sich das im Augenblick nicht einrichten, so verzichtet man zunächst auf die Bestimmung der Höhe und begnügt sich mit der Bezeichnung der Lotrichtung, indem man das Taschentuch oben an den in die Erde gestoßenen Handstock bindet. Nun faßt man genau die Schießlücke ins Auge und schreitet soweit vor, bis man die ersten, nahe an der Schußlinie stehenden Stämme erreicht. Diese werden mit dem Hirschfänger nach der Innenseite angeschalmt und im Weiterschreiten noch einige andere. Dabei läßt man aber den Richtpunkt nicht aus dem Auge, bis die Schießlücke unzweifelhaft festgelegt ist.

Ist das geschehen, dann kann man diese nicht mehr verlieren und sich nun freier bewegen. Die Büchse, die sofort nach dem Schuß wieder geladen wurde, nimmt man natürlich mit zum Anschuß. Denn schon manchmal ist das kranke Wild bei der Annäherung des Schützen in der nächsten Nähe, wo es sich niedergetan hatte, rege geworden und hätte leicht mit einer zweiten Kugel gestreckt werden können, wenn der Schütze seine Büchse zur Hand gehabt hätte. Je nach den Bodenverhältnissen wird man den Eingriff oft schon von weitem sehen, oft auch wird man ihn gar nicht finden. Im ersteren Fall ist das Auffinden des Haares leicht, im letzteren schwerer. Indes muß, wenn sich Haar nicht bald findet, der Boden auf der ganzen Strecke der Schußrichtung, auf der das beschossene Stück gestanden haben kann, auf das sorgfältigste danach abgesucht werden.

Hat man das erste gefunden, so wird nach mehreren gesucht. Man vergegenwärtigt sich die Stellung des Wildes beim Schuß genau und sucht Einschuß- und Ausschußhaar zu sammeln. Das gefundene Haar wird unter die Schnur des Hutes gesteckt oder sonstwo sicher aufbewahrt, weil man nie wissen

kann, ob man nicht in die Lage kommt, es zu Hause mit Hilfe der Sammlung genau zu bestimmen. Dabei wird nach etwaigen Knochensplittern und Schweißspritzern aufmerksam umgeschaut. Finden sich Splitter, so werden sie sofort in Sicherheit gebracht und sorgsam gereinigt; Schweißspritzer nimmt man gleichfalls in sicheren Gewahrsam und bedeckt alle Stellen, auf denen man ein Pürschzeichen fand, mit kleinen Brüchen, nachdem man den Anschuß selbst mit einem größeren belegt hat. Die Brüche sind belaubte oder benadelte Zweige, die mit der Unterseite nach oben auf den Boden gelegt werden, so daß die Bruchstelle in die Richtung zeigt, wohin das Wild flüchtig wurde.

Wenn das alles richtig geschehen, so versucht man der Fährte eine kurze Strecke zu folgen, um festzustellen, ob und wie das Wild schweißt. Bei guten Schüssen wird man zwar nur selten Schweiß in der nächsten Nähe des Anschusses finden, um so sicherer aber die Fährte des kranken Stücks von denen der gesunden unterscheiden können. Denn das tödlich getroffene Wild hinterläßt viel auffallendere Fährtenabdrücke als das gesunde. Diese sind immer stark gespreizt; die Geäfter greifen tiefer als sonst in den Boden; die Tritte sind häufig vorwärts und seitlich ausgerutscht, hinterlassen hin und wieder Rindenverletzungen an Wurzeln und unterscheiden sich hierdurch unschwer von anderen Fährten.

Findet man nach 10—20 Schritt — weiter gehe man zu Anfang nicht nach — Schweiß, so sucht man einige Tropfen nebst ihrer Unterlage zu sammeln und entfernt sich dann, nachdem man auch diesen verbrochen hat, gänzlich vom Anschuß. Man tut sich an einem einladenden Plätzchen nieder, brennt je nach Lust und Gewohnheit eine Zigarre oder Pfeife an, läßt das ganze Bild vom Schuß an: Kugelschlag, Zeichnen, Eingriffe, Haare, Knochensplitter, Schweiß, sich abklären und prüft die gesammelten Pürschzeichen eingehend, so daß man mit einiger Sicherheit imstande ist den Sitz der Kugel richtig anzusprechen. Je nach dem Ergebnis, zu dem man hierbei kommt, wird man sich schlüssig werden, daß das Stück bereits verendet ist, oder daß es erst kränker werden muß, bevor die weitere Nachsuche aufgenommen werden kann. Hiervon nachher.

Zunächst möge noch der Fall Erwähnung finden, daß das Wild im Feuer zusammenbricht, oder daß man Pürschzeichen überhaupt nicht findet. Im ersteren Fall gilt kein Besinnen. Sobald das Stück liegt, beeilt man sich mit möglichster Schnelligkeit heranzukommen, indem man, falls man nur einen Kugelschuß zur Verfügung hatte, im Laufen ladet. Ist das Stück gekrellt, was meistens an dem heftigen Schnellen mit den Läufen erkannt wird, so wird es, sobald die Erschütterung nachläßt, alsbald hoch werden und nach einigen taumelnden Fluchten verschwinden, wenn es nicht durch den Hirschfänger oder eine zweite Kugel daran gehindert wird.

Wird ein solches Stück hoch, bevor der Schütze es erreicht hat, dann bleibt er sofort stehen und versucht trotz des fliegenden Atems einen zweiten Schuß abzugeben — er wird zwar leicht fehlen, wenigstens oft genug eine schlechtsitzende Kugel anbringen; aber dadurch darf er sich vom Schießen nicht abhalten lassen, weil er ja nicht wissen kann, ob das Stück nur allein gekrellt oder nicht doch ernstlicher getroffen ist. In den meisten Fällen aber wird der Jäger, wenn er

flink ist, so zeitig bei dem Wild sein, daß er es abfangen oder ihm wenigstens mit dem Hirschfänger die Heesen durchschlagen und es dadurch an weiterer Flucht hindern kann.

Über das Abfangen möchte ich nicht versäumen, hier einige Bemerkungen zu machen, für die ich das Interesse des Lesers erhoffe. Nach den älteren Jagdschriftstellern gilt es als Regel, daß der jagdbare Hirsch mit dem Hirschfänger hinter dem linken Blatt oder von vorn auf dem Stich (Kälberfang) in der Weise abgefangen wird, daß man das Herz durchbohrt. Geringe Hirsche und Kahlwild sollen mit dem Weidmesser im Genick dadurch abgenickt werden, daß das verlängerte Mark zwischen Schädel und Wirbelsäule getrennt wird. Es läßt sich nicht leugnen, daß das letztere Verfahren, wenn die richtige Stelle schnell und sicher getroffen wird, das Wild augenblicklich verenden läßt. Aber wie sieht das in Wirklichkeit aus? Da wird in der Aufregung und bei den oft recht heftigen und kräftigen Bewegungen des Wildes mit dem Weidmesser in dem Genick des gequälten und laut klagenden Stückes herumgestochert ohne den geringsten Erfolg. Aus der Erfüllung einer Vorschrift der älteren, und, wir dürfen sagen, entschieden roheren Jägerei, ist eine Tierquälerei widerwärtigster Art geworden, die nicht schnell genug beseitigt werden kann. So sehr ich die jagdlichen Überlieferungen erhalten sehen möchte, so kann ich es doch nur dort wünschen, wo sie der Erhaltung wert sind. Bei dem Abnicken der geringen Hirsche und des Kahlwildes ist das nicht der Fall. Dieses bleibt eine zweck- und sinnlose Quälerei des Wildes, dessen schnellste und möglichst schmerzlose Tötung eine erste Forderung weidmännischen Jagens ist. Möchte daher in der deutschen Jägerwelt das Abnicken in Wegfall kommen und dafür das Abfangen die Regel werden. Der Stoß ins Herz ist von der linken oder von der rechten Seite, wie auch von vorn so sicher und wirkt so schnell, daß eine längere Qual des Wildes ausgeschlossen ist. Um aber nicht wieder an einem neuen Haken hängen zu bleiben, so setze man sich auch über das Bedenken hinweg, der Stoß von der rechten Seite sei unweidmännisch. Gar manches noch lebende Stück liegt beim Herannahen des Jägers auf der linken Seite und oft so ungünstig, daß es auch von vorn nicht sicher und schnell abgefangen werden kann, während es von der rechten Seite leicht tödlich ins Herz zu treffen wäre. Voraussetzung ist dabei allerdings, daß man einen Hirschfänger und nicht ein mehr einem Federmesser gleichendes Weidmesser führt. Wenn man unter solchen Umständen ein auf der linken Seite liegendes Stück Wild erst auf die rechte herumwälzen wollte, um es nach Vorschrift von links abzufangen, so würde man einem starren Brauch zu Liebe gegen eine der ersten Weidmannstugenden sündigen, indem man das Wild unnötiger Qual aussetzt.

Das vielfach geführte Kurz- und Langmesser ist zum Abfangen nicht recht geeignet; weil es nie so sicher und fest steht wie ein Hirschfänger. Ich verstehe auch nicht recht, weshalb man ein solches Ding vor dem Hirschfänger bevorzugt. Ein Taschenmesser kann das Kurz- und Langmesser doch nicht ersetzen — warum will man da nicht grundsätzlich den Hirschfänger führen, der eine Waffe und eine Zier zugleich ist.

Wenn dumpfer Kugelschlag, kurzes Ausschnellen mit den Hinterläufen, langsames Fortziehen mit krummem Rücken mit Sicherheit auf einen Weidwundschuß

deuten, ist es ratsam, den Anschuß erst gar nicht aufzusuchen; denn gar oft tut sich das kranke Wild in der nächsten Nähe nieder. Wird es dort vom Jäger aufgestört, so zieht es manchmal wer weiß wohin und verursacht eine nicht immer erfolgreiche, regelmäßig aber sehr langdauernde und schwierige Nachsuche. Verbricht daher der Schütze in solchen Fällen leise und unauffällig seinen Stand, legt den Bruch genau dorthin zeigend, wo er das Wild zuletzt gesehen hat, macht auch ohne Geräusch und Aufsehen die Schußrichtung kenntlich und entfernt sich dann lautlos, so bekommt er das Stück, nachdem er es hat krank werden lassen, meistens leicht und sicher. Ausnahmen hiervon rechtfertigt der nahende Abend; denn ein über Nacht weidwund verendet liegendes Wild ist am anderen Morgen meist verdorben.

Nun kann es sich ereignen — und das kommt nicht so selten vor — daß der Kugelschlag nicht gehört, Zeichnen nicht beobachtet und kein einziges sonstiges Pürschzeichen gefunden wird. Da bleibt für den Weidmann, wenn er diesen Namen mit Recht führen will, nur die Pflicht, sich die Gewißheit zu verschaffen, daß er nicht getroffen hat. Das Fehlen aller Pürschzeichen reicht dafür nicht aus; er kann das eine oder andere oder gar mehrere nicht bemerkt haben. Bevor er also beruhigt nach Hause geht, hat er die Flugbahn seiner Kugel festzustellen, um sich zu vergewissern, daß er das Stück gefehlt hat.

Dem Anfänger will ich das an einem Beispiel erläutern: Auf etwa 90 Schritt Entfernung hat der Schütze in ebenem Gelände auf einen geringen Hirsch geschossen, der auf den Läufen gesund blieb. Nach längerem Suchen findet er den von der Kugel in der Bodenoberfläche hervorgebrachten langen Strich und zwar genau hundert Schritt vom Anschuß. Auf diese Entfernung ist die Flugbahn seiner Kugel, die er natürlich genau kennt, noch so gestreckt, daß er den Hirsch weit unterschossen haben muß.

In einem anderen Fall findet er bei gleicher Entfernung die Kugel 15 Schritt hinter dem Hirsch in einem Stamm, genau 50 cm über der Erdoberfläche. Nun ist eine sorgfältige Untersuchung am Platz: der Jäger macht zunächst um das Kugelloch einen etwa Handteller großen, weißen Schalm, stößt seinen Handstock dort, wo der Hirsch gestanden hat, lotrecht in den Boden und bindet einen weißen Streifen Papier oder sein Taschentuch daran. Alsdann begibt er sich auf seinen Stand und visiert genau auf das durch den Schalm kenntlich gemachte Kugelloch, indem er sich merkt, ob und um wieviel der Papierstreifen am Handstock sich unter oder über der Visierlinie befindet. Durch wiederholtes Einrichten bringt er schließlich den Streifen genau in diese — hat er dazu einen Gehilfen, so geht das natürlich viel einfacher — und damit kennt er unter Berücksichtigung der Entfernung und der Abweichung der Flugbahn von der Visierlinie mit hinreichender Sicherheit die Höhe der ersteren an der Stelle, wo der Hirsch stand. So ist beispielsweise zwischen dem Brustkern eines stehenden geringen Hirsches im hiesigen Revier (Darß) und der Erdoberfläche ein Höhenunterschied von 65—70 cm. Wird hier bei 90 Schritt Schußentfernung für den Papierstreifen am Handstock eine Flughöhe des Geschosses von 60 cm ermittelt, und liegen für Laufschüsse keinerlei Anhaltspunkte vor, so kann man mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der Hirsch unterschossen wurde. Der praktische Weidmann führt übrigens solche Maße für die verschiedenen Geschlechter und Altersklassen auf dem Handstock eingekerbt mit sich, um sie im

Bedarfsfall immer zur Hand zu haben. Diese Maße lassen sich von gestrecktem Wild leicht entnehmen. Es genügen die Rumpfhöhen über dem Vorderlauf und die Höhe des letzteren.

Der Plan für die Nachsuche.

Diese, ruhige Überlegung und Berücksichtigung aller in Frage kommenden Umstände erfordernde Aufgabe des Jägers wird oft sehr vernachlässigt. Und doch ist es mit den Schlagworten: „Krank werden lassen!" oder „Sofort anhetzen!" noch lange nicht getan. Darüber möge der Anfänger nicht im Zweifel sein, daß eine Viertelstunde sorgsamer Prüfung der Pürschzeichen und Erwägung aller Möglichkeiten und örtlichen Besonderheiten oft viele Stunden der Nachsuche sparen hilft und an die Stelle eines unsicheren Tappens ein zielbewußtes Vorgehen des Jägers treten läßt.

Im allgemeinen ist es selten oder nie ein Fehler, dem Wild Zeit zu lassen, damit es gehörig krank wird. Es gibt von dieser Regel aber viele Ausnahmen, die zum geringeren Teil aus der Natur der Schußverletzungen hervorgehen, zum überwiegenden Teil in anderen Verhältnissen ihren Grund haben.

Um ihn hierüber aufzuklären, bitte ich den jungen Weidmann, bei den nachstehenden Ausführungen mir seine Aufmerksamkeit zu schenken. Vorausgesetzt sei, daß in der Morgenfrühe auf ein Stück geschossen, und daß der erprobte Hund nicht allzuweit vom Anschuß abgelegt sei.

Beginnen wir mit dem Kopfschuß. Das getroffene Stück sei ein Schmaltier. Es findet sich auf dem Anschuß eine Anzahl zersplitterter Zahnstücke, sowie einige Hautfetzen von der Lefze; an einem der letzteren sitzt ein langes, schwarzes Borstenhaar. Also ein Schuß durch den Oberkiefer, und zwar etwas schräge, weil beim reinen Breitschuß Tasthaar und Zähne nicht gut zusammen getroffen werden können. Jedenfalls ist das Wild dem Untergang geweiht, weil es keine Äsung aufnehmen kann. Schweiß findet sich auf dem Anschuß dort, wo das Wild einen Augenblick im Dampf zusammengebrochen ist; auf den weiteren Fluchten — wir sind etwa 30 Schritt weit nachgegangen — sehr wenig, von der Farbe des Wildpretschweißes, dazu noch ein platter Knochensplitter. Wie ist die Nachsuche anzugreifen?

Das Rudel, zu dem das Schmaltier gehört, hat seinen Stand in einer etwa 1000 Schritt entfernten, geschlossenen Fichtendickung; dorthin ist es auch flüchtig geworden. Höchstwahrscheinlich wird das kranke Stück sich daselbst niedertun. Ob es sich, selbst wenn ihm 6—8 Stunden Ruhe gelassen werden, vor dem Hund stellen wird, ist immerhin zweifelhaft. Es wird daher das Sicherste sein, so viel Jägerei aufzubieten, als möglichst ist, die Dickung in aller Stille zu umstellen und dann das kranke Stück mit dem Hund zu arbeiten. Stellt es sich dann vor diesem nicht, so kommt es doch wahrscheinlich den vorstehenden Schützen und wird dort gestreckt.

Beim Halsschuß kommt es sehr darauf an, ob die Drossel oder der Schlund durchschossen, oder ob es ein reiner Wildpretschuß ist. Im letzteren Fall gestaltet sich die Nachsuche so, als wenn es sich um die Erlegung eines gesunden Stückes handelte; das Wild bleibt oft beim Rudel und ist in diesem meistens überhaupt

nicht zu erkennen, so daß seine Erlegung ein glücklicher Zufall bleiben würde. Im ersteren Fall läßt man das kranke Stück 3—4 Stunden sitzen; das durch die Drossel geschossene ist bis dahin fast immer verendet. Wenn es durch den Schlund geschossen ist, darf es aber nicht früher angerührt werden. Es stellt sich nach Verlauf dieser Zeit jedoch vor dem Hund.

Deuten die Pürschzeichen auf einen Blattschuß, so ist das Stück in der Regel schon verendet, wenn der Schütze mit der Feststellung des Anschusses fertig ist. Es kommt jedoch auch vor, daß die Kugel die Lunge durchschlägt, ohne ein einziges größeres Blutgefäß zu treffen; in diesem Fall dauert es länger, bis der Tod eintritt. Indes, auch wenn man sicher zu sein glaubt, das Wild verendet zu finden, so wartet man doch einige Stunden mit der Nachsuche, weil, je tödlicher unsere Jagdwaffen werden, um so sorgsamer jede Gelegenheit zu benutzen ist, um dem Hund Arbeit zu geben. Zu diesem Zweck muß die Fährte erst erkalten. Ich will nun zwar nicht behaupten, daß die gelegentliche Arbeit auf einer hundert oder einige hundert Schritt langen Rotfährte geeignet ist, einen brauchbaren Hund zu erziehen, aber es sollte jede Gelegenheit zur Arbeit, und wenn sie noch so kurz ist, für die Betätigung des Hundes benutzt werden.

Ergibt der Befund des Anschusses einen Leberschuß, dann tut sich das Wild nach einigen hundert Schritten nieder und verendet in kurzer Zeit. Man läßt ihm einige Stunden Ruhe und hängt dann mit dem Hund nach, vor dem es, falls es noch lebt, sich sofort stellt.

Bei Weidwundschüssen lautet der alte, bewährte Grundsatz: „Sitzen lassen. bis das Wild verendet!“ Indessen gibt es gerade bei solchen Schüssen, nach denen das Stück oft erst in 12—15 Stunden verendet, eine Anzahl Ausnahmen von der Regel, weil sich in dieser langen Zeit gar mancherlei ereignen kann, das die Aussicht, es unbeschädigt oder überhaupt zu bekommen, schwinden läßt. Doch davon später! Wenn es irgend zu machen ist, gibt man von seinem Stand aus dem Wild, das man als weidwund geschossen erkannt hat, eine zweite, bessere Kugel. Das ist im übersichtlichen Gelände nicht schwer, weil solche Stücke oft noch in Schußweite verhoffen, langsam weiterziehen und hinter sich äugen. Dadurch wird einer langen Nachsuche am besten vorgebeugt.

Nierenschüsse erfordern dieselbe Behandlung wie Leberschüsse. Da sie aber weit schmerzhafter sind, so tut das Wild sich früher nieder und stellt sich noch leichter vor dem Hund. Nach 2—3 Stunden kann ein derartig getroffenes Stück gearbeitet werden.

Bei Laufschüssen heißt es in der Regel: „Sofort anhetzen!“ Das ist leicht gesagt, aber schwer getan. Denn den Hund hat man in den seltensten Fällen so nah zur Hand, daß man ihn sofort im Angesicht des flüchtigen Stückes schnallen könnte. Außerdem stellt sich manches — namentlich vorderlaufkrankes Wild — oft erst nach langer, langer Hetze, nachdem der Jäger die Jagd aus den Augen und Ohren verloren hat. Die meisten Fehlhetzen sind diesen Laufschüssen und dem sofortigen Anhetzen auf das Kerbholz zu schreiben. Durch manche Mißerfolge belehrt, bin ich von dem Hetzen nach derartigen Schüssen ganz abgekommen. Ich arbeite solche kranken Stücke nicht eher als am folgenden Tage und lasse den Hund erst

dann hetzen, wenn er das Stück aus dem Wundbett sprengt. Dann ist es gehörig steif und stellt sich leichter. Es ist zu diesem Zweck auch unerheblich, ob es inzwischen regnet oder gar schneit; laufkrankes Wild wechselt ungestört selten sehr weit und nimmt in den Dickungen ausgetretene Wechsel, alte Wege, trockene Gräben und dergleichen an. Am andern Tage gibt es dann für den Hund zunächst am Riemen eine tüchtige Arbeit und alsdann nach dem Heraussprengen eine meist erfolgreiche Hetze. Ich überlasse es dem Urteil des gereiften Weidmanns, ob dieses Verfahren, auch mit Rücksicht auf den Hund, nicht dem sofortigen Anhetzen vorzuziehen ist.

Die Regel würde keine Regel sein, wenn sie nicht ihre Ausnahmen hätte; und solche sind bei dem Entwurf des Planes für die Nachsuche in mannigfacher Art zu berücksichtigen.

Da ist zunächst das Wetter, die Tageszeit und schließlich der Umstand, ob man allein oder in Gesellschaft mehrerer Schützen ist. Bei strömendem Regen läßt ein vorsichtiger Weidmann das Schießen gänzlich beiseite, weil die verwaschenen Pürschzeichen die Kontrolle des Hundes fast unmöglich machen. Hat man aber bei trockenem Wetter geschossen, und bezieht sich später der Himmel, so daß ein stärkerer Regen zu erwarten ist, dann wird man mit der Nachsuche nicht erst noch einige Stunden warten, sondern diese alsbald aufnehmen. Wird auch der Erfolg der Jagd dadurch unsicherer — durch den Regen, wenn man ihn abwartet, wird er erst recht zweifelhaft; und von zwei Übeln wählt man das kleinste.

Liegt Schnee, so wird das ganze Verhalten des kranken Wildes leichter klar als bei offenem Boden; da kann der Jäger schon eher eine frühzeitige Nachsuche wagen. Er muß es sogar, wenn weiterer Schnee zu fallen droht, will er nicht die Schweißfährte gänzlich verschneien lassen. Viele Jäger arbeiten bei Schnee jüngere Hunde nicht gern, weil sie fürchten, der Hund könne sich gewöhnen, mehr mit den Augen als mit der Nase zu suchen. Bei einer Neuen ist das kranke Stück auch ohne Hund durch Nachgehen auf der Schweißfährte leicht zu erlegen; dennoch gibt es manchen braven Jäger, dessen Indianersinne auch ohne Schnee die Rotfährte halten wie der beste Schweißhund. Zweifellos ist das ein herrliches Weidmannsstück, das man gern mitnimmt, wenn der Hund nicht zur Hand ist. Dem Anfänger sei hierbei geraten, seine Augen neben scharfer Beobachtung der Fährte immer recht weit voraus zu haben; denn das Wild tut sich stets so nieder, daß es in die Richtung äugen kann, woher es gekommen ist; unzweifelhaft in dem Bewußtsein, daß die Fährte am ehesten den Verfolger heranführt. Auf diese Weise wird es den nachfolgenden Jäger regelmäßig eher gewahr, als dieser das Wild sieht, wenn er nicht besonders aufmerksam ist.

Selbst wenn man es sich zum Grundsatz gemacht hat, abends nicht auf Wild zu schießen, so wird man doch gelegentlich in die Lage kommen einen Schuß nicht lange vor Einbruch der Dunkelheit abzugeben. In solchem Fall steht man vor der Wahl, ob man im Sommer das Wild über Nacht sitzen und verderben lassen, im Winter von Füchsen oder Schwarzwild anschneiden lassen will, oder ob man es noch am Abend arbeiten soll. In den meisten Fällen wird man sich für sofortiges Nachhängen entschließen; denn selbst, wenn man das Stück an dem Abend nicht mehr bekommt, so spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß es, trotz der

Störung der Dunkelheit wegen nicht mehr weit wechseln und sich bald wieder niedertun wird. Unter diesen Umständen kann mit dem baldigen Nachhängen nicht viel Schaden angerichtet werden, auch wenn man am Abend nicht zum Ziel kommen sollte. Eine andere Sache ist jedoch die Rücksicht auf den Hund, ob man diesen auf eine so warme Fährte bringen will. Einem alten Hund wird das nicht schaden, bei einem jungen wird man seine Bedenken haben. Daß man, falls der Abend eine erfolgreiche Nachsuche nicht ergab, mit dem frühesten Tage wieder auf dem sorgfältig verbrochenen Anschuß ist, dafür sorgt schon die innere Unruhe, wenn diese überhaupt den Schlaf zuläßt.

Sind mehrere Schützen vorhanden, so läßt sich die Nachsuche je nach den näheren Umständen sofort und ohne Hund in Angriff nehmen. Es können Fälle vorkommen, wo man zu diesem Verfahren greift, weil der Hund nicht schnell genug zur Stelle sein kann, die Zeit kostbar ist usw. Es stellen sich dann einige Schützen auf den Wechseln vor, nachdem das kranke Wild entweder in einer Dickung durch rasches Umschlagen bestätigt ist, oder aber aus den Pürschzeichen mit Sicherheit auf ein baldiges Niedertun des Wildes geschlossen werden kann. Der nachgehende Jäger, der dann wie der Hund die Fährte regelrecht ausarbeitet und sie von Zeit zu Zeit für den Fall eines Mißerfolges verbricht, sprengt dann das Wild entweder durch sein Erscheinen aus dem Wundbett heraus, so daß es den vorstehenden Schützen kommt, oder er findet es bereits verendet oder aber gibt ihm den Fangschuß, wenn er es nicht abfängt. Bei starkem Frost versagt die Nase des Hundes, weil der gefrorene Schweiß nicht verdunstet, oft gänzlich; in solchem Fall ist man gezwungen, das vorstehende Verfahren zur Anwendung zu bringen.

Die Arbeit des Jägers mit dem Hund.

Ist der Plan für die Nachsuche entworfen, und die Zeit bis zu ihrem Beginn verstrichen, so begibt sich der Jäger mit dem Hund auf den Anschuß, nachdem er sich vorher der Jagdtasche, des Handstocks, Glases usw. entledigt hat. Er braucht zur Nachsuche nur Hund, Hirschfänger und Büchse.

Der Hund wird den Anschuß anfallen, vielleicht Haar, Knochensplitter, Wildpret oder Schweiß zeigen; dabei läßt man ihn ruhig gewähren, bis er anfängt, den Fährten nachzuarbeiten — ich sage absichtlich den Fährten, denn selten wird die Rotfährte sich schon sofort vom Anschuß aus als solche kenntlich machen — nach einigen Fluchten zeigt der Hund Schweiß und legt sich stark in den Riemen. Des Jägers Aufmerksamkeit richtet sich jetzt hauptsächlich darauf, daß der Hund sich nicht verschießt, und daß er nicht die gesunden Fährten des Rudels arbeitet, während der kranke Hirsch sich bereits davon abgetan hat. Der Hund muß also trotz allen Eifers fortgesetzt Schweiß zeigen, damit der Jäger sieht, ob er Recht hat. Plötzlich biegt er fast im rechten Winkel seitwärts ab — richtig, da liegt der Schweiß auf einem breiten Grashalm, dünn, wässerig, mit einigen dunkleren Pünktchen. Hier hat der Hirsch sich abgetan — nun ruhig, mein Hundchen, ruhig! Da liegt wieder ein Tropfen, da wieder — aber der Schweiß wird nicht mehr, zeitweise hört er sogar ganz auf, dann mehrt er sich wieder. Er liegt aber nur

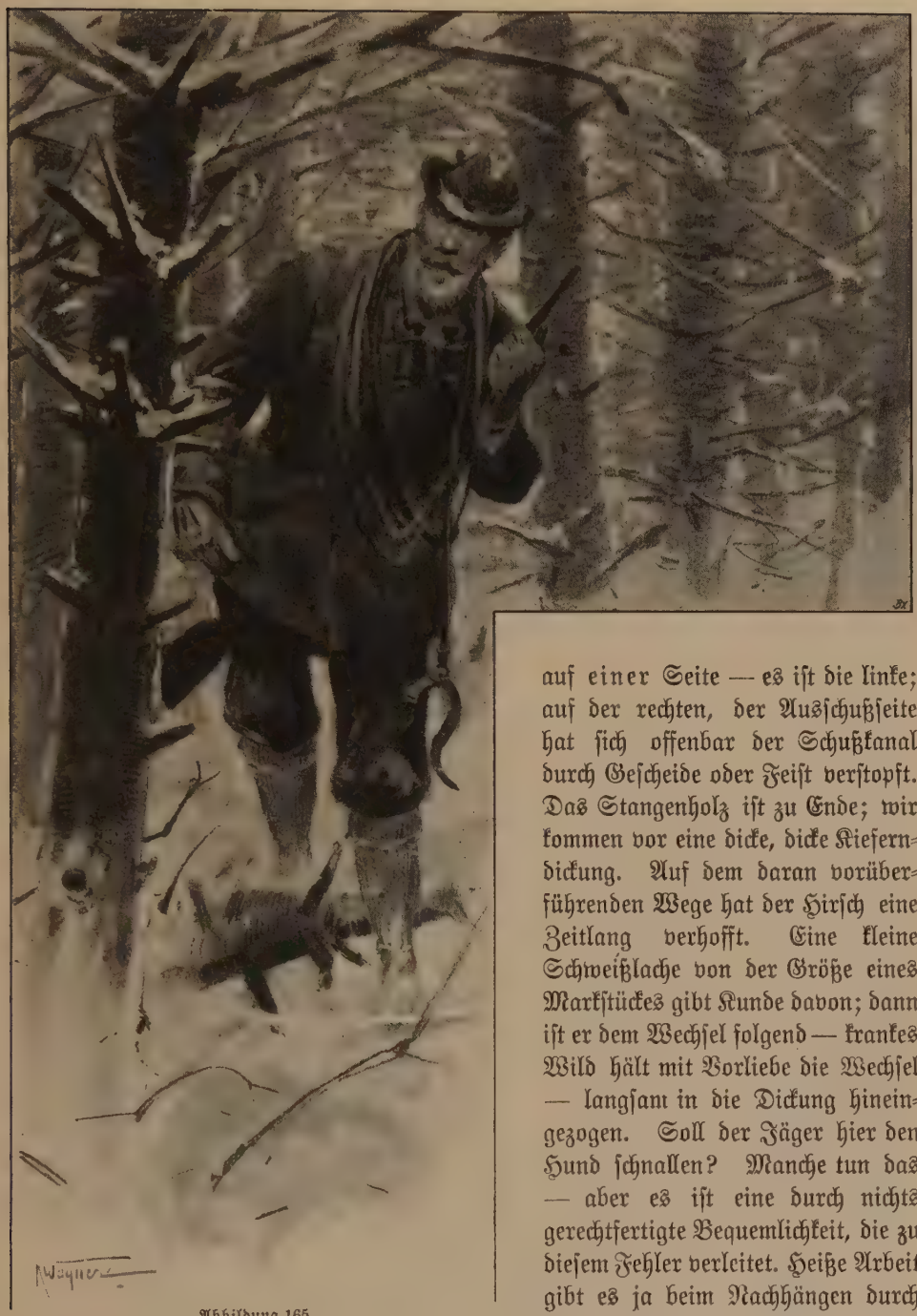


Abbildung 165.
„... In weiter Ferne hört er verworren einen einzigen Laut — ...“

auf einer Seite — es ist die linke; auf der rechten, der Ausschußseite hat sich offenbar der Schußkanal durch Gescheide oder Feist verstopft. Das Stangenholz ist zu Ende; wir kommen vor eine dicke, dicke Kiefern-dickung. Auf dem daran vorüber-führenden Wege hat der Hirsch eine Zeitlang verhofft. Eine kleine Schweißlache von der Größe eines Markstückes gibt Kunde davon; dann ist er dem Wechsel folgend — krankes Wild hält mit Vorliebe die Wechsel — langsam in die Dickung hinein-gezogen. Soll der Jäger hier den Hund schnallen? Manche tun das — aber es ist eine durch nichts gerechtfertigte Bequemlichkeit, die zu diesem Fehler verleitet. Heiße Arbeit gibt es ja beim Nachhängen durch die Dickung; aber dann ist der Er-folg auch sicher, während man ihn bei vorzeitigem Schnallen des Hundes manchen unvorhersehbaren Zufälligkeiten preisgibt und sich der Möglichkeit beraubt, etwaige Fehler des Hundes zu verbessern. Es wird

daher unverdrossen am Riemen bis zum Wundbett gearbeitet. Auf etwa 40 Schritt erblickt der nachhängende Jäger den kranken Hirsch. Er hat den Kopf noch hoch. Der Hund hat ihn noch nicht bemerkt; seine Nase beschäftigt sich nur mit der Fährte. Soll man ihm den Fangschuß geben? Aber es gäbe eine ausgezeichnete Hetze für den Hund! Diesen Gedanken macht der Hirsch selbst ein jähes Ende, indem er hoch wird und polternd flüchtet. Mächtig legt sich der Hund in den Riemen: er weiß schon, was die Sache bedeutet, — aber „zur Fährt, mein Hund, zur Fährt!" und ruhig wird die Fährte bis zum Wundbett ausgearbeitet. Hier wird die Halsung gelöst, der Hund wird „geschnallt", und ein leises „Hetz" belehrt ihn darüber, daß der Erfolg der Jagd nun von ihm allein abhängt. Zum Aufdocken des Schweißriemens ist keine Zeit; er wird schnell einigemale um die Schulter geschlagen und befestigt, damit er bei dem folgenden Laufen den Jäger nicht zu Fall bringt. Die Büchse wird in die Faust genommen, der Hut fest in die Stirn gedrückt, inzwischen ein prüfender Blick auf das Wundbett geworfen, das den letzten Zweifel über den Sitz der Kugel beseitigt, und dann aufmerksam gehorcht. Da — hau, hau, hau! gibt der Hund Hals, da — nochmals — die Jagd entfernt sich. — So schnell die Beine ihn tragen, folgt der Jäger, achtend, daß er unter Wind bleibt, um das Geläute des Hundes vernehmen zu können. Nun macht er Halt, holt tief Atem und lauscht gespannt in die Stille des Waldes hinaus. In weiter Ferne hört er verworren einen einzigen Laut, — noch einen — ja, die Richtung ist es: Hin, was die Riemen halten wollen! Da plötzlich hört er, gar nicht mehr soweit, den tiefen, langsamen Standlaut seines braven Hundes; er hat den Hirsch gestellt — nun hat die Sache keine Eile mehr.

Vorsichtig nähert sich der Jäger dem Geläute; dabei beruhigt sich sein Atem nach und nach; und das ist notwendig, denn der Fangschuß verlangt eine ruhige Hand. Hinter einem großen Wacholderstrauch pürscht er sich nah heran, er sieht deutlich, wie der Hirsch den Unterkiefer bewegt, und hört das Knirschen der Zähne, mit dem er jede Annäherung des Hundes begleitet. Von Zeit zu Zeit fährt der Hirsch mit dem Geweih zu Boden; aber der Hund hält sich in kluger Entfernung; er hat keine Lust mit den scharfen Enden nähere Bekanntschaft zu machen. Nun zeigt der Hirsch die Breitseite, und ein Schuß auf den Hals läßt ihn im Dampf zusammenbrechen. Der Hund wird an den Riemen genommen, und froh steckt der Jäger sich den wohlverdienten Bruch an den Hut.

Sind bei einer Nachsuche, bei der der Hund Arbeit findet, mehrere Schützen zur Stelle, so verteilen sich diese auf die Wechsel; es darf aber niemand seinen Stand verlassen, bevor abgerufen oder abgeblasen wird.

Unter keinen Umständen darf das geschehen, wenn etwa der Hund das kranke Stück stellen sollte. Ebensowenig darf in die umstellte Dickung hineingeschossen werden. Das Totschießen steht einzig und allein in der Dickung dem nachhängenden Jäger zu; im anderen Fall könnte es leicht zu Unglücksfällen kommen. Nur dann, wenn das Wild herauswechseln sollte, darf von den vorstehenden Schützen geschossen werden.

Die Regel beim Nachhängen auf der Schweißfährte, den Hund nur dann zu schnallen, wenn das Wild vor ihm aus dem Wundbett flüchtig wurde und man sich durch Anfühlen mit der bloßen Hand überzeugt hat, daß man zweifellos

das noch warme, frische Wundbett des kranken Wildes vor sich hat, ist eine erprobte Weidmannsregel, die unter allen Umständen gilt, wenn das Wild sich überhaupt niedergetan hat.

Das tut aber auch tödlich getroffenes Wild nicht immer während der Zeit, die zwischen dem Schuß und dem Beginn der Nachsuche liegt, und die man aus naheliegenden Gründen nicht ins Ungemessene verlängern kann. So haben Weidwundschüsse mit schnellfliegenden Geschossen, die sehr häufig das Wild in kürzester Zeit todkrank machen, so daß es aus dem Wundbett kaum noch hoch wird, die Eigenschaft, öfter als minder wirksame Geschosse das Gescheide aus dem Ausschuß — meist ist es dieser — mit herauszureißen, so daß es wie ein Sack herunterhängt. In solchem Fall tut sich das Wild erst ganz kurz vor dem Verenden nieder. Andererseits hat weid-

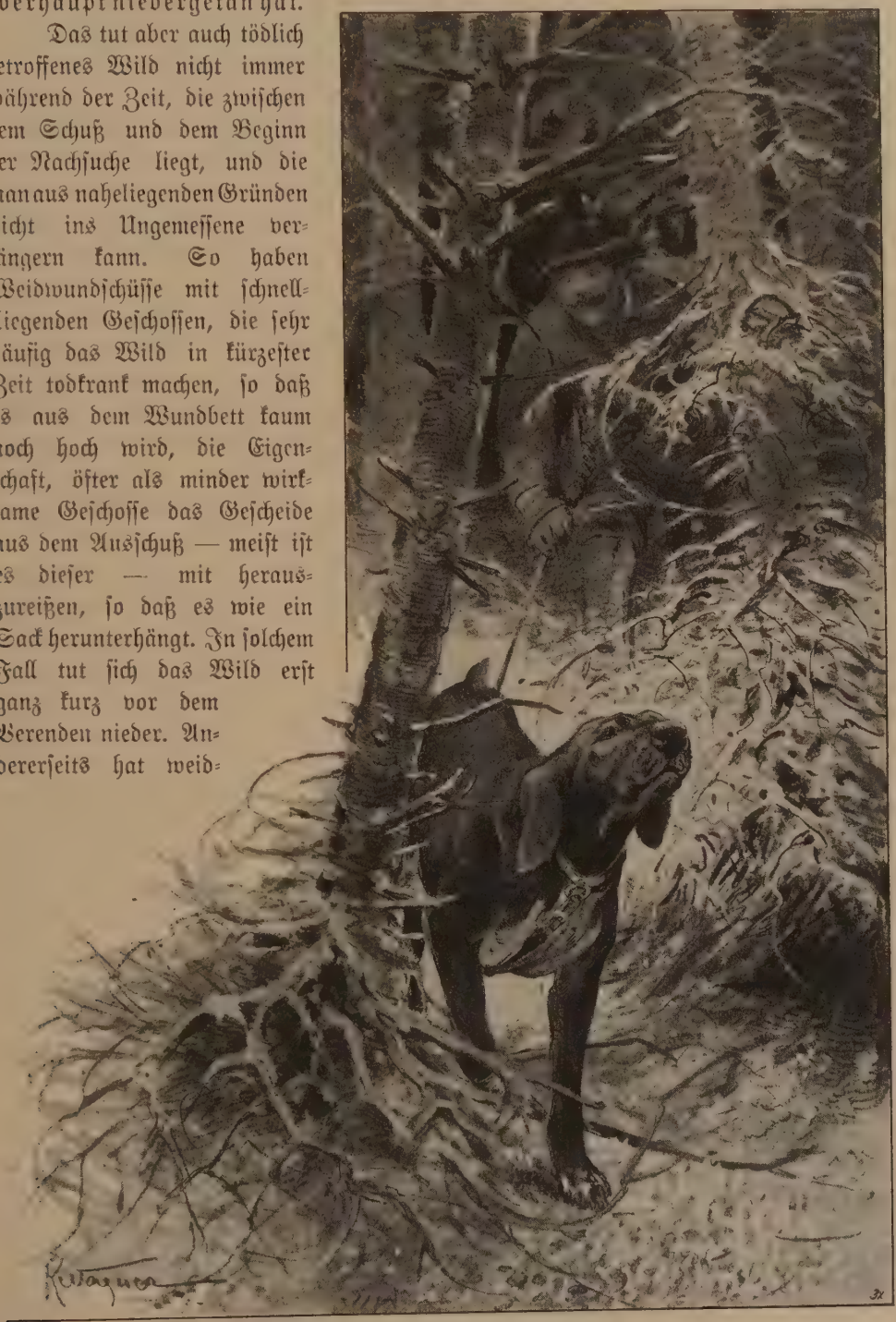


Abbildung 166. Vor forttretendem Wild.

wundes Wild, das auch mit minder wirksamem Geschoß verwundet, aber aus irgend einem Grund zu früh vom Hund rege gemacht wurde, die Neigung sich nicht niederzutun, so lange es sich auf den Läufen halten kann. Man darf da ruhig sagen: derartiges Wild tut sich aus Furcht vor dem Hund nur bei völliger Erschöpfung nieder; es hat dazu die Eigentümlichkeit mit dem Wind zu ziehen, so daß es den Verfolger frühzeitig wittert und vor ihm weiterzieht.

Auch laufkrankes Wild verhält sich oft in ähnlicher Weise. Da stellt die Nachsuche an den Jäger hohe Anforderungen und keine geringeren an die Ausdauer und Leistungsfähigkeit des Hundes. Derartiges Wild tritt vor dem Hund fort; dieser wird leicht unruhig, er nimmt die Nase in die Luft und sagt dadurch dem Führer, daß er das Wild unmittelbar vor sich hat. In solchem Fall bleibt meist nichts anderes übrig, als den Hund zu schnallen, wenn man z. B. nicht vorzeitig von der Dunkelheit überrascht werden will. Hat man einige Schützen, wie es z. B. bei der Drückjagd der Fall sein würde, zur Hand, so bricht man am besten die Nachsuche ab, verbricht die Fährte und stellt erst die Schützen auf den Wechseln vor, wobei der Rückwechsel nie zu vergessen ist, weil das kranke Wild diesen erfahrungsmäßig sehr gern annimmt. Dann erst legt man den Hund wieder zur Fährte, arbeitet wieder bis nah an das forttretende Wild heran und schnallt dann den Hund.

Hat man aber aus dem ganzen bisherigen Verlauf der Nachsuche die Überzeugung gewonnen, daß das Wild voraussichtlich die Nacht überleben und sich heute dem Hund noch nicht stellen würde, so bricht man am besten ab, um am anderen Morgen, möglichst mit Hilfe einiger Schützen, die Arbeit wieder aufzunehmen. Das inzwischen kränker und steif gewordene Wild wird dann sicherer auf die Decke kommen.

Mit dem Schnallen des Hundes bei forttretendem Wild sind aber immer einige Übelstände verbunden, die auch zu völligem Mißerfolg führen können. Ist das kranke Wild ein Kalb, so kann leicht das Alttier dabeistehen; das Kalb kann schwerkrank in der Nähe sitzen, vielleicht gar schon verendet, der Hund hat das dabei umhertretende Alttier in der Nase; schnallt man nun, so wird er vielleicht dieses hetzen und nach einiger Zeit erfolglos zurückkommen. Da wird der Hund zunächst sorgfältig untersucht, ob er etwa Schweiß an sich hat, ob er von etwaigem Niederziehen Haare im Fang hat u. dgl. Ist das nicht der Fall, so wartet man einige Zeit, legt ihn dann dort wieder zur Fährte, wo man diese noch sicher hatte; er wird sie dann, wenn er brauchbar ist, auch bis zu dem kranken oder gar schon verendeten Kalb arbeiten; das kranke wird nicht weit flüchtig und voraussichtlich bald gestellt und dann gestreckt werden können.

Ähnlich kann die Sachlage sich gestalten, wenn durch irgend ein Unglück ein Alttier angeschweißt ist, bei dem das Kalb verbleibt.

Aber es kann auch sonst in der Dickung, in der man der Fährte nachhängt, gesundes Wild hoch werden, das zu dem kranken in gar keiner Beziehung steht, ohne gleich weit flüchtig zu werden, und im Hund so den Irrtum erwecken, als träte das kranke Stück vor ihm fort. Hat man noch Schweiß in der Fährte, dann ist die Kontrolle nicht schwierig, und ein energisches: „Zur Fährt'!" wird dem

Hund schon die Nase wieder in diese hineinzwingen, weil man selbst sich sagen muß, es sei unwahrscheinlich, daß das bis dahin gut schweißende Wild plötzlich zu schweißen aufhören sollte.

Schweißte das Wild bis dahin aber überhaupt nur selten und wenig, dann ist große Vorsicht am Platz. Hat man den Tag oder einen großen Teil davon noch vor sich, so bricht man am besten ab; das rege gemachte, gesunde Wild wird alsbald fortziehen; und nach einiger Zeit arbeitet man die Fährte von neuem. Zeigt der Hund dann wieder durch Windnehmen kurz vor sich, daß das Wild vor ihm forttritt, dann bleibt nichts anderes übrig, als ihn in Gottes Namen zu schnallen. Kommt er erfolglos zurück, so wird er wieder an den Riemen genommen und die Hetze ausgearbeitet, bis man das Wild wieder vor sich hat, um bei erneutem Forttreten diese nochmals zu versuchen.

Daß man auf solche Weise von feigen und nicht scharfen, auch zu langsamen Hunden gehörig an der Nase herumgeführt werden kann, das liegt auf der Hand. Daher betone ich immer wieder, je schneller und schärfer der Hund, um so sicherer der Erfolg der Hetze!

Wenn im regelrechten Verlauf der Nachsuche der Hund geschnallt ist und mit lautem Hals dem horchenden Führer verkündet hat, daß er fand, so bleibt dieser am besten zunächst stehen, wo er stand, verbricht den Ort für alle Wechselfälle und horcht gespannt, wohin die Jagd sich wendet. Dieser sucht er zu folgen, immer in dem Bestreben, unter Wind zu bleiben, um den Laut seines Hundes nicht zu verlieren. Der Fall, daß er ihn trotzdem verliert, und daß der Hund nicht zurückkehrt, ist aber nicht so selten — was ist da zu tun? Alle Möglichkeiten gehen dem Führer in solchen Pausen der Unsicherheit durch den Kopf. Bei einem Hund, der den Jäger nicht immer begleitet, der statt dessen zu Hause im Zwinger oder an der Kette liegt, kann man sogar vermuten, er sei re bene gesta einfach nach Hause gelaufen, anstatt seinen Herrn aufzusuchen. Das ist natürlich bei einem seinen Herrn regelmäßig begleitenden Hund ausgeschlossen. Aber er kann das kranke Wild weit außer Gehör gehetzt haben und stellt es nun — fern und mit seinem Hals dem Herrn unerreichbar; er kann es in den Bergen über den Kamm gehetzt haben und stellt es an der jenseitigen Bergwand; von seinem Standlaut hörst du nichts. Er kann es gar nicht weit in schneeverhangener Dickung stellen, und der Anhang verschlingt jeden Laut; er kann abgeschlagen, kann geforkelt sein, kann auf das äußerste erschöpft bei dem gehetzten, gestellten und schließlich niedergezogenen Wild sich niedergetan haben und wartet dort zunächst, ob sein Herr nicht vielleicht kommt. Mit allen solchen Möglichkeiten muß man nach Lage der Dinge rechnen.

Bei Schnee ist die Sache natürlich am leichtesten, man folgt der Fährte und muß so schließlich an den Ort der Tat gelangen. Liegt kein Schnee, so bleibt nichts übrig, als in der mutmaßlichen Richtung die Wege, Gestelle, Schneisen und sonstige Gelegenheiten abzuspüren, um sich auf diese Weise — mit der nötigen Ortskenntnis und Ausdauer kommt man schließlich immer dahin — in die Gegend zu ziehen, wo sich das letzte Drama abspielte. Es ist überraschend, wie der Laut des Hundes durch eine vorliegende Dickung verschlungen werden kann. So erinnere ich mich einer Nachsuche ohne Schnee, bei der mich die Verzweiflung packte, weil

ich stundenlang vom Wild und den Hunden nichts ermitteln konnte. Schließlich nach langem Abspüren hörte ich wie ewig fern einen dumpfen Laut; beim Näherkommen in eine dichte Dickung fand ich schließlich folgendes Bild: In einem tiefen Hohlgraben stand das kranke Schmaltier bis an den Kopf im Wasser, wohin sich übrigens krankes Wild gern stellt; auf dem Kopf balancierte meine Terrierhündin, die ich dem schon alten Schweißhund beigegeben hatte, weil sie sehr scharf und flüchtig war. Sie hatte sich in ein Gehör festgebissen und konnte so an Lautgeben nicht denken, ohne in das Wasser abgeschüttelt zu werden. Der alte Hund sprang von Zeit zu Zeit in den Graben hinein. Wieder an das Land geschwommen, gab er einige Mal Standlaut; und so wiederholte sich die Sache. Ich mußte aus dem Schweißriemen einen Lasso machen und das Schmaltier noch lebend auf das Land ziehen, wobei auch die Hündin wieder schwimmen mußte.

Die Geschichte hatte stundenlang gedauert; aus dem in der Dickung liegenden Hohlgraben war kein Laut an die Außenwelt gedrungen.

Bei aller Umsicht, dem redlichsten Bemühen und bei guten Hunden kommen immerhin auch Fälle vor, die mit einem völligen Mißerfolg der Nachsuche endigen, trotz der begründeten Überzeugung, daß es sich nicht um einen Streifschuß, sondern um eine tödliche Kugel handelt. Unter solchen Umständen erübrigt nur, daß man alle Revierteile, in denen man das kranke Wild vermuten kann, sorgfältig durch Menschen und Hunde absuchen läßt, um auch die letzte Möglichkeit nicht zu versäumen. Hierbei ist zunächst der Ort zu berücksichtigen, wo das angeschweißte Stück seinen Lieblingsstand hat; auch dann, wenn dieser etwa im Verlauf der erfolglosen Nachsuche mehrfach und stark durch Jäger und Hunde beunruhigt sein sollte. Krankes Wild sucht mit auffallender Vorliebe seinen gewohnten Stand auf, auch wenn es vorübergehend darin gestört ist. Dann richte man sein Augenmerk nicht auf die Dickungen allein; das Wild kann mitten im hohen Holz sitzen, und es tut das gar häufig, wenn es, schon krank, in den Dickungen mehrfach beunruhigt wurde. Aus diesem Grund soll sich die Verlorensuche auf die ganze in Frage kommende Gegend, ohne Rücksicht, ob Dickung oder Altholz, richten; wenn auch nach der Natur der Sache in den ersteren größere Aufmerksamkeit erforderlich ist. Die Verlorensuche soll ferner durchaus planmäßig erfolgen; dabei soll kein Teil übergangen werden; denn nur auf diese Weise kann man einen Erfolg erwarten. Eine auf gutes Glück unternommene Suche kann nur durch Zufall zum Ziel führen.

Hat sich bei einer solchen Gelegenheit ein Hund auf längere Zeit verloren, so ist er bei seiner Rückkunft sofort genau zu untersuchen, ob er an Kopf und Gebiß Haare oder Schweiß sitzen hat. Im letzteren Fall kann man annehmen, daß er das Wild gefunden hat, und läßt sich dann am Riemen dahin führen. Das tut ein kluger Hund leicht, wenn man es bei regelrecht erlegtem Wild einige Male mit ihm geübt hat. Sobald der Hund weiß, was er soll, ist alles einfach und leicht. Darin liegt die ganze Frage der Ausbildung des Hundes verborgen.

Als eine besonders schwierige Aufgabe des Schweißhundes ist immer die verregnete oder verschneite Fährte dargestellt worden. Sie ist immer als das Schreckgespenst behandelt, mit dem man, ich möchte sagen, andere Hunde vor der Schweißarbeit graulich machte. In dieser Anschauung bin auch ich aufgewachsen

und lange Jahre befangen gewesen. Trat, nachdem am Abend oder am späten Nachmittag ein Stück Wild so angeschweißt war, daß es voraussichtlich nicht alsbald verendete, in der Nacht Regen ein oder schneite es gar, dann habe ich manche unruhige Nacht verlebt. Und wenn ich dann am anderen Morgen den Hund zur Fährte legte, dann geschah es mit sehr wenig Hoffnung auf Erfolg. Ich kann mich keines Falles erinnern, daß ein solches Wild nicht zur Strecke gebracht sei; und doch habe ich lange Jahre diese Ergebnisse für glückliche Zufälle gehalten, bis sich mir schließlich die Erkenntnis aufdrängte, die Arbeit auf der verregneten Fährte sei nicht schwieriger, sondern leichter als die auf trocknem Boden, und die bei nicht zu viel überliegendem Schnee nicht erheblich schwieriger. Hierbei muß ich allerdings bemerken, daß der Begriff der Schwierigkeit je nach der jagdlichen Ausbildung und Erfahrung recht verschieden sein kann; und daß es für mich kaum eine reizvollere jagdliche Tätigkeit gibt als eine recht schwierige Nachsuche, an die man sein ganzes Können setzt, um zum Erfolg zu kommen.

Der Grund, aus dem wir derartige verregnete oder verschneite Nachsuchen als besonders schwierig anzusehen uns gewöhnt haben, liegt augenscheinlich darin, daß wir in solchen Fällen keinen Schweiß mehr sehen und daher glauben, auch der Hund fände keinen mehr. Es lassen sich zweifellos Fälle denken, und es mag auch solche geben, wo der Regen jedes Geruchsmolekül des Schweißes oder des Fährtenabdruckes verwaschen und fortgeführt hat, und der Schnee kann ja so tief die Fährte zudecken, daß von den durch ihn verdeckten Geruchsmolekülen nichts mehr in die Hundenase hineingerät — aber in der Praxis sind sie mir noch nicht vorgekommen, und meine Praxis reicht schon — leider — recht weit zurück.

Der Regen löst den Schweiß auf, wäscht ihn in die Laubdecke, den Bodenüberzug hinein, aber er vernichtet ihn nicht — im Gegenteil, er verteilt ihn und läßt ihn um so mehr mit der Luft in Berührung kommen; daraus folgt, daß eine verregnete Fährte, solange sie überhaupt noch Schweißteile enthält, dem Hund keine schwierigere, sondern leichtere Arbeit bietet als eine andere. Daß wir trotzdem nicht gern eine solche Fährte arbeiten, liegt einfach darin, daß es uns an der bei den meisten Hunden doch recht erwünschten Kontrolle fehlt, weil wir keinen Schweiß mehr sehen. Der Schnee, aus Eiskrystallen mit starkem Luftgemenge bestehend, ist für Gerüche jeder Art ein ausgezeichneter Sammler — warum soll er das für Schweißwitterung nicht sein? Ein Beispiel dafür habe ich in dem Buch „Aus der Weidmannstasche" S. 199 u. ff. ausführlich erzählt.

Ein weiteres Beispiel von geradezu großartiger Bedeutung für die Nase des Hundes liefert uns die nachstehende Mitteilung des Korvettenkapitäns Umberto Cagni in seinem Vortrag in der Festsitzung der Geographischen Gesellschaft zu Rom am 14. Januar 1901 über die italienische Nordpolexpedition. Er sagt bei der Schilderung der von ihm geführten Schlittenreise über das mit Schnee bedeckte Packeis bei 30—32° C unter Null folgendes: „Tags darauf, am 26., gelang es uns, in siebenstündigem Marsch das Lager vom 22. zu erreichen; am 27. gelangten wir zum Lager vom 21. Bis dahin vermochten wir unseren alten Spuren (die Expedition befand sich auf der Rückreise. v. R.) zu folgen, obwohl diese zuletzt Wind und Drift ziemlich verwischt hatten. Oft waren die Spuren für uns ganz

unsichtbar, aber der Hund, der von der Teplitzbai aus immer an der Spitze der Expedition marschierte, fand die Spur stets sofort wieder. Es war dies ein kleines, weißhaariges, außerordentlich intelligentes Tier . . ." („Illustrierte Zeitung" 1901, S. 287.) Also nach Verlauf von sechs Tagen, vom 21. bis 27., fand dieser Hund die nicht mehr sichtbaren Spuren auf — was ist dagegen eine Schweißarbeit nach 12—24 Stunden, bei der wir mit 30—32° C unter Null doch nur in den seltensten Fällen zu rechnen haben!

Was besagt dagegen das Geschrei von der allein selig machenden Nase des hannoverschen Schweißhundes! Was besagen dessen Eigenschaften gegen diejenigen der Polizeihunde! Und ist nicht die Arbeit dieser Hunde Leitschweißarbeit? Hat man je gehört, daß man hannoversche Schweißhunde als Polizeihunde verwendet hätte?

Und doch handelt es sich hier um Aufgaben, die denen der Nachsuche auf das engste verwandt sind; da muß es doch jedem nachdenklichen Menschen im hohen Grade auffallen, warum unsere Kriminalbeamten dazu nicht den unübertrefflichen hannoverschen Schweißhund neuester Zucht wählen.

Das ist für den letzteren zwar betrübend, aber es ist wahr.

Bevor ich diesen Abschnitt schließe, möchte ich zu Nutz und Frommen junger Weidmänner, denen die große Sorgfalt bei der Nachsuche vielleicht übertrieben vorkommt, ein Erlebnis erzählen, das geeignet ist deren Schwierigkeiten bei Weidwundschüssen in das rechte Licht zu stellen.

Vor längeren Jahren hatte ich bei Gelegenheit einer Drückjagd einen Stand etwa 80 Schritt von einer Kieferndickung im hohen Holz. Es lag etwa fußhoher Schnee, war mäßig kalt; dabei stürmte es heftig. Zu meiner Linken war ein stark betretener Wechsel; wenn das Wild diesen annahm, hatte ich für den Breitschuß eine ziemlich große Lücke in dem nicht sehr raum stehenden Altholz. Es sollten nur Kälber und Schmaltiere geschossen werden. Auf ein Kalb eines in mäßiger Flucht den genannten Wechsel haltenden Rudels kam ich etwas weit nach hinten ab. Das Rudel preschte auf den Schuß kurz auseinander, um dann in toller Flucht sein Heil zu suchen. Ich behielt es eine kleine Spanne im Auge, konnte aber nicht bemerken, daß das Kalb zurückblieb oder sonst sich krank zeigte. Der Kugelschlag war dumpf gewesen, zeichnen hatte ich das Stück nicht gesehen. Kurz darauf kam ein zweites Rudel auf demselben Wechsel. Das Leittier zog zuerst vertraut aus der Dickung, um bald mit dem ganzen Trupp dem ersten in voller Flucht zu folgen. Auf derselben Lücke schoß ich auf ein Kalb, das im Knall mit den Hinterläufen hintenaus schnellte, im übrigen aber, so weit ich sehen konnte — es mochten kaum 100 Schritt sein — keinerlei auffallendes Benehmen zeigte.

Als ich nach Beendigung des Triebes auf den Anschuß ging, sah es daselbst wild aus. Es stand dort hoher Farn, dessen trockene Stauden teilweise vom Schnee umgeknickt waren, teilweise ihn trugen, unten allerlei Hohlräume bildend. Hierüber waren zwei Rudel Wild in toller Fahrt und auf die Schüsse nach den Seiten preschend geflüchtet, die trockenen Farnstauden umreißend, das unterste nach

oben kehrend. So war das Haar, das bei dem stürmischen Wind ohnehin zum größten Teil verweht war, zum anderen Teil mit Schnee zugedeckt. Nach langem Suchen fand ich ein Schnitthaar, das ich auf Flankenhaar ansprechen mußte. Weiter war nichts zu finden. Nach meiner Überzeugung hatten beide Kälber die Kugel und zwar beide kurz weidwund. Für das erste hatte ich zwar keinen anderen Anhalt als mein Abkommen; für das zweite wies außer diesem das Zeichnen darauf hin. Das eine gefundene Schnitthaar konnte sowohl vom ersten als vom zweiten Kalb herrühren.

Da Schnee lag und die ganze Jägerei versammelt war, außerdem zwei Hunde zur Stelle waren, von denen die junge Hündin zwar noch nicht auf unsicheren Erfolg hin gearbeitet werden konnte, der ältere Hund aber zuverlässig war, so erschien mir eine baldige Nachsuche unbedenklich. Es war gegen 10 Uhr vormittags, als die Schüsse fielen. Mit der Feststellung des Anschusses war reichlich eine Stunde vergangen. Im Süden lag zunächst hohes Holz, im Südwesten, etwa 300 Schritt entfernt, eine große Dickung. Nach dieser hatte das Wild seinen Wechsel genommen. Da die beiden beschossenen Stücke Kälber waren, so nahm ich an, daß sie so lange ihren Alttieren folgen würden, als ihre Kräfte es zuließen, und daß sie mindestens noch mit in die Dickung hinein gezogen sein würden. Um das festzustellen, namentlich auch, ob die Rudel die erwähnte Dickung im Südwesten überhaupt angenommen hatten, folgte ich mit einem Förster den Fährten, während die übrige Jägerei mit den Hunden für alle Fälle in der Nähe des Anschusses versammelt blieb. Wir nahmen die Fährten zwischen uns und fanden zunächst nichts als den breiten, zertretenen und wirr aussehenden Streifen, den die flüchtigen Rudel in dem mit Schnee bedeckten Farnkraut zurückgelassen hatten. Nach etwa 150 Schritt fand sich das erste Tröpfchen Schweiß, nach weiteren 10 Schritten ein zweites. Schweiß auf Schnee ist nicht leicht richtig anzusprechen; doch mußte der gefundene Weidwundschweiß sein, obgleich er ohne jegliche Beimischung war.

Während ich aufmerksam nach weiterem Schweiß suche, ruft mein Begleiter: „Achtung!“ — Da wird etwa 80 Schritt vor uns ein Kalb flüchtig. Ich schoß und fehlte es. Es flüchtete weiter im großen Bogen um uns herum in die Dickung zurück, in der es vorher beim Drücken gestanden hatte. Nachdem die nichtbeteiligten Schützen diese wieder umstellt hatten, wurde mit dem älteren Hund nachgehangen; dieser, geschnallt, stellte das Kalb nach langer Hetze hin und her in der Dickung, und es wurde vor ihm totgeschossen. Meine Kugel saß kurz weidwund. Während dieses vor sich ging, folgte ich mit meinem Begleiter den Fährten weiter. Nach einiger Zeit hatten wir das Wundbett, worin das bereits gestreckte Kalb sich niedergetan hatte, gefunden, und zwar noch im Altholz, etwa 100 Schritt vor der Dickung, in der ich beide Kälber vermutete. Aus diesem war es vor uns hoch geworden und im Bogen zurückgeflüchtet; die Sache war klar. Nun aber das zweite Stück! Nach langem Suchen fanden wir zwischen den Fährten der flüchtigen Rudel wieder einen Tropfen Schweiß, der konnte nur von dem zweiten Kalb herrühren. Nach einiger Zeit schweißte das Stück mehr und war kurz geworden, während das Rudel weiter flüchtig geblieben war. Nun schweißte es so, daß sich etwa alle drei Schritt ein Tröpfchen Schweiß, wiederum Weidwundschweiß, fand.

Die Rotfährte zeigte nach Norden, also dorthin, wo es hergekommen war, und führte schließlich genau über das Wundbett, in dem wir das erste Kalb hoch gemacht hatten. Hier war das Stück hin- und hergezogen, so daß durchaus nicht mehr festzustellen war, welche Fährte dem ersten und welche dem zweiten Stück zugehörte. Es drohte sich der Knoten so fest zuzuziehen, daß er nicht mehr zu lösen war; und es blieb nichts anderes übrig, als durch weiteres Umschlagen Klarheit zu schaffen. Das gelang wider Erwarten schnell. Ich spürte den Rand der wiederholt genannten, im Südosten gelegenen Dickung ab und fand dort alsbald die Schweißfährte eines langsam hineingezogenen Kalbes.

Über allen diesem war es zwei Uhr nachmittags geworden. Die Jägerei wurde versammelt, die Dickung, so gut es gehen wollte, umstellt, und nachdem das erfolgt war, hing ich mit dem Hund nach. Das Kalb war noch etwa 200 Schritt weit unter manchen Widergängen in die Dickung hineingezogen und hatte sich auch schon mehrfach niedergetan. Plötzlich wurde es seitwärts hoch und flüchtete mit heftigem Gepolter, ohne daß ich es zu Gesicht bekommen hätte. Ich schnallte den Hund, hörte noch im Wind verhallend einige Male seinen Hetzlaut — dann Stille! Wohin hatte sich die Jagd gewendet? Kein Schuß fiel — sollte der Hund das Stück stellen, und ich bei dem heftigen Wind das Geläute nicht hören? Es war beinahe nichts anderes anzunehmen. Da gab es keine Wahl, als die Fährte weiter zu verfolgen, um so endlich Kalb und Hund zu erreichen. Alsbald sollte mir Klarheit werden: das Kalb war nach Südosten, der einzigen Richtung, die nicht besetzt worden war, aus der Dickung heraus flüchtig geworden und war dann im großen Bogen durch das hohe Holz beinahe auf dem Rückwechsel wieder in die Dickung hineingeflüchtet, in der es beim Drücken gestanden hatte.

Die Fährte zeigte sehr wenig Schweiß, und wunderbarer Weise stand die Hundespur sehr dicht an und häufig sogar in der Fährte; auch kam sie mir auffallend kurz vor. Sollte der tiefe Schnee den sonst so flüchtigen Hund so sehr behindern? Da kam mir der Gedanke, daß er zwei Tage vorher bei der Hetze eines Gelttieres in einer sehr dichten Schonung von diesem einen Schneller auf das Sprunggelenk des rechten Hinterlaufes erhalten und ihn etwas geschont hatte. Daher konnte er auf die Dauer nicht folgen; er sah das Stück nicht vor sich, gab daher nicht Hals; sondern er folgte, so gut er konnte, auf der Fährte.

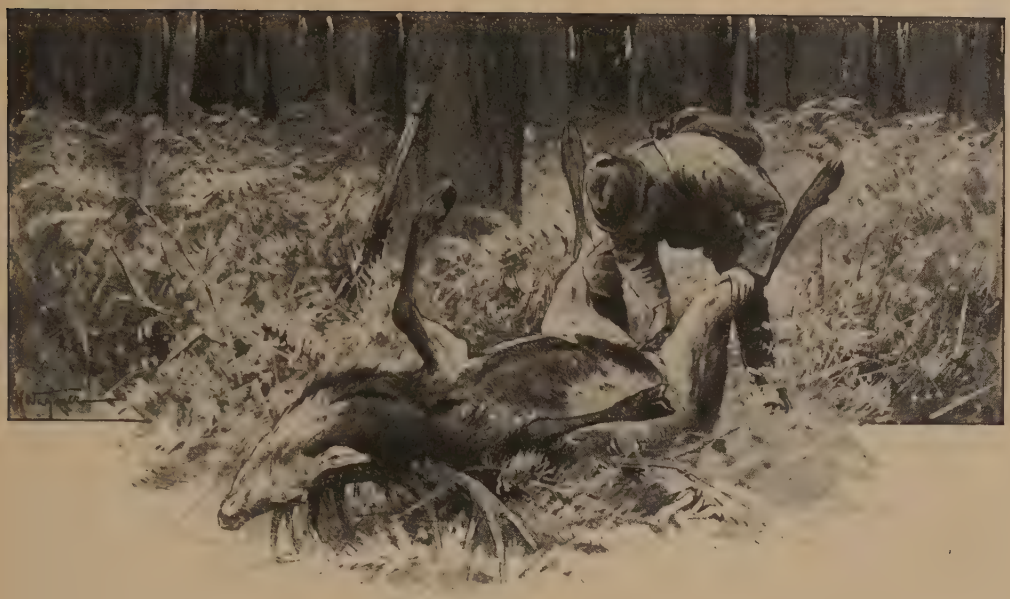
Das war eine schöne Bescherung! Die einzige Lösung hieß: Folgen. Die Jägerei wurde auf den Gestellen zu beiden Seiten der Jagen so vorgeschickt, daß jedes Jagen, wohinein die Jagd führte, umschlagen wurde, während ich mit einem Begleiter der Fährte folgte.

Ich will mich kurz fassen: Gegen 4 Uhr nachmittags kam der Hund, den rechten Hinterlauf schleppend, gänzlich steif und erschöpft zurück; die große Flechse am Hinterlauf war geschwollen, so dick wie ein Kinderarm. Das arme Tier hatte getan, was es konnte, und erst die Fährte verlassen, als es selbst nicht mehr weiter kam. Ich war der festen Überzeugung, daß wir das Kalb in allernächster Nähe des Ortes finden würden, wo der Hund es allein gelassen hatte; dort würde es sich alsbald niedergetan haben und nach der langen Hetze schnell verendet sein. Es war $^1/_2$6 Uhr abends, oder vielmehr dunkle Winternacht, als wir die Fährte ver-

ließen, weil wir sie selbst beim Leuchten des Schnees nicht mehr sicher halten konnten. Wir befanden uns in der Luftlinie 3½ Kilometer von dem letzten Wundbett des Kalbes — aber noch immer zeigte sich die Hundespur bei der nur ganz wenig schweißenden — alle 30 Schritt ein kleines Tröpfchen — Wildfährte.

Am anderen Morgen nahm ich mit dem Frühlicht die Nachsuche wieder auf. Kurz nachdem wir die Fährte am gestrigen Abend verlassen hatten, hörte sie gänzlich auf und es zeigte sich, daß das Kalb einen fast einen Kilometer langen Widergang gemacht hatte, den wir in der Dunkelheit nicht mehr hatten ausmachen können. Der Hund hatte aber, wie sich zeigte, ihn noch richtig gearbeitet und die Fährte erst verlassen, als ein Widergang dem anderen folgte, und er, durch den Schmerz an seinem Hinterlauf auf das äußerste behindert und von den Widergängen verwirrt, sich nicht mehr zu helfen wußte. Es war eine schwierige und Geduld erfordernde Aufgabe diese zu lösen und das Knäuel richtig zu entwirren. Aber es gelang, und gegen ½12 Uhr mittags fanden wir das Kalb, das die Dickungen, in denen es vom Hund so oft geängstigt war, vermieden hatte, vor der Dickung verendet im hohen Holz. Die Kugel saß weidwund in mittlerer Höhe, quer durch die Flanken.

Dieses getreu nach der Wirklichkeit geschilderte Erlebnis — es sind auch Fehler nicht verschwiegen, aber solche kommen immer vor — mag dem Anfänger die Wichtigkeit der sorgsamsten Nachsuche ans Herz legen. Hier deckte der Schnee manchen Zweifel auf — aber dadurch wird er der beste Lehrmeister; denn, was der Schnee leicht verrät, das muß ohne Schnee auf das mühsamste festgestellt werden; und dazu befähigen nur die mit Fleiß und Ausdauer erworbenen Kenntnisse und durch Übung geschärfte Sinne. Wer nach dem Schuß dem Hund alles Weitere überläßt und beruhigt über seinen Fehlschuß nach Hause geht, wenn dieser nichts gefunden hat, der hat den Bruch des hirsch- und fährtegerechten Jägers nicht verdient. Nicht der Hund soll den Jäger führen, sondern der Jäger sei der Führer seines Hundes. Dann werden sie vereint im Stande sein, die schwierigste Aufgabe weidmännischen Betriebes der hohen Jagd zu lösen: die planmäßige, erfolgreiche Nachsuche nach krankem Wild!



Vierter Abschnitt.

Das Aufbrechen, Zerwirken, Zerlegen; die Benutzung und Verwertung des Wildes.

Das Aufbrechen.

Um das gestreckte Wild vor dem Verderben zu bewahren, wird es so schnell wie möglich aufgebrochen, das heißt, es wird das Gescheide und das Geräusch herausgenommen, damit das Wildpret rasch auskühlt.

Wild, das bei warmer Zeit länger unaufgebrochen liegt, „verhitzt", wie der Ausdruck des Wildhändlers lautet, d. h. die Eigenwärme, die dann nur sehr allmählich entweichen kann, verursacht bereits eine Zersetzung des Wildprets. Auch bei sehr heftiger Kälte kann das Wild durch Verhitzung entwertet werden; wenn nämlich die äußeren Teile des unaufgebrochenen Stückes so schnell gefrieren, daß die Wärme im Inneren nicht entweichen kann. Wild, das erst nach längerer Hetze zur Strecke kam, ist eher dem Verderben ausgesetzt als gut und schnell erlegtes; es verlangt daher doppelt vorsichtige Behandlung. Je besser ein Stück ausschweißt, um so größer sein Wohlgeschmack und seine Haltbarkeit.

Über die Beobachtung der äußeren Form beim Aufbrechen gilt wunderbarerweise, ich möchte sagen, offiziell, immer noch der Grundsatz, daß man dabei weder seinen Rock ablegt, noch die Ärmel aufstreift, sondern ohne die geringste Vorsichtsmaßregel sich einschmutzt. Im stillen aber streift sich wohl ein jeder seine Ärmel ordentlich hoch auf; denn die Ansichten über Reinlichkeit sind seit den Zeiten unserer Urväter wesentlich schärfer geworden.

Die Sitte, ohne irgendwelche Schonung seiner Kleidung und seines Reinlichkeitsgefühls das Aufbrechen vorzunehmen, stammt aus einer Zeit, wo dieses an Fürstenhöfen oft mit besonderer Feierlichkeit erfolgte. Da war es natürlich, daß der Jäger vor seinem Fürsten sich nicht des Rockes entledigte oder die Ärmel aufstreifte. Wer heute in die Lage kommt, im Angesicht seines Landesherrn einen Hirsch aufzubrechen, wird selbstverständlich dieselbe Sitte befolgen — aber aus der Ausnahme soll man keine Regel machen. Es geht ein solcher Aufbruch mitunter bei guten Blattschüssen ohne einen Schweißflecken am Rockärmel ab; aber namentlich bei Weidwundschüssen würde der lange Ärmel bei aller Gewandtheit doch meist recht unsauber werden.

Das Aufbrechen geschieht in folgender Weise:

Der Hirsch wird auf den Rücken gestreckt, so daß das Geweih, mit der Krone nach hinten zeigend, zu beiden Seiten des Halses zu liegen kommt. Der Jäger tritt vor den Hirsch und löst durch zwei schräge Schnitte die Haken aus dem Oberkiefer, die er als wertgeschätzte Andenken zunächst in Sicherheit bringt. Alsdann schärft*) er, den Rücken des Weidmessers nach unten haltend, den Hals vom Drosselknopf bis zum Stich oder Brustkern auf, so daß die Drossel frei liegt; durchschärft das um diese sitzende Wildpret, schiebt es nach beiden Seiten zurück, ergreift mit der linken Hand Drossel und Schlund, zieht beide in die Höhe, fährt mit der rechten Hand zwischen Schlund und Wildpret und trennt ihn und die Drossel gänzlich von diesem, indem er mit der rechten Hand bis zum Stich hinunterfährt. Liegen Drossel und Schlund ganz frei, dann stößt er abwechselnd mit der rechten und mit der linken Hand, so tief er kann, in die Brusthöhle hinein, um innerhalb dieser den Schlund von der Drossel und von etwaigen Verbindungen mit dem Geräusch zu trennen, damit er ihn nachher ohne Schwierigkeit durch die Brusthöhle nach hinten ziehen kann. Nunmehr schärft er Drossel und Schlund kurz vor dem Drosselknopf ab, trennt sie von einander, schärft die Drossel auch dort ab, wo sie aus der Brusthöhle heraustritt, und legt sie bei Seite.

Es gilt jetzt, den Schlund so zu verschließen, daß beim späteren Durchziehen durch die Brusthöhle nach hinten kein grünes Geäse austreten kann. Das geschieht auf zweierlei Weise: Entweder schärft man am Ende des Schlundes einen Schlitz in dessen Längsrichtung und zieht durch diesen den übrigen Teil mehrmals hindurch; oder man schärft die um den lederartigen, inneren Schlundschlauch befindliche rote Haut, etwa 5 cm vom Ende quer zur Längsrichtung, ringsherum durch und schiebt die rote Haut entweder mit dem Messer oder mit der Hand soweit zurück, daß man in den Schlund einen Knoten schlagen kann. Der Schlund wird verknüpft. Dieses Verfahren ist dem ersteren vorzuziehen, weil die an seinem Ende verbliebene rote Haut das Rutschen und Aufgehen des Knotens und damit den Austritt flüssigen Geäses sicher verhindert; während der vorerwähnte Schlitz niemals einen ganz dichten Verschluß herbeiführt.

Der Jäger tritt dann zwischen die Hinterläufe des Hirsches — ihn zu überschreiten oder rittlings darüber zu stehen, ist gegen den Weidmannsbrauch — setzt das Messer mit dem Rücken nach unten zwischen die Brunftkugeln und schärft das

*) Schärfen = Schneiden. Der letztere Ausdruck ist nicht weidmännisch.

Kurzwildpret auf, erfaßt die Brunftkugeln, eine nach der andern mit den Händen und zieht sie mitsamt den Samensträngen so lang heraus, wie es angeht. Alsdann führt er das Weidmesser wieder mit dem Rücken nach unten auf der Brunftrute entlang nach vorn, die Decke über der letzteren aufspaltend. Mit der linken Hand unter die Rute greifend und sie vom Körper lösend, hilft er mit dem Messer nach und schärft deren Öffnung nebst der umgebenden Haut fort. Die Brunftrute wird nun nach hinten ausgelöst und dort, wo sie zwischen den Keulen mündet, keilförmig ausgestochen.

Jetzt ist die Bauchhöhle zu öffnen. Hierbei ist eine Verletzung des kleinen Gescheides zu vermeiden. Dort, wo das Kurzwildpret saß, wird vorsichtig mit dem Messer die Dünnung durchstochen; der Zeigefinger der linken Hand erweitert die Öffnung, der Mittelfinger zwängt sich mit hinein; beide Finger nehmen den Rücken der Spitze des Weidmessers zwischen sich und führen es, indem sie gleichzeitig die Dünnung anheben, bis zum Brustkern, so daß das ganze Gescheide offen daliegt. Nunmehr wird das Weidmesser auf der rechten Seite des immer zwischen den Hinterläufen des Hirsches bleibenden Jägers neben dem Vorderlauf in den Boden gesteckt. Dieser führt seine rechte Hand zwischen den Pansen und das Zwerchfell, läßt die linke folgen und löst die am Zwerchfell und Pansen festgewachsene Milz mit Hilfe der Hand von dem ersteren, bis der Pansen ganz frei in der Bauchhöhle liegt. Dann suchen beide Hände die Stelle am Zwerchfell, wo der Schlund aus dem Pansen durch dasselbe in die Brusthöhle tritt. Hier muß das Gefühl den richtigen Weg finden und das Auge ersetzen; denn das Hineinsehen ist nicht gut möglich. Ist der Schlund richtig erfaßt, dann wird er mit der rechten Hand festgehalten, und die linke fühlt sich an ihm durch das Zwerchfell, dessen Verbindung leicht nachgibt, nach vorn. Haben beide Hände den Schlund voll erfaßt, dann ziehen sie ihn langsam aber stetig nach hinten; bei ruckweisem Ziehen reißt er leicht ab und verursacht dann Verunreinigung des Wildprets. Alsdann wirft man den Pansen mit dem Schlund und dem Netz ganz aus der Bauchhöhle heraus auf die rechte Seite des Jägers, aber so, daß das Gescheide nicht zerreißt, löst mit der Hand die Verbindungsstellen des kleinen Gescheides mit der Leber, wobei wiederum ein Zerreißen zu vermeiden ist, und schiebt nun auch dieses nach rechts aus der Bauchhöhle heraus, indem man Sorge trägt, daß die Nieren nicht mit herausgerissen werden. Das ganze Gescheide hängt jetzt nur noch durch den Weiddarm mit dem Wildkörper zusammen.

Von hier an wird wieder auf zweierlei Art verfahren: Es wird erstens von außen her durch Aufschärfen der Haut um das Weidloch und Freischärfen des ganzen Weiddarms in der Beckenhöhlung dieser soweit freigemacht, daß er samt der Blase nach vorn hervorgezogen werden kann; hierbei wird das Schloß nicht aufgebrochen. Es wird zweitens zunächst durch vorsichtige, sägende Führung des Messers auf dem Trennungshäutchen zwischen beiden Keulen das Schloß, das ist die mehr oder weniger verknöcherte Knorpelnaht zwischen den beiden Beckenknochen — den Eisbeinen — freigelegt und diese aufgetrennt; das heißt, es wird das Schloß aufgebrochen. Die erstere Art ist sehr wenig angenehm auszuführen; es kühlt außerdem das Wildpret nach dem Aufbrechen des Schlosses besser aus; daher ist die letztere vorzuziehen.

Ich habe es oft mitangehört, daß Jäger sich über das „schlächtermäßige" Aufstreifen der Ärmel beim Aufbrechen nicht genug aufhalten konnten. Wenn sie aber selbst ein Stück Wild aufbrachen, vollzogen sie die Trennung der Keulen, anstatt sie vorsichtig auf dem Trennungshäutchen vorzunehmen, durch einen einzigen rohen Zug mit dem Messer. Auf solche Weise erhält das aufgebrochene Stück an dieser Stelle nicht nur ein sehr schlechtes Aussehen, sondern es tritt auch der Übelstand hervor, daß der Verbindungsknorpel zwischen den Eisbeinen, das Schloß, nicht freigelegt und dessen Aufbrechen sehr erschwert wird. Wenn wir Jäger uns sonst nur hüten auf der Jagd zu Schlächtern zu werden, beim Aufbrechen brauchen wir uns nicht zu schämen, von diesen etwas zu lernen.

Die auseinandergetrennten Keulen und das aufgebrochene Schloß sollen aussehen, als habe sie der gewandteste Schlächter bearbeitet — das ist kein Makel, sondern eine Zierde für den Jäger und wirkt vorteilhaft auf den Preis des Wildprets.

Bei jüngeren Stücken kann man das Schloß mit einem scharfen, aber schmalrückigen Messer leicht durchtrennen; bei älteren Stücken benutzt man am besten die Säge, die sich am Taschenmesser jeden Weidmannes befinden sollte. Hat man eine solche nicht zur Hand, so spaltet man das Schloß durch senkrechtes Aufsetzen der Spitze des Weidmessers und durch einige darauf geführte kräftige Schläge.

Sind die Eisbeine getrennt, so ist das Schloß noch nicht aufgebrochen; es muß noch, um den Weiddarm freizulegen, auseinandergebrochen werden. Wollte man das durch Aufdrücken auf die Keulen versuchen, so würde das Wildpret sich von den Eisbeinen lösen, weithin einreißen, austrocknen und entwertet werden. Um das zu verhindern, kniet der Jäger hin, bückt sich über das Schloß, faßt mit jeder Hand ein Eisbein und bricht das erstere so weit auf, bis es kracht; oder, wenn die Kräfte dazu nicht reichen, so setzt er sich in die Hucke, erfaßt mit jeder Hand einen Schloßteil, schiebt beide Kniee zwischen die Arme und bricht mit Hilfe dieser mit leichter Mühe das Schloß auf, an dem dann das Wildpret gänzlich unverletzt bleibt.

Es ist jedoch Sorge zu tragen, daß vor dem Aufbrechen des Schlosses die Decke, Sehnen und Häute bis zum Wedel aufgeschärft sind; sonst erschweren diese das Auseinanderbrechen sehr.

Der nunmehr freiliegende Weiddarm und die Blase werden von der linken Hand ergriffen, mit Hilfe des Weidmessers sauber aus der Beckenhöhlung ausgelöst und am Wedel abgeschärft. Dann werden die vom Rücken nach den Keulen führenden Brandadern der Länge nach aufgeschärft, damit sie gehörig ausschweißen können, und nicht nur, wie es oft geschieht, leicht durchstochen. Das Zwerchfell wird hart an den Rippen ringsum abgeschärft, damit die Brusthöhle ausschweißen und auskühlen kann. Damit ist das Aufbrechen beendet. Soweit es im Walde erfolgt, läßt man das Geräusch einstweilen im Wildkörper.

Durch Anheben des Vorderteils unter gleichzeitigem Vorziehen, wozu bei stärkeren Stücken zwei Mann erwünscht sind, läßt man den Schweiß auslaufen; und, falls das Wild nicht gleich verladen werden kann, wird es des weiteren Ausschweißens halber entweder aufgehangen, oder wenn das — wie meistens — nicht möglich ist, so auf die Seite gestreckt, daß der Vorderkörper etwas höher liegt. Die

Keulen werden durch einen in das Schloß getriebenen Keil auseinandergehalten. Das Stück kann auf diese Weise nachschweißen und kühlt schneller aus.

Kann aus irgend welchen Gründen das vollständige Aufbrechen erlegten Wildes nicht sofort nach dem Auffinden geschehen, was die Regel bilden sollte, so ist es wenigstens zu lüften, das heißt es ist die Bauchhöhle soweit aufzubrechen, daß die Gase den Körper nicht auftreiben können.

Liebhaber der gebratenen Leber mögen sich gesagt sein lassen, daß sie nur dann wohlschmeckend ist, wenn sie von einem schnell gestreckten und sofort aufgebrochenen Wild herrührt; im anderen Falle ist nicht viel Genuß davon zu erwarten.

Bei einem Hirsch entfernt man, bevor man ihn lüftet, das ganze Kurzwildpret, beim Brunfthirsch auch noch den Brunftbrand; diese Teile sind sehr schneller Zersetzung unterworfen, und ihr Geruch würde sich auf das übrige Wildpret übertragen.

Nach vollendetem Aufbrechen wird das Feist vom Gescheide abgezogen und beiseite gelegt. Alsdann wird das gestreckte Wild, sofern es nicht alsbald verladen werden kann, verblendet, das heißt, es werden in das Geäse, zwischen die Schalen und in das Schloß Papierfetzen gesteckt, die sich im Luftzug bewegen; dadurch wird das laufende und fliegende Raubzeug ferngehalten.

Zu Zeiten, wo die Fliegen schwärmen, deckt man das Wild mit belaubten Zweigen zu. Bei warmer Witterung nimmt man, um besseres Auskühlen zu erzielen, noch an Ort und Stelle das Geräusch heraus. Das geschieht in der Weise, daß man die Drossel von hinten her ergreift und sie mit Gewalt herausreißt; es folgen dann Lunge, Herz, Leber und Nieren von selbst.

Soll erlegtes Wild versandt werden, so ist zuvoriges Auskühlen zur guten Erhaltung unerläßlich. Es ist gänzlich verkehrt, die Versendung zu übereilen. Wild, das die Nacht über frei hängend gehörig auskühlt, ist bedeutend haltbarer, als wenn es noch warm vor Abend zum Versand gelangt.

Dem Aufbrechen des Wildes folgt

das Zerwirken,

aus der Decke oder aus der Haut schlagen. Zu diesem Zweck wird das Wild entweder auf sauberen Rasen, auf untergelegte Brüche oder noch besser auf einen besonders für diesen Zweck bestimmten Schragen gestreckt. Ein solcher ist ein niedriger Tisch, dessen mittlerer Längsteil etwas vertieft ist, so daß darin das Wild wie in einer Mulde ruht.

Das Zerwirken beginnt mit dem Abschlagen des Geweihes. Wie das erfolgt, hängt wesentlich von der Art ab, wie das Geweih aufgesetzt werden soll. Viele lassen dieses vom Drechsler auf runde Schilde setzen. Manche aber behalten den ganzen Schädel am Geweih; und es ist nicht zu leugnen, daß starke Geweihe in dieser Form einen außerordentlich wirksamen Anblick gewähren.

Wird das Geweih abgeschlagen, so soll es nach altem Jägerbrauch vorschriftsmäßig mit dem Weidmesser, dem Blatt erfolgen. Ich glaube aber, daß dieser Brauch schon manchen guten Schädel verdorben hat, und rate daher zur Benutzung einer Knochensäge oder eines sogenannten Fuchsschwanzes. Vor Führung

des Sägeschnitts wird die Decke drei Finger breit hinter den Rosenstöcken mit dem Weidmesser aufgeschärft, von hier wird das Messer nach beiden Seiten bis an die Lichter und von da zwischen diesen quer über die Stirn geführt. Alsdann setzt man die Säge hinter den Rosenstöcken an und sägt den Schädel in ziemlich paralleler Richtung mit der Stirn bis zu den Augenhöhlen durch. Durch einen weiteren Sägeschnitt von Licht zu Licht wird das Geweih vollends abgetrennt. Schließlich wird der Bregen der Schädelhöhle entnommen. Verbleibt hingegen der ganze Schädel am Geweih, so wird der Kopf vom Halswirbel getrennt und, wie nachher beschrieben werden wird, behandelt.

Zum weiteren Zerwirken wird die Haut auf dem Brustkern so aufgeschärft, daß die beim Aufbrechen entstandenen Einschnitte am Halse und durch die Dünnungen mittelst eines weiteren Schnittes verbunden werden. Dann wird, mit dem rechten Vorderlauf beginnend, an den Läufen drei Zoll über den Oberrücken die Haut ringsherum durchschärft — die Läufe werden gekränzt — und an der Innenseite ein langer Schnitt geführt, der bei den Vorderläufen am Brustkern in den dortigen Einschnitt mündet und bei den Hinterläufen auf den Innenseiten der Keulen in der Nähe des Wedels ausläuft. Nun wird, am Kopf anfangend, von vorn nach hinten, zuerst auf der rechten, dann auf der linken Seite mit dem Daumen die Decke vom Wildpret gelöst, und nur, wo das nicht angeht, das Messer zur Hilfe genommen. Einschnitte in die Haut dürfen dabei aber nicht vorkommen. Damit ist das Zerwirken beendet. Es folgt

das Zerlegen.

Dieses geschieht auf der Decke, die über den Schragen herunterhängt und das Wildpret vor jeder Unsauberkeit schützt. Das Wild wird zunächst wieder auf den Rücken gestreckt, der rechte Vorderlauf mit der linken Hand ergriffen und etwas angezogen. Darauf fährt man mit dem Weidmesser zwischen dem Vorarm, dem Blatt und den Rippen hin und löst den ersteren mit einigen leichten Schnitten samt dem Blatt ab. In gleicher Weise wird der linke Vorderlauf nebst dem Blatt ausgelöst. Alsdann trennt man die rechte Fläme oder Flanke von der Keule bis zu den Rippen, ebenso die linke, zieht mit dem Weidmesser zuerst auf der rechten, dann auf der linken Seite von den letzten Rippen nach vorn, etwa handbreit vom Rückgrat entfernt, quer über diese einen Strich und schlägt oder sägt in gleicher Reihenfolge die Rippen glatt durch.

Das ganze Rückgrat vom Blatt bis zum Wedel wird Ziemer genannt; man unterscheidet Blatt- oder Vorderziemer, Mittelziemer und Wedelziemer. Je nachdem das Wedelziemer an den übrigen Ziemerteilen bleiben, also das Ziemer ganz erhalten werden soll, erfolgt das Zerlegen weiter in folgender Weise: Es wird entweder der obere Teil der Keule durch einen scharfen Schnitt parallel mit dem Rückgrat durchschärft und der Keulenknochen durchsägt oder durchschlagen, oder es wird der Keulenknochen mit der Kugel (dem Gelenkknopf) aus der Pfanne gelöst, und das Wildpret entsprechend durchschärft. Soll das Wedelziemer von dem übrigen Ziemer getrennt werden, so wird das Rückgrat dort, wo der erste Flankenschnitt endigt, durchschlagen.

Der vom Ziemer getrennte Hals nebst Kopf ergibt samt den Rippen und Dünnungen das Kochwildpret, während Ziemer, Keulen und Blätter die Braten bilden.

Von den das Jägerrecht benannten Teilen habe ich nichts erwähnt, weil dieser Brauch teils veraltet ist, teils dem „Jäger" je nach seiner Bestallung und den örtlichen Gewohnheiten so verschiedenartige Teile des Wildprets und des Aufbruchs zuweist, daß es einheitlich nicht beschrieben werden kann.

Die Benutzung

erlegten Rotwildes ist mannigfaltig. Für den Jäger kommt in erster Reihe das Geweih selbsterlegter Hirsche als Zimmerschmuck und wertvolles Erinnerungszeichen an glückliche Stunden in Betracht. Zu diesem Zweck wird das Geweih in folgender Weise hergerichtet: Sobald es abgeschlagen ist, wird der Schädel, soweit er am Geweih verblieben ist, samt der daran haftenden Haut bis an die Rosen in klares, kaltes Wasser gestellt. Dieses wird nach Bedarf von Zeit zu Zeit erneuert. Nach einigen Tagen läßt sich die Decke ohne Schwierigkeit mit dem Messer entfernen. Nachdem das geschehen ist, kommt der Schädel wiederum in frisches, kaltes Wasser, worin er einige Tage verbleibt. Dann wird er an der Sonne getrocknet und mit Hilfe des Messers und ganz feinen Glaspapiers glatt geschabt und poliert. Wo Gelegenheit dazu geboten, hängt man das Geweih bis an die Rosen in fließendes, klares Wasser und läßt es so lange darin, bis der Schädel durch dieses Mazerationsverfahren völlig von Decke und Wildpret befreit, und alle löslichen Teile ausgelaugt sind. So behandelte Schädel erhalten einen dauerhaften, elfenbeinartigen Glanz und zeigen ein mildes Weiß, das dem Geweih zur Zierde gereicht. Wenn man den ganzen Schädel am Geweih beläßt, sollte man unbedingt auch die ganze Zahnreihe des Oberkiefers unbeschädigt daran lassen. Sie ist für die Altersbestimmung von hohem Wert und kann leicht in das Holz des Schildes eingelassen werden. Es würde sonst das Geweih zu steil hängen, zu nah an die Wand gedrückt erscheinen.

Schädel von Hirschen, die lange gelegen haben, bevor sie aufgefunden wurden, sowie gelb gewordene, alte Schädel werden durch Verwendung von Wasserstoffsuperoxyd gebleicht; sie erhalten aber nie das schöne Aussehen wie die nach ersterem Verfahren behandelten. Am Geweih selbst reinigt man die Furchen von den oftmals recht fest darin sitzenden Rinden- und Harzteilen mit Hilfe eines spitzen Holzstabes. Die Enden erhalten, mit Glaspapier leicht abgedreht, ein sehr schönes, weißes Aussehen und heben die Wirkung des ganzes Geweihes auf diese Weise bedeutend.

Das oft recht große Gewicht der Geweihe erfordert zur Verhütung von Unglücksfällen und Beschädigungen eine sichere Befestigung an der Wand. Ihre planmäßige Anordnung daselbst verursacht jedoch oft Schwierigkeit und ärgerliche Zerstörung der Wandbekleidung. Da empfehlen sich für die Anbringung der Geweihe die von der Firma Franz Sprengler in Berlin SW., Alte Jakobstraße 6, in den Handel gebrachten Hohldübeln. Diese sind aus Hartstahl hergestellt und haben die Form zugespitzter Rohre; sie werden mit Holzspänen ausgefüllt und dann mittelst kräftiger Hammerschläge in die Wand getrieben, wobei Fugen zu vermeiden

sind. Sie sind so stark, daß sie den Widerstand des Steines überwinden und dessen Bröckeln verhüten. In die Holzfüllung können dann die Haken für die Geweihe leicht und sicher eingetrieben werden.

Ausnahmsweise kommt man wohl in die Lage, einen Hirsch zu strecken, der noch sein Bastgeweih trägt. Für derartige Ausnahmefälle — und dies sollte die Erlegung von Basthirschen immer bleiben — macht die Erhaltung des Geweihes oft Kopfzerbrechen. Wenn man es nicht vorzieht, ein solches einem sachkundigen Präparator zu übergeben, so kann man es auf folgende, von L. Martin in Stuttgart in Band IV des „Weidmann" empfohlene Weise selbst herrichten. Der Verfasser behandelt zunächst zwar Rehgehörne, aber sein Verfahren ist auf Geweihe ebenso anwendbar. Ich lasse ihn selbst sprechen:

„Rehgehörnen, welche an der Spitze noch sehr dick und saftreich sind, macht man an diesen Stellen, und zwar auf der hinteren Seite, mit einem scharfen Federmesser kleine Einstiche bis auf den Knochen. Hierauf legt man sie in eine gesättigte Lösung von gleichen Teilen Alaun und Kochsalz in so viel Wasser, als notwendig ist, diese Salze binnen einigen Stunden auflösen zu können. Man läßt sie in dieser Lösung so lange liegen, bis die weichen Stellen einige Härte erlangt haben, was innerhalb einiger Tage erfolgt sein wird. Längeres Liegenlassen in dieser Lösung schadet durchaus nicht und ist dieselbe auch zum Gerben von Häuten sehr zu empfehlen, wozu sie Jahre lang aufgehoben werden kann, ohne zu verderben, wobei jedoch Zusätze obiger Salze erfolgen müssen. Hat man die Gehörne aus der Lösung genommen und sind die weichen Stellen hart anzufühlen, so wäscht man sie mit Wasser gut ab, damit die Salzteilchen aus den Haaren herausgelöst werden, welche andernfalls bei feuchter Witterung sonst immer Nässe anziehen würden.

Ein solcher Gestalt präpariertes Geweih kann nun zum Trocknen aufgehangen und später gebürstet werden, und sich viele Jahre ausgezeichnet gut erhalten; denn gegen Fäulnis und elementare Einflüsse ist es vollständig gesichert. Dieses findet aber nicht immer gegen Ungeziefer statt, weshalb man stets gut tut, wenn ein Geweih halb trocken geworden ist, dasselbe mit einer schwachen Auflösung von arsenikfaurem Natron zu tränken, welche nur mit einem Pinsel aufgetragen zu werden braucht. . . . ."

Bastgeweihe, die schon vereckt sind, die also nach Entfernung des Bastes zwar die vollendete Form des Geweihes zeigen, aber noch weiß sind, bedürfen einer Färbung. Diese kann man ihnen durch Bepinseln mit Abkochungen von Erlen- oder Eichenrinde oder mit einer leichten Lösung von übermangansaurem Kali geben. Die noch rauhen Enden, sowie die Perlen erhalten durch Schleifen mit feinem Glaspapier Glanz.

Mit den abgeworfenen Stangen wird ein ausgedehnter Handel getrieben, von dem in der Regel derjenige am wenigsten gewahr wird, aus dessen Revier sie stammen. Sie werden zu Stockgriffen, Messerschalen, Knöpfen, sowie zur Herstellung von allerlei Möbeln und Verzierungen verarbeitet.

Die Decken selbst zerlegter Stücke verlangen eine sorgfältige Behandlung, wenn sie zu ihrem vollen Wert verkauft werden sollen. Sofort nach dem Zer-

wirken werden sie mit dem Haar nach innen an die Innenseite des Scheunentors oder an eine Wand genagelt, wo sie luftig hängen; dabei werden sie gehörig auseinandergezogen, mit Asche wiederholt gründlich abgerieben und eingestreut.

Die gegerbten Decken eignen sich wegen der Sprödigkeit ihrer Haare wenig zum Gebrauch als Teppiche und behalten nur kurze Zeit ein gutes Aussehen, wenn sie viel benutzt werden. Immerhin bleibt die Winterdecke eines starken Hirsches ein beachtenswerter Schmuck für ein Jagdzimmer. Die Haut gibt ein weiches, gutes Leder, daß die mannigfaltigste Verwendung findet und hoch im Preise steht.

Das Wildpret liefert ein leicht verdauliches, nahrhaftes Fleisch von hohem Wohlgeschmack. Obgleich über den Geschmack nicht zu streiten ist, so wird das Wildpret von Kälbern, Schmaltieren und Spießern dem Reh- und Damwildpret von vielen, weil es zart, aber kräftig schmeckt, vorgezogen. Von älteren Stücken ist es natürlich minder gut, von Brunfthirschen für viele ungenießbar; feiert dieser sonst übel beleumdete Braten aber nach monatelangem Einfrieren im Kühlraum seine Auferstehung, so ist der Brunftgeruch und schlechte Geschmack völlig ausgezogen.

Wild, das zum Hausgebrauch bestimmt ist, wird am zweckmäßigsten im Freien hängend aufbewahrt. Man zerlegt ein solches Stück nur, soweit der augenblickliche Bedarf es erfordert, und wickelt den Rest wieder sorgfältig in die Decke ein. Auf diese Weise läßt es sich selbst ohne Frost, aber natürlich nur bei niedriger Temperatur, wochenlang aufbewahren und behält seine Frische, ohne den geringsten haut goût anzunehmen. Dieser, für manchen Städter freilich ein wesentliches Erfordernis eines Wildbratens, ist für den Kenner einfach fürchterlich.

Ganz frisch erlegtes Wild hat nicht den vollen Wohlgeschmack. Es muß vielmehr, damit die diesen in der Hauptsache vermittelnden ätherischen Öle frei werden, erst einige Tage „hängen".

Schließlich seien noch die Haken erwähnt, die zu allerlei Schmuck verarbeitet werden. Mäßig und nur dort verwendet, wo Schmuck überhaupt hingehört, sind sie bei künstlerischer Verarbeitung von sehr guter Wirkung. Als Knochensammlung an der Uhrkette des Sonntagsjägers kennzeichnen sie diesen schon von weitem. Dagegen bilden ein paar gute, braune Haken als Vorstecknadel oder Manschettenknöpfe ein jagdliches Erinnerungsstück, das auch der gerechte Weidmann nicht verschmäht. Leider werden auch die schönsten Haken unter dem Einfluß von Luft und Licht gebleicht, die einst so saftbraunen Flächen werden weiß. Es gibt zwar ein Mittel, um sie künstlich zu färben (Hydrochinon); aber die schöne, ovale Zeichnung bringt keine Färbung zurück. Will man also die Haken möglichst lange schön braun erhalten, so schließe man sie von Luft und Licht ab, sobald man sie nicht trägt.

Von dem Haar im Kragen des Hirsches werden gelegentlich nach Art der Gemsbärte Hutzierden hergestellt, die gut aussehen.

Auf

die Verwertung

des Wildes sind neben der Körperverfassung von Einfluß die Schußverletzung, sorgfältiges Aufbrechen, gute Behandlung vor und während des Versandes und die Dauer des letzteren.

Für den Wildhändler drückt sich der Wert eines Stückes hauptsächlich in der tadellosen Beschaffenheit der Braten: Ziemer, Keulen und Blätter aus. Der Schußkanal entwertet den durchschlagenen Teil vollständig; es kann also für schlecht geschossenes Wild nicht derselbe Preis angelegt werden, der für gut geschossenes gezahlt wird.

Ein sauber aufgebrochenes Stück, das glatte, gerade Schnitte zeigt, bei dem die Keulen in der Naht voneinander getrennt sind, das Schloß in der Knorpelnaht aufgebrochen ist, das nirgends schmutzige oder grünliche Flecke zeigt, lobt sich selbst und hebt damit seinen Preis. Jeder grüne Flecken ist dem Wildhändler verdächtig. Ist daher bei weidwund geschossenen Stücken viel grünes Geäse in die Bauchhöhle gedrungen, so wird diese mit dem Schweiß der Brusthöhle, den man nötigenfalls durch einige Einstiche in das Herz gewinnt, tüchtig ausgewaschen; damit erhält diese ein sauberes, blutfrisches Aussehen. Auch die Decke soll frei von Schweiß und Erde gehalten werden; denn eine unsaubere Decke macht das sonst noch so gut behandelte Wild unansehnlich und drückt den Preis. Besonders nach dem Aufbrechen, wenn das Wild hochgehoben wird, um es ausschweißen zu lassen, ist darauf zu halten, daß es gleichzeitig im Hochheben vorgezogen wird; sonst setzt sich das Wild sozusagen in den Schweiß, und die Decke saugt sich voll.

Bei Hirschen, die zum Versand gelangen, gewährt die Öffnung des Schädels nach dem Abschlagen des Geweihes immer einen sehr unangenehmen Anblick. Es setzt sich auf der Eisenbahn der Kohlenstaub darin fest und verunziert das ganze Stück im hohen Grade. Um das zu vermeiden, wird von manchen Weidmännern ein sehr nachahmenswertes Verfahren eingeschlagen: Die Decke wird durch einen zwischen den Lichtern nach oben und zwischen den Rosenstöcken hindurchführenden Schnitt aufgeschärft und nach oberflächlicher Lösung von den Rosenstöcken zu beiden Seiten des Schädels heruntergeklappt. Nun wird das Geweih nach Vorschrift abgeschlagen, die zurückgeklappte Decke wieder zusammengezogen und mit einigen Stichen festgenäht.

Wird das Geweih mit dem Kopf abgelöst, so bleibt soviel Decke vom Kopf am Halse, daß die Schnittfläche damit zugenäht werden kann.

Erfolgt der Versand im Sommer, so ist zur Abhaltung der Fliegen die Einreibung der offenliegenden Wildpretsränder und Schnittflächen mit etwas Lorbeeröl zu empfehlen. Es wird auch zu diesem Zweck Salizylpulver gebraucht; doch ist seine Verwendung wegen der etwaigen nachteiligen Einwirkungen auf die Gesundheit nicht einwandsfrei.

Nicht selten wird dem Wild durch schlechte Behandlung während des Versandes der Rücken zerbrochen. Dadurch wird der wertvollste Teil, das Ziemer, wertlos gemacht. Um solche Beschädigungen zu verhindern, werden vor dem Versand alle vier Läufe durch einen starken Draht fest zusammengeschnürt; dann biegt sich der Rücken krumm nach außen und ist so vor jeder Beschädigung geschützt. Außerdem ist ein derartig behandeltes Stück bei Umladungen viel leichter zu bewältigen und wird dadurch wiederum vor Verletzungen bewahrt.

Der Versand von Hochwild auf der Eisenbahn ist noch bedeutender Verbesserung fähig. Es müßte das Wild im Wagen hängend und mit jedem

Personenzug zum Frachtgutpreise befördert werden. Vielleicht nimmt sich der A. D. Jagdschutzverein dieser Sache an; denn auch der Schutz des Wildes vor dem Verderben, soweit er durch öffentliche Einrichtungen gefördert werden kann, gehört zum Jagdschutz.

Das meist gebräuchliche Verwertungsverfahren, vor Beginn der Jagdzeit mit einem Händler zu einem Durchschnittspreise für das Kilogramm Wildpret, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts einen Vertragsabschluß zu machen, hat zwar den Vorzug der Einfachheit und der Bequemlichkeit, ist aber durchaus nicht sachgemäß. Denn es kommt dabei, da der Marktwert der einzelnen Stücke sehr verschieden ist, entweder der Händler oder der Jagdinhaber zu kurz. Der erstere sorgt in der Regel schon durch einen möglichst niedriggehaltenen Durchschnittspreis dafür, daß er keinen Schaden leidet. Es werden daher meistens die Riemen aus der Haut des letzteren geschnitten. Einem beide Teile zufriedenstellenden Vertragsabschluß können folgende Grundsätze zur Unterlage dienen:

1. Stücke, bei denen Ziemer und Keulen keine Schußverletzungen aufweisen, gelten als vollwertig.
2. Bei Verletzung des Ziemers erfolgt ein Abzug von 15 v. H., bei derjenigen einer Keule 10, beider Keulen 15 v. H.
3. Der Preis für Stücke unter 50 Kilo beträgt 100 v. H.
   " " " " von 50 bis 75 Kilo beträgt 80 v. H.
   " " " " über 75 Kilo beträgt 70 v. H.
   } des vereinbarten Höchstpreises.
4. Kümmerer, anbrüchige und abgemagerte Stücke sind von der Lieferung ausgeschlossen.

Ein auf dieser Grundlage abgeschlossener Vertrag sichert Käufer und Verkäufer vor Schaden. Er veranlaßt den letzteren zu vorsichtigem Schießen, zur stärkeren Heranziehung des Jungwildes für den Abschuß, und dient im letzten Grund dem weidgerechten Betrieb der Jagd.

Jagd- und Schonzeiten

des

Rotwildes.

Übersicht der Jagd- und Schonzeiten des
und einiger

Schonzeit | Schonzeit für Hirsche von 8 Enden aufwärts. | Schonzeit für Wildkälber | Schonzeit nur für Gelttiere und Alttiere | Jagdzeit.

	Januar			Februar			März		
	männlich	weiblich	Kälber	männlich	weiblich	Kälber	männlich	weiblich	Kälber
Anhalt. Ges. v. 15. Mai 1907									
Baden. Ges. v. 29. April 1886									
Bayern. Ges. v. 5. Oktober 1863									
Braunschweig. Ges. v. 8. September 1848									
Elsaß-Lothringen. Ges. v. 7. Mai 1883					1	1			
Hessen. Ges. v. 19. August 1893									
Hohenzollernsche Lande. Ges. v. 10. März 1902									
Mecklenburg-Schwerin und Strelitz. Ges. v. 15. April 1894									
Oldenburg: Herzogtum Oldenburg. Ges. v. 17. April 1897									
Oldenburg: Fürstentum Lübeck. Ges. v. 8. Febr. 1888, 2. Jan. 1900									
Oldenburg: Fürstentum Birkenfeld. Ges. v. 29. November 1902									
Preußen. Ges. v. 15. Juli 1907									
Reuß ä. u. j. Linie. Ges. v. 7. April 1897, 20. Juli 1903									
Sachsen-Altenburg. Ges. v. 5. Juli 1876									
Sachsen Großherzogtum. Ges. v. 19. April 1876									
Sachsen-Koburg-Gotha. Ges. v. 12. Juli 1882, 10. Juli 1882									
Sachsen Königreich. Ges. 22. Juli 1876									
Sachsen-Meiningen. Ges. v. 11. Januar 1875									
Schaumburg-Lippe, Bremen, Hamburg, Lübeck. Ges. v. 9. Mai 1870, 6. März 1900, 27. Dezember 1876, 2. Februar 1872, 27. September 1889									
Schwarzburg-Rudolstadt. Ges. v. 3. Febr. 1874									
Schwarzburg-Sondershausen. Ges. v. 3. Februar 1874									
Waldeck-Pyrmont. Ges. v. 29. April 1854, 18. Januar 1886									
Württemberg. Ges. v. 30. Juli 1886									
Böhmen. Ges. v. 1. Juni 1866 u. v. 1870									
Ober-Österreich. Ges. v. 13. Juli 1895									
Österreichisch-Schlesien. Ges. v. 2. Juli 1877, 17. April 1888									
Salzburg. Gesetz v. 20. Dezember 1874, 21. Oktober 1883, 23. Mai 1885		6 ○			○			○	
Tirol. Ges. v. 5. März 1872, 14. Oktober 1875. Gabler, Spießer, Schmaltiere nur auf besondere Erlaubnis		6 ○			○			○	
Vorarlberg. Ges. v. 1895 Nr. 1. Spießer, Schmaltiere dauernd Schonzeit		○			○			○	
Schweiz. Ges. v. 24. Juni 1904									

*) Nach dem Forst- und Jagdkalender von Neumeister und Retzlaff 1910 zusammengestellt.

Rotwildes in den deutschen Bundesstaaten

Nachbarländer.*)

April			Mai			Juni			Juli			August			September			Oktober			November			Dezember		
männlich	weiblich	Kälber	männlich	weiblich	Kälber	männlich	weiblich	Kälber	männlich	weiblich	Kälber	männlich	weiblich	Kälber	männlich	weiblich	Kälber	männlich	weiblich	Kälber	männlich	weiblich	Kälber	männlich	weiblich	Kälber
																			16	16						
						24										15		14								
													23	23												
																			16	16						
																			16	16						
																			16	16						
																			16	16						
																			16	16						
																			16	16						
																2	2									
																			16	16						
																			16	16						
																			16	16						
	○			○			○			○			○			○16					+			+		
	○			○			○			○			○			○16		15								
	○			○			○			○			○			○16										
															7	7	7							15	15	15

Weidmännische Ausdrücke,

die bei der Jagd auf Rotwild gebräuchlich sind.

Abblasen: der Hornruf für die Schützen zum Verlassen der Stände; die Jagd, das Treiben wird abgeblasen.

Abbrunften: man sagt, das Wild hat „abgebrunftet", wenn die Begattungszeit (Brunftzeit) vorüber ist.

Abdocken: den Schweißriemen kunstgerecht abwickeln.

Abfallen: der Hirsch „fällt ab", wenn er nach der Begattung (Beschlag) vom Tier steigt.

Abfangen: das kunstgerechte Totstechen mittels des Hirschfängers oder Genickfängers.

Abgenicken oder Abnicken oder den Genickfang geben: dem Wild das Genick abstechen.

Abhalsen: dem Hund die Halsung abnehmen.

Abkämpfen: sagt man, wenn ein Hirsch einen anderen nach voraufgegangenem Kampf verjagt.

Abkommen: bezeichnet den Punkt am Wildkörper, wohin die durch das Auge des Schützen, Visier und Korn bestimmte Linie zeigte, als der Schuß erfolgte. Man sagt: ich bin da oder dort abgekommen.

Ablegen: der Hund wird abgelegt, wenn der Jäger ihn an einer bestimmten Stelle im Revier allein zurückläßt, um ihn im Gebrauchsfall zu holen.

Abschlagen: heißt das Absägen oder Entzweihauen der Knochen eines Wildes. Das Geweih des Hirsches wird abgeschlagen.

Absetzen: die Büchse vom Kopf nehmen, ohne geschossen zu haben.

Abspannen: den gespannten Hahn in Ruhe setzen.

Abspüren: das Aufsuchen von Fährten, um daraus zu beurteilen, ob und was für Wild in einem Forstort steht.

Abstechen: 1. das Abschneiden eines Teiles Wildpret beim Zerlegen des Wildes. 2. Das gestochene oder gespannte Stechschloß der Büchse wieder in Ruhe setzen.

Abtun: Wenn angeschossenes Wild sich vom Rudel trennt, so tut es sich ab.

Abtragen: das Wegtragen des Hundes von einer Fährte, die er recht arbeitet.

Abtreiben: Verjagen eines Stückes Wild durch ein anderes.

Abtritt: das durch die Schärfe der Schalen (Klauen) des Hirsches abgeschnittene Gras oder Kraut.

Abziehen: das Wegziehen des Schweißhundes von einer Fährte, die er nicht arbeiten oder zeichnen soll.

Äsen: fressen.

Äugen: sehen.

Alttier: ein weibliches Stück Rotwild von der Zeit an, wo es zum ersten Male gesetzt, d. h. geboren hat.

Anbringen: jemanden so führen, daß er ein Stück Wild schießen oder sehen kann, oder einen Hund so führen, daß er an Wild kommt.

Anbrüchig oder angegangen: nennt man ein verendetes Stück Wild, das bereits anfängt in Fäulnis überzugehen. Solches Wild heißt auch verdorben; es stinkt nicht, sondern es riecht.

Anfallen, annehmen oder aufnehmen: sagt man, wenn ein Hund eine Fährte wittert (riecht) und darauf fortsucht. Auch fällt der Hund das Wild an, wenn er es packt oder faßt.

Angehen: eine Fährte; eine Fährte finden.

Anhalsen: dem Hund die Halsung anlegen.

Anhalten: wird von Hunden gesagt, wenn sie andauernd jagen.

Anhatz: der Ort, wo man den Hund an ein krankes Stück Wild hetzt (schnallt).

Anhefteln oder Anheften: das Jagdzeug mittels hölzerner Pflöcke (Hefteln) am Boden befestigen.

Anhetzen: das Aufmuntern des Hundes beim Lösen der Halsung (Halsband) zur Verfolgung kranken Wildes.

Annehmen: 1. der Angriff des Hirsches gegen Jäger oder Hund. 2. Das regelmäßige Besuchen einer Salzlecke oder Fütterung durch das Wild. 3. Der Hund wird an den Riemen genommen.

Anprellen oder Anrennen: das Anstoßen flüchtigen Wildes an einen Gegenstand.

Anregen: das Aufscheuchen des Wildes bei der Jagd.

Anschießen oder Anschweißen; das Wild durch einen Schuß verwunden.

Anschlagen: die Büchse an den Kopf nehmen, um zu zielen oder zu schießen.

Anschneiden: Zerreißen und Fressen verendeten Wildes durch den Hund oder durch Haarraubzeug.

Anschuß: die Stelle, wo das Wild sich befand, als es beschossen wurde.

Ansprechen: aus der Fährte oder nach dem Äußeren oder Geweih eines Stückes Wild bestimmen, was es ist und wie es weidmännisch benannt wird.

Anstand oder Ansitz: der Ort, wo sich der Jäger hinstellt oder hinsetzt, um ein Stück Wild zu erlegen.

Anstreichen: die Büchse im Anschlag an einen Pfahl oder Baum lehnen.

Arbeiten, einen Hund: ihn abrichten oder jagdlich tätig sein lassen.

Aufbrechen: aus einem Stück Wild die Eingeweide herausnehmen.

Aufbruch: die herausgenommenen Eingeweide.

Aufdocken: den lang abgewickelten (abgedockten) Schweißriemen auf kunstgerechte Art wieder aufwickeln.

Aufhaben: gebräuchlich zur Bezeichnung der Stärke und Endenzahl des Geweihes. Der Hirsch hat gut auf; auch sagt man: der Hirsch trägt 12 Enden.

Aufnehmen: das Zeichnen der Fährte durch den Hund und darauf Fortsuchen.

Aufschärfen: die Haut aufschneiden.

Aufsetzen: das Wachsen des Geweihes nach dem Abwerfen. Man sagt: der Hirsch hat 10 Enden aufgesetzt.

Aufstehen oder hoch werden: das Erheben des Wildes von der Erde, wo es sich niedergetan hatte.

Auge: das Auge, gebräuchlich auch Licht, die Lichter, Seher.

Auslage, auch Ausladung: der Zwischenraum der Stangen oder Enden eines Geweihes dort, wo sie am weitesten von einander abstehen. Man spricht von guter, weiter Auslage; das Geweih ist gut ausgelegt.

Ausmachen: den Ort aufsuchen, wo ein Stück Wild steht oder krank im Bett sitzt.

Ausrecken: Ausdruck, der die Beendigung des Wachstums des Geweihes bezeichnet. „Der Hirsch hat völlig ausgereckt." In neuerer Zeit ist hierfür der Ausdruck Verecken gebräuchlicher geworden.

Ausschießen: das durch häufigen Gebrauch eintretende Verflachen der Züge des Büchsenlaufes, wodurch die Führung des Geschosses unsicher wird. „Die Büchse ist ausgeschossen."

Ausschuß: diejenige Wundstelle, an der ein Geschoß den Wildkörper verlassen hat.

Auswechseln: das Verlassen eines Revierteiles oder des ganzen Jagdreviers durch das Wild.

Auswirken: einem Stück Wild die Decke (Haut) herunternehmen. Gebräuchlicher ist neuerdings: zerwirken.

Auswischen: das Reinigen eines Büchsenlaufes mit Werg oder Leinewand.

Bast: die kurz behaarte Haut, die das Geweih des Hirsches bedeckt, so lange es noch nicht gefegt ist.

Behang: das Ohr des Hundes.

Behängezeit: die Zeit, während welcher mit dem Schweißhund — Leithund — vorgesucht oder gearbeitet wird.

Beitritt: der Fährtenabdruck, bei dem die Fährte des Hinterlaufes neben der des Vorderlaufes steht.

Beschlagen: das Vollziehen der Begattung durch den Hirsch.

Bestätigen: mittelst des Leithundes den Ort feststellen, in dem ein Hirsch oder anderes Hochwild steckt.

Bestätigungsjagen: Jagen auf ein Stück Wild, das vorher mit dem Hund bestätigt wurde.

Bett: der Platz, wo ein Stück Rotwild sich niedergetan (gesessen) hat.

Blatt: 1. das Schulterblatt des Wildes; 2. die Klinge des Hirschfängers oder Weidmessers.

Bleizeichen: die Fährte eines Wildes, die auf einem Stein oder Felsen sichtbar ist.

Blenden: 1. das täuschende Vergrößern des Fährtenabdruckes durch Eintritt der Schalen des Hinterlaufes in den Tritt des Vorderlaufes; 2. Verdecken des Jagdzeuges durch grünes Reisig. „Das Zeug wird verblendet"; 3. Siehe Gespenst.

Brand, Brunftbrand oder Brunftfleck: die schwarze Stelle am Bauch des Hirsches vor der Mündung der Brunftrute während und nach der Brunftzeit.

Brandadern: die nach dem Aufbrechen eines Wildes zu beiden Seiten des Rückgrates in der Nähe des Schlosses sichtbar werdenden, dicken, blauschwarzen Adern.

Bratenwildpret: Rücken, Keulen und Blätter des Wildes, im Gegensatz zum Kochwildpret.

Bruch: das abgebrochene, grüne Ästchen, womit 1. Anschuß und Fährte eines beschossenen Wildes bezeichnet werden; es liegt mit der Unterseite nach oben, die weiße Bruchstelle nach oben und dahin gerichtet, wohin die Fährte zeigt; 2. der Jäger seinen Hut schmückt, wenn er ein zur hohen Jagd gehöriges Wild erlegt hat. — Im übrigen wird jeder auf der Jagd zu irgend einer Bezeichnung hingelegte, abgebrochene Ast Bruch genannt.

Brunften: sich begatten.

Brunfthege: die Zeit, während der der Zutritt in den Waldungen verboten ist, um das Wild in der Brunft nicht zu stören.

Brunftkugeln: die Hoden des Hirsches.

Brunftplatz, Brunftplan: der Ort, wo die Hirsche und das weibliche Wild sich zur Begattungszeit versammeln.

Brunftrute: das männliche Glied.

Burgstall: die rundliche Erhöhung der Erde in der Fährte des Wildes. Sie ist beim Hirsch stärker ausgeprägt als beim Kahlwild.

Daher: rechts.

Dahin: links.

Decke: die Haut.

Drossel: die Luftröhre.

Drosselknopf: der Kehlkopf.

Drücken oder Riegeln: das stille Durchgehen der Dickungen und Stangenhölzer durch einen oder mehrere revier- und wechselkundige Jäger, um das Wild den umstehenden Schützen zuzutreiben — zuzudrücken.

Drückjagd: die Jagdart, bei der das vorstehende Verfahren angewendet wird.

Dunkle Zeuge: die Jagdtücher; lichte Zeuge: die Jagdnetze.

Dünnungen, auch Flämen oder Wammen: die Bauchdecken.

Duplieren: das Jagdzeug voreinander stellen oder Tuch- oder Feder-Lappen übereinander hängen.

Durchbrechen: das gewaltsame Zurückgehen des Wildes durch die Treibwehr.

Durchfallen: sagt man vom Hochwild, wenn es durch Tücher und Netze bricht und diese dabei zerreißt. Flüchtet es über die Tücher oder Netze, so sagt man: Überfallen.

Durchgehen: 1. das Durchtreiben eines Waldteiles; 2. das Zurückweichen des Wildes durch die Treiber.

Durchrichten: Jagdzeuge quer durch ein Jagen stellen.

Durchrinnen: durchschwimmen.

Edelwild: Rotwild.

Einfallen: Einspringen des Wildes in die aufgestellten Netze.

Eingang, Ausgang: der Ort, wo Wild in das Holz hinein- oder aus dem Holz herausgezogen ist.

Eingehen: Natürlichen Todes oder infolge einer Verwundung langsamen Todes sterben. Das so eingegangene Wild heißt Fallwild.

Eingestelltes oder Eingerichtetes Jagen: Ein Jagen, bei dem das Wild mit Jagdzeug so umstellt ist, daß es nicht entweichen kann.

Eingriffe: Die infolge heftiger Bewegung durch die Schalen hervorgebrachten, tiefen Eindrücke im Boden, wenn das Wild durch einen Schuß getroffen oder erschreckt ist, oder wenn es flüchtig ist.

Einhetzen: Durch wiederholtes Hetzen kranken Wildes mit dem Hund diesen gut machen.

Einkreisen: Durch Abspüren — meist bei frisch gefallenem Schnee — feststellen, ob und was für Wild in einem Waldteil steht.

Einlegen: Der Hund legt sich ein, wenn er den Riemen straff anzieht. Man sagt auch: er legt sich in den Riemen.

Einschlag: Die Spitzen von Gras oder Blättchen von Kraut, die dem Hirsch zuweilen zwischen den Schalen hängen bleiben und nachher auf wundem Boden in der Fährte sichtbar werden.

Einschuß: diejenige Wundstelle am Wildkörper, an der das Geschoß zuerst eingedrungen ist.

Einsprengen: Wild aus einem Waldteil oder Revier in ein anderes treiben, um dort darauf zu jagen.

Einsprung: Eine Vorrichtung bei der Anlage eines Wildgatters, die dem Wild zwar das Einwechseln, nicht aber das Wiederauswechseln ermöglicht.

Eisbeine: Die Beckenknochen, die im Schloß zusammengewachsen sind.

Ende: Jede einzelne Spitze am Geweih des Hirsches.

Enden, Verenden: Im Gegensatz zu „Eingehen" in unmittelbarer Folge eines Schusses oder Fangstoßes sterben.

Engerlinge: die Larven der Haut- oder Rachenbremse unter der Haut oder im Halse des Wildes.

Erlegen: töten.

Erneuern oder Versichern: das wiederholte Umziehen eines Waldteiles, in dem Wild bestätigt ist, mit dem Hund, um festzustellen, ob das Wild auch noch darin steht.

Fährte: die fortlaufenden Abdrücke der Schalen des Wildes im Boden oder Schnee.

Färben, Verfärben: das Haar wechseln.

Färbezeit: die Zeit, während der der Haarwechsel stattfindet.

Fallgarn: ein Garn oder Netz, das auf Stellstangen gehängt wird, um das dagegen prellende Wild im Herabfallen zu fangen.

Falltuch: ein Jagdtuch, das mittelst Rollen aufgezogen und herunter gelassen werden kann. Es heißt auch Schnappe.

Fallwild: Eingegangenes Wild.

Fang, den Fang geben: abfangen.

Fangen: das Jagdzeug im Winkel um einen Baum ziehen, der Baum wird gefangen.

Fangstoß: der Stich, mittelst dessen das Wild abgefangen wird.

Farbe: Haar, auch Blut.

Fassen, enger fassen: ein Jagen enger umstellen.

Federhaspel: eine Winde zum Aufhaspeln der Federlappen.

Federlappen; lange, dünne Leinen, an denen weiße und bunte Federn angebracht sind, um Wild einzustellen oder vom Auswechseln abzuhalten.

Federn: die Dornfortsätze der Nacken- und Rückenwirbel.

Fegen: der Hirsch fegt, wenn er durch Reiben an Stämmen und Ästen den Bast vom Geweih entfernt.

Fehlhetze: eine Hetze, bei der das vom Hund verfolgte, kranke Wild entkommt.

Feigenblatt, Feuchtblatt: das weibliche Glied.

Feist, feist: Fett, fett.

Feistzeit: die Zeit, in der das Wild am besten bei Leibe ist.

Feuer: das Wild stürzt oder bricht im Feuer zusammen, wenn es dort liegen bleibt, wo es den Schuß erhielt.

Flämen: Flanken oder Dünnungen.

Flintern: dünne Brettchen, die an Leinen befestigt werden, um Wild einzustellen oder zu scheuchen.

Flucht: Satz — der Hirsch machte noch einige Fluchten, d. h. Sätze.

Flüchtig sein (veraltet fliehen): die schnellste Fortbewegungsart des Wildes.

Flügelhorn: das halbmondförmige Jagdhorn — der halbe Mond — für die Jagdsignale. — Fast nur bei Parforcejagden gebräuchlich.

Folge, Jagdfolge: 1. die Berechtigung angeschossenes oder gehetztes Wild auf fremdem Jagdgebiet zu verfolgen (besteht nicht mehr oder beruht auf Übereinkommen der Nachbarn). 2. die Richtung, wohin nach Abblasen einer Jagd die Teilnehmer zu gehen — zu folgen — haben.

Forkeln: das Verwunden oder Töten eines Menschen, Hundes, Hirsches oder sonstigen Wildes durch Stöße mit dem Geweih.

Fromm (veraltet): siehe Vertraut.

Führig oder riemenführig: ist der Hund, der sich willig am Riemen führen läßt; beim Schweißhund sagt man riemenführig.

Geäse: 1. das Maul; 2. die Nahrung des Wildes.

Gefege: der abgefegte Bast.

Gehöre, Lauscher: die Ohren.

Geläute: das Bellen des Hundes bei der Verfolgung des Wildes.

Gelt, Gelte: ein weibliches Stück nennt man gelt oder gelte, wenn es in der Brunst nicht befruchtet wurde und daher kein Kalb gesetzt hat.

Genicken: siehe Abnicken.

Genickfänger, gebräuchlicher Nickfänger: ein Messer, mit dem man dem Wild das Genick absticht.

Genossen machen: dem Hund vom Schweiß oder Gescheide eines erlegten Wildes zu fressen geben, um ihn eifrig zu machen.

Geräusch: Herz, Lunge, Leber und Nieren des Wildes, die edlen Eingeweide.

Gerecht: 1. heißt ein Jäger, der in seinem Fach eine vollkommene Ausbildung erlangt hat. 2. ein zuverlässiges Zeichen (siehe da).

Gering: klein.

Gesäuge: das Euter.

Gescheide: Magen und Därme, die unedlen Eingeweide.

Gespenst, ein Gespenst machen oder verblenden: ein erlegtes Stück Wild, das nicht alsbald fortgeschafft werden kann, mit Brüchen bedecken und mit Papierstücken so behängen, daß Raubzeug und Sauen es nicht angehen.

Geweih: die Hörner des Hirsches.

Gräne oder Haken: die Eckzähne im Oberkiefer.

Graser: Zunge (siehe Lecker).

Großes Gescheide: der Magen.

Gut: schön, groß, schwer.

Haar: das Haar des Wildes.

Hängeseil: die Leine, an der der Leithund geführt wurde.

Haken: die Eckzähne im Oberkiefer.

Hals: 1. der Hals des Wildes; 2. die Stimme des Hundes; der Hund hat feinen oder groben Hals, wenn er hell oder tief bellt.

Hals geben, Laut geben: Bellen (vom Hund).

Halsbraten: die dünnen Streifen Wildpret am Hals des Wildes.

Halsung: das Halsband des Schweißhundes.

Halten: das Wild hält, wenn es den Jäger so nahe an sich herankommen läßt, daß er es mit Erfolg beschießen kann.

Haupthirsch: ein starker, alter Hirsch (siehe Kapitalhirsch).

Hauptzeichen oder gerechte Zeichen: die wichtigsten Merkmale in der Fährte des Hirsches, an denen man diese von der des Kahlwildes unterscheiden kann.

Haut, Decke: das Fell des Wildes.

Heesen: 1. das Durchschlagen der großen Sehne oder Flechse am Hinterlauf des Wildes mittelst des Hirschfängers oder Weidmessers, um es, wenn man es nicht abfangen kann, am Entkommen zu verhindern; 2. die großen Sehnen selbst, die Heesen.

Hege: die Hege umfaßt alle Maßregeln, die für die Erhaltung, Vermehrung und pflegliche Behandlung eines Wildstandes von Bedeutung sind.

Herausbrechen: das flüchtige Hervorkommen des Wildes aus der Dickung, wenn es von dem Geräusch brechender Zweige und Äste begleitet wird.

Herzkammer: die Brusthöhle.

Hetzlaut: das Bellen des Hundes, wenn er hetzt.

Hetzriemen (veraltet): siehe Schweißriemen.

Hifthorn, richtiger Hiefhorn (von Hiefen = in die Ferne rufen): ein kleines, gerades Jagdhorn, das an einem Gehänge über der linken Schulter an der rechten Seite getragen wird.

Himmelsspur: die zerbrochenen Äste oder umgekehrten Blätter, die der Hirsch durch sein Geweih knickt oder umdreht, wenn er durch eine Dickung wechselt.

Hinfährte: die Fährte in der Richtung, wohin das Wild gezogen ist.

Hirschfänger: die Stich- und Hiebwaffe des Jägers.

Hirschgerecht: in der hohen Jagd vollkommen ausgebildet.

Hirschkalb: männliches Kalb.

Hirschruf: eine Locke, mit der der Schrei des Brunfthirsches nachgeahmt wird, um ihn anzulocken.

Hochwild: alles zur hohen Jagd gehörige Wild.

Hohe Jagd (veraltet Groß Weidwerk): die Jagd auf Hochwild, zu der in verschiedenen Gegenden verschiedene Jagdtiere, überall und immer aber das Rotwild gehört.

Hohe Tücher: die höchsten Jagdtücher zum Einstellen des Wildes.

Zu Holze schießen: ein Stück Wild verwunden, das nachher nicht erbeutet wird, aber voraussichtlich eingeht.

Hornfessel (auch Gehänge): der Riemen oder die Schnur, an der ein Jagdhorn getragen wird.

Jägerrecht: derjenige Teil des Wildes, der nach Herkommen oder Vertrag dem Jäger zukommt.

Jagdbar: heißt der Hirsch, der 12 oder mehr Enden trägt und ein Gewicht von drei Zentnern hat (nach Winckell).

Jagdschirm: ein meist von Reisern hergestellter Schirm, hinter dem der Jäger bis zur Brust gedeckt steht, um vom Wild nicht eräugt zu werden.

Jagdtücher: Tücher, die zum Einstellen des Wildes gebraucht werden.

Jagensmannschaft: die Treiber, die man bei der Jagd braucht.

Insiegel: ein mit dem Abdruck der Fährte versehenes Stück Erde oder Schnee, das an den Schalen des Hirsches hängen blieb und nachher abfällt.

Kahlwild: das weibliche Rotwild, weil es kein Geweih trägt.

Kalb: das junge Wild während seines Geburtsjahres.

Kanzel: ein Ansitz hoch über dem Erdboden, auf dem der Jäger vom Wild nicht gewittert werden kann.
Kapitalhirsch: siehe Haupthirsch.
Kehlbraten: das Kehlwildpret am Halse.
Keule: der obere Teil des Hinterlaufes.
Kirchgang: das vertraute Zurückwechseln der Hirsche in der Frühe vom Äsungsplatz zu Holze.
Kirren, Ankirren: das Wild durch Darbieten von Futter an eine bestimmte Örtlichkeit gewöhnen, um es einzustellen.
Kirrung: das Futter, das zum Zweck des Ankirrens gereicht wird.
Klagen: das Schreien des Wildes, wenn es sich in großer Angst befindet.
Kleines Gescheide: das Gedärme im Gegensatz zum Pansen (Magen), der großes Gescheide genannt wird.
Knopf: die Kugel des Oberarmes am Vorderlauf des Wildes, also am Schulter- und Ellenbogengelenk.
Kochwildpret: das Fleisch (Wildpret), das sich zum Braten nicht eignet.
Körnung: Alles Futter, mit Ausnahme des Rauhfutters, das dem Wild gereicht wird, um es zu erhalten, im Gegensatz zur Kirrung.
Kolben: das Geweih des Hirsches, so lange es noch den Bast trägt.
Kolbenzeit: die Zeit, in der das Geweih im Wachstum begriffen ist.
Kopfstück, Kopftier: siehe Leittier.
Krank: verwundet (vom Wild).
Kreisen: siehe Einkreisen.
Kugel: der Gelenkknopf des Oberschenkelknochens am Hüftgelenk.
Kümmern: Kränkeln infolge eines alten Schusses oder aus anderer Ursache.
Kümmerer: Ein kränkelndes, herabgekommenes Stück Wild.
Kurzwildpret: der Hodensack mit den Hoden (Brunftkugeln).
Lancieren: ein Stück Wild mit dem Hund am Riemen so lange verfolgen, bis es die Dickung verläßt oder vor die vorstehenden Schützen gebracht wird — meist von gesundem Wild gebraucht, im Gegensatz zu Nachhängen —.
Lappen: bunte Tücher, die an langen Leinen befestigt sind, um Wild damit einzustellen.
Lappstatt: ein mit Lappen umstellter Waldteil.
Lauf, Läufe: die Beine des Wildes, Vorder-, Hinterlauf.
Lauscher, Luser: die Ohren.
Laut, Geläute: Hundegebell. Der Hund gibt Laut oder Hals.
Lecker: Zunge.
Leithund: eine ausgestorbene Hunderasse, die nur zum Bestätigen des Wildes gebraucht wurde.
Leittier: dasjenige Tier, das die Führung eines Rudels hat.
Lendenbraten, Mehrbraten: dasjenige Wildpret, das in der Nierengegend unter dem Rückgrat sitzt.
Licht: die helle Ader, die Herz und Lunge verbindet.
Licht, Lichter: das Auge, die Augen.
Liegen: Auf der Erde liegen — nur von verendetem Wild —.
Lösen, Schnallen: dem Hund die Halsung abnehmen, wenn er krankes Wild hetzen soll.
Lösen sich, auch losen: den Kot fallen lassen (vom Wild und Hund).
Los, lose: aufgescheucht, angeregt (vom Wild).
Losbrechen mit heftigem Geräusch aufstehen und flüchtig werden.

Losung: Kot.
Mahnen: Warnen des Kalbes durch das Alttier mittelst eines eigenartigen Tones.
Mannigfalt: der Blättermagen.
Mastdarm, Weiddarm: das untere, dicke Ende des Darmes in der Nähe des Weidloches.
Mehrbraten: siehe Lendenbraten.
Mutterwild: weibliches Hochwild, das schon gesetzt hat.
Nachhängen, auch Nachziehen: mit dem Hund am Riemen der Fährte eines krankgeschossenen Stückes folgen.
Nässen: das Wasser lassen.
Neue, die: frisch gefallener Schnee, bei dem man spüren kann.
Niedertun sich: sich setzen.
Niederziehen, selten Werfen: ein Stück Wild fassen und zu Boden reißen (vom Hund).
Oberrücken, Geäfter, Aftern: die Afterklauen.
Pansen auch Wanst: Magen des Wildes.
Perlen: die kleinen, rundlichen Unebenheiten am Geweih, die oft weiß gefegt sind.
Plätzen: mit den Läufen die Bodendecke fortscharren.
Platzhirsch: der Hirsch, der in der Brunst sich ein Rudel Mutterwild erkämpft hat.
Psalter: siehe Mannigfalt.
Pürsche: diejenige Jagdart, bei der ein einzelner Jäger Wild aufsucht und sich heranschleicht, um es zu erlegen.
Pürschen, Pürschen gehen: die vorstehende Jagdart ausüben.
Pürschwagen: ein Wagen, mit dem man an Wild heranfährt, um es zu erlegen, und auf dem man erlegtes Wild unterbringen kann.
Pürschweg: ein von Gras und dürren Ästen frei gehaltener Fußsteig, auf dem man sich unbemerkt dem Wild nähern kann, um es zu schießen.
Pürschzeichen, Kennzeichen, Zeichen: diejenigen Merkmale und Gegenstände, die man nach Abgabe eines Schusses auf Wild auf oder in der Nähe des Anschusses findet, und aus denen man schließen kann, ob und wo das Stück Wild getroffen ist.
Rege: Aufgescheucht, beunruhigt. „Das Wild ist schon rege".
Rege machen: beunruhigen.
Rennen (veraltet): Flüchtig sein.
Richten: das Aufstellen der Jagdzeuge.
Richten, zu Holze richten: die durch den Hund gefundenen frischen Fährten durch Brüche bezeichnen.
Riegeln: siehe drücken.
Rose: die ringförmige Verdickung am unteren Ende der Geweihstange.
Rosenstock: die Verlängerung des Stirnbeins, auf dem das Geweih sitzt.
Rückfährte, Widerfährte: die Fährte in der Richtung, aus der das Wild gekommen ist.
Rückstrang (veraltet): Rückgrat.
Rudel; eine größere oder geringere Anzahl Wild, das dauernd oder vorübergehend zusammen steht.
Rudeln, sich: sich in größerer Anzahl vereinigen (vom Wild).
Querfell: Zwerchfell, die Trennungshaut zwischen Brust- und Bauchhöhle.
Salzlecke, Sulze: ein Gemenge von Lehm und Salz, in einen Rahmen geschlagen.
Schalen: die Hufe des Wildes, die Klauen.
Scheide: 1. die Haut um die Brunftrute, 2. die Scheide beim Mutterwild.
Scherzen: Spielen (vom Wild); besonders das noch nicht ernsthafte Kämpfen geringer Hirsche vor und zu Anfang der Brunftzeit.

Schirm: siehe Jagdschirm.
Schlagen: Schlagen und Reiben des bereits gefegten Geweihes an Bäumen und Sträuchern aus Übermut.
Schlecht bei Leibe, schlecht von Wildpret: mager.
Schlegel: siehe Keule. Man unterscheidet jedoch Vorder- und Hinterschlegel.
Schloß: das Becken; besonders die Verbindungsnaht der Eisbeine.
Schloßtritt: die Fährte des Hinterlaufes im Bett des Hirsches.
Schmaltier: ein weibliches Stück Rotwild nach dem ersten Lebensjahr, bis es zum ersten Mal setzt.
Schnallen: dem Hund die Halsung abnehmen, um ihn an Wild zu hetzen.
Schnappe: siehe Falltuch.
Schneider: geringer Hirsch (scherzhaft).
Schonzeit: die Zeit, während welcher Wild nicht gejagt werden darf.
Schrank: die Abweichung der Tritte in der Fährte des Wildes von der geraden Mittellinie, nach Richtung und Entfernung.
Schränken: in vorstehendem Sinn abweichen (von der Fährte).
Schrecken: 1. Kurz abgerissene Töne hervorstoßen (vom Wild), 2. durch Pfeifen, Rufen, Husten usw. trollendes oder flüchtiges Wild zum Stehen bringen (vom Jäger).
Schreien auch Orgeln: das Brüllen der Hirsche während der Brunftzeit.
Schwärmen: mit der Nase nicht in der Fährte, sondern in deren Umgebung unsicher umhersuchen (vom Hund).
Schweiß: Blut.
Schweißhund: der Hund, der zur Nachsuche auf krankes Hochwild gebraucht wird.
Seher: Auge.
Setzen: Gebären.
Setzzeit: die Zeit des Jahres, während der das Wild Junge zur Welt bringt.
Sichern: die Sinne anspannen, um sich zu überzeugen, ob Gefahr droht (vom Wild).
Spiegel: der rostrote, dunkelumrandete Fleck auf den Keulen des Wildes.
Spieße: das Geweih, das aus zwei einfachen Spitzen besteht.
Stand: der Ort, wo Wild sich dauernd aufhält; „das Wild hat da oder dort seinen Stand."
Standlaut: der tiefe Laut des Hundes, wenn er Wild stellt.
Standwild: Wild, das in einem Revier seine feste Heimat hat.
Stange: ein einzelnes Horn des Hirsches.
Stark: Groß, schwer.
Stechen: das Spannen des Stechschlosses an der Büchse.
Stecher: der Spannhebel beim deutschen Stechschloß.
Stechschloß: eine Vorrichtung am Schloß der Büchse, die mit leisem Fingerdruck die Feder losschnellt.
Stecken: in einem bestimmten Waldteil sich aufhalten (vom Wild).
Stellen: Flüchtiges Wild zum Stehen bringen (vom Hund).
Stellen sich: vom Hund gehetzt stehen bleiben (vom Wild).
Stellstangen: Stangen zur Aufrichtung der Jagdtücher oder Lappen.
Stich: der vordere Teil der Brust unter dem Hals.
Strecke: die Vereinigung der ganzen auf einer Jagd erlegten Beute.
Strecke machen: das erlegte Wild zusammenbringen.
Strecken: Erlegen.
Stümpfe: diejenige Eigenschaft der Schalen des Hirsches, die die Fährte vorn rund erscheinen läßt.

Stürzen, zusammenstürzen: Verendet oder kurz vor dem Verenden hinfallen.
Suhle: ein schlammiges Wasserloch, in dem das Wild sich abkühlt und mit Schlamm bedeckt.
Tier: siehe Alttier.
Tot verbellen: bei einem verendeten Wild andauernd Laut geben (vom Hund).
Tot verweisen: den Jäger zu einem verendeten Wild hinführen (vom Hund).
Tracht: Gebärmutter.
Tränken, sich tränken: Trinken (vom Wild und Hund).
Treiben: das Verfolgen eines Stückes Kahlwild durch den Hirsch, um es zu beschlagen.
Trenzen, Knören: dasjenige Schreien des Hirsches während der Brunft, das nur matt und verhalten ertönt und nicht weit zu hören ist.
Trollen: Traben.
Überfallen, auch überfliehen (veraltet): Überspringen (einen Graben, Weg oder dergl.).
Verbellen: bei einem Stück Wild, das sich stellt, Laut geben (vom Hund).
Verblenden: 1. auf dem Wechsel das Wild durch Papier oder dergleichen vergrämen. 2. siehe Gespenst.
Verbrechen: einen Ort oder Gegenstand (Anschuß, Fährte) mit einem oder mehreren Brüchen bezeichnen.
Verecken: siehe Ausrecken.
Verenden: siehe Enden.
Verfärben: siehe Färben.
Verfangen sich: 1. die Geweihe so ineinanderschieben, daß sie nicht mehr getrennt werden können (von Hirschen), 2. sich festbeißen (vom Hund).
Verfeuern: einen Ort durch rings umher unterhaltene Feuer einschließen, um das Wild am Verlassen desselben zu verhindern.
Verhetzt: durch Mißerfolge beim Hetzen verdrossen gemacht (vom Hund).
Verhoffen: in der Flucht auf kurze Zeit innehalten (vom Wild).
Verkämpft: mit den Geweihen so verfangen, daß sie nicht mehr auseinander zu bringen sind (von zwei Hirschen).
Verlappen: einen Waldteil oder Feld mit Lappen umgeben.
Verpassen: ein Stück Wild ungesehen vorbeilassen, das man hätte schießen können.
Verschießen: von der Fährte des verfolgten Wildes abkommen. (Der Hund hat sich verschossen).
Versetzen: tote oder nicht lebensfähige Junge gebären.
Versichern: siehe Erneuern.
Vertraut: fromm, pfleglich behandelt und daher zutraulich (vom Wild).
Verwundet: angeschossen.
Vorgreifen, Vorschlagen: mit dem Hund, der die Fährte nicht mehr ausfindig machen kann — sie nicht mehr fortbringt — Bogen schlagen, um sie wieder zu finden.
Vorsuchen: mit dem Leithund einen Waldteil umziehen, um festzustellen, ob Wild darin steht.
Wanst: siehe Pansen.
Wechsel: 1. Wildpfad; 2. Verbindungsstelle der Jagdtücher.
Wechseln: von einem Ort zum andern ziehen (vom Wild).
Wechselwild: Wild, das keinen festen Stand hat.
Wedel: Schwanz des Rotwildes.
Wehr, Treibwehr: eine Reihe von Treibern.
Weiddarm: siehe Mastdarm.
Weidelaut: ist ein Hund, wenn er bei dem Verfolgen einer Fährte Laut gibt, ohne das Wild unmittelbar vor sich zu haben.

Weidwund: ein Stück Wild ist weidwund geschossen, wenn es in das Gescheide getroffen ist.

Weidloch: After.

Weidmesser: kurzes, starkes Messer zum Aufbrechen und Zerlegen des Wildes.

Widerfährt: siehe Rückfährte.

Widergang: Das Zurückwechseln des Wildes genau in der Hinfährte.

Widersprung: der Hund wird auf den Widersprung gearbeitet, wenn er durch kurzes Verfolgen der Rückfährte anzeigen soll, ob die Fährte von einem Hirsch herrührt.

Wildkalb: ein weibliches Kalb.

Wimpelschlagen: das Auseinanderwerfen von Ameisenhaufen mit dem Geweih.

Winden oder Wittern: Riechen.

Zeichen: 1. die Merkmale für die Unterscheidung der Fährten; 2. die Merkmale für die Feststellung der Verwundung eines Wildes (siehe Pürschzeichen).

Zeichnen: 1. die Bewegung des Wildes in dem Augenblick, in dem es von der Kugel getroffen wird; (das Wild hat gut gezeichnet); 2. das Zeigen von Schnitthaar, Schweiß u. dergl. durch den Schweißhund, indem er stehen bleibt und mit der Nase darauf hinzeigt (auch zeigen).

Zerlegen: ein Stück Wild kunstgerecht in Stücke teilen.

Zerwirken: einem Stück Wild die Haut abziehen.

Ziehen: die Bewegung des Wildes im Schritt.

Ziemer oder Zimmer: Rückenbraten.

Zusammenbrechen: Verendet oder dem Verenden nahe umfallen.

Sachverzeichnis.

(Die Zahlen geben die Seiten an.)

Ab-, Aufdocken 447.
Abendpürsche 454.
Abfangen 533.
Abgatterung 275.
Ablappen der Grenze 280.
Ablegen 433.
Abschlagen des Geweihes 555.
Abschußhaar 512, 517.
Abtragen, des Hundes 437.
Abtritt 364.
Abwurfsflächen 65.
Abwurfstange 46—50, 285.
Achter 8, ewiger 337, 338.
Adler 188, 266.
Adventitia 58.
Äsung 9, 151, 228.
Äsungsplätze 260.
Afrika 5.
Albinismus 19.
Alter 151.
Altersbestimmung 24, 149.
Alttier 7, säugendes 461.
Amerika 5.
Anfahren, des Wildes 473.
Ankriechen 462, 463.
Anschneiden 424.
Anschuß 465, 531, -seite 511.
Ansitz 478.
Anstand 478; am Wechsel 484; abends, morgens 487; sitzen, stehen 483.
Apportieren 433.
Aspe 231.
Aufbrechen 551.
Aufbruch 9.
Augsprosse 8, 71, 329, 338.
Auslage 75, 337.
Aussetzen 347.
Ausriß 512, 515.
Australien 5.
Axishirsch 5.

Bandwurm 186.
Bast 8, 35, 47, -geweih 36—38, 558, -haar, haut 34.
Bechstein 398.
Beeren 271.
Beitritt 262, 364.
Beschußplan 290, 294, 297.
Beschlagen, vom Tier 9; vom Hirsch 158; der Okulare 389.
Besenpfriem 239.
Bestätigen 429, 502.
Bildungsfehler 329.
Birke 231.
Bitterstoffe 207.
Blasengeweih 82—84.
Blasenwurm 186.
Blattschuß 507, 508, 509, 512, 514, 529, 536.
Blattziemer 556.
Blenden 360.
Blendzeug 502.
Blindbremse 186.
Blutauffrischung 343.
Bösartigkeit 165.
Brandadern 554.
Braten 557.
Brombeere 241.
Bruch 120.
Brücher 266.
Brunftacker 247, -brand, -fleck 9, 152, -falte 11, -geruch 165, -kugeln 9, -rute 9, -zeit 9, 152.
Brusthöhle 508.
Brustkern 514.
Buchweizen 245.
Büchse 372.
Büffel 122—126.
Burgstall 361.

Chok 379.

Dachshund 444, 449.
Damwild 6.
Dauergelttier 323.
Decke 9, 558.
Dickungen 265.
Diluvium 6.
Diploë 62.
Döbel 395.
Doppelkopf 92.
Doppelvisierung 386.
Drossel, -knopf 9, 26, 508, 529.
Drückjagd 488; Anstellen der Schützen 494; Durchgehen 495; Hineinschießen ins Treiben 493; Horn 495; Mängel und Vorzüge 489; Nachsuche 496; Verhalten der Schützen 491; Wind 490; Witterung 490.
Durchfall 178.
Durchgehen, stilles 488.
Durchschlag 377.

Eberesche 229, 232.
Eckzähne 4, 6, 7.
Edelwild, gescheckes 16; schwarzes 18; silbergraues 16, 107; weißes 13.
Edle Geweihform 336.
Efeu 233.
Einfangen 346.

Einfriedigung 247.
Eingatterung 214.
Eingriffe 512, 515.
Einlauf 277, 279.
Einschlag 362.
Einschuß 511.
Einsprung 277, 278.
Einstangige Hirsche 329.
Einzelfährte 408, 409, 411, 421.
Eisbeine 553.
Eissprosse 8, 73.
Elch 5.
Elzbeere 229.
Enden 8, 32; unvereckte 134, 332.
Enge Geweihstellung 337.
Erbach-Erbach 403.
Erblindung 178.
Erleger 504.
Erstlingskälber 318.
Ethmoidallücke 4.
Exostose 98.

Fädlein 361, 362.
Fangkasten 346.
Farbe 9.
Färbezeit 9.
Fährte 9; gesunde 405; Wechseln der 419, 437; geschlossene 360, verregnete, verschneite 545.
Fährtenkunde 356.
Fanghütte 267.
Federlappen 502.
Fegen 53, 367.
Fehlhetze 440.
Feldgrenze 281.
Fehlschuß 515, 534.
Feigenblatt 9.
Feist 9.
Feisthirsch 465.
Feuchtblatt 9.
Fibroelastika 62.
Flämen 8.
Flämen-Flankenschuß 529.
Flanken 8.
Flintern 502.
Flucht 358.
Flüchten, flüchtig sein 357, 358.
Flugbahn 380.
Forttreten kranken Wildes 542.
Freihändigschießen 382.
Fuchs 188.
Furchen 8, 32.
Fütterung 210, 228, 249, 259.
Fütterungsanlagen 254, 257, 258.
Fußbekleidung 393.
Fußskelett 4.
Futterlaub 251.
Futtermittel 251.

Gabelbock, amerikanischer 6.
Gabelhirsche, miocäne 6.
Gabler 8.
Galle 27.
Gatter 276.
Gattertrichter 276.
Gaumenbein 5.
Geäfter 4, 8.
Geäse 8, 9, 529.
Gebirgsschweißhund 442, 444.
Gebiß 21.
Gebrauchshund 394.
Gefege 8, 60.
Gehöre 8, 348.
Gelbe Lupine 246.
Gelttier 9, 323, 461.
Genossen machen 425, 431, 435.
Geräusch 9.
Gerding 415, 443.
Gerippe 506.
Gesäuge 9.
Gescheide 9, 509, 529.
Geschlechtsverhältnis 296.
Geschoß 375, 376, 379
Geweih- 4, 32; Aufbau äußerer 33; innerer 35; -bildung 32; bei Tieren und Zwittern 112; chemische Zusammensetzung 64; Drehung 78; edle Form 336; enge Stellung 337; -färbung 56; -knickung 78; -knochen 35, 40; -losigkeit 122; -mißbildung 79; -stufen 66; -wachstum 52, 62; -wechsel 32, 63.
Gewicht 27.
Graneln 8.
Graser 8.
Grenzjagden 272.
Grenzschutz 274.
Grind 178.
Großkopf 397.
Haar 9, 12; -band 517; -bürste 4, 5, 11; -mark 516; -oberhäutchen 516; -rinde 516; -schaft 516; -spitze 517; -wechsel 20; -wurzel 516; -zwiebel 516
Haken 8, 22, 559.
Halsschuß 507, 513, 535.
Halsung 447.
Handwurzel 4, 5.
Hartig 397.
Harzhobel 204.
Haspel 502.
Haupt 8.
Hautbremsen 183.
Heftel 503.
Hege mit der Büchse 287.
Hegevereine 342.
Heppe 397.
Hermaphroditen 113.
Herzkreuz 27.
Herzschuß 514, 529.
Hetze 438, 540.
Himbeere 241.
Himmelsspur 367.
Himmelszeichen 367.
Hirschbezoar 10.
Hirsche, altweltliche, neuweltliche, plesiometakarpale, telemetakarpale 5.
Hirschfänger 386, 533.
Hirschkalb 7, 311, 313, 320.
Hirschlaus 187.
„Hirschmann" 415.
Hirschruf 470.
Hochsitz 481.
Hochwasser 266.
Hohle 357.
Hohlhörner 6.
Hohlschuß 507, 508.
Hollunder 229.
Holzbock 188.
Horn 389.
Hornscheide 6.
Hülsenstrauch 241.
Hunde 269; jagende 267; Arbeit mit 538; Jagd mit 499.
Hundefalle 267.
Husten 486.
Hüttenrauchgeweih 111.
Hydrochinon 559.
Hypospadie 112.

Idealgeweih 332, 333, 334.
Insiegel 367.
Integument 98.

Jagdbarer Hirsch 295.
Jagdneid 441.
Jagdordnung 497.
Jagdschutz 281.
Jagdstuhl 483.
Jagen, eingestelltes 449.
Jagender Hund 267.
Jagdtasche 387.
Jasmin 241.

Kälberabschuß 311, 318, 321.
Kälberfang 533.
Kälberringe 256.
Kahlwild 7.
Kakerlaken 19.
Kaliber 372, 377, 379.
Kalkmilch 206.
Kalk, phosphorsaurer 207, 252.
Kämpfen 160.
Kammerschuß 508.
Kanon 4.
Kanzel 481.
Karotisdrüse 27.
Keulenschuß 530.
Kleidung 392.
Knarrendes Schuhwerk 393.
Knochenhaut 33, 35.
Knochenschüsse 507, 513.
Knochensplitter 512.
Knören 158.
Knollengewächse 257, 258.
Kochwildpret 557.
Kolben 8, 34.
Kolbenhirsche 341.
Kopfschüsse 507, 514, 535.
Kopftier 7, 143.
Kränzen 364.
Kragen 8.
Krankschießen, absichtliches 425.
Kranznaht 38, 39.
Krellschüsse 507, 514.
Kreuzlähme 176.
Kreuztritt 363, 364.
Kreuzung 343, 348.
Krone 8, 73.
Kronenformen 76.
Kümmerer 9.
Kugelschlag 512.
Kupfermantel 375, 378.
Kurzwildpret 9.

Ladung 373, 376.
Lärmende Niederjagden 268.
Läufe 8.
Läuse 188.
Lancieren 430, 500.
Lanzscher Knospenschützer 213.
Lappen 280.
Lappjagd 501.
Lappstatt 502.
Lauscher, Luser, Loser 8.
Laufschuß 513, 530, 536.
Lausfliegen 187.
Lebensalter 147, 295.
Leber 27.
Leberegel 185.
Leberschuß 509, 514, 529, 536.
Lecker 8.
Lecksteine 253, 263.
Legierungsgeschoß 378.
Leine 502.
Leistenbruch 176.
Leitergeweih 329, 339, 340.
Leithund 354, 402, 414.
Leitschweißhund 443.
Leittier 7, 143, 144.
Leseholz 270.
Lichter 8.
Linde 233.
Linsenfernrohr 388.
Losung 9, 368.
Lüften 555.
Lungenfadenwurm 185.
Lungenschuß 529.

Mähne 8.
Mantel 375.
Mahnen 470.
Marder 188.
Maul- u. Klauenseuche 175.
Mehlbeere 229.
Mehrstangige Geweihe 99, 329.
Melanismus 19.
Merkwürdigkeiten 192.
Meyer, Francis 406.
Milzbrand 174.
Mißbildungen 190; der Gehörne 190; der Geschlechtsteile 190; der Geweihe 79; des Nasenbeins 190; der Schalen 191; der Zähne 190.
Mistel 233.
Mittelsprosse 8, 71.
Mittelziemer 556.

Mitziehen 380.
Mönch 122.
Morgenpürsche 454.
Moschustier 6.
Mücken 485.
Munition 376.

Nachbrunft 318.
Nachsuche 418, 434, 505, 535, 546.
Näpfchen 370.
Nasenbein 4.
Näslein 367.
Nässen 369, 371.
Nasenhöhle 5.
Nickelstahl 375, 378.
Niederziehen 422.
Niesen 486.
Nierenschuß 510, 515, 530, 536.

Oberkiefer 529.
Oberrücken 8, 364.
Öffentliche Wege 275.

Paläomeryx 6.
Pansen 9, 26; -schuß 367.
Parforcejagd 449.
Pendelstange 86.
Perennierende Lupinen 242.
Perlen 8, 32.
Periost 98.
Perückengeweih 104.
Petschaft des Hirsches 46.
Pfannsteine 263.
Pflugscharbein 5.
Plätzen 367.
Plattkopf 122, 329.
Platzhirsch 327.
Pliocän 6.
Pikrofötidin 212.
Pilze 271.
Prismenfernrohr 388.
Prüfungssuche 416, 418.
Pseudarthrose 88.
Pürsche 450; bei Schnee 471; auf Brunsthirsch 469; auf Feisthirsch 465.
Pürschen 450; mit gespannter Büchse 453; Mitführen des Hundes 455; -fahren 472; -reiten 476; morgens, abends 454; Sehen im Walde 452; Verhalten vor dem Wild 457, 459.

Pürschglas 387.
Pürschsteig 453.
Pürschwagen 472.
Pürschzeichen 506, 532.
Punktierrad 203.

Rachenbremse 179.
Rauchen 458, 485.
Rauhfutter 252.
Raupenleim 212.
Reden v. 411.
Reh 5.
Reiflein 361, 367.
Ren 5—6.
Rhachitis 133.
Riefen, Rillen 8.
Riegeln 488, 489.
Riesenhirsch 6.
Rinderbremse 186.
Rinderpest 175.
Ringwulst 34.
Rose 6, 32, 47, 70.
Rosenstock 6, 41, 52, 65, 84.
Roßkastanie 229.
Rothirsch 5.
Rüben 260; =schnitzel 257.
Rückwechsel 493, 542.
Rucksack 387.
Rudel 7, 143, 515.
Ruhe im Walde 267, 269.

Sachalin=Knöterich 249.
Säugen 168.
Salweide 233.
Salz 253.
Salzlecke 261.
Sandsuhle 143.
Sandwicke 245.
Schälen 198.
Schalen 11, 191, 356, 361.
Schadhirsch 77, 328.
Schädelaxe 4.
Schädelbildung 4.
Schädeldach 41.
Schälschaden 260.
Scheinzwitter 112.
Scherzen 367.
Schießen 463; vom Wagen 475.
Schießloch 480.
Schießpferd 476.
Schießvorrichtungen, automatische 281.
Schirm 479.
Schlagen 223.
Schleppe, künstliche 437.
Schloßtritt 364, 371.
Schlund 9, 26, 508, 529.
Schmaltier 7.
Schmeißfliegen 187.
Schnallen 540.
Schnee 471, 537.
Schneepflug 237.
Schnitthaar 19, 512, 517.
Schnüren 358.
Schönheitsfehler 335.
Schrägschuß 511.
Schränken 358, 360.
Schreien 156, 166.
Schrittweite 359.
Schußwirkung 506.
Schutzkratzer 203.
Schutzpersonal 282.
Schwärmen 442.
Schweiß 512, 527, 528.
Schweißarbeit 401. 414.
Schweißhund 394, 499.
Schweißriemen 436, 447.
Schweiß zeigen 435.
Sechser 8.
Setzzeit 10, 169.
Sommerhaar 20, 518.
Spiegel 9.
Spiegelvisier 386.
Spielen 140
Spießer 8, 329.
Spießhirsch 5.
Spitzschuß 511.
Sport 354.
Sprengwirkung 379.
Sprosse 32.
Sprunglatte 216.
Stachelginster 241.
Stammverwahrung durch Reisig 202.
Stangen 8, 41, 45, 46, 558.
Stangenbruch 80.
Stangensuchen 269.
Stauchung 375, 377.
Stechfliegen 186, 485.
Steinfrucht 194, 323.
Stellstab 502.
Stich 533.
Stimme 141.
Stirnbein 45.
Streifschuß 510, 512, 514, 515.
Suhle 142, 263.
Teckel 394.
Terrier 499.
Tertiärformation 5.
Tollwut 175.
Tonnenreifengeweih 329, 339.
Topinambur 245.
Totverbellen 429.
Totverweisen 429.
Tränenbein 4.
Tränengruben 4.
Tränke 250, 258, 260.
Tränken 151.
Tragezeit 168.
Transportkosten 347.
Trennungsscheibe (Demarkationslinie) 36.
Trenzen 158.
Tritonmuschel 470.
Tritt 357, 360.
Trollen 357, 358.
Trupp 7, 144.
Tuchlappen 502.

Übereilen 364, 366.
Überstieg 219.
Uhu 188.
Ungarhirsch 349.
Unterkiefer 529.
Unvereckte Enden 332.

Verbeißen 208.
Verblenden 501, 555.
Verblutung 510.
Verbreitung 170.
Verdauungsorgane 26.
Verhetzt 551.
Verloren suchen 441, 544.
Versand 560.
Verschießen 436, 538.
Verstopfung 178.
Verstreichen der Fährten 290.
Verträglichkeit 144.
Verwerfen 194.
Verwitterungsmittel 281.
Vierballenzeichen 366.
Virginierhirsch 5.
Vorderziemer 556.
Vorhalten 380.
Vorhautödem 176.
Vorschlag 8.
Vorstehhund 394, 499
Vorsuche 429.

Wacholder 229, 241.
Wahlabschuß 326.
Waldfeldbau 247.
Waldgräserei 236.
Waldkorn 242.
Waldplatterbse 249.
Waldwiesen 234.
Wanderungen 145.
Wanst 9.
Wapiti 5, 348.
Wassersucht 176.
Wechselwild 342, 428.
Wedel 8.
Wedelziemer 556.
Wegeverschlüsse 276.
Weichhölzer 212, 230.
Weidloch 9.
Weidmesser 386, 533.
Weidsack 9.
Weidwundschuß 374, 509, 512, 515, 529, 536, 546.
Weißdorn 229.
Weitschießen 384.
Wenden 367.
Widder 126.
Widergang 549.
Widersprung 430.
Wiederkäuer 4, 6.
Wildacker 242, 247, 260.
Wilddieberei 281.
Wilde Erbse 249
Wildfutterpulver 207, 252, 263.
Wildfutterraufe 255, 256.
Wildkalb 7, 311, 313, 320.
Wildleim 212.
Wildmarken 23.
Wildpret 9.
Wildpretgewicht 28.
Wildpretschuß 510, 515.
Wildpretstücke 512.
Wildschaden 272, 273.
Wildschutz 265.
Wild- und Rinderseuche 175.
Wildzählung 288.
Wimpelschlagen 367.
Wind 434, 454 u. f., 483.
Winkell, aus dem 400.
Winterhaar 20, 519, 521, 522.
Winterschälung 199.
„Wisch" 463.
Witzlebengeschoß 380.
Wolf 188, 266.
Wollhaar 21, 37.
Wundbett 540.

Zäpfchen 370.
Zahnbildung 22.
Zahnformel 21.
Zeichen 356.
Zeichnen 512, 513; der Gehöre 348.
Zerlegen 556.
Zertreten 211, 222.
Zerwirken 555.
Ziehen 357.
Zielstab 385.
Ziemer, Zimmer 8, 556.
Zuchtgehege 348.
Zuchthirsch 344.
Zudrücken, mit dem Wagen 476.
Zurückbleiben 364, 365.
Zwang 359, 360.
Zwillingskälber 318.
Zwitter 112, 189.

Berlin, Druck von W. Büxenstein.

Verlag von Paul Parey in Berlin SW., Hedemannstraße 10.

Das Rehwild.

Naturbeschreibung, Hege und Jagd der Rehe in freier Wildbahn.

Von **F. v. Raësfeld,**

Kgl. Preuß. Forstmeister in Born.

Mit 324 Textabbildungen nach Zeichnungen von Karl Wagner.
Ein starker Band in Groß-Lexikonformat. Eleg. geb., Preis 15 Mark.

Dieses schöne Werk bezweckt, durch Zusammenfassung und geordnete Darstellung dessen, was im Leben des Rehwildes von Bedeutung ist, dem Wissensbedürfnis des angehenden wie des gereiften Weidmanns zu dienen, dadurch den praktischen Jagdbetrieb zu fördern und zu veredeln. So ist ein Werk entstanden, das das Entzücken jedes Weidmanns bildet, nicht nur durch den ausgezeichneten, meisterhaft geschriebenen Text, sondern auch äußerlich als Kunstwerk durch die über **dreihundert** Bilder von der Hand des trefflichen Jagdmalers **Karl Wagner.**

Aus der Weidmannstasche.

Jagdliche Zeit- und Streitfragen

von **F. v. Raësfeld,**

Kgl. Preuß. Forstmeister in Born.

Gebunden, Preis 5 Mark.

In belehrender und unterhaltender Weise behandelt der Verfasser nachstehende 10 Fragen. 1. Das Hochwild der Zukunft. 2. Der heilige Dachs. 3. Wildfutterpulver und Lecksteine. 4. Was ist weidmännisch? 5. Beiträge zum Abschuß des Rotwildes. 6. Pürschen oder Birschen? 7. Wildpark oder freie Wildbahn? 8. Zur Schonzeit des Rotwildes. 9. Hirsch oder Hirschmann, Jagd oder Sport? 10. Erfahrungen mit dem 8 mm-Gewehr.

Es wird vielen Weidmännern von großem Interesse sein, über diese vielumstrittenen Fragen die Ansicht eines Mannes zu hören, der über eine so reiche jagdliche Erfahrung verfügt, wie der Verfasser.

Jagdtierkunde.

Naturgeschichte der in Deutschland heimischen Wildarten.

Von **Dr. Ernst Schäff,**

Direktor des Zoologischen Gartens in Hannover.

Mit 168 Textabbildungen. In Prachtband gebunden, Preis 15 Mark.

Jedem, der die Tiere seines Waldes liebt, wird es ein wahrer Genuß sein, in der Schäffschen Jagdtierkunde von ihnen zu lesen, sich über ihre Lebensgewohnheiten, ihre zoologischen Verhältnisse zu unterrichten. Die Kritik hat das Werk den „Jagd-Brehm“ genannt, das höchste Lob, das man ihm erteilen konnte.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Paul Parey in Berlin SW., Hedemannstraße 10.

Die hohe Jagd.

Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage.

Mit 28 Kunstdrucktafeln und 215 Textabbildungen der ersten deutschen Jagdmaler
Groß-Lexikon-Oktav. Über 750 Seiten.

In Prachtband gebunden, Preis 20 M.

Dieses herrliche jagdliche Prachtwerk bildet für jeden echten Weidmann das schönste Geschenkwerk, das er sich denken kann. Der von den ersten Jagdschriftstellern und Kennern des geschilderten Wildes verfaßte Text und Hand in Hand mit ihm die auf höchster künstlerischer Stufe stehende, wahrhaft vollendete Illustrierung des Werkes machen es zum würdigen Gegenstück der Originalausgabe von

Diezels Niederjagd.

Zehnte (Original-)Auflage.

Herausgegeben
von

Gustav Freiherr von Nordenflycht,

Königlich preußischer Forstmeister zu Lödderitz.

Prachtausgabe.

Mit 16 farbigen Jagdhundbildern nach Originalen von H. Sperling, 24 Kunstdruckvollbildern und 314 Textabbildungen. Groß-Lexikon-Oktav. 800 Seiten.

In Prachtband gebunden, Preis 20 M.

Diezels klassisches Meisterwerk des praktischen Jagdbetriebes, von berufenster Hand dem neuesten Stande jagdlichen Wissens und Könnens angepaßt, ist der Lehrmeister ganzer Generationen gewesen und wird es auch für die kommende Generation bleiben. An lebenswahrer Darstellung, an Schönheit und Reichtum der Illustrierung steht es im Verein mit der neuen Auflage der **„Hohen Jagd“** unerreicht da.

„Diezels Niederjagd“ in der Pareyschen Original-Ausgabe und ihr ergänzendes Gegenstück „Die Hohe Jagd“ gehören zusammen in den Besitz jedes echten Weidmannes.

Zur Vermeidung von Täuschungen verlange man stets die **Parey**schen Ausgaben.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

KV-542-281